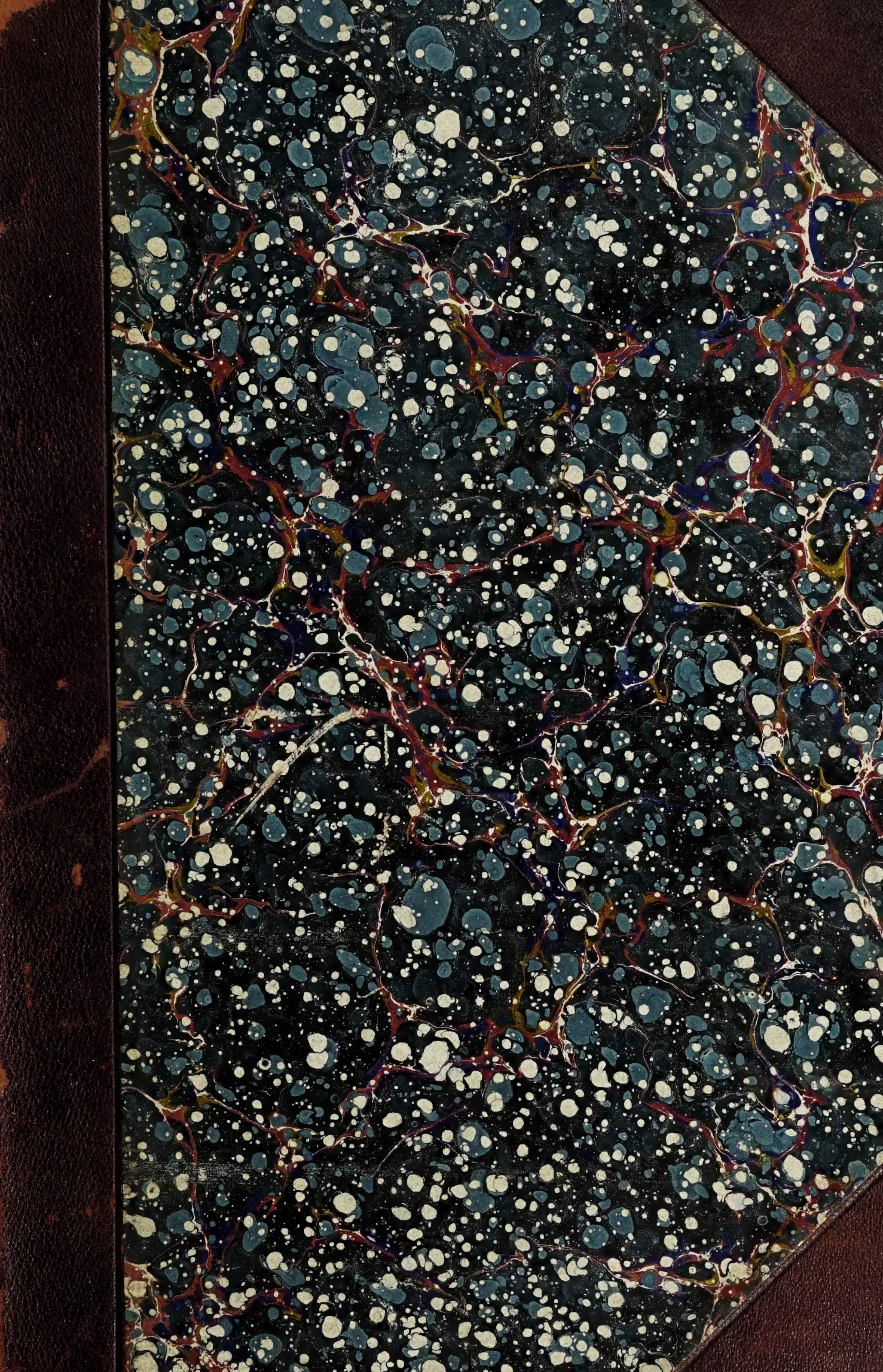
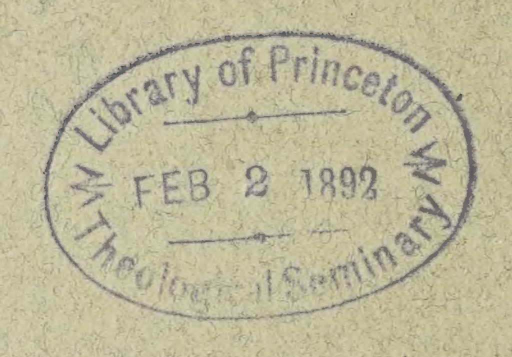
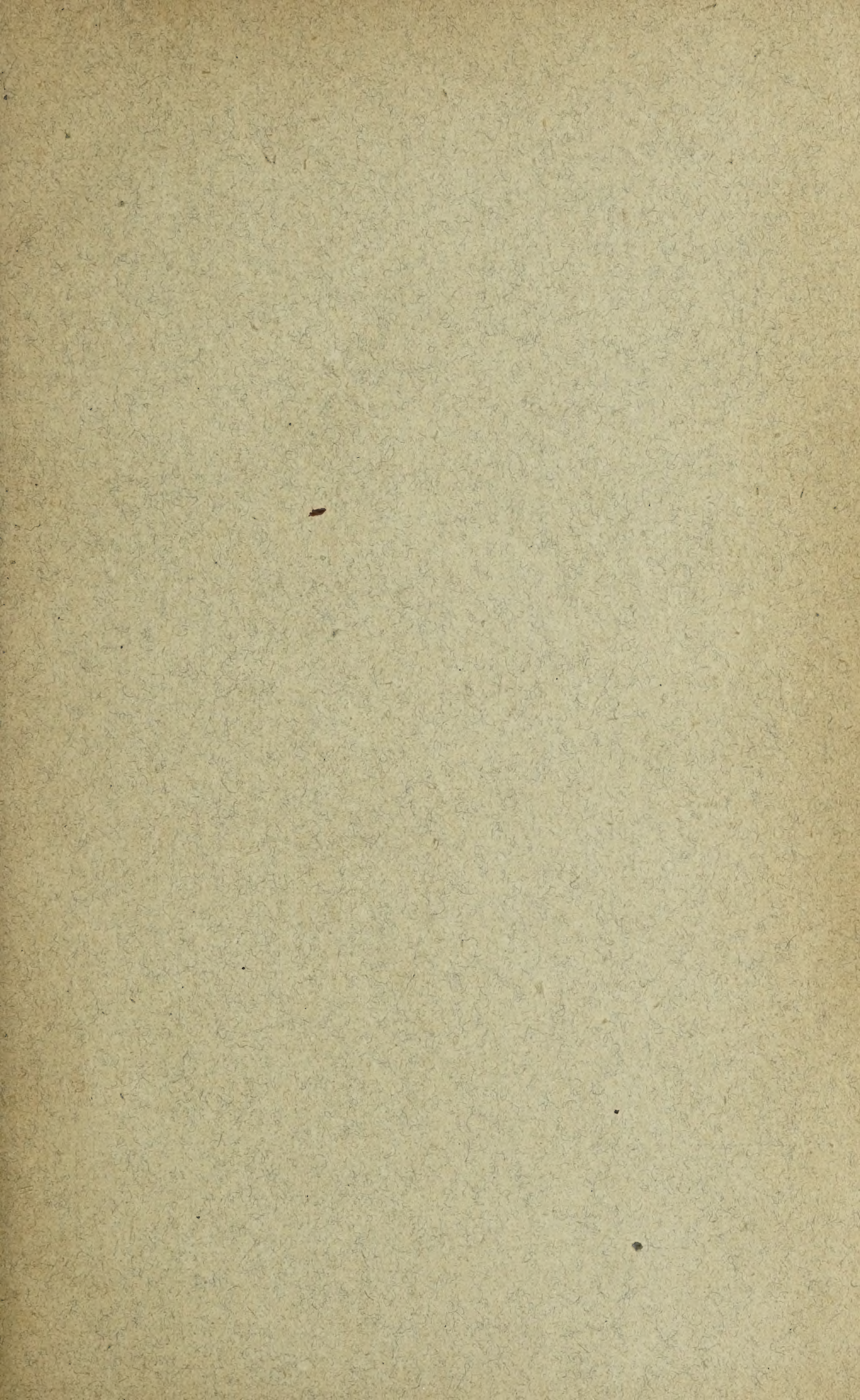
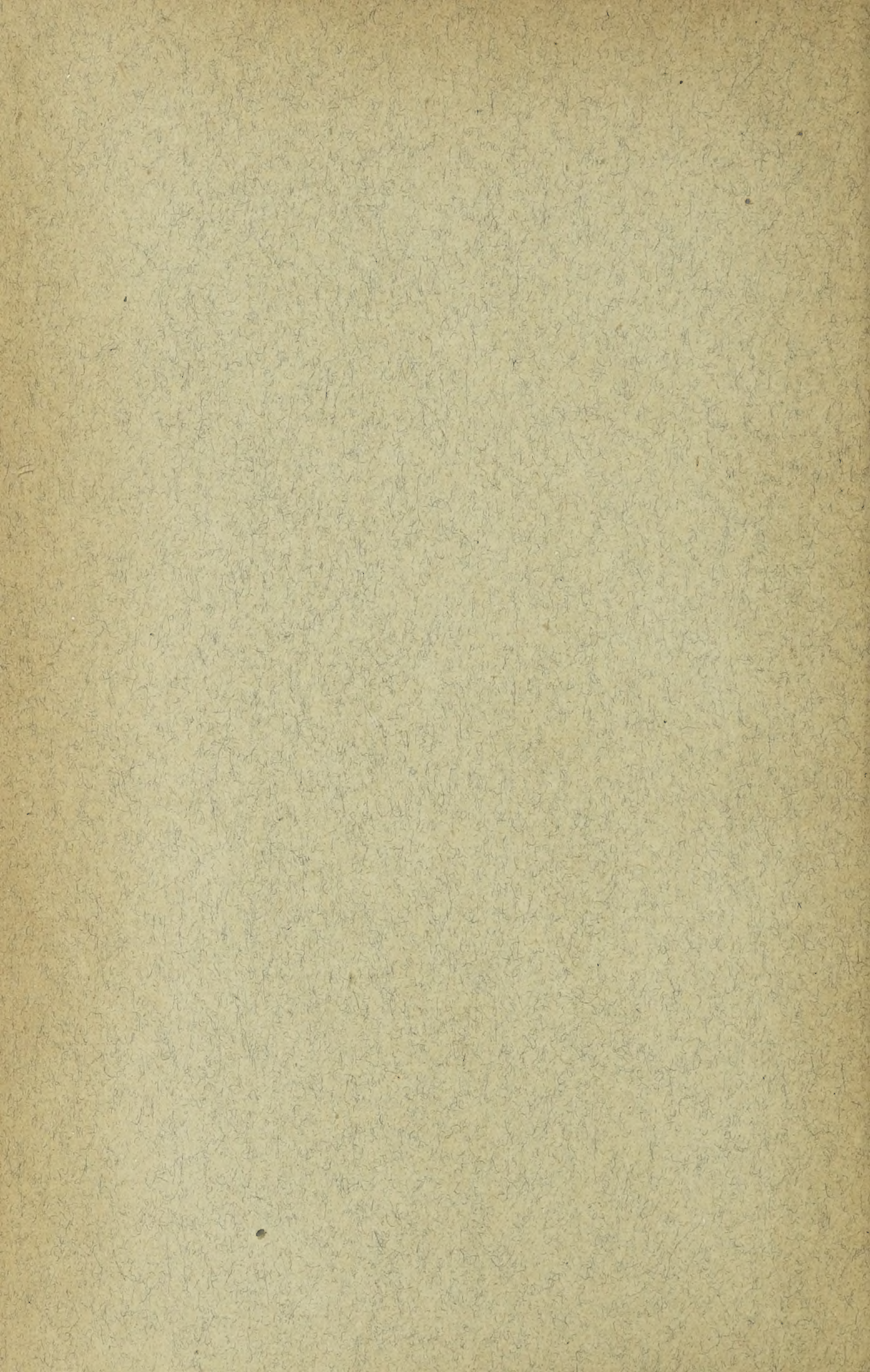
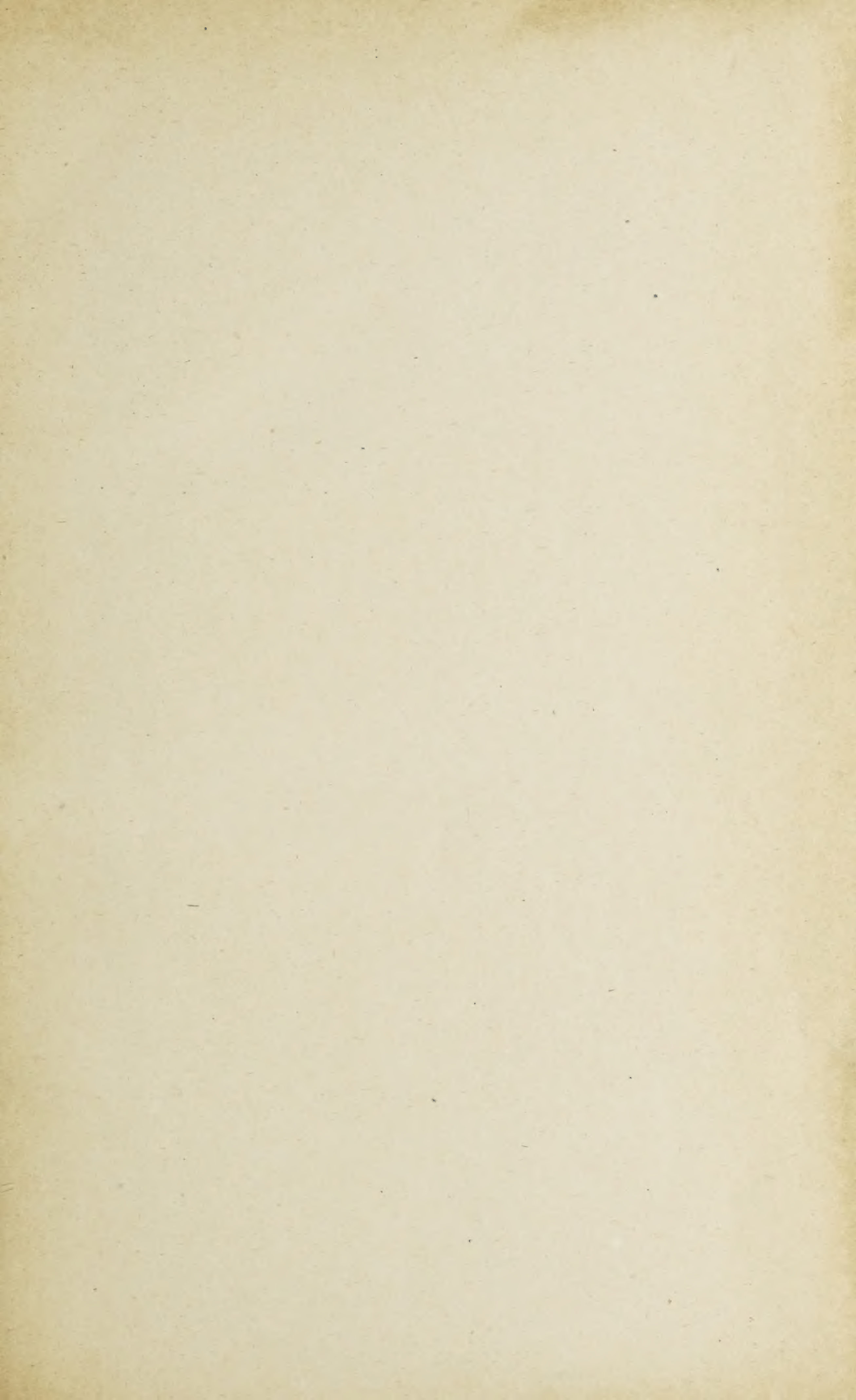
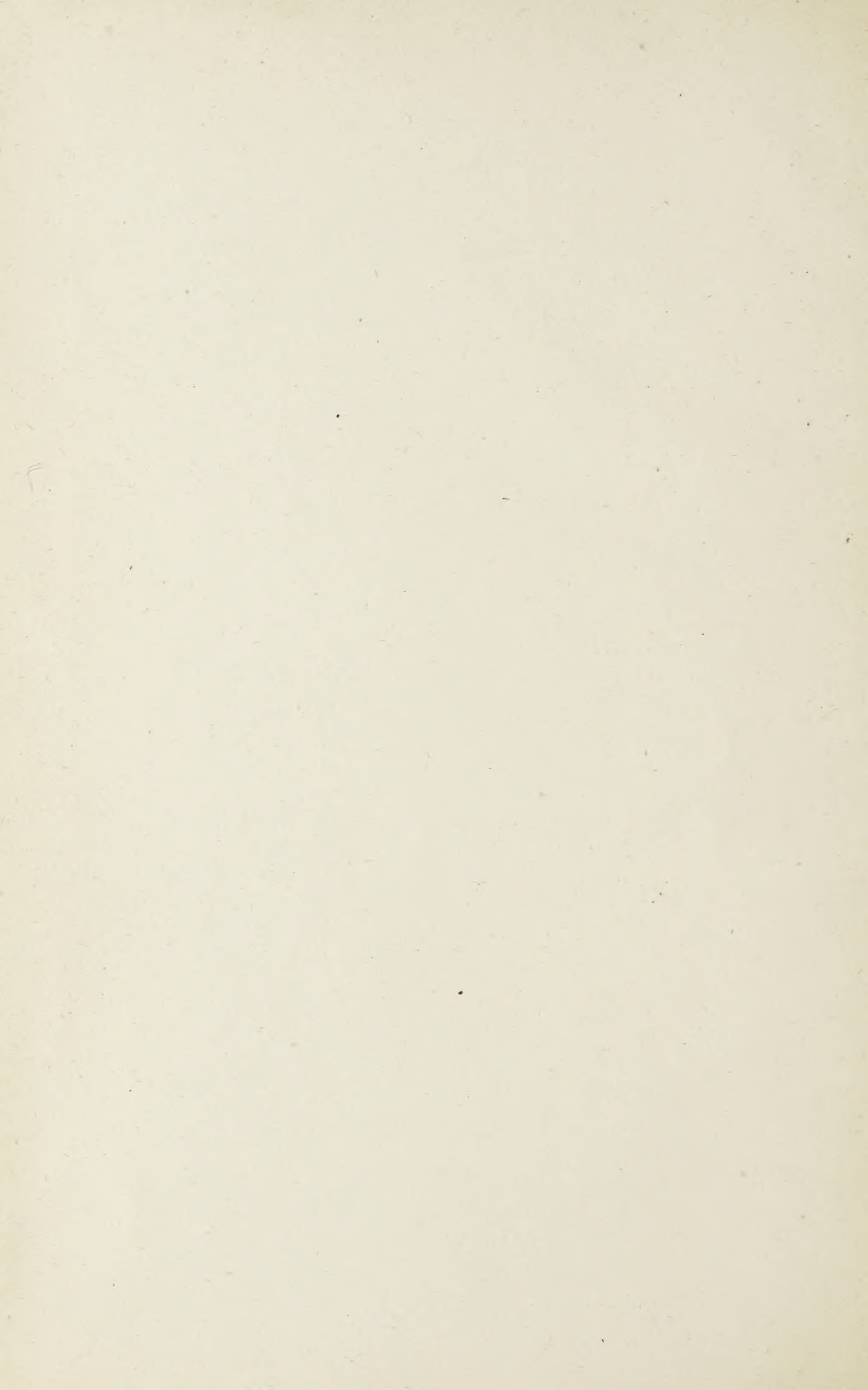


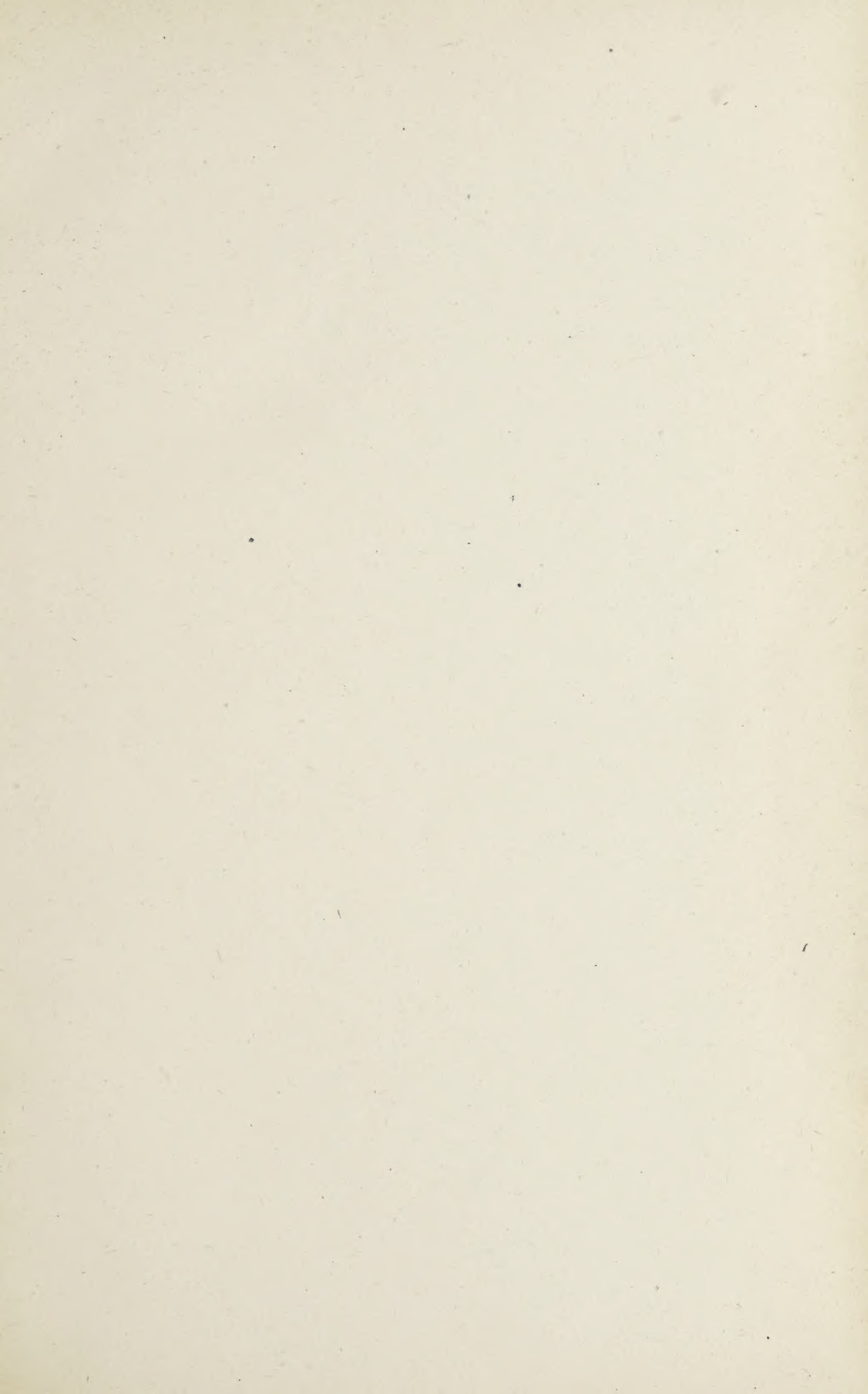

Library of Princeton
FEB 2 1892
Theological Seminary

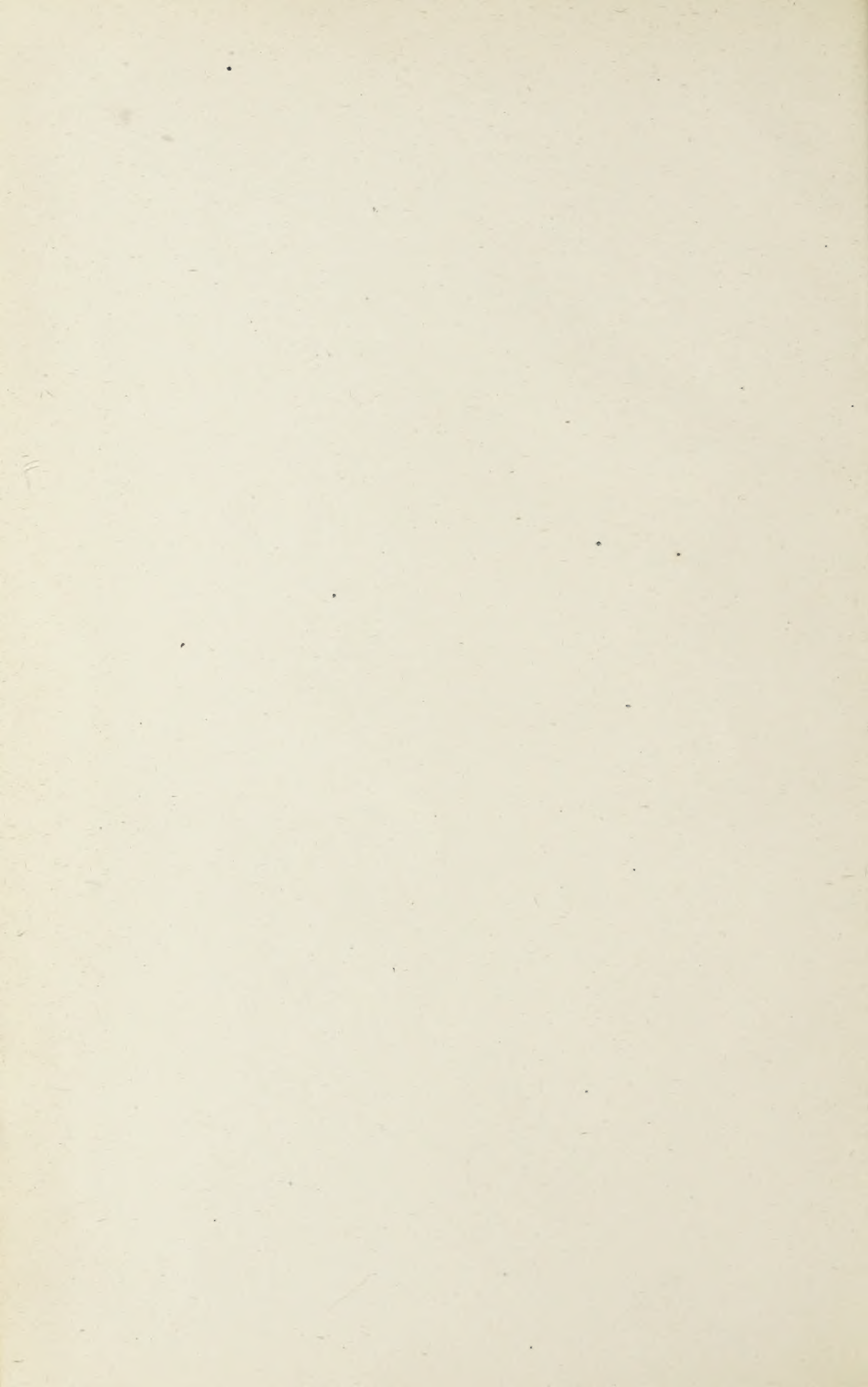


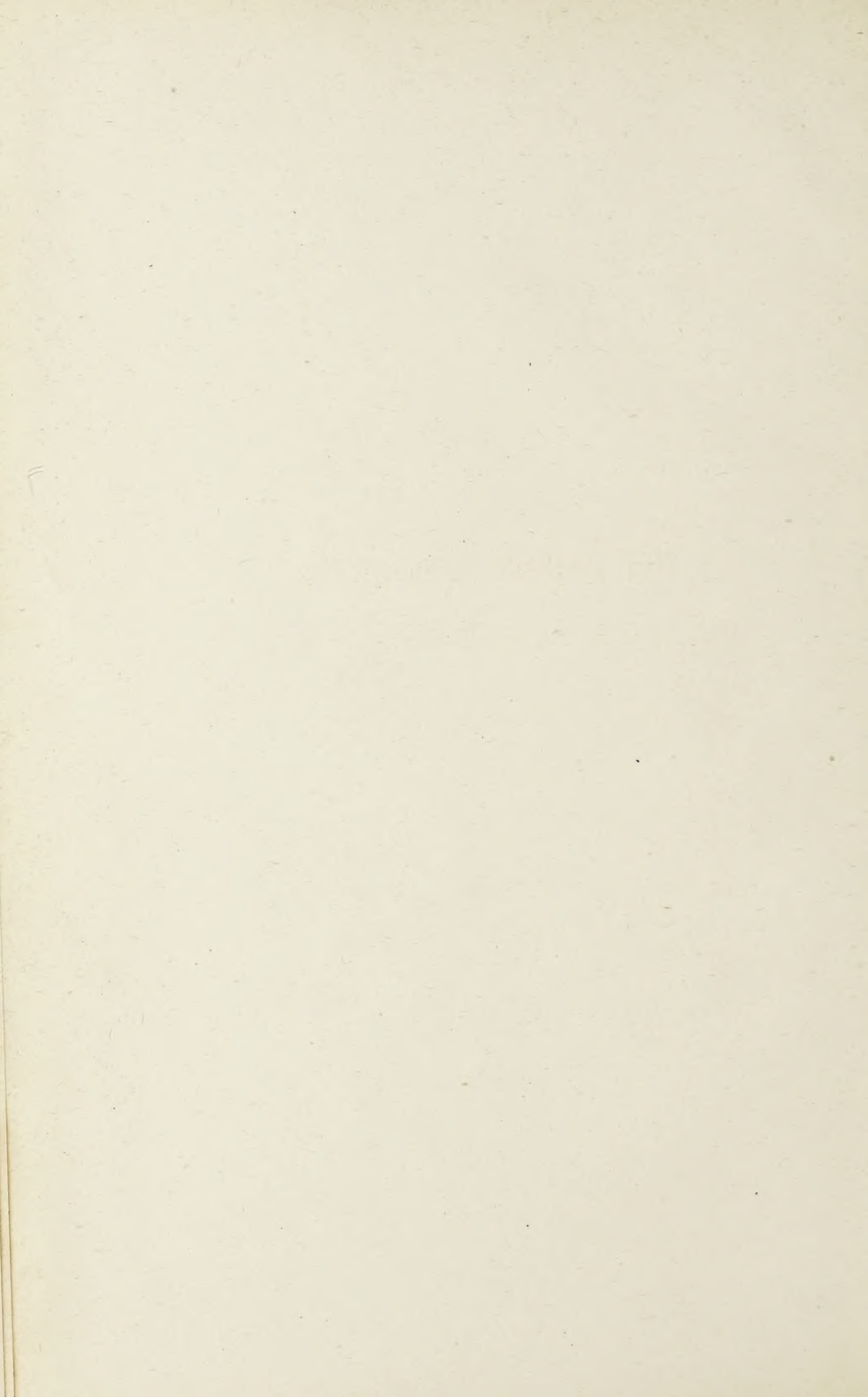












JOH. FRIEDR. HERBART's

SÄMTLICHE WERKE.



JOH. FR. HERBART's
SÄMTLICHE WERKE.

IN CHRONOLOGISCHER REIHENFOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL KEHRBACH.

VIERTER BAND.

LANGENSALZA,
DRUCK UND VERLAG VON HERMANN BEYER & SÖHNE.
1891.



VORREDE

des Herausgebers zu den Schriften des vierten Bandes.

Citierte Ausgaben:

B = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften*, herausgegeben von FR. BARTHOLOMÄI — von SALLWÜRK.
Kl. Sch = J. F. HERBART's *Kleinere philosophische Schriften*, herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
O = Der jemalige Originaltext.
R = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften*, herausgegeben von KARL RICHTER.
SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke*, herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
W = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften*, in chronologischer Reihenfolge herausgegeben von OTTO WILLMANN.



I.

Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie [1813. 1821. 1834. 1837.] S. 1—275.

Nach der chronologischen Reihenfolge hätte dieses Werk als No. XII in Bd. III vorl. Ausg. abgedruckt werden müssen (s. Bd. III, S. XIV der Vorrede), auf Wunsch der Verlagshandlung sollte es aber zugleich mit dem Lehrbuch zur Psychologie abgedruckt werden. Über die Entstehung des Werkes giebt HERBART in den Vorreden zur 2. Ausg. die nötige Aufklärung (s. S. 14 u. 15 und S. 20 u. 21).

Als Anhänge erscheinen:

1. Der Entwurf zur Vorrede der 2. Ausg., S. 18—24.
2. Handschriftliche Bemerkungen, S. 276—294.
3. Die Aphorismen, S. 583—613.

1 und 2, bisher noch ungedruckt, sind entnommen den mit Papier durchschossenen HERBART'schen Handexemplaren der ersten und zweiten Ausgabe (HE 1 u. 2), die sich auf der Königsberger Universitätsbibliothek befinden. Der „Entwurf zur Vorrede" ist dem Handexemplar zur 1. Ausgabe, die „handschriftlichen Bemerkungen" sind beiden Handexemplaren entnommen. Die Papiere des HERBART'schen Nachlasses, aus denen HARTENSTEIN die „Aphorismen" zusammengestellt hat, sind nicht mehr aufzufinden gewesen, und es ist darum der Text von SW zu Grunde gelegt worden. Das Handexemplar der ersten Ausgabe (Msc. 2083) enthält 46, das Exemplar der 2. Ausgabe (Msc. 2081) 31 beschriebene Blätter.

Den handschriftlichen Bemerkungen ist noch eine hinzuzufügen, die sich in HE 2 § 116 (s. S. 185—187) befindet.

Parmenidis Stephanen vide Cic. d. n. D. 1, 11 gehört zum *κοσμ. επ* „*multa ejusdem monstra.*"

Pythagoras, qui censuit, animum esse per naturam rerum omnium intentum et commeantem, ex quo nostri animi carperentur, non vidit distractione humanorum animorum discerpi et lacerari Deum; et cum miseri animi essent, tum Dei partem esse miseram. Cic. d. nat. Deor. 1, 11. War PYTHAGORAS

der älteste berühmte Spinozist, so mag auch ZENO der Stoiker hier als Vorläufer FICHTES im Puncte der moralischen Weltordnung angesehen werden. *Zeno naturalem legem divinam esse censet, recta imperantem, prohibentem contraria. Quam legem quomodo efficiat animantem, intelligere non possumus. Deum animantem certe volumus esse.* Ibid. 1, 14. An dieser Stelle folgen merkwürdige Deuteleyen, die sich die Stoiker erlaubten.

Der Untersatz des ZENO, *nihil mundo melius*, in dem Schlusse, welchen *Cic. d. n. D.* II, 8, angiebt, führt bestimmt auf Pantheismus; auch die andern dortigen Schlüsse; doch wird dies durch das ἡγεμονικόν (ibid. 11) näher bestimmt.

Die Totalität und Einheit der Welt liegt in dem Satze: *nihil est in omni mundo, quod non pars universi sit.* (ibid.) — Die Göttlichkeit der Natur bestimmt näher die Erklärung: *Zeno naturam dicit ignem esse artificiosum ad gignendum progredientem via! ipsius vero mundi natura non artificiosa solum, sed plane artifex, consultrix, provida.. Cic. d. n. D.* II, 22.

Es mufs bemerkt werden, dafs die Citate aus ARISTOTELES, SEXTUS, CICERO, SPINOZA u. s. w. von HERBART nicht immer genau wörtlich, sondern dem Sinne nach zusammengezogen, wiedergegeben werden.

Nachzutragen ist noch, dafs der Aufsatz:

„Ueber den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien"

(S. 271—275), der nur der 2. Ausgabe angefügt ist, in SW nicht dem Texte des Lehrbuchs zur Einleitung etc. beigegeben, sondern selbständig (Bd. 11, S. 396—402,) innerhalb der Ausgabe der pädagogischen Schriften, abgedruckt worden ist. Vorher hatte HARTENSTEIN in KLSCH III, S. 98 ff. den Aufsatz bereits einzeln, (ebenso wie die *Vorrede* zur 1. Ausgabe des Lehrbuchs zur Einleitung etc. [KLSCH I, S. 523 ff.]) zum Abdruck gebracht. In der Ausgabe von HERBART's pädagogischen Schriften von WILLMANN (W II, S. 119—138) ist dieser Aufsatz ebenfalls einzeln ediert worden. In BARTHOLOMÄI-SALLWÜRK's (B) und in RICHTER's Ausgabe (R) fehlt er.

Anmerkungen: S. 105, Z. 3 des 72 ist der Druckfehler des Grundtextes . . „bewiesen zu seyn" statt „bewiesen seyn" stillschweigend verbessert worden. — S. 152 wäre zu der Anmerkung: „die wahre Construction . . ." die wie angegeben in der 3. u. 4. Ausg. fehlt, hinzuzufügen gewesen, dafs dieselbe in der 2. Ausg. als „Anmerkung der ersten Ausg." bezeichnet wird. — S. 200, Anmerkung ist „Bökh" stillschweigend in „Böckh" verbessert worden.

Druckfehler-Verbesserungen: S. 70 in dem griechischen Citate ist zu verbessern εναντιον statt εναντων. — S. 134, Z. 5 der 2. Anmerkung mufs es heifsen „Tugendlehre" statt „Jugendlehre". — S. 183, Z. 9 v. u. der Anmerkung lies: „ihrer Argu-

mente“ statt „ihr Argumente“. — S. 225, Z. 2 der 2. Note mufs stehen: „heifst in der 2., 3. u. 4. Ausg.“ statt „heifst in der 4. Ausg.“

II.

Lehrbuch zur Psychologie. [1816. 1834.] S. 295—436.

HERBART hatte ursprünglich beabsichtigt, wie aus einer Anmerkung in der ersten Ausgabe seines Lehrbuchs zur Einleitung in die Philosophie hervorgeht (s. S. 223 Anmerkung des vorl. Bandes), eine Grundlegung der „spekulativen Psychologie“ herauszugeben. „Statt dessen“, meint HARTENSTEIN, habe HERBART das vorliegende Werk „wohl zunächst durch das Bedürfnifs eines Lehrbuchs für seine eigenen Vorlesungen veranlafst“ erscheinen lassen.

Dafs das „Lehrbuch etc.“ aber nicht der Ersatz für die „Grundlegung“ sein kann, geht aus einem Briefe von F. A. BROCKHAUS an HERBART vom 24. Dez. 1819 hervor. HERBART hatte den Verlag der „Grundlage zur Psychologie“ im Oktober oder November 1819 der Firma F. A. BROCKHAUS angeboten.[1]

Als Ergänzung des Lehrbuchs sind die als Anhang 2 auf S. 613—622 mitgetheilten handschriftlichen Bemerkungen, die sich im HERBART'schen Handexemplar befunden haben, zu betrachten. Da dieses Handexemplar trotz aller Nachforschungen leider nicht mehr aufzufinden war, so ist der Text von SW VII, S. 607—619 zu Grunde gelegt worden. HARTENSTEIN hatte zuerst in KLSCH III, S. 253—264 diese Bemerkungen unter dem Titel „Aphorismen etc.“ mit anderen aus dem HERBART'schen Nachlasse stammenden Beiträgen abgedruckt und dabei die vorliegenden Aphorismen als

---

[1] Der auf das Angebot bezügliche Teil des Briefes an BROCKHAUS lautet (vgl. Altpreufsische Monatsschrift, herausgegeben von REICKE und WICHERT, Bd. XX. 1883. S. 663—663: „. . . . Ew. Wohlgeboren gütigen Antrag zum Verlage Ihrer „Grundlage zur Psychologie“ betreffend, so bedaure ich sehr denselben ablehnen zu müssen, da ich einerseits bereits hinreichend mit Verlags-Unternehmungen beschäftigt bin, und andrerseits es mir scheint, dafs Schriften, wie die gedachte in gegenwärtiger Zeit kein grofses Interesse erregen, ihrem absoluten Werthe unbeschadet. Was SCHOPENHAUER's Werk betrifft, so habe ich dafür gar kein Honorar bezahlt, und mufs dennoch bedauern, es gedruckt zu haben, da die Auflage höchst wahrscheinlich Maculatur wird.“

Auf den Brief von BROCKHAUS bezieht sich HERBART in den Vorreden zur 2. Ausg. des Lehrbuchs zur Einleit. in d. Philosophie (s. S. 13, Z. 6 v. u. und S. 20, erste Anmerk. des vorl. Bandes.) Das Werk SCHOPENHAUER's: „Die Welt als Vorstellung“ hatte HERBART unter dem Pseudonym E. G. Z. im „Hermes“ 1820, (3. Stück) besprochen.

aus dem „durchschossenen“ Handexemplar des Lehrbuchs stammende bezeichnet (s. KLSCH III, S. XI), eine Angabe, die er allerdings bei dem späteren Wiederabdruck in SW nicht wiederholt.

Folgende Verbesserungen sind stillschweigend gemacht worden: S. 326, zweiter Absatz (37) Z. 2 seyen . . . statt seyn (O), S. 354, vierter Absatz (97) Z. 9 v. o. . . . dafs er für . . . statt . . . dafs es für (O).

III.

Ueber den Hang des Menschen zum Wunderbaren. [1817.]
S. 437—447.

Welche Absicht mit dieser an Königs Geburtstag gehaltenen Rede verbunden war, erhellt S. 441. Dasselbe Thema wird von HERBART, wenn auch in einem anderen Zusammenhange, erörtert in dem Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie (s. Anmerkung S. 229 u. ff. dieses Bandes).

Das Manuscript, (Msc. 2056 (4) der Königsberger Universitätsbibliothek) das vorliegendem Abdrucke zur Vorlage gedient hat, besteht aus 15 Bll. Davon sind 26 Seiten beschrieben. Übrigens rühren die Angabe des Titels und die redaktionellen Bemerkungen im Manuscript nicht von HERBART, sondern von HARTENSTEIN her.

IV.

Gespräche über das Böse. [1817.] S. 449—510.

Diese Schrift ist zwar durch DAUB's „Judas Ischarioth“, worin die Existenz eines persönlichen Satans gepredigt wird, veranlafst worden, und gegen dieses Buch gerichtet, verfolgt aber zugleich den Zweck, über das Wesen des Bösen die Ansichten SPINOZA's, KANT's, FICHTE's darzulegen und kritisch zu beleuchten.

V.

Ueber das Verhältnifs der Schule zum Leben. [1818.] S. 511—518.

HARTENSTEIN, der den Vortrag in das Jahr 1816 (s. S. 513 vorl. Bandes) verlegt, ist der Meinung, dafs HERBART „vielleicht weniger aus eigenem Antriebe, als vielmehr, weil der Verfasser bei dergleichen Gelegenheiten oft mit grofser Gefälligkeit die Pflicht des Festredners zu übernehmen pflegte“, den Vortrag niedergeschrieben habe. Allein gegen diese Auffassung hat bereits WILLMANN (W II, S. 53) und zwar mit Recht Stellung genommen.

Es ist vielmehr anzunehmen, HERBART habe nach einer Gelegenheit gesucht, um sich über „das Verhältnifs der Wissenschaft zu Staat und Kirche auszusprechen.“ Die Folgen des Wartburg-

festes von 1817, Bedrohung der Freiheit der Wissenschaft, begannen sich bereits zu zeigen, „andererseits erweckte die Berufung des Freiherrn von Altenstein in das neu errichtete preufsische Unterrichtsministerium, welche unter dem Eindrucke des Reformationsfestes am 3. Nov. erfolgt war, die Hoffnung auf eine günstigere Gestaltung der Verhältnisse. Die Beziehungen des Vortrages auf diese Zeitumstände sind unschwer herauszufinden.“

Die Handschrift Herbart's, (Msc. 2056 [5] der Königsberger Universitätsbibliothek) die vorliegendem Abdrucke zur Vorlage gedient hat, besteht aus 8 Bll. 4⁰. Die teils mit der Feder, teils mit dem Bleistifte beigefügten redaktionellen Bemerkungen rühren von Hartenstein her.

Berichtigung: S. 511 ist in dem Verzeichnis der Drucke vorliegender Schrift vergessen worden: „*R = J. F.* Herbart's *pädagogische Schriften, herausgegeben von* K. Richter *(Bd. II, S. 301—306)*.“

VI.

Pädagogisches Gutachten über Schulklassen. [1818.] S. 519—556.

Die Veranlassung der Schrift ist im ersten Satze derselben angegeben (s. S. 521).

Der genaue Titel der von dem bekannten Germanisten Graff veröffentlichten Schrift lautet: „Die für die Einführung eines erziehenden Unterrichts notwendige Umwandlung der Schulen. Allen, die den Durchbruch einer bessern Zeit befördern können und wollen, zur Beherzigung vorgelegt.“ Die *erste*, 1817 erschienene *Ausgabe* war dem Könige Friedrich Wilhelm III. gewidmet, „damit sie da, wo die Hülfe wohnt, ausspräche, was den Pflanzstätten einer bessern Menschheit Noth thut, und; wenn Sein Scepter nun Gewährung winkt und der Segen, um den ich flehte, einst über die Jugend des ganzen deutschen Volkes und überall, wo deutsches Leben hindrang, sich ergossen haben wird, ein Denkmal sey, dafs auch *dieser* Segen ‚des besten Königs Schöpfung‘ war.“ Die 2. *Ausgabe*, 1818, widmet er „dem Manne (sc. dem Minister von Altenstein), dessen weiser Sorge dieser beste König die Heiligthümer des Volkes, Religion und Bildung anvertraute.“

Da Graff sich an Herbart anlehnte, so lag ihm daran, seine Schrift, die unmittelbar nach ihrem Erscheinen die verschiedenartigsten Beurtheilungen hervorrief, von Herbart geprüft zu sehen. In der Allgem. Literatur-Zeitung, 1818, No. 153 (Junius) bittet er Herbart öffentlich um sein Urtheil. Die Worte Graff's lauten:

„Da meine Schrift: Die für die Einführung etc. nur richtig aufgefafst und gewürdigt werden kann, wenn sie nach HERBART's psychologischen und pädagogischen Ansichten, die ihr zur Grundlage dienen, beurtheilt wird, so ersuche ich diejenigen, die, unbekannt mit diesen Ansichten, mein Buch zur Hand nehmen, vorher HERBART's philosophische und pädagogische Schriften zu studieren. Um aber mit Sicherheit auf dem Wege, den ich betreten habe, fortfahren und Muth fassen zu können, auch die innere Organisation des Unterrichts für die von mir vorgeschlagenen Schulen aufzustellen und durchzuführen, so bitte ich hiemit den Hrn. Professor HERBART, durch eine öffentliche Bestätigung oder Berichtigung der von mir ausgesprochenen Idee eines erziehenden Unterrichts und der darauf berechneten Schulen, das Werk, das er begonnen, zu vollführen, und dem Geiste, den er geschaffen, die Stätte zu bereiten.“

Arensberg, den 3. Junius 1818.

GRAFF.

HERBART antwortete zunächst durch eine kurze Recension, die aber etwas später erschien, als die vorl. Schrift, in der er sich ausführlicher mit GRAFF auseinandersetzte. Die Recension (Leipziger Literatur-Zeitung, 1819, No. 72) lautete:

„In der Zueignung an den Herrn Minister VON ALTENSTEIN unterzeichnet sich der Verfasser als kön. preufs. Regierungsrath zu Arnsberg im Herzogthum Westphalen. Den lebendigen Eifer, womit das Buch geschrieben ist, verräth schon der Titel; etwas weit Seltneres, das eben darum in dieser Zeit des schwachen Lichts bey vieler Wärme, desto mehr Auszeichnung verdient, findet man beym Lesen, nämlich einen Reichthum von Gedanken, und einen Vorschlag, der, soviel Recensent sich erinnert, neu, gewifs aber sehr einfach und natürlich, wenn auch übrigens noch manchem Zweifel unterworfen ist. Da das ganze Werkchen nur 88 Seiten und einen Bogen Vorrede enthält, so wird leicht jeder denkende Pädagog es sich anschaffen und durchlesen können; und hiezu es zu empfehlen wird besser seyn, als einen Auszug daraus zu machen. Denn der Hauptgedanke des Verfassers, entblöfst vom Zusammenhang der Gründe und der weitern Entwickelung, würde als eine Paradoxie erscheinen; wollte aber Recensent ausführlich Gründe und Gegengründe abwägen, so müfste er ein kleines Buch schreiben dergleichen die Blätter sich nicht wollen einverleiben lassen.“ —

HERBART kommt im Jahre 1831, in einer Anfrage, die er in

der Hallischen Literatur-Zeitung, Jahrg. 1831, Intelligenz-Blatt, No. 40, S. 328 (in SW VII, S. 682) veröffentlicht, noch einmal auf das GRAFF'sche System zurück. Die Anfrage, die übrigens die Ausgaben der pädagogischen Schriften von BARTHOLOMÄI-SALLWÜRK, RICHTER und WILLMANN nicht erwähnen, lautet:

„An mein, im Jahre 1818 geschriebenes, pädagogisches Gutachten über Schulklassen, veranlaſst durch Hrn. Reg.-R. GRAFF, bin ich erinnert worden durch das Stück der allgem. Schulzeitung vom 28. December 1830. Dort heiſst es, die Erfahrung bestätige unwidersprechlich die Trefflichkeit des GRAFF'schen Systems. Man beruft sich auf zehnjährige Ausführung in einer Schule in Thüringen. Man will aber die bescheidenen Lehrer dieser Anstalt nicht ohne ihre Erlaubniſs nennen. Ohne nun ihrem Urtheile vorzugreifen, ob es für sie Zeit sei, öffentlich vorzutreten, wird hiemit der Wunsch geäuſsert, von ihrem Wirken und dessen Erfolg genauere Nachricht zu empfangen."

Der Aufsatz in der Allgem. Schul-Zeitung (herausgegeben von E. ZIMMERMANN, Darmstadt, 1830, No. 151—153) bildete eine Entgegnung auf die „sogenannten Anklagepunkte, die der Educationsrath HARTUNG gegen das GRAFF'sche System erhoben hatte." Als ein Einwand gegen HARTUNG wird dann hervorgehoben, daſs in einer Schule Thüringens das GRAFF'sche System bereits seit 10 Jahren erprobt worden sei."

Eine Antwort auf HERBART's Anfrage findet sich in der Allgem. Schulzeitung nicht.

VII.

Ueber die gute Sache.

Gegen Herrn Professor STEFFENS. [1819.] S. 557—579.

Die Veranlassung der Schrift giebt HERBART auf den ersten Seiten an. Der genaue Titel der Schrift von STEFFENS lautet: „Die gute Sache von HEINRICH STEFFENS. Eine Aufforderung zu sagen, was sie sey, an alle, die es zu wissen meinen, veranlaſst durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin" (Leipzig, im März 1819).

ANHÄNGE.

Anhang 1. Aphorismen zur Einleitung in die Philosophie.
S. 583—613.

S. unter I. Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie (s. o. S. VII).

Folgende *Verbesserungen* sind stillschweigend vorgenommen worden: S. 589, Z. 20 v. o. „Lutheraner zu" . . . statt „Lutheraner." — S. 597, Z. 7 v. u. a) „wirkliches Wollen" (in O fehlt a), das aber wegen des folgenden „b) praktische Bedeutung" gesetzt werden mufs. — S. 600, Z. 8 v. u. (des Textes) „genug besitzen" . . . statt „genau besitzen". — S. 609, Z. 18 v. o. „möglichster" . . . statt „möglicher".

Berichtigung: Da dem Abdrucke des vorliegenden Stückes der Text von SW zu Grunde liegt, hätte auch die Seitenangabe von SW eingefügt werden müssen. Aus Versehen ist aber die Seitenangabe von KlSch eingefügt worden.

Anhang 2. HERBART's handschriftliche Bemerkungen nach dem Handexemplar des Lehrbuchs zur Psychologie. S. 613—622.

Vgl. oben unter II. Lehrbuch zur Psychologie. S. IX.

Berlin, März 1891.

Dr. Karl Kehrbach.

Inhalt des vierten Bandes.



I.

LEHRBUCH

ZUR

EINLEITUNG IN DIE PHILOSOPHIE.

[Text nach der 1. Ausgabe 1813 (I), mit Beifügung der Abweichungen der Ausgaben 1821 (II), 1834 (III), 1837 (IV) und der handschriftlichen Bemerkungen in HERBARTS Handexemplaren (HE 1 u. HE 2).]

Bereits abgedruckt in:

SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke* (Bd. I, S. 3—360).
Kl. Sch = J. F. HERBART's *Kleinere Schriften* (enthalten Bd. I, S. 523—538 nur die Vorrede zur 1. Ausgabe).

Der Titel der 1., 2., 3. und 4. Ausgabe lautet:

Lehrbuch
zur
Einleitung
in die
Philosophie,
von
JOHANN FRIEDRICH HERBART,
ordentlichem Professor[1] der Philosophie und Pädagogik
auf der Universität zu Königsberg.

Königsberg,
bey August Wilhelm Unzer.
1813.[2]

Widmung zur ersten Ausgabe:

Sr. Hochwürden
dem
Herrn
D. JOHANN FRIEDRICH KRAUSE,
Consistorialrath, ordentlichem Professor der Theologie,
Superintendenten und Prediger an der Löbenichtschen Kirche
zu Königsberg.

---

[1] »Hofrath und Professor der Philosophie zu Göttingen, Ritter des Königl. Preufsischen rothen Adler-Ordens vierter Klasse.« in der 3. und 4. Ausg.

[2] »1821« in der 2., »1834« in der 3. und »1837« in der 4. Ausg.

Vorwort zur ersten Ausgabe. 1813.

[v] Ihnen zuerst, mein innigst verehrter Herr College, sollen diese Bogen überreicht werden. Nicht darum allein, weil Sie, hintansetzend die eigene Bequemlichkeit, den hier im Umrisse verzeichneten Vorträgen schon zum zweytenmale Ihr Lehrzimmer vergönnen wollten. Vielmehr, der schuldige Dank wird für mich zur günstigen Gelegenheit, in Ihre[1] Hände die Rechenschaft abzulegen, welche über den gewifs nicht gleichgültigen Plan des ersten philosophischen Unterrichts für Studirende, kann verlangt werden. Sie sind Kenner und Freund der Philosophie; und so ernstlich Sie auch die Zudringlichkeiten derer zurückweisen, welche auf unhaltbare Speculationen das äufsere Gepräge kirchlicher Lehren drücken, so vest vertraue ich, dafs Sie weder ein unbefangenes Denken in seinen eigenen Uebungen werden gestört wissen, noch ein System der Philosophie allein nach seinem Verhältnifs zur Theologie beurtheilen wollen. Und mit dieser Ueberzeugung würde ich Ihnen getrost mein Buch darbringen, müfste ich auch wirklich besorgen, Ihnen hier oder dort, sey es in der Lehre oder Lehrart, [vi] anstöfsig zu werden. Aber ich habe Mühe, mir eine solche Besorgnifs vorzustellen. Zwar nicht, als ob ich mich zu rühmen gedächte, durch meine Nachforschungen irgend welche, schon vestgestellte Lehrsätze mit neuen Stützen zu versehen: während die Natur meiner Studien nichts strenger verbietet, als das Hinsteuern auf ein vorgestecktes Ziel! Sondern, um es offen heraus zu sagen, darum, weil ein Anstofs sich gewöhnlich auf beyden Seiten fühlbar macht, — mich aber das Schauspiel Ihres ausgebreiteten Wirkens nicht nur mit der gröfsten, sondern auch mit der reinsten Achtung hat erfüllen müssen. Dafs auf Ihre Stimme das religiöse Gefühl in allen Gemüthern anklingt[2], dafs Sie die Menschen aller Klassen wie durch einen unwiderstehlichen Zauber, der Religion, der Kirche, dem Altare zuwenden: möchte weniger wunderbar scheinen, wenn Ihnen etwas süfs betäubendes, künstlich geschraubtes, priesterlich schreckendes, mit solchen Rednern gemein wäre, von denen die Menge mehr hingerissen und geblendet, als erhoben und erleuchtet wird. Aber ohne Spur von phantastischem oder mystischem Wortkram, und eben so fern von polemischem Eifer, treffen Sie unmittelbar das allgemein-menschliche Religions-Bedürfnifs; und zur sichersten und ent-

---

[1] »Ihre« nicht gesperrt in SW und KlSch.
[2] „erklingt" in SW und KlSch.

schiedensten Wirkung reichen Sie aus mit den einfachen Hülfsmitteln, welche die protestantische Kirche, eine gebildete Sprache, eine lautere Begeisterung Ihnen ungesucht darbieten. Seyn Sie nicht ungehalten, dafs ich öffentlich den ohne[vii]hin öffentlichen Gegenstand berühre! Ihr Beyspiel hilft ja vielleicht auch fern von uns irgend Jemanden trösten, der, ergeben der neuesten Meinung, den protestantischen Cultus an Mitteln zur Erbauung, wer weifs wie arm glaubte! —

Indem Sie mein Buch aufschlagen, würden Sie das, jetzt von so vielen Seiten geforderte: *a Jove principium!* vergebens suchen. Mein Erstes kann es nicht seyn, nach dem in der höchsten Höhe Verborgenen zu greifen; ich würde glauben, dadurch auch diejenigen Untersuchungen zu verderben, wozu der irdische Wohnplatz uns die Data liefert, und uns dringend einladet. Bey mir steht das Kostbarste am Ende, und auch da in einem alten, schlichten Gewande. — Den berühmten *salto mortale* kann ich mir aus speculativen Verlegenheiten erklären; ich begreife, dafs, nachdem die Forschung zwar tief eingedrungen, aber nicht durchgedrungen — und etwas voreilig die Hoffnung, noch künftig durchzudringen, aufgegeben ist, — für ein zartes und fast allzuweiches Gemüth kaum etwas anderes übrig bleiben möge, als, ein Herz zu fassen zu dem rettenden Sprunge. Aber seitdem eine Parthey (und sogar ein Votiren für und wider dieselbe) da vorhanden ist, wo von wissenschaftlicher *Philosophie* kaum etwas anderes als einige Negationen gegen dies und jenes, allerdings unhaltbare System, angetroffen wird: mufs man es laut sagen, dafs die Achtung und Rücksicht, mit welcher in speculativer Hinsicht ein einzelner, höchst ehrwürdiger, Mann billiger[viii]weise beurtheilt wird, in keinem Zusammenhang stehe mit dem Rechte und der Kraft der Speculation, sich durchzuarbeiten durch ihre eignen Irrthümer, und so zugleich für sich selbst und für die religiöse Betrachtung freyere Bahn zu gewinnen. — In der, von Ihnen so genannten, *Naturgeschichte Gottes* erkenne ich eine sehr bunte Ausschmückung eines alten, gewichtvollen Grundgedankens, der zu den Hauptversuchen der Speculation mufs gezählt werden: nämlich der Annahme des absoluten Werden; die mir *als Durchgang* zu weiteren Nachforschungen in der That so unentbehrlich scheint, dafs ich von derselben, nach Ablösung aller Verzierungen, auch in der gegenwärtigen Einleitung Gebrauch gemacht habe. — Wenn aber ein Dritter, um sich mit dem ersten zu vereinigen, unternimmt, das „*reine Gedicht*, das der menschliche Geist seiner Natur nach nothwendig dichtet," in eine *Selbsterkenntnifs* umzustempeln, was für *Offenbarungen* sowohl des Wissens als des Glaubens des Menschen Geist in sich trage, (welchem Verfahren gemäfs man also Sich Selbst nur dann *erkennt*, wenn man an die Versicherung *glaubt*, dem Gedanken in uns entspreche ein Reales *aufser uns*, — denn sonst hielte man diesen Gedanken für keine Offenbarung): so kann ich nicht einmal die Keckheit bewundern, welche hier dem Glauben, dessen Tugend sonst die Demuth zu seyn pflegt, aufgedrungen wird. Denn diese Keckheit beruht sichtbarlich nur auf einer Einbildung, deren Geständnifs wörtlich also [ix] lautet: man habe „*das Wesen*[1] *aller Wissenschaft so klar, ja so durchsichtig befunden,*

[1] „Wahre" in SW und KlSch.

dafs man ihm durchaus bis auf den Boden sehen könne.“* Die vermeintliche Klarheit zu trüben, sollte nun freilich wohl dem vierten Abschnitte dieser Schrift einiges Vermögen beywohnen; der von Anfang bis zu Ende darauf hinweis't, was für schlechte Ausstattung die menschliche Sinnlichkeit und der menschliche Verstand an den sogenannten Formen des Anschauens und Denkens besitzen würde, wenn überall diese Formen etwas anderes wären, als die noch rohen Anfänge der Auffassung des Gegebenen; welche durch die Wissenschaft gar sehr müssen umgebildet und ausgebildet werden. Indessen mache ich nicht Anspruch, Jemanden zu belehren, der von Fichten nichts zu lernen gewufst hat.

Sie erinnern sich hiebey ohne Zweifel an jene eifrige Rede wider *Fichtes und Schellings* „*Kindereyen*“; und auch ich mufs mich leider hier wieder daran besinnen, wegen des Nachklangs am Ende derselben Rede, der Klage über die „*kindliche Teleologie.*“** Ich darf nicht unterlassen, hier gegen alle herabwürdigende Beynamen und Bezeichnungen, womit die Teleologie könnte belegt werden, zu Gunsten deren zu protestiren, bey welchen diese Ansicht wesentlich mit religiösen Ueberzeugungen verflochten ist. Zu der Zahl der[x]selben gehöre ich selbst; und zwar darum, weil ich alles das Wissen, welches sich *über* diese, keineswegs kindliche, sondern spät gewonnene, Sokratische und Platonische Vorstellungsart, *erheben will*, theils übelbegründet und nichtig, theils mit einem Mifsverständnifs behaftet, gefunden habe. Dem Idealismus ziemt es, aber ihm ganz allein, die Teleologie gering zu schätzen; nach seiner Meinung sieht die Vernunft sich selbst im Spiegel, und erstaunt über ihr eignes Bild, indem sie die Zweckmäfsigkeit der Natur bewundert. Ich achte den Idealismus; allein ich finde, dafs seine Principien ihre Widerlegung in sich selbst enthalten. Die abentheuerlichen Hypothesen hingegen, nach welchen die Natur von rohen Erzeugnissen zu immer vollkommenern soll fortgeschritten seyn, achte ich gar nicht; sie gelten mir höchstens für unglückliche Irrtümer, dergleichen im Gefolge des absoluten Werden sich noch manche andere befinden. Wer aber die Endursachen durch die wirkenden Ursachen verdrängt glaubt, irrt eben so sehr, als wer durch Endursachen die Aufsuchung der wirkenden Ursachen entbehrlich machen will. Denn wo etwas *absichtlich veranstaltet* wird, da werden wirkende Ursachen in den Dienst der Endursachen genommen; sie wirken aber dabey nach ihren eignen Gesetzen, als ob keine Endursache sie an diesen Platz gestellt hätte; so dafs der Physiker alle Naturzwecke gar wohl ignoriren, aber darum sie noch keinesweges läugnen darf. —

[xi] Sie sehen nun, wornach Sie zuerst werden gefragt haben, meinen religiösen Standpunkt; der Ihnen, dies wage ich zu hoffen, nicht *darum* schlechter scheinen wird, weil ich von den philosophischen Wortführern dieser Zeit entfernt und verlassen da stehe. In welchem Grade dies letztere der Fall ist, und welche Gegensätze mein Philosophiren gegen die geltendsten[1] Lehrer und Schriftsteller des Tages bildet, war mir natür-

* Von deutscher Philosophie Art und Kunst, S. 27.
** a. a. O., S. 98.

[1] „geltenden“ in SW und Kl Sch.

lich früher und vollständiger bekannt, als irgend einem Andern. Als bey der Erscheinung meiner Hauptpuncte der Metaphysik Jemand nöthig fand, das Publicum zu warnen, es möge ja nicht in dem Büchlein wirklich die Hauptpuncte der genannten Wissenschaft suchen: befremdete mich dies so wenig, dafs vielmehr nur die Flüchtigkeit, womit der in seinen Vorurtheilen befangene Kritiker *gelesen* hatte, mir erklären konnte, warum er nicht noch viel gröfsern Anstofs an dem Buche genommen habe. Wenigstens ist das nämliche Buch dreist genug, seinem Leser anzumuthen, dafs er bey jedem Worte *anstehe* und prüfe, das Einzelne und das Ganze zusammenhalte; dafür hofft es am Ende beynahe Wort für Wort, und in seiner ganzen Gestalt gerechtfertigt zu erscheinen. — Um jeder Ueberraschung zuvorzukommen, sage ich jetzo voraus, man werde bald irgendwo geschrieben finden, diese meine gegenwärtige Arbeit sey keine Einleitung, und das, wohin sie leite, sey nicht die Philosophie.

[XII] Wie könnten diejenigen anders urtheilen, die der Meinung sind, dafs ich „Widersprüche in die metaphysischen Begriffe hineingelegt habe, statt sie darin zu entdecken.“ Man hat mir diesen Vorwurf gemacht, ihn wiederhohlt, und sich auf die Wiederhohlung berufen; Sie, mein Hochverehrter! haben dies gelesen; und ich selbst mache hiemit öffentlich unter Ihren Augen meinen Zuhörern davon die Anzeige, damit sie um so aufmerksamer Schrift und Vortrag prüfen mögen. Nur die Ehre der ersten Entdeckung jener Widersprüche, (oder des ersten Hineinlegens, wie man will,) darf ich mir nicht zueignen; diese gebührt den Alten, vorzugsweise den Eleaten und dem Platon; und, was die Widersprüche im Ich anlangt, Fichten.

Nun aber giebt es unter uns Personen, welche über den Alten sich weit erhaben fühlen, und denen es zum Aergernifs gereicht, dafs Fichte seinen Namen in die Geschichte der Philosophie so vest und tief hineingezeichnet hat. Ich weifs nicht — sind sie begeistert von der Philosophie Kants, oder berauscht vom Hefen des Kantianismus: — genug, ihre Stärke äufsert unter andern sich darin, dafs sie Widersprüche auszulöschen glauben, indem sie von den Gesetzen und Bedingungen reden, unter denen die menschliche Erfahrung entsteht. Nach ihrer Meinung *dürfen* natürlich in Raum und Zeit, in den Begriffen von Substanz und Ursache, keine Widersprüche gefunden werden; — es wäre ein Unglück, wenn Jemand dergleichen fände, — *denn* diese For[XIII]men sind nun einmal unabänderlich im Gemüth; und es giebt keine andre Wahrheit als durch den Gebrauch und die Erkenntnifs derselben. Daher mufs man die Augen zudrücken, wenn Fehler, oder gar Ungereimtheiten in diesen Formen nachgewiesen werden; man mufs ein Buch worin dergleichen behauptet wird, so leichtsinnig als möglich lesen, aber nachdrücklich genug darüber sprechen, damit der Ketzerey bald gesteuert werde. Ich dürfte dagegen zu bedenken geben, dafs, wenn Einige nicht sehen können oder nicht sehen wollen, Andre damit nicht blind werden. Wofern daher Jene auf die Länge Recht behalten wollen: so möchte wohl nöthig seyn, an die, in der letzten Hälfte des gegenwärtigen Buchs von allen Seiten nachgewiesenen Widersprüche, die gehörige Sorgfalt zu wenden, um zu versuchen, ob sich deren Auf-

lösung auf einem kürzeren und [1] bessern Wege will erreichen lassen, als durch die von mir angegebenen Mittel. Dabey ist denn vor allen Dingen zu verhüten, dafs man nicht *aus einem Widerspruch in den andern verfalle;* wie dieses einem Recensenten begegnet ist.*

[XIV] Um aber den Personen, mit denen ichs zu thun habe, mich über den Streitpunct verständlicher zu machen: mufs [2] ich mich auf einen Augenblick bequemen, ihre Sprache zu reden. Und da sie von den *Vermögen,* die wir *haben,* so viel zu erzählen wissen: so nehme ich denn einmal an, dafs dem Menschengeiste zwey Formen der Sinnlichkeit, zwölf Kategorien, u. s. w. ursprünglich inwohnen; und dafs er dieselben in sich antreffe, indem er auf sich reflectirt. Nun aber behaupte ich weiter, dafs durch die Reflexion auf jene Formen es dem Menschen möglich werde, dieselben zu prüfen, — oder, um in die mir ungeläufige Redensart zurückzukehren, dafs der Mensch *aufser* jenen Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes *auch noch das Vermögen habe,* dieselben Formen einem weiteren, und zwar einem kritischen Nachdenken [XV] zu unterwerfen. Die Folge vom Gebrauch dieses Vermögens ist die Auffindung der erwähnten Widersprüche; und die Folge dieser Auffindung, — ist zwar nicht ein Abweichen der gemeinen Erfahrung, der *ersten Auffassung gegebener Gegenstände,* von ihren bisherigen Bestimmungen, — aber sie ist eine sehr starke Reform der *Ueberzeugungen,* welche der *denkende* Mensch bey sich vestsetzt, und bey denen er sich beruhigt. Darum kann es Menschen geben, die Kants Schriften lange und viel gelesen haben, auch sich derselben nie ohne Ehrerbietung erinnern, — und dennoch nicht Kantianer sind. Jene aber mögen sich darüber erklären, ob der menschliche Geist etwan [3] auch dann *nach* Kategorien denke, wenn er *über* die Kategorien denkt? ** Oder ob etwan die Verwöhnung, immer nur von Formen und Gesetzen des menschlichen Geistes und von Schranken des Erkenntnifsvermögens, zu

---

* Der Leipziger Recensent meiner Abhandlung *de attractione elementorum* versucht den Widerspruch im Begriff der *vis transiens* dadurch zu beseitigen, dafs er behauptet, meine Hypothese, *A* und *B* seyen von einander unabhängig, sey hier nicht am Platz; und aus ihr eben entstehe der Widerspruch. Es ist ihm entgangen, dafs, wenn die Hypothese wegfällt, der Begriff des *transire*, wovon eben die Rede seyn sollte, zugleich verschwindet; und ein andrer Widerspruch an die Stelle tritt. *A* und *B* sind nämlich alsdann nicht selbstständig, folglich nicht *zwey* Reale; statt ihrer entsteht eine unbekannte Einheit für beyde, und dieser müfste das *gemeinschaftliche Seyn beyder* zugeschrieben werden. In diesen Unbegriff sind Spinoza und Bruno verfallen, während sie das Ungereimte der *vis transiens* eben so richtig als Leibniz erkannten. Man kann hiebey S. 135 dieses Buchs vergleichen. Übrigens ist es ein starkes Zeichen des Misverstehens, wenn Jemand nicht einsieht, wie sich meine Theorie von Störungen und Selbsterhaltungen von der Annahme der *vis transiens* unterscheide.

** Gerade indem Kant die Kategorien sammt Raum und Zeit als blofse Formen unseres Erkenntnifsvermögens darstellte, machte er sie zum Gegenstande einer neuen, von ihnen *unabhängigen* Reflexion; wie sich schon in der Vorstellung von Dingen an sich zeigte, durch deren Ahndung selbst, jene Schranken überschritten wurden. Er unterliefs aber, dasjenige Wissen zu entwickeln, welches eben aus der begonnenen Reflexion auf die Formen der Erfahrung hervorgehn mufs.

---

[1] „oder“ in SW und Kl Sch.

[2] „so mufs“ in SW und Kl Sch.

[3] „etwan“ fehlt in SW und Kl Sch.

reden, es endlich dahin bringe, *daſs man sich alle möglichen Ungereimtheiten gefallen lasse, sobald man das Gesetz einzusehen glaubt,* [XVI] *wornach der ungereimte Gedanke sich in unserm Kopfe befindet?* — *Woher* uns Raum und Zeit, woher die Begriffe von Substanz und Ursache kommen: darüber glaube ich auch etwas zu wissen, und vielleicht selbst[1] etwas mehr, als die Kantische Philosophie davon lehrt; aber diese psychologische Untersuchung hat bey mir nicht den geringsten Einfluſs auf die Frage, bey welchen Ueberzeugungen über jene Gegenstände, es sein Verbleiben und Bewenden haben könne und solle.

Vielmehr, ich bin der Meinung, daſs im speculativen, wie im moralischen, der Mensch, der in sich einkehrt, sich selbst und sein eignes Denken im Argen liegend antreffe; dergestalt, daſs es nothwendig werde, den Entschluſs zur Besserung zu fassen. Wer aber seine Verkehrtheit liebgewinnt: — „wer Ein Laster liebt, der liebt die Laster alle;" — und wer Einen Widerspruch zuläſst, der lernt bald am sanftesten schlafen in ganzen Nestern von Ungereimtheiten. Auch ist kein Unterschied des Besseren und Schlechteren[2] mehr wichtig, sobald man einmal die Sorge nicht kennt, sich gesunde Begriffe zu verschaffen. Sollen einmal die Knoten nicht aufgelös't werden, so ist es einerley an welche Stelle in dem ganzen Gewebe sie hingeschoben werden. In speculativer Hinsicht wenigstens gilt es dann gänzlich gleich, ob man mit SPINOZA die Gottheit aus Denken und Ausdehnung zusammensetze, oder mit den Materialisten die Seele aus Atomen, oder mit KANT die Materie aus Repulsion und Attraction; ob man [XVII] den Ursprung der Erkenntniſs aus schwingenden Gehirnfibern, oder aus einer Selbstentwickelung der Seele, ob man den Ursprung des Bösen aus der Freyheit, oder aus dem Schicksale erkläre. Alle Glieder des Trilemma, welches der Veränderung entgegensteht, sind nun gleich gut; man mag nach auſsen wirkende Kräfte, oder Selbstbestimmungen, oder absolutes Werden, jedes nach Bequemlichkeit, auch eins neben dem andern, oder alles Dreyes mit einander annehmen. Soll eine Virtuosität in dieser Art erreicht werden, so sehe ich nicht, wie sich noch Jemand weigern kann, Herrn SCHELLING den ersten Platz einzuräumen; dieser ist der erste und einzige, welcher metaphysischen Unsinn mit wahrer poëtischer Freyheit zu mischen und zu formen weiſs; so daſs durch ihn die Philosophie in den Rang jenes berühmten GÖTHEschen Mährchens von den goldschüttenden Irrlichtern und dem mächtigen Schatten des Riesen ist erhoben worden. — Weniger Genie, und mehr Nachbeterey, bey gleicher Unfähigkeit, das Denkbare vom Undenkbaren zu unterscheiden, sind schlechte Gründe, sich über jenen zu erheben.

Ich aber fühle bey solcher Schmach, in welche die Philosophie ist hinabgestürzt worden, mich doppelt berufen, empfängliche junge Männer unmittelbar in jene Zeit zu versetzen, da Metaphysik *ursprünglich* aus den Bedürfnissen denkender Männer sich erzeugte. Das Alterthum hat den HOMER für die Erziehung; es hat den HERAKLIT, den PARME[XVIII]NIDES, den PLATON für die philosophische Vorbildung. Nimmer werde ichs be-

[1] „selbst" fehlt in SW und KL.SCH.
[2] „des Schlechtern und Bessern" in SW und KL.SCH.

reuen, als Erzieher und als Lehrer gleich beym ersten Beginnen meines Thuns, aus diesen Quellen geschöpft zu haben; nimmer aufhören, dahin die Bedürftigen zu verweisen. Das *nonum prematur in annum* ist an dem Plane zu dieser meiner Einleitung gerade erfüllt; ununterbrochene mündliche Vorträge haben manches daran modificirt; und noch jetzt würde ich mit Freuden jeden Wink zu Verbesserungen benutzen, falls sich Männer darüber äufsern wollten, deren Rathschläge sich meine Achtung erwerben könnten. Von der öffentlichen Kritik so etwas zu *erwarten*, verbieten mir fast alle Erfahrungen dieser Art, die ich an[1] meinen literarischen Versuchen, von den Anschauungsübungen bis zur Abhandlung über die Elementar-Attraction, gemacht habe. Im Begriff, noch einiges Nähere zur Auskunft über den Plan und die Hauptrücksichten dieser Einleitung hinzuzufügen, empfinde ich lebhaft, wie wohl es thut, dafs ein einzelner, würdiger Mann, zu dem ich reden könne, — dafs *Sie*, mein verehrtester Herr College! mir vor Augen schweben.

Kaum darf ich Ihnen sagen, dafs mir von jeher die Aufgabe, zur Philosophie vorzubereiten, als ein didaktisches Problem, didaktischen Regeln unterworfen, erschienen ist. Anfängern ohne Vorbereitung mein eignes System vorzutragen, reimte sich weder mit meinen Begriffen von Lehrkunst, noch mit meinem Respect von[2] der ersten Empfänglich[XIX]keit jüngerer Zuhörer, noch endlich mit dem Gefühle, das mich antrieb, die Früchte meiner sorgfältigsten Nachforschungen nur denen mitzutheilen die mich verstehen könnten. Anfänger denselben Weg zu führen, den ich gekommen war, — sie so zu lehren wie ich gelernt hatte, — davor warnte mich ebenfalls, als vor der gemeinsten Verwöhnung, meine eigene didaktische Regel; es warnte mich überdies die Einsicht in das Armselige der Wolffischen Lehre, welche die eigentlichen[3] Schwierigkeiten zudeckt ohne sie zu berühren; und in das Beschränkte der Kantischen und Fichtischen Vorstellungsarten, wodurch allen Untersuchungen von Anfang an die psychologische Richtung ertheilt wird, und dieselben allen den Täuschungen und Erschleichungen Preis gegeben werden, durch die man sich einbildet das Dunkel unseres Inneren in Begriffen von ursprünglicher Klarheit und Bestimmtheit auffassen zu können. Meine Absicht mufste seyn, die Hauptprobleme in ihrer einfachsten Gestalt zu zeigen; neuere Systeme konnten dazu schon ihrer Weitläuftigkeit wegen nicht taugen; denn wenn man dem Anfänger die Unrichtigkeit des ersten Grundgedankens gezeigt hat, so nützt es ihm wenig, noch durch das ganze Labyrinth der daraus entsprungenen, oder dahinein gemischten[4] Irrthümer geführt zu werden. An die Alten hätte ich demnach mich gewiesen finden müssen, auch wenn nicht längst zuvor das ganz ähnliche pädagogische Problem, der früheren Jugend gesellschaftliche Verhältnisse in ihren einfach[XX]sten Elementen auf eine würdige und das Gemüth ansprechende Weise vorzuführen, mich die Kraft des HOMER hätte erproben lassen; in dessen Gegend mich abermals umzusehn mir nahe genug gelegt war. Es kam also darauf an, die klärsten

---

[1] „zu" in SW und KL SCH.
[2] „vor" in SW und KL SCH.
[3] „eigenthümlichen" in SW und KL SCH.
[4] „eingemischten" in SW und KL SCH.

speculativen Hauptgedanken, welche zu nachmaligen Systemen den Keim enthalten, aus der ältesten Geschichte der Philosophie[1] hervorzuziehn; das eigentlich Historische in Schatten zu stellen; und das blofs Paradoxe, was die noch nicht durch feinere Physik geleitete Phantasie sich zur Ausschmückung erlaubt hatte, ganz abzustreifen; die Speculation selbst[2] aber, als aus der Natur der Dinge frisch hervorgehend, zu verjüngen, und sie in solchem Schwunge darzustellen, dafs die einzelnen Gedanken sich *im Zusammenhange* (obschon nicht in systematischer Gebundenheit, die dem Anfänger nicht zusagt, vielmehr den Hauptvorträgen der Wissenschaft vorbehalten bleibt,) entwickeln möchten. Der freyeste Gebrauch des historischen Stoffes verstand sich dabey von selbst, und es mufste nicht blofs erlaubt seyn, Neueres gelegentlich dem Alten beyzumischen, sondern auch Begriffe schärfer zu bestimmen, Untersuchungen vollständiger vorzutragen, endlich die Auflösung durch die Zweifel und Aufgaben, die Wahrheit durch den Irrthum durchschimmern zu lassen. Dieses letztre besonders habe ich erst spät und nach manchen Versuchen in seiner ganzen[3] Wichtigkeit erkannt. Es giebt ein gewisses Mafs, in welchem der Anfänger es verträgt, in Ungewifsheiten sich zu bewegen; über[XXI]schreitet man dieses, so entsteht nur zu leicht Verdrufs, und Mistrauen gegen den Lehrer und die Wissenschaft. Auf der andern Seite ist das *Erzählen aus dem eignen System* beynahe gänzlich unstatthaft; der Zuhörer mufs aus den ihm schon bekannten Untersuchungen selbst vermuthen, dafs an *der* und keiner andern Stelle, als wohin der Vortrag von ferne zeigt, die Wahrheit liegen müsse. Dieser Umstand bindet denn allerdings die Einleitung zum Theil an das System des Lehrers; wiewohl immer noch ein grofser Theil übrig bleibt, der bey allen Systemen derselbe seyn sollte, und über welchen man sich einverstehen könnte, ohne zuvor die philosophischen Streitigkeiten selbst geendigt zu haben. — Sie sehen nun, Verehrtester, dafs die Untersuchungen des vierten Abschnittes eigentlich den Stamm dieser Einleitung gebildet haben; ein Stamm, der sich allerdings schöner und gröfser hätte ausbreiten können, wenn, der ersten Idee und den früheren Ausführungen gemäfs, den Vorbegriffen der praktischen Philosophie, als einem Erzeugnifs des SOKRATES, und der Logik als einer Erfindung des ARISTOTELES, ihre historische Stelle geblieben wäre. Ungern, aber überzeugt von der Nothwendigkeit, habe ich hierin den anfänglichen Plan geändert. Das Ganze, am historischen Faden fortgeführt, wird zu weitläuftig; der mündliche Vortrag während eines halben Jahres dehnt die Glieder zu sehr auseinander; der Anfang wird zu schwer und das Ende zu leicht. Ueberdies verhehle ich nicht, dafs mein Selbstvertrauen mit den Jahren gewachsen ist, und dafs ich mir jetzo herausnehme, was ich mir früherhin versagen wollte, nämlich an die so sehr streitige, aber für mich schlechthin evidente, Zerlegung der Philosophie in die drey völlig verschiedenen Wissenschaften: Logik, Aesthetik, Metaphysik, die Zuhörer gleich von Anfang an zu gewöhnen; und sie dadurch gegen zahllose Irrthümer zu schützen, welche blofs durch

[1] „der Philosophie“ fehlt in SW und Kl Sch.
[2] „selbst“ fehlt in SW und Kl Sch.
[3] „ganzen“ fehlt in SW und Kl Sch.

leidiges Verkennen dieses Unterschiedes in allen Systemen bisher entstanden sind. Es ist mir ziemlich einerley, ob ich die allgemeine Anerkennung dieses Unterschiedes noch erleben werde; ich weiſs daſs ich recht habe.

„Wie," werden Sie fragen, „kommt das so unsäglich gemisbrauchte Kraftwort des SPINOZA, *veram philosophiam me intelligere scio*, was heut zu Tage Jeder sich zueignet, auch hier wieder zum Vorschein? Und in dieser Einleitung, welche versprach, die erste Empfänglichkeit jüngerer Zuhörer zu respectiren? — Wenn die Principien der praktischen Philosophie in die Aesthetik verwiesen werden, ist diese Behauptung weniger der reifen Prüfung bedürftig, ist der Gegenstand minder wichtig, und soll der Lehrer sich weniger scheuen, *hierin* seine Zuhörer an seine individuelle Vorstellungsart zu gewöhnen, als in speculativen Gegenständen?"

Erlauben Sie mir, hierauf folgendes zu erwiedern: Erstlich hängen, zwar nicht die wahren [XXIII] Principien der praktischen Philosophie, wohl aber die Streitigkeiten darüber, so sehr mit metaphysischen Fragen zusammen, daſs man denjenigen schon nicht unempfänglich für andre Ansichten jener Principien machen *kann*, dessen Geistesfreyheit man im Speculativen gehörig schont, — dessen Prüfungsgeist man auf die nachdrücklichste Weise aufregt. Ueberdies gehört der Gegenstand zwar zu den wichtigsten, aber nicht zu den schwersten; er gehört zu denen, wobey man es wohl versuchen darf, ob der Zuhörer durch die unmittelbare Evidenz dessen, was man ihm unverkünstelt und ohne captiöse Wendungen gerade vor die Augen stellt, werde getroffen werden. Auf keinen Fall kann sich die Einleitung, welche alle Haupttheile der Philosophie berühren soll, hiebey lange aufhalten; sie muſs kurz, und doch ins Innere dringend, die Grundgedanken der praktischen Philosophie anzeigen. Endlich aber — gesetzt, daſs ja mein Vortrag in diesem Puncte eines Gegengewichts bedürfte, um in seinem Kreise nicht nachtheilig zu wirken, — so ist ja dieses Gegengewicht in den besten Händen, worin es seyn kann; es ist in den Ihrigen! Ihr akademischer Beruf steht gerade hier mit dem meinigen unmittelbar in Berührung! Ihre Auctorität übertrifft die meinige, Ihre Gründe können nicht schlecht, das Maaſs aber und die Art, wie Sie beydes gegen mich gebrauchen werden, kann nicht anders als höchst vortrefflich und der Würde Ihrer Person ganz angemessen seyn. Auſserdem darf ich mir Ihre freundschaftli[XXIV]chen Erinnerungen über diese meine ganze Einleitung versprechen; und ich hoffe durch deren Aufnahme und Benutzung Ihnen darzuthun, daſs, wenn ich Anmaaſsung und Unverstand bald schweigend verachte, bald mit einigem Nachdruck abwehre, [1] ich mich darum nicht im geringsten gegen wohlgemeinte Bemerkungen, vollends gegen überzeugende Gründe verschlieſse.

Königsberg, am 14. December 1812.

---

[1] „erwiedere", in SW und KL SCH.

[III]

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Wenn über das Bedürfnifs und die Anordnung einer Einleitung in die Philosophie, ungleiche Ansichten Statt finden, so darf man sich darüber nicht wundern, da in dieser Wissenschaft, und in Ansehung ihrer, die verschiedensten Meinungen herrschen.

Einige betrachten die Philosophie selbst nur als Einleitung, als Uebung der Köpfe, als einen Schlüssel zu mancherley auffallenden Vorstellungsarten, die in andern Wissenschaften vorkommen. Solche nun werden nicht wollen, dafs man die Vorstufen vervielfältige; sie werden ein Buch, wie das gegenwärtige, für sehr überflüssig halten.

Andere verehren die Philosophen als seltene Geister, deren Virtuosität man nicht nachahmen, und noch weniger vorbereiten könne. Das Genie, mei[IV]nen sie, werde geboren, und könne nur sich selbst leiten, aber keine Einleitung annehmen.

Noch andre sind ganz ungläubig. Sie wollen bemerkt haben, dafs die Philosophie, wo nicht zum Irrthum führe, doch die Köpfe mehr verwirre und betäube, als aufkläre und wecke. Vielleicht verwechseln sie die Wirkung falscher Systeme und verkehrter Lehrarten mit denen der Philosophie selbst. Aber wenn sie dies Studium ganz wegwünschen, und von keiner Anleitung dazu etwas Gutes hoffen: dann mufs man besorgen, dafs zugleich mit der Widerlegung auch die Strafe ihres Unglaubens durch den wirklichen Lauf der Dinge herbeygeführt werde. Denn es kann nicht ausbleiben, dafs die Vernachlässigung der Philosophie eine leichtsinnige oder verschrobene Behandlung der Grundbegriffe aller Wissenschaften zur Folge habe. Schon jetzt möchte ein scharfer Beobachter unserer Zeit manchen Stoff finden zu Bemerkungen über die Vorurtheile der Physiker, die Träume der Physiologen, den verkehrten Eifer der Theologen, die Uebertreibungen der Politiker, — doch, ich wage nicht, weiter fortzufahren. So viel ist gewifs, dafs die Keckheit der Behauptungen über alle Gegenstände der Körper- und Geisterwelt, (wovon man die Proben heutigen Tages ohne Mühe findet,) in demselben Verhältnisse wächst, wie die Anzahl der Männer abnimmt, die von gründlicher [V] Untersuchung über Ausdehnung und Denken, und über den Zusammenhang beyder, genug gelernt haben, um die damit verbundenen Schwierigkeiten zu kennen.

Es ist nöthig, zurückzukehren zu denen, die von der Philosophie eine günstigere Meinung haben; denn nur mit ihnen kann man das Bedürfnifs einer Einleitung in diese Wissenschaft, überlegen.

Dafs zu dem schwersten aller Studien auch die meisten, ja die frühesten Vorbereitungen erfordert werden, scheint unmittelbar einleuchtend. Räumt man überdies ein, dafs Philosophie mit allen menchlichen Interessen in Berührung steht, und dafs alle Köpfe etwas von ihr fassen können: so folgt, dafs man die Möglichkeit, zu ihr zu gelangen, Allen (so weit es geschehen kann) eröffnen, doch auch Keinem die Schwierigkeit, zu den höhern Theilen aufzusteigen, verhehlen, vielmehr dieselbe unmittelbar fühlen

lassen müsse, damit, während die Stärkeren fortschreiten, die Schwächeren wenigstens Bescheidenheit lernen. — Denen aber, die an der Wirksamkeit eines verbesserten philosophischen Unterrichts darum zweifeln, weil sie alles allein vom Genie erwarten, ist nur gar zu leicht zu antworten. Mögen sie die Geschichte fragen, und mögen sie überdies die nächsten Erfahrungen zu Hülfe nehmen! [VI] Das Genie versucht sich in der Philosophie seit langer Zeit; bey den Griechen, bey den Deutschen, Engländern, Franzosen. Und wieviel hat es denn geleistet? Systeme hat es zu Stande gebracht, in denen die Eigenthümlichkeit der Einzelnen sich spiegelt; aber ein philosophisches Publicum, welches, so wie das mathematische, physikalische, philologische, juristische, — einträchtig zusammenwirkend die Arbeiten der Einzelnen aufnähme, und mit denen der Vorgänger gehörig verknüpfte, ein solches hat sich noch nicht gebildet. Statt seiner sind streitende Schulen vorhanden, die aber das gesammte gelehrte Publicum ungern duldet, und je länger desto weniger dulden wird.

Das alles ist wahr, wird mancher sagen, aber es ist unnöthig davon zu reden; denn was sich dabey thun läſst, das geschieht längst und im reichsten Maaſse. Auf allen Universitäten wird Philosophie gelehrt, und jeder Lehrer richtet den Plan seiner Vorlesungen darauf ein, daſs seine Zuhörer allmählig vom Leichtern zum Schwerern geführt werden. Wer in einer Wissenschaft zu unterrichten versteht, der wird auch wissen, welche Einleitung zu seinem Unterrichte paſst. Ueberdies blüht die Philosophie in Deutschland aufs schönste; und in allen Lobreden auf das Land und das Volk wird sie mit gebührendem deutschen Selbstgefühl her[VII]ausgehoben gegen die Ausländer, als das was wir haben, und was sie entbehren und nicht erreichen können.*

Hierauf etwas zu erwiedern, ist schwer; und es kann zu nichts helfen, Denen zu widerstreiten, die ihre eigne Art, in die Philosophie einzuleiten, für besser und zweckmäſsiger halten, als das, was sie hier finden. Bloſs einige Thatsachen, mit denen Andre ihre Erfahrungen vergleichen mögen, sollen hier angeführt werden; und alsdann wird der Verfasser über die Entstehung dieses Buches etwas hinzufügen, welches ebenfalls nur als Erzählung einer Thatsache zu betrachten ist.

Wenn das Studium der Philosophie auf dem deutschen Boden wirklich blüht, so wird es ohne Zweifel blühen im Publicum, auf den Universitäten, und auf den Schulen. In ersterer Hinsicht sind die Buchhändler anderer Meinung; sie glauben bemerkt zu haben, daſs ausführliche philosophische Werke zu verlegen, gegenwärtig eine höchst misliche Unternehmung sey. „Was ***s Werk anlangt, [VIII] (schrieb mir neulich einer der angesehensten Buchhändler in Deutschland,) „so habe ich dafür kein Honorar bezahlt, und muſs dennoch bedauern es gedruckt zu haben, da die Auflage höchst wahrscheinlich Maculatur wird.“ Hier ist die Rede von einem gelehrten, geistreichen, vortrefflich geschriebenen, und mit den herrschenden Meinungen nicht gerade im Widerspruche stehenden Werke. —

---

* Noch angenehmer träumen diejenigen Philosophen, die sich berufen glauben, unmittelbar auf die Begebenheiten der Zeit einzuwirken. Darüber wäre viel zu sagen, was in diesem Buche nicht Platz hat; doch etwas steht § 15. Anm.

Ueber das philosophische Studium auf Universitäten findet sich in der Hallischen allgemeinen Literaturzeitung (Num. 264, October 1819) folgendes Zeugnifs: „Rec. kennt Hunderte von Studirenden, welche jetzt weder Logik und Metaphysik, noch Geschichte, während ihrer Studienzeit hören, — und höchstens nur beyläufig, vielleicht erst im dritten Jahre, ein philosophisches Collegium mitnehmen; er kennt Juristen, welche nicht mehr an das Naturrecht denken,“ u. s. w. — Endlich in Ansehung der Gymnasien hat die hohe Behörde, in welcher ich das Glück habe meine Obrigkeit zu verehren, zwar die zweckmäfsigsten Anordnungen getroffen *, aber sie [IX] hat bisher nicht für gut befunden, irgend einen Zweig der Philosophie, noch irgend eine Vorbereitung dazu, in den Lehrplan der Gymnasien aufzunehmen. — Wenn eine so erleuchtete, so sorgfältig um den Flor der Wissenschaften bemühte Behörde, wie das Königl. Preufsische hohe Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, so verfährt: so darf man wohl diejenigen, die in den letzten zwanzig Jahren das lauteste Wort in der Philosophie geführt haben, öffentlich fragen, wie sie es doch mögen angefangen haben, das Zutrauen, dessen diese Wissenschaft ehemals genofs, so tief herunter zu bringen? **

Ueber die Entstehung und das bisherige Schicksal dieses Buchs ist folgendes zu sagen:

Als ich in Göttingen anfing, philosophische Vorträge zu halten, wurde mir der wohlwollende Rath ertheilt: was auch mein Collegium sein möge, Logik und Metaphysik müsse es heifsen, um [X] in Gang zu kommen. Für diese Zusammenstellung des Leichtesten und des Schwersten hatte und habe ich keinen Sinn; beynahe eben so gut könnte man ein Collegium über Regel de tri und Integralrechnung ankündigen. Darum entwarf ich im Jahre 1804 den Plan zu einer Einleitung in die Philosophie, welche das Selbstdenken der Anfänger möglichst vollständig zu den Problemen hinführen sollte; und wobey ich die Winke benutzte, welche über den natürlichsten Gang des Denkens die ältere Geschichte der Griechischen Philosophie darbietet. — Zwar kamen die Vorlesungen ohne Schwierigkeit in Gang, und sind bis heute darin geblieben. Doch fand ich rathsam, noch ehe die erste Ausgabe dieses Buchs erschien, meinen Plan verschiedentlich zu modificiren; denn die Zuhörer waren weder so geübt, noch so geduldig, wie ich sie gewünscht hätte. Es war nöthig, auf Abwechselung zu sinnen, um das Gefühl der Schwierigkeiten zu mildern; und Resultate anzudeuten, um die Befriedigung, welche zwar allein das System gewähren kann, in diesen Vorübungen doch nicht gänzlich entbehren zu lassen.

---

* Hievon nähere Kenntnis zu erlangen, habe ich als Mitglied (und in den letzten Jahren als Dirigent) der hiesigen wissenschaftlichen Deputation und Prüfungs-Commission, eine vorzügliche Gelegenheit so lange genossen, bis ich um Entlassung von diesem Amte bat, die mir in den gewogensten Ausdrücken ertheilt wurde.

** Ehemals war es nicht so; wenigstens nicht allenthalben. Nicht blofs als Knabe durch Privatunterricht, sondern auch als Jüngling auf der öffentlichen Schule meines Vaterlandes, bin ich in der Philosophie unterwiesen worden. Und im Verhältnifs zu der vermehrten Sorgfalt, die in neuerer Zeit den Schulen gewidmet worden, wie sehr müfste sich die Vorbereitung zur Philosophie auf den Gymnasien verbessert haben!

In den letzten, denkwürdigen Monaten des Jahres 1812, ward ich gedrängt, zu den bis dahin in Königsberg, wie in Göttingen, fortwährend gehaltenen Vorträgen, einen Leitfaden drucken zu las[xi]sen. Mein Lehrzimmer wurde überfüllt von Zuhörern, die nicht mehr zum Sitzen und zum Schreiben Platz fanden; das frühere Dictiren der Hauptsätze mufste aufhören. Gerade damals hatte ich selbst kaum einen ruhigen Platz zum Schreiben; während Moskau brannte, war Königsberg belästigt durch fremde Truppen. Was ich in dieser Lage zu Papier brachte, war der kurze, treue Abrifs der Vorlesungen, die nach vielmaliger Wiederhohlung in meinem Gedächtnisse aufgezeichnet standen; — für meinen Gebrauch ein sehr bequemes Hülfsmittel; aber ein wenig verständliches Buch für Andere; wenigstens mufste ich dies aus den Recensionen schliefsen, die nach einiger Zeit erschienen.

Ueber diese Recensionen werde ich nur so viel sagen, als nöthig scheint, um die geringe Benutzung derselben bei dieser zweyten Ausgabe, zu entschuldigen. Zwar die Mehrzahl deren, welche in den kritischen Blättern über mein Buch gesprochen, besteht ohne Zweifel aus sehr schätzbaren und berühmten Gelehrten. Auch haben zwey derselben, in der Leipziger und in der Hallischen Literaturzeitung, es der Mühe werth geachtet, sich mit aller der Ausführlichkeit auszulassen, die ich wünschen und hoffen konnte.* [xii] Allein, während ich für meine Person für geneigtes Gehör und geschenkte Aufmerksamkeit zu danken nicht im mindesten Anstand nehme, ist mein Buch weit anspruchsvoller als ich selbst; es hat wollen viel genauer gelesen, — und vollends, um beurtheilt zu werden, mit meinen übrigen Schriften durchgehends verglichen seyn. Denn so gewifs bey einer Einleitung in die Philosophie zunächst das Talent in Anwendung kommen mufs, sich aus dem eignen Systeme heraus, und in den Gesichtspunkt des Anfängers zu versetzen: eben so gewifs mufs der Lehrer in eigner, vester und reifer Ueberzeugung ein umfassendes System dieser Wissenschaft nach allen ihren drey Theilen besitzen, weil er sich sonst kein bestimmtes Ziel denken könnte, wohin der Anfänger gelangen solle; — und eben so unläugbar mufs sich der Beurtheiler die Mühe gefallen lassen, wenigstens von den Hauptzügen dieses Systemes Kenntnifs zu nehmen, weil sonst die Gefahr eintritt, dafs er, und das beurtheilte Buch, von ganz verschiedenen Dingen reden.

Nach dieser Vorerinnerung hebe ich zur Probe aus jeder der beyden vorerwähnten Recensionen eine kurze Stelle aus, die mir den Vortheil gewährt, dafs ich nicht nöthig habe, ein über mich gefälltes Urtheil wiederum zu beurtheilen, sondern nur die [xiii] Thatsache zu beleuchten, wie meine Recensenten mich verstanden haben.

Aus der Hallischen:

„Wir wundern uns, wie dem Verfasser der Anfang einer Reihe von Begebenheiten nicht wunderbar sey, da, nach ihm, der Begriff der Bewegung Widersprüche enthält, die aber Nichts schaden, weil

* Die Beantwortung ihrer Einwürfe ist im Buche selbst an den gehörigen Orten eingeschaltet.

die Bewegung nichts Reales ist. Also aus dem Nicht-Realen ginge der Anfang realer Reihen von Begebenheiten hervor!!"

Aus der Leipziger:

„In der Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen glauben wir einen wohldurchdachten Dualismus, bedingt durch Voraussetzung einer absoluten Einheit des Seyns zu erkennen."

Auf diese beyden Stellen habe ich kürzlich zu erwiedern: dafs mein System keine realen Reihen von Begebenheiten anerkennt; dafs ich einen Dualismus, bedingt durch Voraussetzung einer absoluten Einheit des Seyns, für nicht wohl durchdacht halte; und dafs meine Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen das schnurgerade [XIV] Gegentheil ist, sowohl von jenen realen Reihen als von diesem Dualismus.

Meinerseits aber wundere ich mich — erstlich darüber, dafs von jenen realen Reihen überall noch die Rede ist, da Kant und Platon sie längst verbannt haben; jener, indem er die Zeit, und alles, dem sie anhängt, für blofse Erscheinung erklärte; dieser, indem er nachdrücklich genug das Wechselnde und Werdende aus dem Gebiete des Realen ausschlofs. Zweytens wundere ich mich, wie es zugehe, dafs meine Lehre, die bekanntlich mit der des Spinoza, mit der Fichteschen und Schellingischen, in keiner freundlichen Gemeinschaft steht, durch solche Ausdrücke beschrieben wird, die man recht wohl auf jene würde deuten können. Ausdehnung und Denken in der unendlichen Substanz, ideale und reale Thätigkeit im Ich, Natürliches und Göttliches im Absoluten, — das pafst zu der Erzählung von einem Dualismus, bedingt durch absolute Einheit des Seyns. Oder habe ich gar den Verdacht eines solchen Dualismus auf mich geladen, der Materie und Geist, Stoff und Kraft ursprünglich entgegensetze? Der erste Blick in den vierten Abschnitt dieses Buchs würde einen so ungerechten Vorwurf widerlegen.

[XV] Unglücklicherweise treffen die beyden hier angeführten Misverständnisse gerade den Kern meiner Metaphysik; und den Anfangspunct aller meiner weitern, psychologischen und naturphilosophischen, Untersuchungen. Wer ein Gemälde vermittelst eines Hohlspiegels betrachtet, dem werden nicht gewisser die sämmtlichen Züge des Gemäldes verzerrt erscheinen, als es gewifs ist, dafs derjenige nicht eine Seite meiner Schriften im rechten Sinne lesen und fassen kann, der eins jener Mifsverständnisse dazu mitbringt. Und nun habe ich weiter nichts hinzu zu setzen, als dafs die erwähnten beyden Recensionen nicht etwa zu den schlechteren, sondern zu den gründlichsten, oder wenigstens zu den durchdachtesten gehören, die, nicht etwan blofs über diese Einleitung, sondern über irgend eine meiner Schriften, bisher erschienen sind.

Wem es Ernst ist, mich verstehn zu wollen: der soll hoffentlich finden, dafs ich ihm nicht mehr Schwierigkeiten in den Weg lege, als die wirklich in der Sache liegen. Die Gefahr der Misverständnisse trifft nur die, welche der Sucht, alles besser wissen zu wollen, als das Buch was sie lesen, nicht widerstehen können, und daher, nach guter oder übler Laune, ihre vorgefafsten Meinungen dem Verfasser entweder unterschieben, oder [XVI] trotz Allem, was dagegen schon gesagt worden, als unstreitige Principien entgegenstellen. Diese beyden Fehler sind in unsern Literatur-

zeitungen nicht etwan die Ausnahme, sondern die Regel; wenigstens erinnere ich mich nicht einer einzigen unter den vielen, mir zu Theil gewordenen Recensionen, der man nicht offenbare Misgriffe solcher Art nachweisen könnte. — Dem Unbefangenen kann aber so etwas nicht leicht begegnen, falls er nur aufgelegt ist, den Gründen zu folgen, die ihn einladen, sich über den Standpunct des gemeinen Verstandes zu erheben.

Denjenigen nun, der geneigt seyn möchte, sich dieses Buches zur Erweckung und Unterstützung seines Nachdenkens zu bedienen, ersuche ich, einigen wenigen Rathschlägen Gehör zu geben:

Erstlich: Nichts in dieser Einleitung für überflüssig zu halten. Habe ich gefehlt: so ist es eher durch Auslassungen, als durch unnütze Einmischungen geschehn.

Zweytens: Nicht leicht zu glauben, dafs etwas zu scharf, zu hart ausgedrückt, — vollends zu spitzfindig untersucht wäre. Habe ich geirrt: so ist es aus Mangel an Scharfsinn geschehen; habe ich mich unpassend ausgedrückt, so war meine [XVII] Feder eher zu stumpf als zu spitz, die Farbe eher zu matt als zu grell.

Drittens: nicht zu verlangen, dafs sich dies Buch, gleich andern, solle in einem Zuge ununterbrochen fortlesen lassen. Es enthält Texte zum Vortrage und zum Denken, die man einzeln entwickeln mufs, bey guter Mufse und Laune.

Viertens: sich zu erinnern, dafs dies Buch nur eine E i n l e i t u n g ist.

Die das System kennen lernen wollen, müssen zwar bey der Einleitung anfangen. Aber alsdann geht ihr Weg zu meiner allgemeinen praktischen Philosophie, wobey sie die Gespräche über das Böse, — und zu dem Lehrbuche der Psychologie, wobey sie die Hauptpuncte der Metaphysik und die Abhandlung de attractione elementorum zu Hülfe nehmen müssen.

Bey der praktischen Philosophie haben sie sich zu hüten, dafs sie nicht kleben bleiben an der Streitfrage: ob dieselbe eine ästhetische Wissenschaft sey oder nicht? Alles aber kommt darauf an, die fünf praktischen Ideen in ihren genauesten Bestimmungen und Anwendungen zu studieren.

Bey der Metaphysik haben sie sich zu hüten, dafs nicht für sie, (wie für einige Andere,) die Me[XVIII]thode der Beziehungen eine Dornhecke werde, in der sie hängen bleiben. Vielmehr müssen sie suchen, sich sobald als möglich der Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen, nebst der vom intelligibeln Raume zu bemächtigen; wenn auch nur so weit, als nöthig ist, um sich von deren Anwendung in der Psychologie und Naturlehre einen Begriff zu machen.

Dies wird freylich nur denen gelingen, die mit eigenem Denken entgegen kommen, und dadurch die Kürze meiner Lehrbücher ergänzen. Jedoch kenne ich meine Schuldigkeit, die Darstellung zu erleichtern und zu verbessern; und ich hoffe sie alsdann zu erfüllen, wann ich die Fortsetzung meiner Untersuchungen werde bekannt machen können.

Es bleibt mir noch übrig, von dem Unterschiede dieser, und der ersten Ausgabe etwas weniges zu sagen. Man wird in der gegenwärtigen die vorige fast ganz wiederfinden; das letzte Capitel ist neu hinzugekommen; die eingeschalteten Zusätze bezwecken fast durchgehends Verständlichkeit

und weitere Benutzung des Vorgetragenen; die literarischen Nachweisungen bezeichnen meistentheils den Wunsch, die Anfänger möchten bey der ersten guten Mufse sich mit den angeführten Auctoren be[XIX]kannt machen. Es kommt, — wie überhaupt, — so ganz besonders in der Philosophie, sehr viel darauf an, in welcher Ordnung man lese. Wer nach dem Neuesten greift, wer FICHTE vor KANT, SCHELLING früher als SPINOZA studiren will, der wird bald in ein undurchdringliches Dunkel gerathen. Bey den älteren Auctoren mufs man anfangen; und insbesondere bey denen, die selbst von vorn anfingen, das heifst, die nicht etwan das Lehrgebäude eines Vorgängers höher bauen wollten, sondern sich mit den Gegenständen beschäfftigten, die allen Menschen ursprünglich als Stoff zum Nachdenken vorliegen. Darum ist LOCKE vor allen Andern der Schriftsteller für Anfänger; Hingegen schon LEIBNITZ ist für sie zu gelehrt. Unter den Alten aber mufs man den Sextus Empiricus voranstellen, der, obgleich jünger, doch auf einem weit niedrigern Standpuncte steht als PLATON, und der dabey den Vorzug einer vorzüglich klaren Schreibart besitzt. Hiemit ist nicht gesagt, dafs man nicht mit den leichten Dialogen des PLATON anfangen könnte; aber nur gar zu oft bleibt man bey diesen stehen, so wenig sie auch genügen, um ihren grofsen Urheber zu bezeichnen. — Es sind demnach vorzüglich LOCKE, SEXTUS, PLATON, und — wie sich von selbst versteht, — KANT, auf welche hinzuweisen ich bey dieser neuen [XX] Ausgabe mir zur Pflicht gerechnet habe. Möchte nun mit so trefflichen Männern dies Buch zusammenwirken können, um in seinem Kreise das Studium wach erhalten zu helfen, für welches jene gelebt und gearbeitet haben!

Entwurf der Vorrede zur zweiten Ausgabe.

[Text nach Msc. 2083, 4⁰ der Königsberger Universitätsbibliothek.]

(Bis jetzt noch nicht gedruckt.)

Die Einleitung zu einer Wissenschaft gleicht einer Linie, welche zwischen zwey gegebenen Puncten soll gezogen werden; denn ihre Aufgabe ist, den Lernenden von dem Standpuncte, auf welchem er sich befindet, hinzuführen bis an die Pforte der Wissenschaft. Kann oder will sie diese Leistung nicht ganz übernehmen: so bestimmt sie die Vorkenntnisse, welche der Lernende mitbringen solle; das Ziel aber läfst sich nicht verrücken, denn nach der Einleitung darf das systematische Studium weiter nichts voraussetzen.

Ob die Einleitung einige Lehren oder Theile der Wissenschaft in sich aufnehmen dürfe? Dies läfst sich im Allgemeinen weder bejahen noch verneinen. Sie soll zwar nicht vorgreifen; aber auch nicht fremdartige Dinge behandeln; die Gegenstände sind allemal die nämlichen für die Wissenschaft und für die Einleitung. Ueberdies findet sich hier ein Unterschied zwischen dem Vortrage blofs durch Schrift, und dem, welcher die mündliche Rede zu Hülfe nimmt; für jenen mag sich eine strengere Begränzung eignen; dieser sucht das Bequemste und Eindringlichste für seine Zuhörer. Giebt es in der Wissenschaft einen grofsen Unterschied zwischen Einigem

was sehr leicht, und Anderem was sehr schwer ist: so erfordert das Schwerste die frühesten, entferntesten, und auf verschiedenen Stufen allmälig näher kommenden Vorbereitungen; das Leichteste aber kann sogleich in der Mitte der Einleitung seinen Platz zweckmäfsig einnehmen, wenn gleich die Regel der strengsten Ordnung es für den systematischen Vortrag aufsparen würde.

Diese einfachen Grundsätze möchten sich auf die Einleitung zu jeder andern Wissenschaft leicht anwenden lassen; aber man geräth in die gröfste Verlegenheit, indem man sie auf die Philosophie beziehn will. Denn vergebens sucht man hier einen vesten Punct, wo man den Anfänger mit Sicherheit hoffen könnte anzutreffen; ganz unmöglich ist es, mit der viel zu kurz abgemessenen Zeit, die heutiges Tages dem philosophischen Studium eingeräumt wird, genügend hauszuhalten; endlich das Ziel selbst schwankt in so fern, als der Lehrer, der für sich selbst eine rechte und systematische Ueberzeugung erarbeitet hat, sich eben deshalb in endlose Streitigkeiten mit seinen Gegnern verwickelt findet.

Treffliche Vorarbeit leisten dem akademischen Lehrer der Philologie, der Geschichte, der Mathematik unsere Gymnasien. Gar keine leisten sie dem Lehrer der Philosophie. Warum nicht? Kaum wage ich zu fragen: Ist etwa die Philosophie weniger wichtig als Philologie, Mathematik, Geschichte? — Denn es könnte einige Personen geben, denen in der That eine Bejahung dieser Frage auf der Zunge schwebte. Aber keinesweges ist eine so geringschätzige Meinung der allgemeine und eigentlich wirksame Grund der Zurücksetzung, welche sich die Philosophie im öffentlichen Unterrichte mufs gefallen lassen. Denn auf den Universitäten wird dies Studium von Seiten des Staates wenigstens nicht zurückgesetzt, vielmehr befördert gleich jedem andern. Nur auf den Schulen, besorgt man, möchten philosophische Vorträge die allzu jugendlichen Köpfe nicht zur Sammlung, sondern zur Zerstreuung führen, sie nicht aufklären, sondern betäuben. Das ist die Meinung der erfahrenen Beobachter unserer Zeit! Und wer hat solche Erfahrungen vorbereitet? Wer ist daran Schuld, dafs eben das Studium, welches alle Vorstellungen läutern und ordnen soll, als ein Princip der Verwirrung für Gedanken und Sprache gefürchtet wird? — Es war nicht immer so! Ich bin in meinen Knaben- und Jünglings-Jahren fortwährend in der Philosophie, wenn auch nur in einer sehr leichten Gattung derselben unterrichtet worden.

Es ist nicht Sache einer Vorrede, und am wenigsten der Vorrede zu diesem Buche, nachzuweisen, welche narkotische Potenzen den philosophischen Geist der Deutschen, der in der Periode Kants und seiner nächsten Schüler so thätig war, in den jetzigen Schlummer versenkt haben. Wer mich hören will, dem wird dies Buch vernehmlich genug sprechen [obgleich es sich um die sogenannte neueste Philosophie gar nicht bekümmert.]

Die Thatsache aber,* dafs der gröfste Theil des gelehrten Publicums sich in den letztern Jahren von der Philosophie mehr und mehr zurück-

* Neben den Thatsachen ein Zeugnifs! Hall. Allg. Litt.-Zeit. Nro. 264. October 1819. „Rec. kennt Hunderte von Studirenden, welche jetzt weder Logik und Meta-

gezogen hat; dafs jetzt, selbst vorzügliche, geistreiche, tiefgedachte philosophische Werke vergebens geschrieben, vergebens gedruckt werden, und dies um so gewisser, je ausführlicher sie sind;* dafs so erleuchtete und wohlwollende, für alles was Wissenschaft heifst, redlich besorgte Regierungen, wie die in welcher ich das Glück habe, meine Obrigkeit zu verehren.**

Nach diesen Vorerinnerungen ist es Zeit, von demjenigen Buche zu reden, welches hier dem Leser vor Augen liegt.

Es war im Jahre 1804, als ich in Göttingen zuerst zur Einleitung in die Philosophie den Plan machte, und darüber Vorlesungen hielt. Zwar versicherte mich damals Jemand, der mir wohl wollte, mein Collegium möge seyn was es wolle, es müsse, um in Gang zu kommen, Logik und Metaphysik heifsen. Nun konnte es aber nicht so heifsen, weil ich da-

---

physik, noch Geschichte, während ihrer Studienzeit hören, — und höchstens nur beyläufig, vielleicht erst im dritten Jahre, ein philosoph. Collegium mitnehmen. Er kennt Juristen, welche nicht mehr an das Naturrecht denken“ u. s. w. Zwar kein Wunder, wenn die Studirenden das Unförmliche eines Colleg der Logik und Metaphysik (statt Logik und Einleitung in die Philosophie) und des Naturrechts neben und aufser der Moral (anstatt der praktischen Philosophie, einem gegliederten Körper freylich, an dem man jedoch keine Amputation verrichten soll) dunkel empfänden und deshalb dergleichen im Haupt-Umrisse übelgestaltete Vorlesung weniger besuchen. Aber wenn nun einmal eine Universität diese Unformen noch beybehält: so würde ein reger Eifer für philosophisches Studium sich darüber hinwegsetzen; und wo das nicht geschieht, — wo Hunderte die Vorlesungen versäumen, mit denen ihr akademisches Studium beginnen sollte: Da steht es schlecht um die Liebe, wo nicht zur Wissenschaft überhaupt, so doch zur Philosophie insbesondere!

* Ganz neuerlich schrieb mir einer der ersten Buchhändler in Deutschland: „Was ***s Werk betrifft, so habe ich dafür gar kein Honorar bezahlt, und mufs dennoch bedauern es gedruckt zu haben, da die Auflage höchst wahrscheinlich Maculatur wird.“ Hier ist die Rede von einem sehr ausgezeichneten, vortrefflich geschriebenen, — und übrigens, wie ich vielleicht hinzu setzen mufs, keinesweges etwa meinen Grundsätzen zustimmenden, vielmehr recht modernen Buche, im bestmöglichen Sinne dieses Ausdruckes.

** Die Anordnungen und das Verfahren des Königl. Preufs. hohen Ministerii der geistlichen Angelegenheiten in Demjenigen, was den öffentl. Unterricht betrifft, näher kennen zu lernen, habe ich nicht blofs als akademischer Lehrer, sondern noch mehr als Mitglied (und in den letzten vier Jahren als Dirigent,) der hiesigen wissenschaftlichen Deputation und Prüfungscommission, eine vorzügliche Gelegenheit gehabt, und würde sie, nach den gewogenen Ausdrücken jener hohen Behörden zu urtheilen, wohl noch haben, wenn ich nicht selbst meine Entlassung von diesem Amte erbeten hätte, um mich dem mir gleichfalls anvertrauten pädagog. Seminar anhaltender widmen zu können. — Daher kann ich in Folge praktischer Kenntnifs und Beobachtung aussagen, dafs die jetzige Preufsische Einrichtung des Unterrichtswesens in meinem Umkreise sichtbar wohlthätig gewirkt hat; und wenn ich hinzusetze, dafs ich um desto mehr den Unterricht in der Philosophie auf unsern Gymnasien vermisse, so darf ich nicht besorgen, durch meine Freymüthigkeit zu misfallen. Aber die neuesten Wortführer im philosophischen Fache mögen immerhin überlegen, ob es ihnen Ehre macht, ihrem Studium bey einer wahren einsichtsvollen Regierung so schlechtes Vertrauen erworben zu haben! Philosophie gehört unstreitig zu den schwersten aller menschlichen Studien; darum mufs sie am frühesten vorbereitet werden. Philosophie hat unzählig viele Berührungspuncte mit allen menschlichen Interessen; darum mufs sie am allgemeinsten verbreitet werden. Alle menschliche Köpfe können Etwas davon fassen; darum mufs man sie Alle damit in Berührung bringen. Wenn diese Grundsätze auf allen Schulen befolgt werden: dann erst wird man ein tüchtiges Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie für den akademischen Unterricht schreiben können. Jetzt wird diesen Grundsätzen zuwider gehandelt: Darum ist es eine beynahe hoffnungslose Arbeit, ein solches Buch zu entwerfen. Dennoch mufs man, selbst ohne Hoffnung eines bedeutenden Erfolgs, thun was man kann.

mals so wenig wie jetzt eine Metaphysik für Anfänger hatte, und weil man, meiner Meinung nach, ungefähr eben so schicklich ein Collegium über Regel de tri und Integralrechnung, als eins über Logik und Metaphysik ankündigen könnte. Auch kam die Einleitung sogleich in Gang, und ist bis auf den heutigen Tag ohne alle Schwierigkeit darin geblieben. — Lange Zeit aber habe ich mich bey diesen Vorträgen ohne Lehrbuch beholfen. Die Arbeiten am System der Philosophie mufsten während einer beträchtlichen Reihe von Jahren ununterbrochen fortgehn; die Einleitung aber sollte meiner Absicht nach das allmählige Werden des Systems bezeichnen, und zu diesem Zwecke mancherley Historisches enthalten, zu dessen Aufsuchung und Auswahl ich nicht Mufse genug übrig hatte. Aber im Jahre 1812, — ganz zur unrechten Zeit, — drängten mich die Umstände. Eine unerwartete Menge von Zuhörern konnte nicht Platz finden zum Schreiben; daher mufste das Diktiren aufhören; ich rifs mich gewaltsam aus der Mitte meiner Arbeiten heraus, und verfafste binnen weniger Wochen mein Lehrbuch. Während dieser Wochen brannte Moskau; Königsberg war überfüllt von fremden Truppen; für meinen Schreibtisch war kaum Platz zwischen aufgehäuftem Hausgeräthe. Unter den mannigfaltigsten Störungen wurde mein Buch ein Lehrbuch im engsten Sinne des Worts; für mich selbst zum Gebrauch bey meinen Vorlesungen höchst bequem, denn es wurde das treue, nur verkleinerte, Bild meiner im Gedächtnisse völlig gegenwärtigen Vorträge; für jeden Andern schwer verständlich, denn es enthielt nichts von allen den Erläuterungen, durch die man einen neuen Gedankengang Denen, die daran nicht gewöhnt sind, zu ebnen suchen mufs. Hätte ein solches Buch richtig beurtheilt werden sollen, so wäre eine genaue Kenntnifs meiner philosophischen Denkart die unerläfsliche Bedingung gewesen; folglich für die, welche mich nicht persönlich kennen, die genaueste Vergleichung meiner andern philosophischen Schriften. Aber das Schicksal des Buchs in den Literaturzeitung[en] war das Gewöhnliche; jeder urtheilte nach seinem Sinne, unbekümmert um den Standpunct des Verfassers, und um die Gründe, derentwegen derselbe auf diesen Standpunct sich stellte, und noch darauf steht. Solches Urtheilen aber ist unnütz; denn wer mich mit Voraussetzung seiner Irrthümer, und aus diesen argumentirend, widerlegen will, den verweise ich in Gedanken auf die Seite und den Paragraph meiner Schriften, wo ich seine Irrthümer aufgedeckt habe. Dem Publicum aber zeige ich bey der ersten Gelegenheit, die sich darbietet, dafs ich nicht Ursache hatte, um solcher Urtheile willen meinen Standpunct zu ändern. Und dies ists, was ich eben jetzt zu thun im Begriff bin; jedoch in möglichster Kürze, um die Geduld der Leser nicht zu ermüden. Die ausführlichsten und zugleich am besten durchdachten Recensionen der ersten Auflage dieses Buchs, sind die in der Leipziger, und in der Hallischen Literaturzeitung. Beyde sind ohne Zweifel von geübten Schriftstellern und berühmten Gelehrten niedergeschrieben; in beyden, (besonders in der Leipziger Zeitung) zeigt sich eher Wohlwollen als Uebelwollen gegen den Verfasser. Darum hier zuvörderst meinen Dank für geschenkte Aufmerksamkeit! Aber dafs diese Aufmerksamkeit in allzuengen Grenzen eingeschlossen blieb, — dies nachzuweisen, brauche ich aus jeder von beyden Recensionen nur eine einzige Stelle auszuheben.

Aus der Leipziger:

„In der Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen glauben wir einen wohldurchdachten Dualismus, bedingt durch Voraussetzung einer absoluten Einheit des Seyns zu erkennen."

Aus der Hallischen:

„Wir wundern uns, wie dem Verf. der Anfang einer Reihe von Begebenheiten nicht wunderbar sey, da nach ihm der Begriff der Bewegung Widersprüche enthält, die aber nichts schaden, weil die Bewegung nichts Reales ist. Also aus dem Nicht-Realen ginge der Anfang realer Reihen von Begebenheiten hervor!"

Die Erwiderung auf beyde Stellen läfst sich sehr füglich in Eins zusammenfassen, und am bequemsten von hinten anfangen. Reale Reihen von Begebenheiten — verdienen gewifs zwey, wo nicht mehr, Ausrufungszeichen; auch schon dann, wenn von deren Anfang, und dessen Erklärung, gar keine Rede wäre. Aber in meinen Hauptpuncten der Metaphysik § 9 steht ganz deutlich der Satz: „Die Reihe ist nichts, als nur für den Beobachter." Diesen Paragraphen, sammt dem, was ihm vorangeht, bitte ich nachzulesen. In meiner Schrift über philosophisches Studium ist übrigens S. 49 die Rede von dem „ewigen Widerspruch, welcher, ein leeres Nichts, der nichtige Schlüssel ist zu den nichtigen Räthseln der Welt." Unter diesem Schlüssel wird nichts anderes als die Bewegung verstanden. Männern, die Platon und Kant studirt haben, braucht man ja wohl hoffentlich darüber, dafs die Reihe der Begebenheiten in der Sinnenwelt blofse Erscheinung ist, nichts weiter zu sagen!

Nöthiger könnte es seyn, mit solchen Männern über die Theorie der Störungen und Selbsterhaltungen einfacher Wesen zu reden. Denn diese ist so leicht nicht zu verstehen, und das Bedürfnifs derselben, aus dem sie allein kann verstanden werden, entwickelt sich erst dann, wann man eingesehen hat, warum Platons und Kants Lehren nicht genügen können. Die beyden eben genannten grofsen Männer wufsten sehr gut, dafs es keine reale Reihen von Begebenheiten giebt, aber, weshalb es dennoch in der Erscheinung eine Zeitfolge, und eine Reihe von Veränderungen giebt, das erklärten sich Beyde sehr schlecht, und darum mufs es ganz von neuem erklärt werden.

Wenn nun Jemand kurz angeben wollte, was die zur bessern Erklärung nothwendige Theorie von Störungen und Selbsterhaltungen — nicht sey, dem könnte er es gar nicht besser machen, als der Leipziger Rec. es gemacht hat. Denn sie ist das schnurgerade Gegentheil eines durch Einheit bedingten Dualismus, — ein Ausdruck, durch den man zunächst an Spinozas Gott erinnert wird; dieser nämlich ist bekanntlich die unendliche Substanz, worin Ausgedehntes und Denkendes Eins* seyn sollen. Oder man könnte auch an Fichtes Ich denken; denn dieses ist gleichfalls Eins, und durch seine Einheit ist eine ideale und reale Thätigkeit

* Oder nach einer ganz neuen Entdeckung, gar Einerley! Diese Entdeckung ist im Gedränge der Gründe entstanden, durch welche ich nachgewiesen hatte, dafs Ausdehnung und Denken nicht Eins seyn können, weil sie nicht einerley sind, und sich in gar keinem Sinne auf Einerley zurückführen lassen.

bedingt, durch deren Wechselspiel die Welt als Erscheinung soll erklärt werden. Oder endlich, es bietet sich SCHELLINGS Absolutes dar, mit zwey gleich ewigen Anfängen, dem natürlichen und dem göttlichen Princip der Dinge. Hat der Rec. wirklich geglaubt, ich gehörte auch zu dieser Schule? Oder vielleicht, ich wäre ein entfernter Verwandter, der blofs aus Eigensinn und Hochmuth auf seine Angehörigen grollte? — Denn soviel wird er doch wissen, dafs ich mich von jeher gegen alle Lehren dieser Art aufs bestimmteste erklärt habe? Diejenigen aber, die es noch nicht wissen, ersuche ich hiemit, vest daran zu glauben, dafs, um den Schlüssel zu meinem System zu finden, man nothwendig erst eingesehen haben mufs, weshalb eine ursprünglich entzweyte, zerbrochene, oder auch nur zerknickte Einheit, schlechterdings verwerflich, ja der Mittelpunct alles Verwerflichen in der theoretischen Philosophie ist, sie mag nun als ein Ding mit mehreren Merkmalen in der äufseren, oder auch in der inneren Erfahrung als Erscheinung gegeben werden, oder nach Art des spinozistischen, aus Denken und Ausdehnung bestehenden Gottes, in den Meinungen der Philosophen ihre Rolle spielen.

Sollte aber wohl gar in der erwähnten Recension ein solcher Dualismus gemeint seyn, der sich auf die groben Vorstellungsarten von Materie und Geist, oder überhaupt von Stoff und Kraft, zurückführen liefse: so beliebe man § 98 und 106 dieses Buchs nachzusehn, wie denn überhaupt zu wünschen ist, dafs man hinter den Beurtheilungen die beurtheilten Schriften noch einmal lese, wodurch, wenn anders der Verfasser wirklich wufste was er wollte, in den meisten Fällen klar werden mufs, dafs er ein wenig weiter gesehen hat, als diejenigen, die es unternahmen ihn zu meistern.

Da nun reale Reihen von Begebenheiten, und ein durch absolute Einheit bedingter Dualismus, keinen Platz in meiner Lehre finden; wohl aber von den besten, und am meisten gründlich scheinenden, Recensionen mir untergeschoben sind: so wolle das Publicum sich auch fernerhin die Klagen über Misverständnisse, die fast ins Unglaubliche gehn, so lange gefallen lassen, wie lange die Faulheit im Denken noch fortdauert, worin dieselben ihren Ursprung haben, und wie lange die Kunst zu lesen, die durch eine Menge von schlechten Büchern ist verdorben worden, in unserer philosophischen Welt zu den verlorenen Künsten gehört.

Es bleibt mir noch übrig, von den Veränderungen zu sprechen, die in dieser neuen Auflage sind vorgenommen worden.

Mit wenigen Ausnahmen ist die ganze vorige Ausgabe in der gegenwärtigen enthalten; denn der Plan war reif, und konnte kein Wegnehmen und Zusetzen in wesentlichen Puncten mehr dulden; wenigstens mufs ich dieses so lange glauben, bis einmal eine reife Beurtheilung mich besser belehrt. Demnach konnte nur die Darstellung erweitert werden; und auch dieses hatte seine engen Grenzen, weil der Herr Verleger den Preis nicht zu sehr erhöht wissen wollte, — eine heutiges Tages, bey philosophischen Schriften gefährliche Sache, wie schon oben, bey einer anderen Gelegenheit, ist bemerkt worden.

Um nun für das Nöthigste den Raum zu sparen, ist die Logik fast ganz unverändert geblieben, auch kann ich auf keine Weise einräumen,

dafs sie in der vorigen Ausgabe zu kurz sey behandelt worden; wohl aber bin ich aufs vollkommenste davon überzeugt, dafs sie auf Gymnasien, schon mit vierzehn- bis fünfzehnjährigen Knaben, mufs betrieben und von da an fortwährend mehr geübt als gelehrt werden. So geschieht es bey mir im pädagogischen Seminar, und so sollte es überall da geschehn, wo man für den, so häufig dialektischen, Geist der Griechischen und Römischen Prosaiker die Fassungskraft der Jugend bilden will, — anderer, für gewöhnliche Schulmänner weniger handgreiflicher Motive nicht zu gedenken. Aber leider! pflegen diese Männer sich einzubilden, dafs man eben aus den Auctoren Logik genug lerne, — und überhaupt, dafs beynahe alles Andre sich nebenher, und gelegentlich, lernen lasse; nur nicht Grammatik, das Lieblingsstudium der Philologen! Mit solchem Wahn habe ich hier nicht zu streiten.

Am meisten nöthig waren die Erweiterungen im dritten Theile, der die Eile, in welcher die erste Ausgabe niedergeschrieben wurde, am meisten verrieth.

Vorrede zur vierten Ausgabe.

Einleitung, Encyklopädie, und System einer Wissenschaft sind wesentlich verschieden. Die Einleitung führt zum System; die Encyklopädie dient, so weit als möglich, anstatt des Systems. Die Einleitung giebt Materialien und Fragen; das System stellt in gehöriger Form die Untersuchung an, und liefert die Antworten; die Encyklopädie sammelt die Resultate; von der systematischen Form aber spricht sie nur historisch, ohne dieselbe als den Hebel der Untersuchung zu benutzen.

Für den akademischen Unterricht in der Philosophie ist die Einleitung unentbehrlich, damit den systematischen Vorträgen der Zugang gehörig eröffnet werde. Hingegen die Encyklopädie pafst mehr zum Rückblick auf frühere Studien, welche ergänzt oder aufgefrischt werden sollen; sie ist eher ein Bedürfnifs des späteren, als des Jünglingsalters. Der Einleitung gebührt ein Compendium, welches der mündliche Vortrag beleben soll; und den Schwierigkeiten, womit bekannt zu machen ihr obliegt, darf sie nicht auszuweichen suchen. Die Encyklopädie dagegen mufs ähnlich einer fliefsenden Rede geschrieben seyn; und es steht ihr frey, solche Gegenstände hervorzuheben, welchen ein allgemeineres Interesse entgegenkommt*.

[IV] Unter den philosophischen Wissenschaften, die man gleich im ersten Capitel dieses Lehrbuchs genannt findet, hat die Logik das nicht zu bestreitende und auch längst anerkannte Vorrecht, die erste zu seyn, worauf die Anfänger hingewiesen werden. Man darf indefs nicht vergessen, dafs Logik anzuwenden schwerer ist, als Logik zu lernen. Zur Uebung im

* Zu vergleichen ist des Vrfs. kurze Encyklopädie der Philosophie nach praktischen Gesichtspuncten.

Anwenden bieten nun zwar die andern philosophischen Wissenschaften Gelegenheit dar; jedoch hat der Verfasser für zweckmäfsig erachtet, in die gegenwärtige Ausgabe ein neues Capitel über die Anwendung der Logik aufzunehmen; dessen Inhalt mit dem, was anderwärts angewandte Logik heifst, zu vergleichen, der Hauptsache nach darauf hinauslaufen würde, dafs die voreilige Einmischung der Psychologie in die Logik, hier eben sowohl als in den früheren Ausgaben ist vermieden worden. Wer nun ausführlichere, der Logik allein gewidmete Werke von DROBISCH, TWESTEN, FRIES, KRUG, u. a. m. nachlesen will, möge nur nicht durch die Verschiedenheiten der Darstellung sich abhalten lassen, vorzugsweise dasjenige sich einzuprägen, was in allen diesen Darstellungen das Gemeinsame ausmacht.

Andre Zusätze enthält die vorliegende Ausgabe im dritten Abschnitte, wo Manches auseinanderzusetzen war, was die Anmerkungen der beyden vorigen Ausgaben unbequem zusammengedrängt hatten. Es kam darauf an, zu zeigen, dafs für die gesammte Aesthetik, insbesondere für die praktische Philosophie, die Hülfe der Logik nicht unbedeutend, vielmehr um desto nöthiger zur Orientirung ist, je weiter Jemand in diesen reichen Feldern künftig umherzuwandern beabsichtigt.

Von dem Gebrauche, Logik und Metaphysik als zusammenhängenden Vortrag für ein einziges Halbjahr den Studirenden darzubieten, wich schon die erste Ausgabe dieses Lehrbuchs ab; der vierte Abschnitt desselben ist nur E i n l e i t u n g in die Metaphysik, und soll [v] nichts weiter seyn. Dies bedarf keiner Rechtfertigung. Nur in den Zeiten des Verfalls der Metaphysik konnte man auf den Gedanken kommen, sie der Logik beynahe anhangsweise mitzugeben. Wer des Verfassers gröfsere Metaphysik (in zwey Bänden) gelesen hat, mag überlegen, wieviel davon passend sey für solche Zuhörer, denen die Logik noch neu und kaum geläufig ist. Wem aber selbst der vierte Abschnitt dieses Buchs noch schwer und dunkel vorkommt, der hüte sich, über Metaphysik, und die zu ihr passende Lehrart zu urtheilen. Uebrigens hat jetzt dieser Abschnitt ebenfalls einige Zusätze bekommen. Schon das dritte Capitel ist etwas verändert. Zwar auf die wechselnden Einseitigkeiten, womit man seit mehr als vierzig Jahren, von den ersten Fragepuncten immer weiter abirrend*), die gesammte Philosophie bald auf diese bald auf jene Spitze zu stellen versucht hat, konnte hier nicht eingegangen werden. Aber um die breite Basis, worauf die Philosophie wirklich ruhet, gehörig ins Auge zu fassen, kommt viel darauf an, dafs man das Verhältnis der Psychologie, theils zur allgemeinen Metaphysik, theils zur Naturlehre und hiermit zur Physiologie, deutlich einsehe. Freylich konnte darüber in den §§ 132 und 140 (nebst den dortigen Anmerkungen) nur das Nothwendigste gesagt werden. Was in den folgenden Capiteln erweitert und verändert ist, wird nicht gerade einer besondern Anzeige bedürfen.

Die Zusätze liefsen sich nicht füglich in die Form blofser Anmerkungen bringen; es war unvermeidlich, die Zahl der Paragraphen zu vermehren.

* Wer den Gang der neuern Systeme im Zusammenhange kennen lernen will, darf nicht unterlassen, REINHOLD's Theorie des Vorstellungsvermögens (ein jetzt beynahe vergessenes Buch) mit den kantischen Kritiken einerseits, und den ältern FICHTEschen Schriften andererseits zu vergleichen.

In einem Lehrbuche, dessen verschiedene Ausgaben neben einander gebraucht werden, und beym Nachschlagen der ander[VI]wärts citirten Stellen, kann dies einige Unbequemlichkeit verursachen; um derselben zu begegnen, mag es hinreichen, hier nur einige Zahlen herzusetzen.

Paragraphen der dritten		Paragraphen der vierten Ausgabe.
§ 70	ist jetzt	70.
72		81.
76		85.
79		89.
85		95.
86		97.
93		109.
95		116.
100		121.
110		131.
113		135.
118		140.
120		143.
126		149.
133		156.

[1] Durch den engen Druck der Anmerkungen und durch einige Abkürzungen ist dafür gesorgt worden, das Volumen des Buches ungeachtet der Zusätze nicht merklich zu vermehren.

---

[1] Dieser letzte Satz „Durch den engen Druck ... zu vermehren.“ fehlt in SW.

Inhalt.[1]

---

[1] In der 4. Ausg. fehlen dem Inhaltsverzeichnis die Inhaltsangabe der Paragraphen. Aufserdem ist nichts gesperrt gedruckt.

[2] „*Erster Abschnitt.* Allgemeine Propädeutik." in der 3. und 4. Ausg.

[3] „Erstes Capitel (§ 1—3). Vorläufige Uebersicht." in der 3. Ausg.

[4] „Zweytes Capitel (§ 4—10). Erklärungen und Eintheilungen." in der 3. Ausg.

[5] „Drittes Capitel (§ 11—16). Hauptbedingungen des Philosophirens." in der 3. Ausg.

[6] In der 4. Ausg. folgt: „Viertes Capitel. Von der Anwendung der Logik."

[7] In der 4. Ausg.: „Viertes Capitel. Von der Verbindung der ästhetischen und theoretischen Auffassung."

---

[1] „Vom absoluten Seyn und dessen Gegentheilen." in der 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt: „Sechstes Capitel. Encyklopädische Uebersicht der Psychologie und Naturphilosophie."

In der 2. Ausg. folgt dann noch: „Beylage. Ueber den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien."

[1] Erster Abschnitt.

Beschreibung[1] der Philosophie; nebst der Erweckung des Zweifels, als des nothwendigen Anfangs des philosophischen Denkens.

Erstes Capitel.

Erste Bestimmungen und Eintheilungen.

§ 1.[2]

Die Philosophie besitzt nicht, gleich andern Wissenschaften, einen besondern Gegenstand, mit dem *sie* sich ausschliefslich beschäftigte: ihre

---

[1] Die Ueberschrift heifst in der 4. Ausg.:

Erster Abschnitt.

Allgemeine Propädeutik.

Erstes Kapitel.

Vorläufige Uebersicht.

[2] § 1 bis § 4 lauten in der 3. und 4. Ausg.:

„§ 1. Da verschiedene Erklärungen[a] von der Philosophie im Umlauf sind: so kann die Frage nach der treffendsten unter denselben aufgeworfen werden; doch darf sie einstweilen unentschieden bleiben, indem zunächst

---

[a] „Da verschiedene Erklärungen . . . Wichtigkeit besitzt." heifst in der 4. Ausg.:

„Philosophie oder Bearbeitung der Begriffe, ist zwar in allen Wissenschaften nothwendig, in so fern dieselben nicht blofs ihre Gegenstände thatsächlich anzeigen, oder zu deren zweckmäfsiger Behandlung Vorschriften ertheilen, sondern auch das Nachdenken darüber anordnen, also Verworrenes auseinandersetzen, und Vereinzeltes gehörig verknüpfen sollen. Allein das Geschäfft jener Bearbeitung erfordert eine eigne Sorgfalt und Uebung, welche ähnlich oder verschieden seyn mufs, nach der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in den Verhältnissen der Begriffe; es führt überdies in seinem Verlaufe oft weiter als der Anfang voraussehen liefs. Daher hat die Philosophie einen abgesonderten Zweig der Gelehrsamkeit gebildet; auch umfafst sie selbst verschiedene Wissenschaften, die man als ihre Theile betrachtet; und welche sowohl für das übrige Wissen als für die Culturgeschichte eine vorzügliche Wichtigkeit besitzen."

Eigenthümlichkeit mufs also in der Art und Weise gesucht werden, wie sie jeden sich darbietenden Gegenstand behandelt.

---

die Philosophie als ein Zweig der Gelehrsamkeit mufs betrachtet und beschrieben werden, der für die übrigen Wissenschaften und für die Culturgeschichte eine vorzügliche Wichtigkeit besitzt. Zu dem gelehrten Fleifse aber,[a] den Alle auf gleiche Weise diesem Zweige der Studien zuzuwenden haben, kommt bey Jedem nach eigener Art sein Nachdenken hinzu; und da hieraus manche Verschiedenheiten im Philosophiren entspringen, so sind deshalb einige Vorerinnerungen nöthig.

In der Auswahl dessen, was von Jugend auf gelernt und eingeübt zu werden pflegt, findet eine ziemliche Gleichförmigkeit statt; Sprachen, Geschichte, Naturkunde werden gelernt bis zum Behalten; Grammatik und Mathematik werden überdies eingeübt bis zum freyen Gebrauche. Daneben aber[b] geben Erfahrung und Umgang Anlafs zum Denken; und das Selbstgedachte, wie sehr es auch Anfangs zerstreut liegt, wie sehr es auch abwechselnd bald so bald anders gestaltet wird, enthält dennoch Keime einer Wissenschaft, [2] für die es als Wahrheit oder als Irrthum in Betracht kommen kann. Diese Wissenschaft ist die Philosophie.

Nicht minder liegen Keime, ja selbst Erzeugnisse derselben in den vorgenannten Wissenschaften; was aber von diesen[c] gelernt und geübt wurde, das dringt bei Verschiedenen nicht gleichförmig vor bis zur Bestimmung ihres Selbstdenkens. Während nun Jeder nach seinen Gedanken urtheilt, und handelt, äufsern sich hierin die Mängel des Selbstgedachten; nämlich die Mängel an Richtigkeit, Genauigkeit, Vollständigkeit, Zusammenhang, und Richtung auf bestimmte Zwecke. Unter Mehrern entsteht daraus oft Streit; seltener beym Einzelnen Reue über sein Handeln oder Unterlassen.

Wer die Reue kennt oder auch nur fürchtet: der pflegt sich, um sie zu vermeiden, zur anhaltenden Selbstbeobachtung zu entschliefsen. Er wird dadurch für sein Philosophiren viel gewinnen; denn die Philosophie beruhet eben so sehr auf der innern als auf der äufsern Erfahrung; und sie fodert, dafs beyde Arten von Erfahrung ins Gleichgewicht und in Verbindung gebracht seyen.

Wer mit Andern dergestalt streitet, dafs nicht blofs von reinen, der Beobachtung unmittelbar zugänglichen Thatsachen die Rede sey: der setzt voraus, es gebe in den streitigen Gegenständen, so fern sie gedacht werden, eine Nothwendigkeit, sie nur auf einerley, und nicht auf verschiedene Weise zu denken. Diese Voraussetzung macht auch die Philosophie.

Wenn die Streitenden wünschen, sich zu vereinigen: so suchen sie zuerst die Puncte auf, bis zu welchen sie einstimmig denken; indem sie voraussetzen, es gebe einen nothwendigen Fortschritt im Denken, welcher, sobald er gefunden wäre, die gewünschte Einstimmung hervorbringen würde.

---

[a] „aber" fehlt in der 4. Ausg.

[b] „Daneben aber . . . in den vorgenannten Wissenschaften;" fehlt in der 4. Ausg.

[c] „von diesen" fehlt in der 4. Ausg.

§ 2.

Von dem Philosophiren, einer Thätigkeit unseres Geistes, läfst sich am leichtesten das Merkmal auffassen, dafs es geschehe, indem wir unsere

---

Eben dieselbe Voraussetzung macht die Philosophie; [3] und dafs ein solches nothwendiges Fortschreiten des Denkens gefunden werden könne, bestätigt die Mathematik durch ihr grofses und gewichtvolles Beyspiel; sie weiset jedoch auch hin auf die Bedingung, nämlich auf äufserste Genauigkeit im Bestimmen und Erwägen derjenigen Begriffe, von welchen man ausgeht.

Diese Bedingung[a] pflegt verletzt zu werden, wenn der Streit sich erhitzt. Sucht nun Einer den Andern blofs zu besiegen: so vergifst er, dafs auf der entgegenstehenden Seite die Spannung sich ebenfalls, wo nicht sogleich, doch künftig vermehren wird. Diejenigen aber,[b] welche vom Streitigen sich lieber zurückziehn, und es unentschieden lassen, überlegen oft nicht genug, dafs anderwärts der Streit fortdauere; und fortfahren werde, auch solche Angelegenheiten zu beunruhigen,[c] in welche er seiner Natur nach eingreift, während man sie vor ihm in Sicherheit zu bringen wünscht.

Es ist daher rathsam, dafs man eben sowohl das Streitige, als das einstimmig Zugestandene kennen zu lernen suche; und dafs man in dem letzteren besonders genau diejenigen Puncte auffasse, welche hart an der Gränze des Streits liegen, und von denen also auch die künftige Einstimmung wird ausgehn müssen.

Nicht rathsam aber ist es, das Selbstgedachte mit solchem Zutrauen vestzuhalten, als ob es nicht könnte bestritten werden; oder vollends gar, als ob der Unterricht der Philosophie, welche seit ungefähr drittehalbtausend Jahren die gröfsten Geister beschäfftigt hat, nur dazu diente, dem Selbstdenken einige Anregung zu geben, wie wenn es alsdann leicht und sicher seine eignen Wege verfolgen könnte. Vielmehr fodert die Philosophie von dem Anfänger ein eben so strenges und anhaltendes Lernen, als dies bey jeder andern Wissenschaft der Fall ist.[d]

---

[a] „Diese Bedingung . . . doch künftig vermehren wird." fehlt in der 4. Ausg.

[b] „aber" fehlt in der 4. Ausg.

[c] „zu beunruhigen, . . . zu bringen wünscht." heifst in der 4. Ausg.: „zu beunruhigen, die man vor ihm in Sicherheit zu bringen wünscht."

[d] In der 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Die Erklärung der Philosophie, welche gleich in den ersten Worten vorläufig angezeigt ist, wird weiterhin bestätigt werden. Von den andern Erklärungen, (die entweder zu eng sind, oder auf unrichtigen Voraussetzungen beruhen) mögen folgende zur Probe dienen: Wissenschaft des Möglichen, sofern es seyn kann, (nach Wolf), Vernunfterkenntnis aus Begriffen, (nach Kant); Wissenschaft dessen, was durch das blofse Vorstellungsvermögen bestimmt ist, (nach Reinhold); Wissenschaftslehre, (nach Fichte); Wissenschaft von den letzten Gründen und Gesetzen der Natur und Freyheit, und ihres Verhältnisses zu einander, (nach Tennemann); Wissenschaft des Nothwendigen und Allgemeinen; des a priori Erkennbaren, u. s. w. Man kann damit die alte, nahe richtige Eintheilung in Logik, Physik, Ethik, einstweilen zu verbinden suchen. Die Erklärung mufs, wenn sie richtig ist, auf alle Theile gleichmäfsig passen."

Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand heften, die dabey entstehenden Gedanken sammeln, und sie unter einander *vereinigen*. Das Letztere ist

---

[4] § 2. Da die Philosophie seit langer Zeit auf alle Wissenschaften gewirkt hat: so lassen sich die Spuren derselben auch theils in der Form, welche jede Wissenschaft angenommen hat, theils in deren Inhalt, oder wenigstens in dem, was davon absichtlich ausgeschlossen wird, nachweisen; und hiemit bieten sich für das Studium der Philosophie manche Anknüpfungspuncte dar, welche von Jedem in dem Maafse, als er sich mit einer Wissenschaft vertraut gemacht hat, mögen benutzt werden. Hier folgen einige kurze Erinnerungen an Sprachen, Geschichte, Mathematik und Naturkunde.

1. In den Sprachen, als Zeichen der Gedanken, spiegeln sich die Gedanken selbst, also auch deren Bestandtheile sammt ihren Verhältnissen. Nimmt man aus der Sprache die nomina propria hinweg: so bleiben Worte von sehr allgemeinem Gebrauche. Bestimmt nun der Sprachforscher die Bedeutung der einzelnen Worte: so ist er im Gebiete der allgemeinen Begriffe; und steht hier mit dem Philosophen auf gleichem Boden. Theilt er die Worte in verschiedene Klassen: so erhebt er sich zu höheren Allgemeinbegriffen. Ableitung und Biegung der Worte zeigen ihm eine Bewegung in den Begriffen zum Behuf mannigfaltiger Zusammensetzungen, welche durch die syntaktischen Regeln vollständiger bestimmt werden. Wiefern nun die Begriffe selbst solche Verknüpfungen erlauben, geben sie Anlafs zu logischen Betrachtungen; wiefern aber die Regsamkeit des menschlichen Geistes dabey zum Vorschein kommt, offenbaren sich psychologische Thatsachen. Logik also, und Psychologie sind diejenigen Theile der Philosophie, in welche Derjenige zunächst suchen mag den Eingang zu finden, der von der Seite des Sprachstudiums herkommt.

Von einfacher Benennung oder Ausrufung, die nur ein Anknüpfen neuer Anschauung an ältere Vorstellungen verräth, bis zum Bau der Periode, worin einzelne Urtheile bald an einander reihend, bald einschiebend, bald entgegensetzend auf die mannigfaltigste Weise verbunden werden, zeigt sich hier ein merkwürdiger Fortschritt und Rückschritt, welchen die Vergleichung älterer und neuerer Sprachen genauer zu Tage legt.

Indem die Philologie zum Studium der Auctoren übergeht, verbreitet sich durch jeden Auctor Licht über die Ansichten seiner Zeit. Anderen Zeiten fehlt solche Beleuchtung; nun sucht der Philosophirende den Zusammenhang durch Vermuthungen zu ergänzen; mit ihm wetteifert der Philologe durch mühsames Aufsuchen und Verknüpfen der Fragmente, der hingeworfenen Notizen bey Scholiasten und Compilatoren, der Münzen und Ruinen. Die Kritik erwacht; ihr Geist ist nicht minder wirksam in der Philosophie als in der Philologie.

2. Der Pragmatismus der Geschichte sucht in den Veränderungen der Staaten und der Cultur das Folgende aus dem Nächst-Vorhergehenden zu erklären; er sucht das Verhältnifs der Ursachen und Wirkungen. Diese Betrachtung wird in der Philosophie erweitert, vertieft, und wieder beschränkt und bezweifelt. Man redet vom Weltgeiste, der sich im Ganzen

um so mehr ein schweres, wenigstens weitläuftiges Geschäft, je mehr zusammengesetzt der Gegenstand, den wir betrachten.

---

der Geschichte offenbare.[a] Man redet von den nothwendigen Stufen seiner Entwickelung, und[b] von seynem Rechte bey allem Unrecht der Menschen. Es giebt aber auch[c] eine andre Ansicht und Forschung, die nicht sowohl eine Zeit aus der andern, als vielmehr jede aus dem eben vorhandenen Zusammenwirken der Kräfte nach den Umständen zu erklären sucht. Man hebt ferner den Causalbegriff im Allgemeinen hervor; und es entsteht die Frage, ob überhaupt die Ursach früher, die Wirkung später seyn könne, oder ob nicht vielmehr Ursach und Bewirktes eben dann ihren Namen verdienen, wann Eins aus dem andern [6] entspringt? Endlich wird sogar gezweifelt, ob wir überhaupt eine solche Nothwendigkeit, womit aus der Ursache die Wirkung hervorgehn solle, mit Recht annehmen, oder hiebey einem angewöhnten Vorurtheil huldigen? Diese Frage gehört[d] zur Metaphysik, welche den Causalbegriff nicht blofs zu vertheidigen, sondern auch zu berichtigen hat.

3. In weiter Entfernung von der Philologie und Geschichte, die einander unentbehrlich sind, scheint die Mathematik ein eignes Reich der Gedanken für sich zu bilden. Wegen ihrer Pünktlichkeit, die nichts Schwankendes aufnimmt, wegen der Bestimmtheit, womit ihre Sätze und Formeln den Grad von Allgemeinheit, der ihnen zukommt, selbst angeben, wegen der Strenge ihrer Beweise, wegen des Fleifses, womit sie das Leere (Raum, Zahl, Zeit, Bewegung) selbst ohne Rücksicht auf reale Gegenstände untersucht, wegen der Gewandtheit, womit sie alle ihre Hülfsmittel in Verbindung benutzt, ist sie schon längst der Philosophie zum Muster aufgestellt worden; dafs aber die letztere auch nur versuchen kann, jener nachzueifern, bezeugt schon eine Verwandtschaft beyder; welche um desto wichtiger ist, da ohne Philosophie die Mathematik auf ihrer Höhe einsam steht, und in die menschlichen Angelegenheiten nicht weiter eingreift als durch ihre Anwendungen auf mechanische Künste. Die tägliche Erfahrung zeigt, wie sehr das Interesse derjenigen sich zu theilen pflegt, welche in der Philologie nebst der Geschichte, und in der Mathematik zugleich unterrichtet werden, während die Philosophie, welche das Verbindungsglied dieser Studien ausmachen sollte, vernachlässigt ist. Die Verbindung selbst[e] aber ist um desto unläugbarer, da Raum und Zeit gerade so bestimmt als das Geistige und dessen Wirksamkeit zu den wichtigsten Gegenständen der Philosophie gehören.

---

[a] „offenbare. Man redet von den nothwendigen Stufen" . . . heifst in der 4. Ausg.: „offenbare; von den nothwendigen Stufen" . . .

[b] „und" fehlt in der 4. Ausg.

[c] „Es giebt aber auch . . . den Causalbegriff im Allgemeinen hervor;" heifst in der 4. Ausg.: „nach einer andern Ansicht hebt man den Causalbegriff im Allgemeinen hervor;"

[d] „Diese Fragen gehören" . . . in der 4. Ausg.

[e] „Die Verbindung selbst . . . zu den wichtigsten Gegenständen der Philosophie gehören." fehlt in der 4. Ausg.

§ 3.

Es ist aber hier nicht die Rede von demjenigen Aufmerken, wo-

— —

[7] 4. Eben diese Verbindung umfaſst endlich auch die sämmtlichen Naturwissenschaften, von der Naturbeschreibung an bis zur Physiologie und Astronomie hinauf. Diejenigen Begriffe, durch welche man versucht hat, die leblose und lebende Natur als ein Ganzes zusammenzufassen, sind entweder aus der Philosophie, und namentlich aus der Metaphysik (wenn schon unter andern Namen) entsprungen: oder sie fallen einer philosophischen Kritik anheim.

Von den gegenseitigen Abneigungen, die sich zuweilen hervorthun, wie wenn z. B. der Mathematiker die Philosophie ungeschickt und schwärmerisch, der Philosoph dagegen die Mathematik leer und todt nennt, oder wenn der Historiker jene beyde beschuldigt, sie wüſsten nichts von dem was wirklich geschieht, der Philosoph dagegen erwiedert, die Geschichte zeige nur eine Zeitreihe von Erscheinungen ohne Realität: — hievon ist weiter nichts zu sagen, als daſs darin, wo nicht Anmaaſsung, so doch starke Einseitigkeit sich verräth, die allemal entweder auf mangelhaften oder schlecht benutzten Unterricht zurückweiset.

Nur allzuwahr ist es dagegen, daſs in der Vielseitigkeit der Philosophie, die ihr als dem Verbindungsgliede der verschiedensten Wissenschaften nothwendig bleiben muſs, eine der Haupt-Ursachen der Schwierigkeit liegt, Einstimmung unter Denjenigen zu erlangen, die sich ihr von verschiedenen Seiten her zugewendet haben.

§ 3. Im Vorhergehenden ist bemerklich gemacht, daſs die Philosophie, zugleich auf äuſsere und innere Erfahrung sich beziehend, im Kreise der allgemeinen Begriffe eine nothwendige Anordnung und Fortschreitung, und hiemit unter den Grundgedanken aller Wissenschaften eine Verknüpfung hervorbringt; wodurch einem Jeden nicht bloſs die Uebersicht des menschlichen Wissens erleichtert, sondern auch sein eige[8]nes Wissen gleichsam verdichtet, und zu gröſserer Wirksamkeit erhoben wird.

Eine natürliche Folge ist, daſs mehr Ernst ins Leben, mehr Entschiedenheit ins Wollen kommt, und daſs alle Gegenstände des Vorziehens und Verwerfens sich einer strengern Auswahl[a] unterwerfen müssen. In dieser Beziehung heiſst die Philosophie praktisch; in Hinsicht der Logik, welche die allgemeinsten Verhältnisse der Begriffe, und der Metaphysik, welche den Zusammenhang unserer Kenntnisse im Auge hat, heiſst sie theoretisch. Bey dem Worte Metaphysik aber ist sogleich auch Psychologie für innere, und Naturphilosophie für äuſsere Erfahrung hinzuzudenken.

Nach solchen Vorerinnerungen kann nun von den einzelnen Theilen der Philosophie eine vorläufige Uebersicht folgen.

A. Von der Metaphysik.

Der Deutlichkeit wegen benutzen wir den Faden der Geschichte, und nennen schon deshalb zuvörderst die Metaphysik, als die älteste der philosophischen Wissenschaften. Sie ist nämlich älter als ihr Name, der zuerst

[a] „Auswahl" ist in der 4. Ausg. nicht gesperrt gedruckt.

durch die Auffassung eines *Gegebenen* befor[2]dert wird. Sondern beym

---

einer Sammlung von Aufsätzen des ARISTOTELES gegeben wurde. Vorzugsweise ist hier zu reden

1. von der Metaphysik bey den Griechen; an welche sich gröſstentheils auch die neuern Forschungen anschlieſsen.

a) Das Werden eines Dinges aus dem andern führt auf den Begriff eines Stoffes (THALES, ANAXIMANDER, u. s. w.).

b) Daran knüpft sich die Frage nach der Kraft, welche den Stoff umwandele.

c) Es ist aber auch sehr frühzeitig eine Meinung entstanden, zur Umwandlung sey keine Kraft nöthig, sondern das Werden sey etwas Ursprüngliches.

[9] d) Diese Meinung hat sich getheilt; zunächst zwiefach. Entweder suchte man das Werden in bloſser Bewegung (dahin gehört LEUKIPPS Atomenlehre); oder

e) Man betrachtete das Werden als innere Natur der Dinge (nach HERAKLIT).

f) Beyde Meinungen sind von Andern mit der Annahme, welche der Religion näher angehört, verbunden worden: daſs Mischung und Entmischung durch den Geist zur Zweckmäſsigkeit gelange (ANAXAGORAS); oder daſs die Vorsehung das Werden bestimme (Stoiker).

g) Noch Andre fühlten das Schwankende in diesen Meinungen. Sie näherten sich der Ueberlegung, daſs erst bestimmte Begriffe als Stützpuncte der Untersuchung nöthig seyen, bevor ein sicheres Denken über die Erfahrungsgegenstände gelingen könne. Man wendete sich an die mathematischen Begriffe; so kam der seltsame Satz zum Vorschein: Zahlen seyen die Principien der Dinge (Pythagoräer).

h) Zu dem Streben nach vestbestimmten Begriffen gesellte sich in den besten Denkern die Ueberzeugung: die Sinnendinge können wegen ihrer Veränderlichkeit nicht für das wahrhaft-Seyende gehalten werden (Eleaten).

i) In der Vergleichung der Sinnendinge mit mathematischen Begriffen erscheinen jene als Nachahmungen von diesen. Aber die Sinnendinge ahmen nicht bloſs Gröſsenbegriffe nach; sondern es giebt für sie noch höhere und schönere Muster (PLATONS Ideen).

k) Die Betrachtung der Sinnendinge führt, wenn sie nicht wahrhaft sind, sondern nur erscheinen, auf die Frage: wem erscheinen sie? Doch wohl Uns! (PROTAGORAS mit dem Satze: aller Dinge Maaſs ist der Mensch.)

[10] l) Hieran schlieſsen sich einerseits die Zweifler oder Skeptiker (AENESIDEMUS bis HUME).

m) Andererseits neuerlich die Kritiker des Erkenntniſsvermögens (LOCKE, und KANT).

n) Aber auch die Idealisten (BERKELEY, FICHTE).

Demnach wird in der Metaphysik geredet vom Seyn und Werden der Dinge, von den Begriffen, durch welche die Dinge müssen gedacht werden, und von unserer beschränkten Kenntniſs der Dinge.

Philosophiren wird der Gegenstand als bekannt vorausgesetzt, und heifst

---

2. Vom Orient ist eine Vorstellungsart ausgegangen, welche, weit entfernt, die Beschränktheit unseres Wissens anzuerkennen, vielmehr einige Aehnlichkeit hat mit dem Verfahren der Astronomen, sich in die Sonne zu versetzen, um in Gedanken von dort aus das Sonnensystem und dessen Bewegungen zu überschauen. Durch eine Anschauung, welche von der sinnlichen völlig verschieden, die mystische genannt wird, soll angeblich unmittelbar das Urwesen aller Dinge erkannt werden. Es versteht sich von selbst, dafs alsdann das wahre Seyn den einzelnen Dingen abgesprochen wird. (PHILO, die Kabbala, PLOTIN, u. s. w.)

3. Empiriker, die sich auf sinnliche Erfahrung und Beobachtung allein verlassen, haben sich, um die Natur zu erforschen, mit künstlichen Werkzeugen, dem physikalischen Apparate, versehen, und dadurch unsre Erkenntnifs sinnlicher Gegenstände ungemein bereichert. (Seit BACO von VERULAM.)

Vorläufig kann man als wahrscheinlich annehmen, dafs zwischen den, einander gerade entgegenstehenden, Mystikern und Empirikern die von den Griechen ausgegangene Metaphysik wohl die richtige Mitte halten möge.

[11] B. Von der Psychologie.

1. In der Psychologie sucht man das Mannigfaltige der innern Erfahrung auseinanderzusetzen, zu ordnen, auf bestimmte Begriffe zu bringen, und zu erklären. Die Voraussetzung dieser Wissenschaft ist also die Selbstbeobachtung. Hiedurch würde jedoch jeder Einzelne nur einen sehr zufällig beschränkten Erfahrungskreis besitzen. Zur Bereicherung desselben bietet sich Alles dar, was wir an Anderen beobachten; nicht blofs an Solchen, die mit uns auf gleicher Stufe der Bildung, des Alters, der äufsern Lage stehen: sondern an Personen jedes Standes, verschiedener Nationen, früher[a] Zeiten, soweit wir davon Nachricht haben; besonders an Kindern, weil an diesen der allmählige Uebergang von einer Bildungsstufe zur andern, und die mehr und mehr hervortretende Ungleichheit der geistigen Naturen am deutlichsten erscheint: aber auch an historischen Personen, welche die Verschiedenheit der Personen[b] in den gröfsten Umrissen zeigen; endlich an den Unglücklichen, deren Geist zerrüttet ist. In die Vergleichung müssen aber auch die Thiere, soweit wir sie kennen, mit aufgenommen werden; und überdies ist noch immer zu bemerken, dafs uns die Erfahrungen fehlen, welche uns beseelte Wesen auf andern Weltkörpern darbieten würden; und dafs später zu erreichende Bildungsstufen des Menschen uns heute noch unbekannt sind.

2. Was wir in uns beobachten, das ist überhaupt genommen eine sehr grofse Veränderlichkeit unserer Gedanken und Gemüths-Zustände; ein beständiges Werden und Wechseln. Diesem gegenüber scheint das Ich, welches Jedem jederzeit gegenwärtig ist, einen vesten Punct zu bilden. Bei genauerer Betrachtung jedoch finden wir selbst hier noch grofse Unterschiede, nicht blofs indem wir uns bald stark bald schwach, bald erhoben bald erniedrigt fühlen; sondern im [12] Kampfe der Vernunft

---

[a] „früherer“ in der 4. Ausg.

[b] „Menschen“ in der 4. Ausg.

eben darum ein *Begriff.* (Soviel als *Begriffenes,* [1] und nicht zu verwechseln mit einem *Inbegriff* irgend einer Art.)

---

und der Begierde ist der Mensch zuweilen so sehr mit sich entzweyt, dafs er sich ein doppeltes Ich zuschreiben möchte; im Wahnsinn hält der Mensch sich für einen Andern; von dem was Einer in Krankheits-Zuständen that oder sagte, weifs er oft späterhin nicht das Geringste. Den Thieren aber vollends ein Ich beyzulegen, als ob solches jedem beseelten Wesen nothwendig zugehörte, scheint sehr bedenklich.

3. Aus diesem und vielen andern Gründen, — besonders auch, weil für die innere Erfahrung uns keine künstlichen Werkzeuge des Beobachtens zu Gebote stehen, — haben in die Psychologie verschiedene Meinungen Eingang gefunden, die so sehr [a] von der Metaphysik abhängen, dafs sie sich ohne dieselbe kaum verstehen lassen. Nach dem Zuvor-Gesagten aber läfst sich eine dreyfache Vorstellungs-Art unterscheiden.

a) An die Metaphysik der Griechen schliefst sich eine Art der psychologischen Forschung an, welche auf vestbestimmte Grundbegriffe [b] ein regelmäfsig fortschreitendes Denken folgen läfst; und dem Verschiedenartigen der innern Erscheinungen eine gleichmäfsige Aufmerksamkeit widmet.

b) Eine mystische Ansicht behauptet angeborne Vernunft-Erkenntnifs durch intellectuale Anschauung; während die Sinnlichkeit die Quelle des Irrthums und des Bösen seyn soll.

c) Eine dritte Vorstellungsart entsteht gerade umgekehrt daraus, dafs man der äufsern Erfahrung, und der sinnlichen Beobachtung, wodurch wir vom Gehirn und den Nerven einige Kenntnifs besitzen, mehr Vertrauen [c] schenkt, als der eigentlichen Untersuchung des Geistigen; wobey man sich darauf beruft, dafs in der Erfahrung uns [13] kein blofs geistiges Leben, sondern nur ein mit dem leiblichen Leben verbundenes, und von diesem sehr abhängiges, gegeben ist.

Von den oft sehr sonderbaren Vermengungen dieser drey verschiedenen Hauptansichten, kann hier eben so wenig, als vorhin bey der Metaphysik, gehandelt werden. [d]

[1] („Soviel als *Begriffenes* ... irgend einer Art.)" heifst in der 2. Ausg.: „(Soviel als *Begriffenes*, lateinisch notio, und nicht zu verwechseln mit

---

[a] „die so sehr ... verstehen lassen." heifst in der 4. Ausg.: „die theils von der Metaphysik abhängen, theils auf dieselbe zurückwirken."

[b] „auf vestbestimmte Grundbegriffe ... folgen läfst; und" fehlt in der 4. Ausg.

[c] „mehr Aufmerksamkeit und Vertrauen" in der 4. Ausg.

[d] Die 4. Ausg. fährt fort: „In historischer Hinsicht aber ist nöthig zu bemerken, dafs die Psychologie gröfstentheils ein Werk der neuern Zeit ist; während das Altertum schon vor ARISTOTELES auf die eigentlichen Grund-Probleme der Metaphysik einen schärferen Blick gerichtet hatte als die Neuern. Die Alten waren metaphysisch einseitig, die Neuern sind es psychologisch. Diese zwiefache Einseitigkeit trägt einen grofsen Theil der Schuld, dafs man in Schwierigkeiten stecken blieb, die man längst hätte lösen können."

§ 4.[1]

Wir ziehen hieraus die Erklärung der Philosophie. Sie ist Bearbeitung

---

C. Von der Naturphilosophie.

1. Die äufsere Erfahrung, sehr viel reicher als die innere, macht wenig Mühe wegen des Auseinandersetzens; denn man findet in ihr schon viele und deutlich verschiedene Dinge aufser einander. Die Naturforscher nehmen vielerley Stoffe (Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff u. s. w.) und verschiedene Kräfte (Cohäsion, Attraction, Expansion, u. s. w.) gewöhnlich an, um sich daraus die Eigenschaften der Körper zu erklären. Die Stoffe sollen in aller Umwandlung am Gewichte zu erkennen seyn. Aber Wärme, Licht, Electricität, Magnetismus haben kein Gewicht; daher schwanken die Meinungen in Ansehung dieser sogenannten Imponderabilien zwischen der Annahme, sie seyen Stoffe, oder sie seyen Kräfte. Ueberdies zeigt die äufsere Erfahrung Pflanzen und Thiere, deren Leben aus ihrem ponderabeln Stoffe zu erklären eben so unmöglich scheint, als den Stoff aus dem Leben abzuleiten.

2. Man pflegt nun einstweilen das am meisten Räthselhafte bey Seite zu setzen, und, wie es natürlich ist, eine regelmäfsige Untersuchung dadurch einzuleiten, dafs man das Bekannteste, und was noch am klärsten scheint, zuerst vornimmt, um hievon auszugehn. Man beginnt also mit der Materie, und man fragt, ob dieselbe wohl aus neben einander liegenden Theilen bestehen möge, wie etwan der Sandstein aus Sandkörnern, und ein Haus aus einzelnen [14] Steinen? Dann müfsten die Sandkörner aus feinerem Sande bestehn, welcher feinere und feinste Sand auch noch einen Mörtel nöthig hätte, wie die Bausteine des Hauses, um zusammenzuhalten. Sowohl wegen der feinsten Theile als wegen des Zusammenhangs geräth man nun in solche Verlegenheit, dafs die Lehre von der Materie sehr schnell dahin gelangt, wohin, wie oben gezeigt, die Metaphysik allmählig gekommen ist, nämlich zu der Meinung, die Materie sey nur Erscheinung.

3. Nicht blofs aus dieser, sondern auch aus den neuen Verlegenheiten, welche entstehn, wenn Jemand die Materie als Erscheinung versucht aus dem Ich, welchem sie erscheint, zu erklären, — mufs man eigentlich[a] sich schon herausgearbeitet haben, ehe man die Naturphilosophie überall nur ernstlich beginnen kann. Das heifst mit andern Worten: die Naturphilosophie bezieht sich zwar auf die äufsere, so wie die

---

einem *Inbegriff* irgend einer Art, damit nicht die einfachen *Begriffe*, die nichts in sich,[b] und die einzelnen, die nichts unter sich enthalten, voreilig ausgeschlossen werden).

[1] In der 3. und 4. Ausg. bilden § 4 bis § 10 das zweite Capitel mit der Überschrift: „Erklärungen und Eintheilungen."

---

[a] „eigentlich" fehlt in der 4. Ausg.

[b] Zu „nichts in sich" schreibt HERBART in HE 2 erläuternd „kein Mannigfaltiges".

der Begriffe. Die Bearbeitung geschieht im Allgemeinen durch Sammlung

Psychologie auf die innere Erfahrung; aber die beyden Wissenschaften beruhen eigentlich auf der Metaphysik.

4. Diejenigen indessen, welche eine mystische Anschauung annehmen, erblicken in der äufsern Erfahrung nur Stufen der Emanation oder Aeufserung des Urwesens, und bezeichnen den Stoff als das Nicht-Seyende.

5. Die Empiriker dagegen begaben die Stoffe mit so vielerley Kräften, als ihnen nöthig scheint; oder sie versuchen, einige dieser angenommenen Kräfte auf andre zurückzuführen (z. B. auf die Elektricität); jedoch mit dem Bekenntnifs, dafs sie eigentlich nicht wissen, was sie sich bey dem Worte Kraft denken sollen; besonders da es, wie man gewöhnlich glaubt, auch noch Seelenkräfte geben soll, die ohne Zweifel von chemischen, mechanischen, und Lebenskräften sehr verschieden seyn müssen.[a]

[15]

D. Uebergang von der Metaphysik zur Ethik;
Religions-Philosophie.

1. Auch ohne mystische Anschauung betrachtet man das Zweckmäfsige, welches in unserm Erfahrungskreise so bewundernswürdig als unerklärbar hervortritt, als den Finger Gottes in der Natur.

2. Unsre Begriffe von Gott aber sind so mangelhaft, dafs wir sie nur als Erweiterungen und Erhöhungen dessen ansehen können, was uns die Selbstbeobachtung, oder vielmehr die Betrachtung der besten Menschen, die wir kennen, vom geistigen Daseyn und von der Persönlichkeit gelehrt hat.

3. Die Begriffe der Menschen von Gott stehn auch nach dem Zeugnisse der Geschichte nicht höher, als wie weit ihre sittlichen Ideen sind entwickelt und gereinigt worden.

4. In Ansehung der Erkenntnifs Gottes theilen sich die Meinungen zwischen Glaubensgründen, Schlüssen aus dem Gegebenen auf das Uebersinnliche, und mystischen Anschauungen.

5. Es ist ein grofser Irrthum, den Glauben darum, weil er vom Wissen unterschieden wird, für schwächer zu halten. Wir glauben schon im geselligen Leben auch da noch an Menschen, wo wir längst vom eigentlichen Wissen verlassen sind; und können diesen Glauben weder entbehren, noch uns von ihm lossagen.

E. Von der Ethik, oder praktischen Philosophie.

1. Die Ethik hängt zusammen mit Psychologie und Religionslehre. Entweder im Vertrauen auf sich selbst, oder auf die Vorsehung, oder auf beydes zugleich (Freyheit und Weltordnung) unterzieht man sich schwierigen Pflichten, ohne davor zu erschrecken.

[16] 2. Es fragt sich aber, ob die Pflichten verschwinden würden, wenn der Erfolg sehr unwahrscheinlich wäre? — Auch hier ist eine richtige Mitte zu suchen zwischen einem schwärmerischen Enthusiasmus, der von

[a] Die 4. Ausg. fährt fort: „Für Naturphilosophie konnte das Altertum sehr wenig leisten; es fehlten ihm dazu die neuern Beobachtungen und Versuche. Dafs es an Beobachtungsgeiste nicht fehlte, zeigt die frühzeitige Begründung der Medicin.“

und Vereinigung der über die Begriffe angestellten Betrachtungen. Bey

gar keiner Frage nach der Möglichkeit des Erfolgs sich warnen läſst; und einer feigen Klugheit, die selbst bey ganz klarer Pflicht noch Bürgschaft des Erfolgs im Voraus verlangt.

3. Als bekannt aus dem gewöhnlichen sittlichen Bewuſstseyn jedes Gebildeten, ist vorauszusetzen, daſs sowohl bey äuſsern geselligen Verhältnissen als im Innersten der Gesinnung Pflichten vorkommen; daher, so lange die genaueren Unterscheidungen innerer und äuſserer Verhältnisse unbemerkt bleiben (und hier wäre zu früh davon zu reden), muſs es als ganz natürlich erscheinen, daſs in den üblichen Vorträgen die Ethik in zwey Theile zerfällt, nämlich in Naturrecht und Moral.

I. Vom Naturrecht.

a) Von allen schon vorhandenen geselligen Verhältnissen abstrahirend, denken sich Manche einen Naturstand, worin der Mensch schon ursprüngliche Rechte habe. Mindestens Recht zu leben; also auch auf Nahrung und freye Bewegung. (Knechtschaft? Armuth?)
b) Erworbene Rechte sollen hinzukommen; Rechte auf Sachen, durch Occupation und Formation. (Beute? Verjährung? Testamente?)
c) Auch-Vertrags-Rechte, aufzuheben mutuo consensu. (Ehe?)
d) Aus Verträgen leitet man Gesellschaften her; unter ihnen den Staat. (Macht? Ansehen? Zwang? Strafe?)
e) Ists willkührlich, im Staate zu leben? Darf der Staat angesehen werden als eine auf gemeinsamen Ge[17]winn berechnete Gesellschaft, die man im Falle des Verlustes auflösen würde?

Hier stöſst das Naturrecht dergestalt an höhere Pflichten auf der einen Seite, und an unvermeidliche Nothwendigkeit von der andern Seite, daſs seine Trennung von Moral und Psychologie verdächtig wird.[a]

II. Von der Moral.

a) Die Moral dringt ins Gewissen. Ihre Absicht geht auf die Gesinnung; hiemit zunächst auf Tugend; dann auf Pflicht.
b) Da die Tugend schwer ist: so erzeugt sich leicht der Misverstand, die Schwierigkeit sey das Maaſs der Tugend; und Selbst-Peinigung gebe Anspruch auf Lob. Aber das reine Sittliche ist ein solches, welchem der Mensch nicht widerstrebt; indem dies[b] Widerstreben das Gegentheil des Sittlichen bezeugen würde.
c) Es entstehn hier Fragen nach der Ursache eines solchen Widerstrebens; also nach dem Ursprunge des Bösen. Dadurch wird es nöthig, Moral mit Psychologie zu verbinden.
d) Es entstehn ferner Fragen, ob der Mensch seine Kraft, das Böse zu besiegen, durch gute Werke dergestalt darthun könne, daſs ihm eine höhere Unterstützung nicht nöthig sey? Die Kirche warnt vor Uebermuth; und es zeigt sich hier eine Verbindung zwischen Moral und Religion.

[a] Die 4. Ausg. fährt fort: „Auch ist diese Trennung bei den Alten nicht deutlich hervorgetreten."

[b] „das" in der 4. Ausg.

der Vereinigung müssen sich die zufälligen Gedanken unterscheiden von

---

III. Von Politik und Pädagogik.

Diese beyden Wissenschaften können hier nur genannt werden, um anzumerken, dafs mit Hülfe der Psychologie und der Erfahrung die Ethik in Anwendungen sowohl auf den Staat als auf den Einzelnen, insbesondre auf die Jugend übergeht.

[18]

F. Von der Aesthetik.

1. Unter dem Namen Aesthetik stellt man die verschiedenen Betrachtungen über das Schöne und Häfsliche zusammen, deren Veranlassungen sich in ganz ungleichartigen Künsten finden; als in der Poesie, der Plastik, der Musik. Sogar der Eindruck, welchen der gestirnte Himmel auf uns macht, oder das Gewitter und das brausende Meer, wird ästhetisch genannt.

2. Da Naturgegenstände eben sowohl schön und häfslich gefunden werden, als Kunstwerke: so kann die Künstlichkeit einer Nachahmung nicht den Maafsstab ihres ästhetischen Werths abgeben. Ueberdies sieht man, dafs die Künstler sich über blofse Nachahmung zu erheben suchen. Wo ist denn das Schöne, welches sie zu erreichen sich bemühen?

3. Diese Frage führt wiederum dahin, eine richtige Mitte zu suchen zwischen mystischer Anschauung und Empirismus.

a) Erwägt man, dafs verschiedene Künstler, deren Einer oft wenig Geschmack zeigt an der Kunst des Andern (z. B. Dichter und Musiker, oder Musiker und Maler) auf ganz ungleiche Weise nach dem Schönen streben: so unternimmt man es nicht, auf die Frage, was ist das Schöne? einerley Antwort für alle Fälle zu geben; sondern man theilt die Frage, bis man zu mehrern einfachen Urtheilen des unmittelbaren Vorziehens und Verwerfens gelangt. Diese sucht man vollständig zu gewinnen und in völliger Genauigkeit zu erkennen, um sie den Künstlern als dasjenige Musterhafte darzubieten, womit sie ihre Productionen zu vergleichen haben.

b) Die mystische Anschauung dagegen setzt voraus, das Schöne sey nur Eins, und finde sich bey dem Urwe[19]sen dergestalt, dafs mit der unmittelbaren Erkenntnifs des letztern uns auch das Schöne selbst zugänglich sey.

c) Die Empiriker halten sich an vorhandene Werke der Natur und Kunst, welche sie zwar unter einander, aber mit keiner Art von allgemeinen Musterbegriffen verglichen wissen wollen.

G. Von der Logik.

1. Die Logik giebt die allgemeinsten Vorschriften, Begriffe zu sondern, zu ordnen, und zu verbinden.[a]

2. Sie[b] setzt die Begriffe als bekannt voraus; und bekümmert sich nicht um den eigenthümlichen Inhalt eines jeden derselben.

---

[a] Die 4. Ausg. fährt fort: „Sie ist die nothwendige Vorschule für sämmtliche zuvorgenannte Wissenschaften; und einer jeden derselben gereicht es zum Vorwurf, wenn ihr vermeidliche, logische Mängel nachgewiesen werden."

[b] „Die Logik" in der 4. Ausg.

den wesentlich zur Sache gehörigen, weil jene keine unzertrennliche Ein-

3. Daher ist sie nicht eigentlich ein Werkzeug der Untersuchung, wo etwas Neues gefunden werden soll; sondern eine Anleitung zum Vortrage dessen, was man schon weifs.

4. Dennoch weiset sie auch bey Untersuchungen auf deren erste Bedingungen hin; und leistet grofse Dienste, um auf begangene Fehler aufmerksam zu machen.

5. Unter dem Namen[a] der angewandten Logik pflegt eine Verbindung der Logik und Psychologie vorgetragen zu werden, die jedoch sehr mangelhaft ausfällt, wo die Psychologie nicht schon vorausgegangen ist.

Zweytes Capitel.

Erklärungen und Eintheilungen.

§ 4. Das Vorstehende[b] enthält noch keine absichtliche Anregung des philosophischen Denkens; vielweniger eine Anleitung dazu. Allein es darf nicht dabey sein Bewenden haben, dafs die Theile der Philosophie blofs als etwas Vorhandenes hingestellt werden; denn sie soll nicht lediglich ge[20]lernt, sondern auch mit eignem Denken begleitet und verarbeitet werden. Das Denken aber könnte sogleich eine falsche Richtung bekommen, wenn auf die Frage: was ist nun nach der vorhergehenden Uebersicht die Philosophie? eine erkünstelte Antwort gegeben würde. Denn gesetzt, man erklärte einen bestimmten Gegenstand für denjenigen, womit die Philosophie sich beschäfftige: so läge darin die Zumuthung, alle andern Gegenstände, von welchen in ihr doch auch die Rede ist, nur mittelbar, und hindurchschauend gleichsam durch jenen, wie durch ein Glas, in Betracht zu ziehn.

Wenn zum Beyspiel gesagt würde, die Philosophie beschäftige sich mit dem Ich, als dem Vorstellenden aller Erscheinungen, und mit dessen verschiedenen Thätigkeiten, indem es bald vorstelle, bald wolle, bald leide: so würde man von Wärme, Licht, Sauerstoff und Wasserstoff, u. s. w. nicht mehr dergestalt zu handeln haben, dafs die Aufmerksamkeit unmittelbar auf die Thatsachen der Physik und Chemie gerichtet bliebe: sondern sie würde fallen auf den experimentirenden Physiker, oder gar auf uns selbst, die wir sein Buch lesen. Und wenn der Staat sollte untersucht, wenn Recht sollte gesprochen werden: so würden wir dabey nicht auf den Staat und die Partheyen, sondern auf uns als die Vorstellenden dieses Staats und dieser Partheyen unser Augenmerk nehmen. Und nicht minder würden wir jede Bildsäule in uns sehen, jede Musik in uns hören; welches nicht mehr weit von jener mystischen Anschauung entfernt wäre, welche hofft, alle Dinge in Gott sehen zu können.

Ein Anderer möchte uns zumuthen, uns selbst in dem allgemeinen Leben der Natur anzuschauen, und zwar vermittelst unseres Gehirns, an welches unsre geistige Thätigkeit geknüpft sey, u. s. w.

---

[a] „5. Unter dem Namen . . . vorausgegangen ist.“ fehlt in der 4. Ausg.
[b] „Das Vorstehende . . . gegeben würde. Denn“ fehlt in der 4. Ausg.

heit mit diesen bilden können. Aber auch Unvollständigkeit der ange-

Jede solche Einseitigkeit[a] würde uns derjenigen, weit einfacheren, geraderen Betrachtungen berauben, welche nun [21] Andre an unserer Statt vornähmen, die sich's angelegen seyn liefsen, jeden Begriff an der Stelle aufzufassen, wo er gegeben ist.

Durch die vorstehende Uebersicht der Philosophie ist also[b] wenigstens so viel gewonnen, dafs der Blick mannigfaltig umhergelenkt würde; und diese Beweglichkeit mufs er behalten; dergestalt, dafs die Reflexion[c] unmittelbar Gegenstände entweder der äufseren oder der inneren Erfahrung, oder auch den leeren Raum, die leere Zeit treffe, oder sich in das Recht, in eine Kunst vertiefe, oder sich mit allgemeinen Begriffen als solchen beschäfftige;[d] nicht aber bey aller Gelegenheit auf sich selbst zurückspringe.[e]

Da nun durch keinen Gegenstand, welcher insbesondre ihr, oder dem sie ausschliefsend angehörte, die Philosophie kann beschrieben werden, indem sie vielmehr überall, wo sie Begriffe findet, zum mindesten das logische Geschäfft des Sonderns und Zurechtstellens antrifft: so bleibt nur noch die Frage übrig, ob sie durch die Art und Weise, wie sie die Begriffe behandelt, näher zu bestimmen, und von andern Wissenschaften zu unterscheiden sey?

Zuvörderst ist leicht zu sehen, dafs sie es den Gelehrten aller Klassen, also den übrigen Wissenschaften lediglich überläfst, das Gegebene zu sammeln, und die Thatsache, dafs es gegeben sey, historisch zu bewähren. Selbst der mystischen Anschauung, falls diese wirklich ein Gegebenes aufzuweisen hätte, würde sie das Sammeln desselben überlassen; und es erst da in ihre Behandlung nehmen, wo nun weiter die Frage entstünde, wofür dies Gegebene zu nehmen sey, und was es gelten könne. Liefert irgend eine Wissenschaft der Philosophie ein vermeintlich Gegebenes, welches nicht als Begriff, d. h. als ein Begriffenes (notum, notio) bestehen kann, so ist dies[f] entweder eine Untreue oder ein Fehler jener Wissenschaft, der,

[a] „Jede solche Einseitigkeit . . . wo er gegeben ist." heifst in der 4. Ausg.: „Jeder Art von Einseitigkeit würden sich andre Einseitigkeiten entgegenstellen; und man würde dadurch nicht die Philosophie selbst, sondern nur irgend eine beschränkte Meinung von derselben erreichen."

[b] „also" fehlt in der 4. Ausg.

[c] „dafs die Reflexion unmittelbar Gegenstände" heifst in der 4. Ausg.: „dafs die Reflexion jeden Gegenstand unmittelbar so treffe, wie er sich darbietet; dafs sie also Gegenstände" . . .

[d] „beschäfftige u. s. w.;" in der 4. Ausg.

[e] In der 4. Ausg.: „zurückspringe, als ob in dem Ich Alles eingewickelt läge; oder als ob man statt dieser Art von Einwicklung irgend eine andere setzen könnte, wie etwan wenn Jemand vorgäbe, das ganze Universum auf einmal anzuschauen. Alle solche Einwicklungen verrathen Mangel an Kenntnifs dessen, was in der Philosophie zu thun ist; und die Arbeit wird dadurch nicht kürzer, sondern länger und beschwerlicher."

[f] „so ist dies . . . jener Wissenschaft," heifst in der 4. Ausg.: „so ist dies ein Fehler,"

stellten Betrachtungen mufs sich dadurch verrathen, dafs die Vereinigung

---

wenn er nicht[a] zu vermeiden [22] war, seine Berichtigung von der Philosophie erwartet. Dann mufs aber wenigstens das Thatsächliche vor der philosophischen Bearbeitung ins Reine gebracht seyn, soweit es sich durch Beobachtung bestimmen läfst. Ob die früherhin sogenannte oxygenirte Salzsäure Sauerstoff enthalte, oder vielmehr die Kochsalzsäure Wasserstoff; ob die homerischen Gedichte von Einem HOMER oder von vielen Sängern herstammen: darüber sind dort die Berichte der Chemiker, hier die der Philologen und Alterthumsforscher zu hören; der Philosoph kann die dahin gehörigen Thatsachen zu ermitteln nicht zu seinem Geschäfft rechnen. Nicht einmal die empirische Psychologie macht hierin eine Ausnahme; denn die Beobachtungen, welche dafür in Irrenhäusern oder auf Reisen gemacht werden, kann der Philosoph nicht verificiren; und es ist schlimm genug, wenn Erschleichungen, die in der Selbstbeobachtung waren gemacht worden, durch ihn müssen berichtigt werden.

Völliger Misbrauch des Wortes ist es, von einer Anschauungs-Philosophie zu reden. Es giebt keine andre Philosophie, als eine solche, die von der Reflexion anhebt; d. h. von der Auffassung der Begriffe. Jener Ausdruck deutet an, es könnte Anschauungen geben, welche der Reflexion entgehen oder sich entziehen würden.

Die Geschichte[b] ist allemal mächtiger als die Willkühr irgend welcher Schulen oder Zeiten. Oben ist von der Geschichte der Metaphysik der Umrifs kurz angedeutet. Man erkennt darin leicht, dafs Begriffe, selbst wenn sie unleugbar aus dem Gegebenen stammen, (wie der Begriff des Werdens) dennoch Fehler in sich tragen können,[c] vermöge deren sie sich der Reflexion zu fortgehender Umwälzung darbieten. Die Philosophie wird alsdann in Hinsicht ihrer nicht eher vollendet seyn, als bis sie diese Umwälzungen zu einem nothwendigen Ende geführt hat.[d]

[23] Gerade hierauf nun würde man die Erklärung der Philosophie gründen müssen, wenn alle Philosophie Metaphysik, oder eine davon abhängende Wissenschaft wäre.

Allein bei der Vergleichung der Ethik und Aesthetik zeigt sich erstlich, dafs beyde gemeinschaftlich von der Metaphysik abweichen, indem sie auf unveränderlichen Werthbestimmungen durch Lob und Tadel beruhen. Zweytens zeigt sich, dafs sie eben durch dies ihr Gemeinschaftliches in Eine Hauptklasse zusammenfallen. Da nun die Aesthetik selbst keine Gränze vorzeichnet, von welcher Art ihr Schönes und Häfsliches seyn müsse, vielmehr in ihr schon eine Mannigfaltigkeit der Arten des Lobenswerthen und Tadelnswerthen beysammen ist: so kann die Haupt-

---

[a] „wenn er nicht zu vermeiden“ . . . heifst in der 4. Ausg.: „wenn er nicht im Voraus zu vermeiden“ . . .

[b] „Die Geschichte . . . darin leicht, dafs Begriffe,“ . . . heifst in der 4. Ausg.: „Das Denken aber folgt überall dem Anschauens-Begriffe,“ . . .

[c] „können dennoch Fehler in sich tragen,“ in der 4. Aug.

[d] „geführt hat; wo die Reflexion ihren Ruhepunkt findet.“ in der 4. Ausg.

in irgend einem Sinne mangelhaft bleibt.[1]

§ 5.

Aus den Haupt-Arten der Bearbeitung der Begriffe ergeben sich die Haupttheile der Philosophie.

Der erste Erfolg der auf die Begriffe gewendeten Aufmerksamkeit besteht darin, dafs sie *klar*, und, wofern sie dazu geeignet sind, *deutlich* werden. Die Deutlichkeit besteht in der Unterscheidung der Merkmale eines Begriffs, sowie die Klarheit in der Unterscheidung mehrerer Begriffe unter einander. Deutliche Begriffe können die Form von *Urtheilen* annehmen, und die Vereinigung der Urtheile ergiebt *Schlüsse*. Hievon handelt die *Logik*; und sie selbst ist derjenige erste Theil der Philosophie, welcher die Deutlichkeit in Begriffen und die daraus entspringende Zusammenstellung der letzteren, im Allgemeinen betrachtet.

§ 6.

Allein die Auffassung der Welt, und unsrer selbst, führt manche Begriffe herbey, welche, je deutlicher sie gemacht werden, gerade um so weniger die gesuchte[2] Ver[3]einigung unserer Gedanken zulassen, vielmehr

---

klasse, wohin auch die Ethik gehört, mit dem Namen Aesthetik benannt werden; ein andrer Name findet sich nicht.

Die Logik endlich, welche jede, auf besonderer Eigenheit gewisser Begriffe beruhende Behandlung derselben von sich entfernt, würde nicht erlauben, dafs man die Erklärung der Philosophie, von der sie ein Theil ist, durch Rücksicht auf das Eigene der Metaphysik oder Aesthetik beschränke.

Hiedurch nun wird nicht blofs dasjenige verständlich seyn, was sogleich von den Haupttheilen der Philosophie soll gesagt werden: sondern Alles bisherige vereinigt sich zunächst darin, dafs von der Philosophie im Allgemeinen keine andre Erklärung den nöthigen Umfang hat als diese:

Philosophie ist Bearbeitung der Begriffe."

[1] In der 2. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. Nach KANT ist philosophische Erkenntnifs soviel als Vernunfterkenntnifs aus Begriffen. Durch das Wort Vernunft wird in diese Erklärung ein Streitpunkt gebracht; der gewöhnliche Fehler der zahlreichen Definitionen der Philosophie. Nimmt man diesen Ausdruck weg: so bleibt, Erkenntnifs aus Begriffen. Das ist der Gewinn aus der vorhandenen Wissenschaft; betrachtet man nun, der Etymologie gemäfs, Philosophie als ein Thun, welches die Wissenschaft erzeugt, so ergiebt sich, mit KANT übereinstimmend, die obige Erklärung. — Man hat geglaubt, sie sey zu weit, weil Bearbeitung der Begriffe in allen Wissenschaften vorkomme. Dies ist aus einer richtigen Bemerkung falsch geschlossen. Philosophie liegt wirklich in allen Wissenschaften, wenn sie sind was sie seyn sollen. — Dafs aber die Begriffe als schon hinreichend bekannt, und nicht mehr des empirischen Auffassens zu ihrem Eintreten ins Bewufstseyn bedürftig, vorausgesetzt werden, (§ 3) hätte nicht zu der Misdeutung Anlafs geben sollen, als ob hiemit schon ihre Entstehung, ja gar ihre Beziehung auf ein Reales, für bekannt angenommen werde. Diese Fragen finden am rechten Orte von selbst ihre Stelle. Auch hindert nichts, dafs man mitten im Philosophiren aus bekannten Begriffen neue erzeuge; vielmehr gehören die Untersuchungen, welche dahin führen, zu den wichtigsten im Gebiete der Speculation."

[2] „die gesuchte" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

Zwiespalt anrichten in allen den Betrachtungen, worauf sie Einflufs haben können. Oftmals bemüht man sich, dergleichen Begriffe in andern Wissenschaften gänzlich zu vermeiden; allein[1] diese Bemühung ist vergeblich; und daher bleibt der Philosophie die wichtige Aufgabe, die Begriffe der erwähnten Art, so zu *verändern,* wie es durch die besondere Beschaffenheit eines jeden nothwendig gemacht wird. Bey der Veränderung wird etwas Neues hinzukommen, durch dessen Hülfe die vorige Schwierigkeit verschwindet. Dieses Neue kann man eine *Ergänzung* nennen. Demnach ist Ergänzung der Begriffe die zweyte Art der Bearbeitung der Begriffe. Die Wissenschaft hievon heifst[2] *Metaphysik.* Sie hängt, wie schon der Name anzeigt, wesentlich mit der Physik zusammen, insofern unter Physik ganz allgemein die Kenntnifs des Gegebenen verstanden werden mag. Denn zuerst mufs man sich aus dieser Kenntnifs des Gegebenen überzeugen, dafs die Begriffe der erwähnten Art wirklich daraus hervorgehen, und nicht etwan willkührlich ersonnen sind.

Die Thatsache nun, dafs solche Begriffe im Gegebenen ihren Sitz haben, wird tiefer unten ausführlich nachgewiesen werden; und das Bedürfnis[3] dieser Nachweisung, mit der man vertraut seyn mufs, ehe man mit gutem Erfolge Metaphysik studiren kann, ist der Hauptgrund, weswegen den Vorträgen der Philosophie eine Einleitung vorangeschickt wird.

§ 7.

Die Hauptbegriffe der Metaphysik sind so allgemein, und die Berichtigung derselben von[4] so entscheidendem Einflufs auf alle Gegenstände des menschlichen Wissens, dafs erst dann die übrigen Begriffe von der Welt und von uns selbst gehörig bestimmt werden können, wenn zuvor jene Berichtigung vollbracht ist. Daher sieht man die Bearbeitung dieser übrigen Begriffe als etwas solches an, [4] das auf die allgemeine Metaphysik folgen, und ihr gleichsam angehängt werden müsse, damit Niemand in den (zwar oft gemachten und erneuerten) vergeblichen Versuch verfalle, es für sich allein und ohne Vorbereitung hinstellen zu wollen. Auf diese Weise entsteht aufser der allgemeinen Metaphysik (mit dem alten Namen *Ontologie*) noch eine angewandte Metaphysik; die man nun weiter nach ihren Gegenständen in drey grofse Fächer zertheilt, nämlich in Psychologie, in Naturphilosophie, (sonst Kosmologie genannt) und in natürliche Theologie oder philosophische Religionslehre.

§ 8.

Noch giebt es eine Classe von Begriffen, die mit den vorerwähnten darin übereinkommen, dafs bey ihnen das Denken nicht bey blofser logischer Verdeutlichung still stehn kann; die sich aber dadurch unterscheiden, dafs sie nicht, gleich jenen, eine Veränderung nothwendig machen, wohl

---

[1] „allein" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[2] „ist die" in der 3. und 4. Ausg.

[3] „und das Bedürfnis dieser Nachweisung," ... eine Einleitung vorangeschickt wird." fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[4] „derselben von" heifst in der 3. und 4. Ausg.: „derselben ist von".

aber einen Zusatz in unserem Vorstellen herbeyführen, der in einem Urtheile des Beyfalls oder Misfallens besteht. Die Wissenschaft von solchen Begriffen heifst[1] *Aesthetik.* Mit der Kenntnifs des Gegebenen hängt sie ihrem Ursprunge nach nicht weiter zusammen, als in so fern wir dadurch *veranlafst* werden, uns Begriffe vorzustellen, welche, ohne alle Rücksicht auf ihre Realität, den Beyfall oder das Misfallen erwecken. Angewandt aber auf das Gegebene geht die Aesthetik über in eine Reihe von *Kunstlehren*; welche man sämmtlich *praktische Wissenschaften* nennen kann, weil sie angeben, wie derjenige, der sich mit einem gewissen Gegenstande beschäfftigt, denselben behandeln soll, indem nicht das Misfallende, vielmehr das Gefallende soll erzeugt werden.[2]

§ 9.

Die meisten dieser praktischen Wissenschaften kommen darin überein, dafs es der Willkühr überlassen bleibt, [5] ob man sich ein Geschäfft mit dem Gegenstande machen wolle, oder nicht. Daher die bedingte Form der Vorschrift: *wenn* Jemand sich mit dieser Kunst befassen will, so soll er sie so und nicht anders treiben.

Allein es giebt eine unter den Kunstlehren, deren Vorschriften den Charakter der nothwendigen Befolgung *darum* an sich tragen, weil wir unwillkührlich und unaufhörlich den Gegenstand derselben darstellen. Dieser Gegenstand nämlich sind wir selbst; und die bezeichnete Kunstlehre ist die *Tugendlehre;* welche in Hinsicht unserer Aeufserungen im Thun und Lassen,[3] in die *Pflichtenlehre* übergeht.[4]

---

[1] „ist die“ in der 3. und 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Man hüte sich, in diesen Paragraphen etwas hineinzudenken, was nicht darin liegt. Derselbe bezieht sich zwar allerdings zugleich auf das moralisch Gute, und auf das sogenannte sinnlich Schöne. (Eigentlich ist keine wahre Schönheit sinnlich, wenn gleich bei der Auffassung derselben sinnliche Empfindungen in vielen Fällen vorauszugehn und nachzufolgen pflegen.) Aber es ist hier nicht die Rede von irgend welchen obersten Grundsätzen, denen die mehrern ästhetischen Urtheile, und hiemit etwan auch das Gute sammt dem Schönen, unterzuordnen wären. Vielmehr mufs diese falsche Meinung ganz zurückgewiesen werden. Jedes ursprüngliche ästhetische Urtheil (ganz verschieden von der stets schwankenden Beurtheilung der Kunstwerke,) ist absolut, folglich auch jedes vom andern ganz unabhängig. Vollends für das Gute giebt es kein Höheres; es ist in seiner Art selbst das Höchste. — Nur insofern wir im Denken das Gute aufsuchen, bestimmen, unterscheiden, zusammenstellen, giebt es für das dazu nöthige speculative Verfahren gewisse allgemeine, methodische Bedingungen, die man verfehlt, sobald man Aesthetik und praktische Philosophie anders als so auffafst, dafs jene die weitere, diese die engere Sphäre sey. Das Zerreifsen dieses, wesentlich in der Sache liegenden, Verhältnisses ist Schuld an den falschen Begründungen der praktischen Philosophie.“

[3] „Thun und Lassen“ ist in der 2., 3. und 4. Ausg. gesperrt gedruckt.

[4] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Die Frage: wie es zugehe, und in wiefern es möglich sey, dafs ästhetische Urtheile den Willen bestimmen, und ein Gewissen erzeugen, (es giebt aber ein Gewissen nicht blofs in moralischer und rechtlicher Hinsicht, sondern auch in Ansehung der Treue, womit Kunstregeln, — ja sogar, womit Klugheitsregeln befolgt werden,) — diese Frage gehört nicht in die Aesthetik, sondern in die Psychologie; und die richtige Beantwortung setzt demnach die all-

§ 10.

Wie nun jeder Kunstlehre ein Theil der allgemeinen Aesthetik entspricht, der zu ihr die Vorbilder enthält: so auch stützt sich die Tugendlehre auf die ursprünglichen Bestimmungen des Löblichen und Schändlichen, oder auf die *praktischen Ideen.* Es giebt deren mehrere, welche in Hinsicht ihrer Gewifsheit von einander unabhängig sind, indem sich jede auf ein eignes Urtheil des Beyfalls oder Misfallens gründet. Eine darunter ist die Idee des *Rechts;* die aber, ungeachtet ihrer Selbstständigkeit, doch nur in Verbindung mit den übrigen zweckmäfsig kann betrachtet werden; weil die Vorschriften zu ihrer Befolgung unbrauchbar werden, so bald man sie abgesondert aufstellen will. Daher giebt es zwar eine philosophische Rechtslehre (gemeinhin *Naturrecht* genannt);[1] aber aus der Reihe der abgesondert vorzutragenden Theile der Philosophie sollte sie verschwinden, und nur in der Mitte der gesammten *praktischen Philosophie* ihre Stelle behaupten. Mit dem letztern Namen bezeichnen wir denjenigen Theil sowohl der allgemeinen als angewandten Aesthetik, welcher die Bestimmungen des Löblichen und Schändlichen sammt den daraus entspringenden Vorschriften enthält.

Allgemeine Anmerkung zu diesem Capitel.[2]

Es ist viel leichter,[3] von den drey Theilen der Philosophie, der Logik, Metaphysik, Aesthetik, bestimmte Begriffe zu geben, als von der Philosophie

---

gemeine Metaphysik voraus, denn ohne diese ist keine wahre Psychologie möglich. In praktischer Hinsicht ist die erwähnte Frage eine der wichtigsten, die jemals aufgeworfen werden können; denn die sittliche Veredelung des Menschen hängt in ihrem innersten Wesen davon ab, wie sein Wille bestimmt werde. Aber in theoretischer Hinsicht ist sie solange, als man sich selbst mit Aufstellung der Principien beschäfftigt, — eine Nebenfrage, die man suchen mufs zu entfernen. Denn die Evidenz der ursprünglichen Urtheile über Löbliches und Schändliches, (vermöge welcher Evidenz sie Principien sind,) wächst nicht und nimmt auch nicht ab, ob sich nun ein Wille nach ihnen richtet oder nicht. Der Mensch fällt diese Urtheile auch über Andere, ohne an sich selbst zu denken. Dasselbe gilt von den andern ästhetischen Urtheilen; die praktische Anwendung ist ihnen zufällig. — Diejenigen aber, die sich der Nebengedanken nicht erwehren können, verfallen wohl gar auf den Gegensatz: Das Schöne werde genossen, das Moralische verlange Aufopferung der Genüsse. Beydes ist unter gewissen Umständen wahr; Beydes ist unter andern Umständen falsch; wesentlich ist weder das eine noch das andre. Künstler bringen auch dem Schönen manchen Genufs zum Opfer; und wer das Schöne blofs als Gegenstand des Geniefsens dächte, der würde es sehr erniedrigen und verfälschen."

[1] „(Gemeinhin Naturrecht genannt); . . . sollte sie verschwinden," heifst in der 4. Ausg.: „(gemeinhin Naturrecht genannt); und vom Standpunkte der Jurisprudenz aus betrachtet, kann es zweckmäfsig sein, dieselbe den positiven Gesetzen vergleichend gegenüber zu stellen, so dafs sie von der Moral sich abzusondern scheint; allein aus der Reihe der vereinzelten philosophischen Vorträge sollte sie verschwinden," . . .

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. ist diese Anmerkung in kleiner Schrift gedruckt.

[3] In der 3. und 4. Ausg. beginnt die Anmerkung folgendermafsen: „Durchaus unzulässig ist die Meinung, als könnte eine heutige Schule, oder überhaupt die heutige Zeit, von der Philosophie erklären was sie seyn solle. (Etwa Wissenschaftslehre o. dgl.) Die Philosophie ist weder von heute noch von gestern:

selbst im Allgemeinen. Dies rührt daher, weil die Metaphysik zwar und die Aesthetik, durch die besondere Natur ihrer Gegenstände bezeichnet sind; das blofs logische Denken aber auf eine grofse Menge von Gegenständen kann übertragen werden, die man gleichwohl gar nicht gewohnt ist in die *angewandte Logik* (wohin sie in philosophischer Hinsicht eigentlich gehören würden) hereinzuziehen: indem bey ihnen, gerade wie bey der Metaphysik und Aesthetik, das Eigenthümliche eines jeden vorzugsweise in Betracht kommt, wornach sie in verschiedene wissenschaftliche Fächer vertheilt werden. Am meisten Schwierigkeit macht die Mathematik, welche mit der Philosophie darin übereinkommt, dafs sie mit der Auffassung des Gegebenen sich nicht beschäfftigt; und welche dennoch vom Begriff der letztern soll ausgeschlossen werden. Jedoch, man hat sehr Ursache zu zweifeln, ob *der* Grund, welcher diese Ausschliefsung bey der gegenwärtigen Lage der Wissenschaften rechtfertigen kann, der Mathematik wesentlich sey. Freylich sehen wir die Mathematiker nicht mit der Bedeutung der Begriffe, sondern mit Kunstgriffen zur Bestimmung der Gröfsen beschäfftigt; wir sehen sie sogar diejenigen Begriffe möglichst vermeiden, welche ihnen Schwierigkeit machen könnten. (Das unendlich Kleine, die unmöglichen Gröfsen; u. dgl.) Allein sollten einmal die Mittel der Gröfsenbestimmung durchgängig, (was an sehr vielen sich leicht zeigen läfst,) als ungesuchte Folgen aus den Begriffen selbst erkannt werden, so würde Nichts verhindern, dafs man die so gestaltete Mathematik als einen Theil der Philosophie betrachtete.

---

[7] Zweytes Capitel.[1]

Hauptbedingungen des Philosophirens.

§ 11.

Man kann zwar über willkührlich gemachte Begriffe philosophiren. Aber da[2] in den drey Wissenschaften, Logik, Metaphysik, Aesthetik, etwas erkannt werden soll: so behandelt man in denselben nur entweder ge-

---

auch hat sie glücklichere Zeiten gehabt, als die jetzigen, wenn man, wie sichs hier von selbst versteht, auf das lebhafte Bewufstseyn dessen sieht, was unter dem Namen der Philosophie gesucht wird. Zwar nicht in der Behandlung der Untersuchung sind die früheren Zeiten zu rühmen; aber die meisten wichtigen Fragepuncte, deren Untersuchung verlangt wird, sind längst neben einander aufgestellt; und nach diesen müssen die Erklärungen der verschiedenen Theile der Philosophie sich richten. Dafs in neuerer Zeit die idealistischen Fragen vorzugsweise hervortraten, war vorübergehend. Der Idealismus konnte sich nicht halten; die andern Fragen wurden durch seine Anmaafsungen nur verdreht; keineswegs beseitigt; und die hieraus entstandenen Verkehrtheiten wird der Lauf der Zeit nicht aufbewahren. Uebrigens ist es viel leichter" ...

[1] In der 3. und 4. Ausg.: „Drittes Capitel." mit gleicher Ueberschrift.

[2] „Aber da ... erkannt werden soll:" heifst in der 3. u. 4. Ausg.: „Man kann Voraussetzungen machen, daraus Folgen ableiten, und nachsehn, ob dieselben mit der Erfahrung zusammentreffen. Solche Voraussetzungen heifsen Hypothesen. Allein da in den beyden Wissenschaften, Metaphysik und Aesthetik, etwas erkannt werden soll:"

gebene, oder nothwendig erzeugte Begriffe. Diese mufs man demnach zu unterscheiden wissen von allem willkührlichen Denken, Annehmen, Meinen; von Vorurtheilen und Einbildungen.

§ 12.

Diejenigen Begriffe, oder Verbindungen von Begriffen, welche zu Anfangspunkten im Philosophiren dienen können, nennt man Principien. Folglich mufs ein Princip zwey Eigenschaften haben: erstlich, es mufs für sich vest stehen, oder ursprünglich gewifs seyn; zweytens, (da dem Anfange das Nachfolgende entspricht) es mufs im Stande seyn, noch etwas anderes, aufser sich selbst, gewifs zu machen.

Es ist aber hier die Rede von Principien der Erkenntnifs, nicht von Real-Principien, deren Erkenntnifs selbst erst [1] als Folge in der Reihe des Denkens mufs betrachtet werden. [2]

§ 13.

Die allgemeine Angabe der Art und Weise, aus Principien etwas abzuleiten, heifst *Methode.* Die Methoden selbst sind wiederum allgemeine, und besondere. Jene lehrt die Logik; aber man reicht damit in der Metaphysik und Aesthetik eben so wenig aus, als in der Mathematik oder in irgend einer andern Wissenschaft. Vielmehr führt jede Art von Principien die ihr angemessene Art, eine abgeleitete Gewifsheit zu gewinnen, selbst mit sich, [8] und es mufs darauf eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit gerichtet werden.

Principien und Methoden also beziehen sich auf einander; und man lernt die einen durch die andern erst recht kennen. Beyde zusammengenommen sind die unentbehrlichsten Bedingungen des philosophischen Wissens. [3]

---

[1] „erst“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[2] In der 3. und 4. Ausg. folgt: „Erst nachdem durch gehörige Untersuchung die Realgründe gefunden sind, kann man von ihnen aus weiter fortschreiten.

Anmerkung. Den Unterschied zwischen Erkenntnifs-Principien und Real-Principien läfst die mystische Anschauung nicht gelten. Weiset man ihr Ungereimtheiten nach: so hilft sie sich allenfalls mit dem: credo, quia absurdum est. Wenn aber Männer, die ursprünglich nicht Schwärmer sind, wenn selbst Naturphilosophen sich durch das Widersinnige ihrer Systeme der mystischen Anschauung nähern: so ist dies ein Zeugnifs über die (zu Kants Zeiten nicht gehörig erkannte) Beschaffenheit der, aus gemeiner Erfahrung entsprungenen, metaphysischen Probleme. Die gemeine Anschauung ist an sich eben so wenig Erkenntnifs, als die mystische; sie ist vielmehr ein psychologisch zu erklärendes Ereignifs in unserm Geiste. Läfst nun aber der Denker sich durch die, ihr anhaftenden Schwierigkeiten voreilig schrecken: so leidet er Schiffbruch im Traume. Die ersten Bedingungen, um hier, wie in den Angelegenheiten des Lebens, aus Schwierigkeiten sich glücklich herauszuwickeln, sind: Muth und Gegenwart des Geistes. Verloren aber giebt sich Derjenige, der mit klarem Bewufstsein in den Ungereimtheiten stecken bleibt; statt in ihnen gerade das Motiv des fortschreitenden Denkens anzuerkennen.“

[3] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Allgemeine Anmerkung zu diesem Capitel.[a] Zu den ersten Bedingungen des Philosophirens zählen viele Neuern vor allem Anderen gewisse Vorkennt-

---

[a] „Anmerkung 1.“ in der 4. Ausg.

Drittes Capitel.[1]

Vom Interesse der Philosophie.

§ 14.

Wenn man[2] das Mangelhafte seiner Begriffe von irgend einer Seite her wahrgenommen hat, — und wenn man hört, dafs dem Philosophen die gesammte Sinnenwelt nur für Erscheinung gelte, der aber ein Seyendes, und veststehende Gesetze des Geschehens zum Grunde liegen; dafs der Natur eine innerliche Erregbarkeit und Erregung, dem menschlichen Geiste entweder absolute Freyheit, oder eine eigne Art von Gesetzmäfsigkeit in

---

nisse von der Natur und Entwickelung des menschlichen Geistes. Der Verfasser hat sich gefragt,[a] ob es nicht wenigstens eine unschädliche Nachgiebigkeit seyn würde, von den gewöhnlichen Gegensätzen zwischen Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft, von den Meinungen über das ursprüngliche Selbstbewufstseyn, u. dgl. hier einige historische Angaben einzuschalten. Allein nach wiederholter Ueberlegung bleibt alles Psychologische weg. Man bemerke folgendes: 1. Die Geschichte bezeugt, dafs es scharfsinnige Anfänge von Metaphysik gab, als noch die psychologischen Meinungen höchst roh waren. (Man denke z. B. an DEMOKRITS *ειδωλα*.) Dies beweis't schon, dafs Psychologie nicht ursprünglich klar, und auch nicht der nächste und natürlichste Gegenstand der Betrachtung ist. 2. Wer in einer Untersuchung über das Gedachte, und die hierin liegenden Schwierigkeiten, abspringt zu einer Reflexion über den Actus des Denkens, der verläfst seinen Gegenstand, den er vielmehr festzuhalten sich gewöhnen sollte. 3. Man geräth[b] durch jede Erwähnung heutiger Psychologie sogleich in das Gleis des Irrthums von den Seelenvermögen, wovon oft auch diejenigen höchst befangen sind, die gar sehr dagegen protestiren.[c] In der That sind die Seelenvermögen nichts als mythologische Wesen; und mit ihrer Hülfe in die Philosophie einleiten, ist nicht besser, als einer christlichen Religionslehre den heidnischen Olymp voranstellen. Einige Schriftsteller haben mit löblicher Vorsicht die Anfänger gewarnt, ja nicht die hypothetische Seelenlehre für definitiv zu halten; allein das verwirrt den Anfänger statt ihn aufzuklären. Endlich 4.[d] ist es durchaus falsch, dafs die, in diesem Buche gleich weiter unten folgenden Lehren auch nur im mindesten weniger verständlich wären, weil die psychologische Vorbereitung daran fehlte. Im Gegentheil, jeder Zusatz solcher Art würde Misverständnisse bereiten. Eine lange Praxis hat darüber deutlich genug gesprochen."

[1] § 14 bis § 16 bilden in der 3. und 4. Ausg. den Schlufs des dritten Capitels.

[2] § 14 beginnt in der 3. und 4. Ausg. folgendermafsen: „Zu den Hauptbedingungen des Philosophirens kann auch das Interesse für die Philosophie gerechnet werden. Wenn man" ...

---

[a] „Der Verfasser hat sich gefragt, ... Man bemerke folgendes:" fehlt in der 3. und 4. Ausg. Dieselben fahren gleich fort: „Aber 1) die Geschichte" ...

[b] „Man geräth ... Psychologie sogleich" ... heifst in der 3. und 4. Ausg.: „Man geräth durch Erwähnung der Psychologie leicht" ...

[c] „diejenigen höchst befangen sind, die gar sehr dagegen protestiren." heifst in der 3. und 4. Ausg.: „diejenigen befangen sind, die dagegen protestiren."

[d] „Endlich 4. ... deutlich genug gesprochen." fehlt in der 3. und 4. Ausg. Dagegen folgt folgende

„Anmerkung 2. Zu den verschiedenen Methoden gehören eben so verschiedene Uebungen im Denken. Schädlich aber ist, sich gewisse Fachwerke einzuprägen, in die Alles passen soll; oder gar bestimmte Zahlen ein für allemal anzunehmen, nach denen alle Begriffe sich sollen spalten und wieder spalten lassen. Solche Verwöhnungen lähmen den Untersuchungsgeist."

der Entwickelung alles dessen, was ins Bewufstseyn kommt, dem menschlichen Geschlechte eine fortschreitende Veredlung, sowohl der Individuen, als der Gesellschaften, die ins Unendliche gehn, und die Abkunft des Menschen vom höchsten Wesen immer herrlicher offenbaren müsse, vermöge philosophischer Nachforschungen zugeschrieben werde; wenn man daneben von den Aufregungen der Gemüther Kenntnifs nimmt, die im Disputiren über so wichtige Puncte entstanden sind: so wird man keinen Beweis mehr verlangen, dafs es für die Philosophie *interessante Gegenstände* gebe; und dafs ein starker Reiz vorhanden sey, in Hinsicht derselben das Gewisse vom Ungewissen sondern, oder wenigstens die Gründe der verschiedenen streitenden Systeme kennen und beurtheilen zu lernen. [1]

[9] § 15.

In der That werden die Meisten zu der Philosophie dadurch hingezogen, dafs sie über irgend einen, ihnen wichtigen Gegenstand Aufschlufs von derselben erwarten. Allein das Interesse der einzelnen Gegenstände ist weder das einzige, noch das erspriefslichste für das Studium. Wer die Philosophie von einer besondern Seite lieb gewonnen hat, dessen Untersuchungen werden einseitig, und um so mehr dem Irrthum ausgesetzt, je mehr er zu einem bestimmten Ziele hineilt, mit Vernachlässigung der Vorkenntnisse. Sehr selten ist dasjenige, was man am meisten zu wissen wünscht, zugleich das, was sich am ersten erforschen läfst.

Jemehr hingegen die *Form* der Untersuchung interessirt, um desto wachsamer wird die *richtige* Form des Denkens beobachtet, und um desto sicherer also die Bedingung der Erkenntnifs erfüllt. [2]

---

[1] In der 3. und 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. Das Interesse für Logik ist ähnlich dem für die Grundlehren der Geometrie. Das der Metaphysik hängt genau zusammen mit dem Interesse für Naturwissenschaft, sofern dieselbe als ein Ganzes betrachtet wird. Das ästhetische Interesse wird nicht blofs durch Kunstwerke, sondern auch durchs Studium der Geschichte, und durch den Wechsel der menschlichen Angelegenheiten aufgeregt. Selten sind diese verschiedenen Interessen in dem wünschenswerthen Gleichgewicht beisammen."

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt
„Anmerkung 1. Nach KANT sind Gott, Freyheit, und Unsterblichkeit die drey Gegenstände, auf deren sichere Erkenntnifs (oder wenigstens auf einen gesicherten Glauben daran,) die Hauptabsicht der Philosophie gerichtet ist. Wer würde hierin nicht gern mit ihm übereinstimmen? Besonders da er mit preiswürdiger Vorsicht sich hütete, dafs nicht der Wunsch, zu diesen Zielpunkten zu gelangen, die Gründlichkeit der Untersuchung aufheben möge. Und dennoch ist ein solcher Schaden keineswegs vermieden worden. Kant selbst täuschte sich über die Freyheit; er verwechselte sie mit der Absolutheit der sittlichen Urtheile; er legte in den Willen die Autonomie, die nur der willenlosen Billigung und Misbilligung zukommt; er verdarb sich den Causalbegriff, um ihn auf Erscheinungen zu beschränken; er gab das zeitliche Leben des Menschen einer Naturnothwendigkeit Preis, die alle wahre Veredelung, [a] ja alle Besserung ausschliefst. (Vergl. unten § 107 und 109.) [b] So geschah es, weil das Interesse an dem Gegenstande den Denker verleitete. Seine Nachfolger

---

[a] „die genau genommen alle wahre Veredlung," in der 3. u. 4. Ausg.
[b] „(Wovon tiefer unten das Weitere.)" in der 4. Ausg.

§ 16.

Das formale Interesse der Philosophie ist zugleich dasjenige, welches auf die übrigen Studien am wohlthätigsten wirkt. Denn es läfst die Philosophie als den Mittelpunct erblicken, in welchem sich alle übrigen Wissenschaften gleichsam begegnen, um sich unter einander zu verknüpfen. Hier ist der Zusammenhang der Grundbegriffe zu suchen, an deren jeden sich weiterhin eine ganze Masse des Wissens anschliefst. Jedes Studium einer andern Wissenschaft ist in irgend einer Rücksicht mangelhaft, wenn es nicht auf Philosophie hinleitet; aber das Studium der Philosophie ist noch viel mangelhafter, wenn es das Interesse für andere Studien nicht begünstigt. Durch die Ahndung einer noch unbekannten Einheit alles Wissens, und durch ein lebhaftes Bestreben diese zu erkennen, pflegt philosophischer Geist sich zuerst anzukündigen; der freylich sich darum noch gar nicht auf sich selbst verlassen [10] darf, indem vielmehr diese Geistesrichtung die Gefahr vielfältiger Irrthümer mit sich führt. Die Erläuterungen hiezu werden sich weiterhin von selbst ergeben.[1]

---

erfanden gar[a] eine absolute Erkenntnifs, durch welche die Ueberzeugung von Gott und Unsterblichkeit gegen alle Zweifel geschützt werden sollte, — in der That aber allen Zweifeln mehr als jemals Preis gegeben ist, weil kein nüchterner Denker an der eingebildeten absoluten Erkenntnifs Theil nehmen kann, wohl aber ganz klar[b] vor Augen sieht, wie diese Einbildung als ein Kind des Zeitalters entstanden ist.

Anmerkung 2. Viele finden auch die Philosophie darum interessant, weil sie mit Hülfe derselben richtiger und bestimmter über die Angelegenheiten der Zeit, besonders des Staats und der Kirche, glauben urtheilen zu können. Nun ist zwar gewifs, dafs derjenige seinem Urtheile am meisten trauen darf, der am meisten und am tiefsten gedacht hat, falls er nämlich hiemit Erfahrung und Beobachtungsgeist verbindet. Allein auch hier müssen sich die philosophischen Resultate von selbst darbieten; sie müssen nicht gesucht, nicht erschlichen werden; und der Denker mufs sie zu seinem eignen Gebrauche behalten, niemals aber unternehmen, unmittelbar auf das Zeitalter einzuwirken. Das ist eine Anmaafsung, so lange als noch die verschiedenen Systeme der Philosophie einander widersprechen. Und die Folge ist, dafs Staat und Kirche anfangen, die Wissenschaft zu fürchten, und deren freie Ausbildung zu beschränken. In diese Gefahr wird zu allen Zeiten jeder einzelne Philosoph die übrigen setzen, sobald er vergifst, dafs nicht die Zeit, sondern das Unzeitliche, sein eigentlicher Gegenstand ist. Nur die höchste Ansprúchlosigkeit kann den Denkern ein so ruhiges, äufseres Leben sichern, als nöthig ist, um der Speculation ihre gehörige Reife zu geben. Und nur vereinigte Kräfte, gleich denen der heutigen Mathematiker und Physiker, die sich Jeder ganz auf ihre Wissenschaft legen, und die meistens einträchtig zusammenarbeiten, — können eine so grofse Wirkung hervorbringen, die heilsam, und von selbst, allmählich, und durch viele Mittelglieder, auf das Ganze der menschlichen Angelegenheiten übergeht."

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Die Speculation scheint mannigmahl eine Richtung zu nehmen, welche dem Interesse des Menschen zuwiderläuft. Hierüber ist dreyerley zu merken: 1) Die Natur der Dinge richtet sich nicht nach unsern Wünschen, und es ist eine Unredlichkeit ohne Zweck, sich die Wahrheit verhehlen zu wollen. 2) Ueber das praktische Interesse gewisser Lehren giebt es eben so

---

[a] „gar" fehlt in der 3. u. 4. Ausg.

[b] „ganz klar" fehlt in der 3. u. 4. Ausg.

Viertes Capitel.

Skepsis unter Voraussetzung der gemeinen Welt-Ansicht.

§ 17.[1]

Die Einleitung in die Philosophie, wollte man sie in ihrer Art vollständig, und ohne Rücksicht auf zugemessene Zeit des Vortrags, ausführen,

---

grofse Irrtümer, als über theoretische Wahrheit. Die Kantische Freyheitslehre zum Beyspiel wurde für unentbehrlich zur Moralität der Handlungen gehalten, während sie vielmehr in Beziehung auf alle einzelnen Handlungen und Entschliefsungen im Leben, dem vollkommensten[a] Fatalismus gleich gilt, und jedes[b] Streben nach Verbesserung zur Thorheit macht.[c] So giebt es auch Lehren von Gott, nach welchen er nicht blofs der Höchste, sondern Alles allein ist; die gleichwohl Nichts von Güte, Weisheit, Gerechtigkeit Gottes übrig lassen, und dem absichtlichen Rathschlufs nicht die mindeste Macht einräumen. 3. Damit man unbefangen denken könne, ohne seinen Gefühlen zu schaden, mufs man das Denken stets als einen blofsen Versuch betrachten und es ganz absondern von den Ansichten, an welchen die Sittlichkeit des Charakters zu hängen scheinet; — bis in reifern Jahren beydes sich von selbst vereinigt. Voreiliges Reformiren[d] schadet im eignen Innern eben so, wie in der Aufsenwelt und im bürgerlichen Leben."

[1] § 17 hat in der 3. und 4. Ausg. folgenden Wortlaut:

„§ 17. Die Zweckmäfsigkeit jeder Einleitung hängt theils ab von der Bildungsstufe Deren, die man einleiten soll; theils von der Natur der Gegenstände, wozu eingeleitet wird. Beydes kommt bey der Einleitung in die Philosophie in Betracht.

1. Diejenigen, welche durch den gewöhnlichen Schul-Unterricht mehr zum Lernen als zum Denken angehalten wurden, haben gewöhnlich Mühe, Begriffe dergestalt vestzuhalten, wie man mit den Augen ein Object fixirt, das man scharf und lange beschauen will. Die nöthige Uebung hierin können sie nur allmählig erwerben, und man darf ihnen Anfangs keine langen Anstrengungen zumuthen, dergleichen die meisten philosophischen Untersuchungen erfodern. Doch pflegt die Logik denen, welche sich ernstlich mit Grammatik und Mathematik beschäfftigen, leicht genug zugänglich zu seyn; auch trägt sie wesentlich bey, um die verlangte Uebung zu verschaffen. Sie gehört also[e] zur Einleitung in die Philosophie; deren allgemeinster Zweck in solcher Uebung besteht.

2. Die Philosophie hat nicht blofs einen Zugang, sondern mehrere; diese müssen wo möglich alle geöffnet werden, damit Jeder den Weg wählen könne, der ihm nach seiner Eigenthümlichkeit am meisten angemessen ist. Keiner von diesen Zugängen aber ist in solchem Grade bequem, dafs man sich gleichsam passiv, ohne alle eigne Bewegung, könnte

---

[a] „vollkommensten" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[b] „gleich gilt, und jedes" heifst in der 3. und 4. Ausg.: „gilt, und consequent verfolgt, jedes" . . .

[c] „machen würde." in der 3. und 4. Ausg.

[d] „Voreiliges Reformiren . . . im bürgerlichen Leben." fehlt in der 4. Ausg.

[e] „schon deshalb" in der 4. Ausg.

würde als Wissenschaft von den philosophischen Problemen können angesehen werden. Indessen wäre eine wissenschaftliche Vollständigkeit nicht zweckmäfsig, da der dogmatische Vortrag sogleich eintreten kann, nachdem zum Verstehen und freyen Ueberdenken desselben die Empfänglichkeit hinreichend bereitet ist. Hierin aber giebt es offenbar kein genaues Maafs; sondern Versuche und Erfahrungen müssen den schicklichen Umfang der Einleitung bestimmen.[1]

---

hineinfahren lassen. Die Bewegungen fodern einige Uebung; die Einleitung in die Philosophie mufs das in jedem Puncte fühlen lassen; sie mufs das Nachdenken in Spannung setzen. Dem gemäfs könnte man sie als die Wissenschaft von den philosophischen Fragen und Problemen bezeichnen, wenn nicht jedem Theile der Philosophie seine Fragen zugehörten, welche er nicht weggeben kann. Ferner ist ungeachtet der Verschiedenheit unter den Theilen der Philosophie doch ein solcher Zusammenhang unter ihnen, dafs jeder Theil an alle erinnert; auch giebt es aufser der Verknüpfung der Wahrheiten noch einen Zusammenhang der leicht möglichen Irrthümer; daher verlangt der Vortrag der philosophischen Wissenschaften, dafs man nicht blofs wie auf einem schmalen Wege fortschreite, sondern dafs man stets auch den Blick nach allen Seiten hin bewege. Sollen nun die Zuhörer solchen Vorträgen folgen: so müssen sie in der Einleitung vorläufig in allen Theilen der Philosophie orientirt worden seyn. Endlich bey der Verschiedenheit der Systeme, und wegen der grofsen Wichtigkeit der Gegenstände ist es Gewissens-Sache des Lehrers, dafs er die Zuhörer nicht lediglich an *eine* Vorstellungsart gewöhne und gleichsam binde; sondern er mufs sie mit den Grundgedanken der Systeme, mit den Hauptgesichtspuncten verschiedener Denker bekannt machen. Dies trifft besonders die Metaphysik; die zwar noch vor nicht langer Zeit so leicht behandelt wurde, dafs man sie mit der Logik in einen Vortrag verknüpfte; deren gründliches Studium aber nicht einmal möglich ist, wenn nicht Vorkenntnisse verschiedener Systeme vorangegangen sind. Es kommt nun gleich zunächst darauf an, hinreichende Gründe anzugeben, derentwegen die Vorstellungsarten der gemeinen Erfahrung nicht unangefochten bleiben können, sondern eine Bewegung des Denkens erfolgen mufs, zu der man sich mit den Hülfsmitteln der Logik, soweit diese reichen, auszurüsten Ursach hat; und welcher alsdann noch durch die veststehenden Grund-Ideen der praktischen Philosophie ein Gegengewicht mufs gegeben werden."

[1] In der 2. Ausg. folgt folgende

„*Anmerkung*. Man wolle die Einleitung nicht so begränzen, als ob sie irgend eine objective Aufgabe, die ihr eigenthümlich wäre, zu lösen hätte. Ihr Zweck ist subjectiv; Vorbereitung der Anfänger; soweit, damit sie Kraft genug haben, den systematischen Vorträgen zu folgen. Aber auf die natürliche Frage der Anfänger, womit man sie zu beschäfftigen gedenke? ist die am nächsten zutreffende Antwort: mit den philosophischen Problemen. Dafs hiemit der Einleitung kein besonderes, ihr ausschliefsend zugehöriges, Feld angewiesen werde: leuchtet unmittelbar ein; denn die Wissenschaft kann ihre Probleme nicht weggeben. Aufserdem mufs auch die Einleitung zu den verschiedenen Systemen die Eingänge eröffnen, das heifst, sie mufs mit den Problemen zugleich die Anfänge von der Bearbeitung derselben vorlegen. Dadurch giebt sie dem Zuhörer die Freyheit, sich weiterhin nach eignem Sinne in der Philosophie zu versuchen; und das ist die Hauptsache."

§ 18.

So nothwendig es ist, dafs in der Einleitung die Hauptfragen in ihrer ganzen Schärfe, folglich die Schwierigkeiten, worauf sie sich beziehen, mit ihrem ganzen Nachdruck fühlbar gemacht werden: so scheint dennoch [1] aus verschiedentlich abgeänderten Versuchen hervorzugehn, dafs selbst die Aufstellung der Probleme noch einer Vorbereitung bedürfe, um nicht als gar zu schneidend, gar zu sehr die gewöhnliche Ansicht der Dinge umkehrend, anstöfsig zu werden, und dadurch die ruhige Stimmung, welche dem nachfolgenden Studium des Systems so unentbehrlich ist, vielmehr zu verderben als herbeyzuführen.

[11] Die mildere Betrachtungsart nun, welche nicht geradezu das Ungereimte in der gemeinen Welt-Ansicht aufdeckt, und auf die Hinwegschaffung desselben aus unseren Begriffen dringt, — sondern fürs erste nur das für gewifs gehaltene als ungewifs darstellt, und das Schwankende unserer Meinungen fühlen läfst; dies ist die zweifelnde Ueberlegung, oder die *Skepsis.* Man kann sie in eine niedere und eine höhere eintheilen. Die niedere bezweifelt blofs, dafs die Dinge so beschaffen seyen, wie sie uns erscheinen, in der Meinung nämlich, dafs sie statt dessen wohl anders beschaffen seyn möchten; die höhere aber macht selbst die Meinung wankend, dafs überhaupt etwas da sey, indem sie den Zusammenhang in unserer Vorstellungsart der Dinge völlig auflöst, oder wenigstens für eine Zeitlang unsichtbar macht.

Uebrigens aber mufs man sich schon hier einprägen, dafs die Einleitung in die Philosophie eine Gymnastik des Geistes ist, welche keinesweges in der Absicht angestellt wird, um an den Zweifel zu gewöhnen, und ihn zur herrschenden Gemüthsstimmung zu machen. Vielmehr soll derselbe durch das nachfolgende System beruhigt werden; und hiemit kehren eine Menge gewohnter Vorstellungsarten, nur in gewissen Puncten verändert und ergänzt, zurück; welche angefochten waren eben sowohl um den gemeinen, aber gesunden Verstand zu rechtfertigen, wo es möglich, als ihn zu berichtigen, wo es nöthig ist.

[2] Da nun der Geist des Zweifels nicht herrschend werden soll, so wäre es übel angebracht, lange bey der Skepsis zu verweilen; und wohl gar [3] die bestimmte Aufstellung der metaphysischen Hauptprobleme gleich darauf folgen zu lassen. Hingegen wird die Logik, nebst den Vorbetrachtungen zur praktischen Philosophie, zwischen jenes beydes in die Mitte gestellt, eine zweckmäfsige Abwechselung [4] gewähren. [5]

---

[1] „so scheint dennoch . . . dies ist die zweifelnde Ueberlegung, oder die *Skepsis.*“ heifst in der 3. und 4. Ausg.: „so dient dennoch zur ersten Vorübung schon hinlänglich die zweifelnde Ueberlegung, oder die Skepsis.“

[2] Der folgende Absatz: „Da nun der Geist . . . und Abwechselung gewähren.“ fehlt in der 4. Ausg.

[3] „wohl gar“ fehlt in der 2. und 3. Ausg.

[4] „Abwechselung und Uebung“ in der 3. Ausg.

[5] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Jeder tüchtige Anfänger in der Philosophie ist Skeptiker. Und umgekehrt: jeder Skeptiker, als solcher, ist Anfänger. Endlich, man soll

[12] § 19.

Die niedere Skepsis mag mit ganz leichten Fragen beginnen.*[1]

Die Thiere haben Augen und Ohren, beynahe wie wir; werden sie aber auch eben so damit sehen und hören wie wir? Gesetzt, sie vernähmen den Schall und die Farbe anders wie wir, welche Wahrnehmung würde die rechte seyn?

Nicht einmal in die Empfindung eines andern Menschen kann man sich hineinversetzen. Bey den Worten *roth* und *blau; süfs* und *sauer;* denkt ein Jeder das, was Er empfindet; die Einstimmung in den Worten aber versichert uns nicht der Gleichheit in den Vorstellungen.[2]

---

* Der kundige Leser wird hier eine Benutzung der Zweifelsgründe des AENESIDEMUS erkennen, welche durch eine gewisse populäre Zusammenstellung besonders geeignet scheinen, als Proben der niedern Skepsis gebraucht zu werden.

---

nicht Anfänger, also auch nicht Skeptiker bleiben. Hierüber einige kurze Erläuterungen.

1. Wer nicht einmal in seinem Leben Skeptiker gewesen ist, der hat diejenige durchdringende Erschütterung aller seiner von früh auf angewöhnten Vorstellungen und Meinungen niemals empfunden, welche allein vermag, das Zufällige von dem Nothwendigen, das Hinzugedachte vom Gegebenen zu scheiden. Ihm droht thörichter und hochmüthiger Dogmatismus.

2. Wer in der Skepsis beharrt: dessen Gedanken sind nicht zur Reife gekommen; er weifs nicht, wohin jeder gehört, und wieviel aus jedem folgt. Dies sieht man ganz deutlich an den Häuptern des Skepticismus, an Sextus Empiricus und an HUME. Jener hat mit grofsem Fleifse eine Menge von Argumenten gesammelt, und sie dem äufsern Scheine nach sehr wohl geordnet; dennoch stehn viele nicht in der rechten Verbindung (man wird mehrere davon im vierten Abschnitte dieses Buchs finden;) und nirgends hat Sextus das Gewicht derselben richtig geschätzt. Bald gelten ihm die leichtesten Sophismen zuviel; bald die wesentlichsten Gründe gegen den Sinnenschein zu wenig; so dafs er oft bemerkt, er wolle seinen Schlüssen selbst nicht trauen, sondern sie nur als Gegengewichte wider die Lehren der Dogmatiker brauchen. Wäre das, was er vorträgt, seine eigne Erfindung: so würde er es nicht so herabwürdigen. Aber er lebte in einem Zeitalter, welches den Nachlafs seiner Vorzeit nicht zu benutzen wufste. Von fremden Gedanken und vom Widerstreite derselben gedrückt, werden, auch heut zu Tage noch, Diejenigen fast immer Skeptiker, welche fleifsig waren im Lesen, und faul im Denken. Ein trauriger Zustand: dem ein zweckmäfsiger Unterricht von Anfang an soviel möglich entgegenarbeitet. — Von HUME wird gleich weiterhin die Rede seyn. Ihn hätte Sextus vielleicht kaum für einen Skeptiker gelten lassen; eher für einen negativen Dogmatiker, gleich den Akademikern. Vergl. den Anfang der Pyrrh. H."

[1] Die hierzu gehörige Anmerkung fehlt in der 2., 3. und 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Diesen, und die beyden folgenden Paragraphen mag man nun mit dem ersten Buche von des Sextus Hypotyposis Pyrrhonica vergleichen. [a] Es scheint nicht der Mühe werth, so leichte Sachen hier ausführlicher zu entwickeln. Nur das mufs bemerkt werden, dafs diese Argumente nicht blofs zum Zweifeln den Grund enthalten, sondern dafs sie das ganze bestimmte Resultat des § 97 ergeben, wo man den Faden, der hier liegen bleibt, weiter fortgesponnen finden wird. Hier sollen blofs die ersten Anregungen gegeben werden, damit dem vierten Abschnitte die Empfänglichkeit des Zuhörers entgegen kommen möge.

Noch ist zu erinnern, dafs mit dem § 21 eine sehr wichtige Reihe von Betrachtungen anhebt, die oft wiederkehren, (nämlich im § 25, 97, 101, 113,) bis

---

[a] Die folgenden Sätze: „Es scheint nicht der Mühe werth, . . . bis sie in der Metaphysik gehörig ausgeführt werden." (S. 58, Z. 1 d. Anmerk.) fehlen in der 4. Ausg.

§ 20.

Ein und derselbe Mensch bemerkt Abweichungen in der Auffassung seines eigenen Sinnes, welche ihn mistrauisch machen müssen. Die nämliche Sache erscheint anders und anders, je nachdem man sie ansieht. Dieses gilt im sinnlichen, wie im geistigen. Neben oder nach gewissen Farben, Tönen, Speisen sogar und Gerüchen, machen andre einen ungewöhnlichen Eindruck; und nach unserer Laune finden wir die nämlichen Dinge bald lächerlich bald traurig.

Bey genauerer Ueberlegung können wir uns nicht verhehlen, dafs eine Menge von Umständen auf unsre Wahrnehmungen und Urtheile Einflufs haben. Der Zustand der Sinne, das Medium der Empfindung, die räumliche Lage der Gegenstände, — die Nebengedanken, welche wir ein-[13]mischen — der Ton in welchem man uns anredet, die Wendungen des Gesprächs und der Darstellung! Endlich der Unterschied des Schlafs und Wachens. Wir träumen von Traum und Wachen: wer versichert uns, dafs wir nicht jedesmal träumen, so oft wir behaupten zu wachen?

§ 21.

Wir haben mehrere Sinne, jeder sagt uns auf seine Weise, *was* die Objecte seyen. Hätten wir noch mehrere Sinne, so würde vielleicht die Summe dieser Aussagen noch gröfser werden; das nämliche Ding würde *für uns* mehr Eigenschaften bekommen, ohne dafs darum in den wahren Eigenschaften eine Vervielfältigung vorginge. Wie steht es denn um diejenige Vielheit der Eigenschaften, die wir jetzo wahrnehmen? Kommt sie dem Dinge wirklich zu? Und ist etwa das Ding selbst die Summa dieser Eigenschaften? — Wenn nicht: so fragt sich, welcher Sinn denn wohl der innern Natur des Dinges am nächsten kommt? Ob es ein solches ist, wie es schmeckt; oder ein solches, wie es klingt, oder ein solches, wie es aussieht? — Offenbar hat hier kein Sinn einen Vorrang vor dem andern; und eben ihre *Menge* macht, dafs wir *Keinem* trauen können. —

Diese Zweifel zusammengenommen erinnern uns, dafs wir schwerlich ein getreues Bild von dem *was* die Dinge sind, durch unsre Sinne erlangen. Gleichwohl mögen die Körper im Raume auf irgend eine Weise gestaltet, in der Zeit irgend welchen Veränderungen unterworfen, die Stoffe durch Kräfte ergriffen und behandelt, die Menschen und Thiere von irgend welchen Wahrnehmungen und Gesinnungen erfüllt seyn, wenn wir schon eben so wenig wissen, *was* für Wahrnehmungen und Gesinnungen, als *was* für Kräfte, Stoffe, Veränderungen und Gestalten. — Doch der Zweifel kann noch viel weiter vordringen.[1]

---

sie in der Metaphysik gehörig ausgeführt werden. (Hauptpuncte d. Met. § 1, 2, 3, 5.)[a]

Vielleicht ist nicht überflüssig, auch noch auf CICERO's quaestiones academicas hinzuweisen, die freylich nicht den geordneten und bestimmten Vortrag darbieten, wie Sextus Empiricus."

[1] „kann weiter vordringen" in der 4. Ausg.

---

[a] „(Hauptpuncte d. Met. § 1, 2, 3, 5.)" fehlt in der 3. und 4. Ausg

[14] Fünftes Capitel.

Höhere Skepsis.

§ 22.

Der Hauptgedanke ist hier, dafs wir wirklich gar nicht alles dasjenige wahrnehmen, was wir wahrzunehmen glaubten; dafs wir es also, wer weifs auf welche Weise und mit welchem Rechte, unwillkührlich müssen hinzugedacht haben.[1]

§ 23.

Wir glauben die Körper wahrzunehmen als ausgedehnt nach Länge, Breite, Dicke. Allein gesehen und gefühlt haben wir nur die Oberflächen; wie nun, wenn Nichts dahinter wäre? — Wollen wir das Innere aufbrechen, aufschneiden: so kommt eine neue Oberfläche zum Vorschein; und wieder eine neue, falls wir auch diese durchdringen wollten um ins Innere zu gelangen. Das *Solide* entzieht sich immer den Sinnen. Woher denn wissen wir von einem solchem?

Also nur Flächen hätten wir wahrgenommen. Auch dieses ist zuviel behauptet; weder Flächen noch auch nur Linien sind unsern Sinnen ge-

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Die zunächst folgenden Paragraphen enthalten diejenigen Zweifel, wovon HUME eine Probe gab, indem er den Causalbegriff auf blofse Gewohnheiten reduciren wollte. KANT bemerkte, dafs HUME der Consequenz nach viel weiter hätte gehn sollen. In der That ist der Mann,[a] dem die Ehre widerfuhr, zu KANT's Untersuchungen eine vorzügliche Anregung zu geben, zu einem dauerhaften Ruhme mehr durch seine historischen Verdienste, als durch seinen philosophischen Geist berechtigt; und wenn er in der öffentlichen Hochschätzung eben so viel gewann, als LOCKE verlor, so dürfte die spätere Nachwelt darüber ganz anders urtheilen. Ueber die schleichende und umherschweifende Beredsamkeit, die mit nicht geringer Keckheit endigt (man sehe den Schlufs des zwölften Versuchs in HUME's enquiry concerning human understanding), soll hier nichts gesagt werden; wer den geraden, einfachen Sextus Empiricus daneben legt, der wird den Unterschied des Vortrags bald empfinden. Ueber den Mangel an Gehalt und Kraft in dem ganzen philosophischen Unternehmen, hier nur soviel: HUME fängt damit an, sich in der rohesten Erschleichung ein Verhältnifs zwischen Eindrücken und Begriffen auszusinnen, als ob die letztern Copien wären von jenen, — dasselbe Verhältnifs, was er zwischen Dingen und deren Vorstellungen nicht annehmen will. Nun fragt er nach den Eindrücken, welche copirt werden in dem Begriffe des nothwendigen Bandes zwischen Ursache und Wirkung. Natürlich findet er keine. Aber etwas anderes konnte er finden; die Nothwendigkeit, zu der Wirkung irgend eine Ursache zu fordern. Statt dessen kehrt er die Frage um: wie folgt aus der Ursache die Wirkung? Auf diese (verschrobene) Frage ergeht wiederum keine Antwort, wenigstens nicht von Seiten der Erfahrung. Jetzt macht er, mit übel verhehlter Dreistigkeit, seine Unwissenheit zum Princip des Wissens (man vergleiche den Schlufs des vierten Versuchs); und erhebt die Gewohnheit zur Ursache (!) des an sich nichtigen Causalbegriffs, — wodurch KANT verleitet wurde, die Anwendung desselben auf die Zeitfolge zu beschränken, die mit der Causalität gar nichts wesentliches gemein hat."

---

[a] „In der That ist der Mann, dem die Ehre wiederfuhr, ... philosophischen Unternehmen, hier nur soviel:" fehlt in der 4. Ausg.

geben. [1] Denn die Summe des Gefärbten welches wir sahen, oder die Summe des Widerstandes den wir fühlten, ist als blofse Summe überall nichts Ausgedehntes, nichts Gestaltetes. (Hier mag man sich noch aus der Geometrie erinnern, dafs ein gegebenes *Quantum* Länge oder Fläche gar vielerley Gestalten haben kann; ganz ohne Gestalt aber ist es ein Abstractum, das sich nur verständlich machen läfst, indem man ihm irgend eine Gestalt *willkührlich leihet.*) Entfernungen müfsten wir wahrnehmen, um das Aufser-Einander *wahrnehmen* zu können. [2] Aber die *leere* Entfernung ist nicht sichtbar, sie hat keine Farbe; hinwiederum den farbigten Stellen ist es nicht anzusehn, wie weit sie von [15] einander entfernt sind. Man rücke zwey Körper näher oder ferner; das eigentlich Sichtbare an ihnen bleibt das nämliche.[3]

§ 24.

Es ist leicht, ähnliche Betrachtungen auf die Zeit zu übertragen. Dafs zwey Töne einander schneller oder langsamer folgen: wie erfahren wir es? [4] Die leere Zeit zwischen beyden ist nicht hörbar. Das Hörbare sind die Töne; aber niemand wird behaupten, dafs in dem Klange selbst die Distanz des einen vom andern vernommen werde; oder dafs die veränderte Distanz den Klang verändere. — Dasselbe gilt von allem, was wir in bestimmter Succession wahrzunehmen behaupten.

§ 25.

Zu den allerwichtigsten Bestimmungen der Dinge, welche wir als aus der Erfahrung erkannt allgemein annehmen, gehört die Aggregation ihrer Merkmale. Demselben Metall schreiben wir zu, dafs es schwer, dehnbar, klingend, glänzend sey. Hier ist es von neuem nöthig, die *Materie des Gegebenen* von dessen *Form* zu unterscheiden. Angenommen, es seyen zwey Metalle in der Erfahrung gegeben, so ist die Summe aller Merkmale von beyden Metallen die Materie des Gegebenen, die Vertheilung dieser Merkmale in zwey Gruppen aber die Form. Nun beruht auf der Gruppirung, oder auf der Form, ganz wesentlich die Auffassung des Dinges selbst. Wir würden z. B. weder Gold noch Silber erkennen, wenn die Erfahrung es unbestimmt liefse, ob wir die specifische Schwere des Goldes mit der gelben, oder mit der weifsen Farbe, ob wir den Klang des Silbers mit

---

[1] Der folgende Satz: „Denn die Summe . . . nichts Ausgedehntes, nichts Gestaltetes.“ ist in der 2., 3. und 4. Ausg. gesperrt gedruckt.

[2] Der ganze folgende Schlufssatz: „die *leere* Entfernung . . . bleibt das nämliche.“ ist in der 2., 3. und 4. Ausg. gesperrt gedruckt.

[3] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. In Ansehung dieser sowohl, als der nächstfolgenden Zweifel kann man sich im Voraus merken, dafs dieselben nur nothwendige Versuche im Denken sind, und dafs sie in der Folge gehoben werden. Die Erfahrung ist allerdings auch ihrer Form nach, und zwar in voller Bestimmtheit, gegeben; also z. B. nicht blofs Räumliches überhaupt, sondern in genau begränzten Gestalten und Zwischenräumen ist es gegeben. Vergleiche unten die ersten Paragraphen des vierten Abschnitts. Allein der Zweifel ist äufserst scheinbar, und in vieler Hinsicht von wichtigen Folgen.“

[4] „Die leere Zeit . . . Distanz den Klang verändere.“ ist in der 2., 3. und 4. Ausg. gesperrt gedruckt.

der weifsen, oder mit der gelben Farbe zu Merkmalen eines Dinges verbunden denken sollten? Wir behaupten allerdings, die Beobachtung lehre, das specifisch Schwerere sey zugleich das Gelbe, das Klingendere sey zugleich das Weifse. *Wie* lehrt sie denn [16] dieses? — *Was* sie lehrt und giebt: das sind die einzelnen Merkmale selbst, und nichts anderes. Diese müssen also die Nachweisung der Gruppirung in sich enthalten. Aber Niemand kann behaupten, man *fühle* mit der Schwere, und durch dieselbe, die Nothwendigkeit, dieses schwere zugleich für gelb zu halten; oder man *sehe* mit der gelben Farbe, und durch dieselbe, die Nothwendigkeit, das Gelbe für so und so schwer anzuerkennen. Eben so wenig weiset uns beym Silber der Klang auf die Farbe, oder die Farbe auf den Klang. Wie in diesem Beyspiele, so in Hinsicht aller Dinge mit einer Mehrheit von Merkmalen. [1] Wir haben zwar die Merkmale, aber nicht ihre Vereinigung wahrgenommen. Wir behaupten dennoch eine Vereinigung, und zwar bestimmt diese und keine andre. Da sie nicht wahrgenommen ist, so mufs sie hinzugedacht seyn, wir wissen aber nicht wie noch mit welchem Rechte. [2]

§ 26.

Hieher gehört auch die Ueberlegung, wiefern man aus der Erfahrung (z. B. durch physikalische Experimente) lernen könne, dafs gewissen Veränderungen gewisse *Ursachen* zugehören. Gesetzt, man nehme wahr, dafs auf das Anschlagen des Stahls an den Kiesel ein Funke *erfolge:* so hat man höchstens die *Zeitfolge* (und dies ist[3] nach § 24 schon zuviel eingeräumt), aber nicht den *nothwendigen Zusammenhang* der Ursache mit der Wirkung wahrgenommen; nicht das *Eingreifen* des Wirkenden in das Leitende. [4]

---

[1] Die zwei folgenden Sätze: „Wir haben zwar ... bestimmt diese und keine andre." sind in der 2., 3. und 4. Ausg. gesperrt gedruckt.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Der Inhalt des vorhergehenden Paragraphen ist selbst von geübten Denkern viel zu wenig erwogen worden. Man mufs es Locken zum besondern Verdienst anrechnen, dafs er sehr nachdrücklich und wiederholt die Leerheit unserer Begriffe von Substanzen, und die gänzlich zufällige Anhäufung der sinnnlichen Merkmale rügt, durch die wir jene zu erkennen glauben. (Man sehe Locke's Versuch über den menschlichen Verstand, Buch II, Cap. 23, und andre Stellen.) Dagegen contrastirt sehr übel[a] die Unbehutsamkeit, mit der die Wolffische Schule die Mehrheit von Attributen und Modificationen in der Einheit der Wesen ganz unbedenklich voraussetzt. Man sehe z. B. Alexander Baumgarten's Metaphysik, § 37, u. f., welches Buch hier deshalb angeführt wird, weil es zu einer kurzen Uebersicht der Leibnitzisch-Wolffischen Philosophie, so wie sie in den Schulen ausgebildet wurde, (nicht zur nähern Bekanntschaft mit Leibnitzen selbst, den man vielmehr aus seinen eignen Schriften studiren mufs,) vorzüglich bequem ist."

[3] „wäre" in der 2., 3. und 4. Ausg.

[4] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Räumt man hiebey ein, dafs die Zeitfolge gegeben sey, (und man mufs es in der That einräumen, gemäfs der Anmerkung zu § 23,) so befindet man sich auf dem Standpuncte des Hume. Unter dieser Voraussetzung mufs man auch das einräumen, dafs die Identität des veränderten Gegenstandes

---

[a] „sehr übel" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

§ 27.

Vielweniger können die *zweckmäfsigen* Formen der Natur-Gegenstände sich der Frage entziehen, ob die Zweckmäfsigkeit wahrgenommen, oder hinzugedacht sey? — *Hier* ist es am leichtesten,[1] sich an die Ansicht ernst[17]lich zu gewöhnen, die Formen seyen nur hinzugedacht: doch mufs man der Consequenz gemäfs über *diese* Formen nicht anders entscheiden, wie über die vorigen.

§ 28.

Alle unsre Vorstellungen schreiben wir Uns selbst zu; wir sehen sie an als in unserem Bewufstseyn verbunden. Können wir denn wohl dieses Band wahrnehmen? — Die Vorstellungen selbst geben sich (wenigstens dem bey weitem gröfsten Theile nach) eben so wenig als Verbundene zu erkennen, wie die einzelnen Merkmale Eines Dinges auf ihre Aggregation hinweisen. Was aber die Vorstellung *Ich* anlangt, die wir an alles unser Vorgestelltes, *als an das Unsrige,* gleichsam *von aufsen anheften* können, um es dadurch, als ob es von Einem Gefäfse umfafst wäre, anzusehen: von diesem Ich wird tiefer unten gezeigt werden, dafs es offenbare und vielfältige Widersprüche enthält; vorläufig kann man sehr leicht bemerken, dafs man nicht eigentlich wisse, *was* man vorstellt, indem man *sich* vorstellt; weil hier eine Menge von Zufälligkeiten abzusondern sind, nach deren Weglassung nichts deutliches übrig bleibt.[2]

---

vor und nach der Veränderung, in der Erfahrung gegeben sey. Dies geschieht zwar genau genommen nur dadurch, dafs die spätere Auffassung (nach der Veränderung) sich mit der frühern, von ihr reproducirten oder vestgehaltenen, vereinigt; allein ohne dies gäbe es gar keine Zusammenfassung des Successiven, mithin auch nicht einmal eine Wahrnehmung der Succession. Ist aber die Identität des Gegenstandes, zugleich mit der Veränderung in einigen seiner Merkmale, gegeben: so ist auch der Widerspruch gegeben, von dem tiefer unten, im vierten Abschnitte, weiter die Rede sein wird; und es ist blofse Gedankenlosigkeit, diesen Widerspruch nicht zu bemerken. In der That fühlt ihn der gemeine Verstand sehr gut; daher der Causalbegriff."

[1] „am leichtesten und am schädlichsten," in der 3. und 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Kant bemerkte, dafs die Einheit des Bewufstseyns die Bedingung sey, unter welcher allein das Mannigfaltige einer gegebenen Anschauung sich in den Begriff eines Objects vereinigen könne. Das: Ich denke, sagt er, mufs alle meine Vorstellungen begleiten können, sonst würden sie nicht durchgängig mir zugehören. — Unglücklicherweise knüpfte Kant hieran einen grofsen[a] Irrthum, indem er die Verbindung der Vorstellungen (ohne Beweis) von einer Handlung der Synthesis, und einem Bewufstseyn dieser Synthesis, ableiten wollte. Hierin liegt der erste Anlafs mannigfaltiger Verirrungen in der neuesten Philosophie; indem sowohl Reinhold als Fichte den nämlichen Irrthum immer weiter trieben, und dadurch den Gipfel zu erreichen meinten, von wo aus sich alle Philosophie müsse überschauen und bestimmen lassen. Man vergleiche die ersten Grundsätze in Reinhold's Theorie des Vorstellungsvermögens, und in Fichte's Wissenschaftslehre mit dem § 16 u. s. f. in Kant's Kritik der reinen Vernunft. In meinem Lehrbuch der Psychologie gehören hieher die §§ 21, 136, 194 u. s. w."[b]

---

[a] „grofsen" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[b] „In meinem Lehrbuch . . . 194 u. s. w." fehlt in der 3. und 4. Ausg.

§ 29.

Man kann von dem Ursprunge der Formen unserer Vorstellungen allerley Meinungen fassen, und man hat sie gefafst: aber die gerade und natürliche[1] Folge aus dem Vorgetragenen ist der Zweifel, ob nicht die sämmtlichen Formen, welche wir für wahrgenommen hielten, und dennoch beym Durchsuchen des Wahrgenommenen nicht auffinden konnten, leere Einbildungen sind, von welchen sich loszumachen, der erste Schritt zur Weisheit sey? — In diesem Falle müssen wir bekennen, dafs die ganze Natur, ja unser eignes Selbst, zerstört vor uns liege, weil alle Merkmale, an welchen wir die Dinge und uns selbst erkannten, aus ihren Fugen gewichen sind.

[18] Hofft man von diesem, in der That unerträglichen Zweifel sich zu befreyen: so mufs[2] zu allererst das *Factum* wiederum vestgestellt werden, *dafs jene Formen wirklich wahrgenommen werden.* Eine viel spätere Frage ist, *wie* diese Wahrnehmung möglich sey? Jenes gehört in den Anfang der allgemeinen Metaphysik;*[3] das letztere in die Psychologie.

§ 30.

Die Skepsis, so wie sie bisher dargestellt worden, bezieht sich auf die Principien, indem sie zweifelt, ob veste Anfangspunkte unseres Wissens überall zu finden seyen. Man kann damit noch Betrachtungen verbinden, welche zweifelhaft machen, ob im Fall, dafs Principien wirklich vorhanden wären, sich Methoden für ein fortschreitendes Denken würden finden lassen.

Erstlich: Der leichteste, und vielfältig eingeschlagene Weg des fortschreitenden Denkens ist die Induction. Diese bildet allgemeine Sätze aus dem, was in vielen Erfahrungen sich gleichmäfsig wiederhohlt. Prüft man aber die Gewifsheit und den Gehalt solcher allgemeinen Sätze: so sieht man sogleich, dafs sie entweder nichts mehr ausdrücken als nur die Summe der einzelnen Erfahrungen; und dann liefern sie höchstens eine bequeme Uebersicht, aber keine neue Kenntnifs; oder dafs sie mehr enthalten sollen, als den abgekürzten Ausdruck der bestimmten Menge von Erfahrungen, denen sie abgewonnen wurden; und dann ist dieses Mehr eine offenbare *Erschleichung*; wofern nicht irgend ein neuer Rechtsgrund hinzukommt, durch allgemeine Erfahrungssätze die Summe der wirklich gemachten Erfahrungen zu überschreiten.[4]

---

* Man kann hiebey meine Hauptpuncte der Metaphysik, S. 17, 18 vergleichen.

---

[1] „natürlichste" in der 3. und 4. Ausg.

[2] „Gegen diesen, in der That unerträglichen Zweifel mufs" in der 4. Ausg.

[3] Die Fufsnote fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[4] Die 3. und 4. Ausg. fahren fort: „Die Induction, wenn sie unvollständig ist, präsumirt nur das Vorhandenseyn einer allgemeinen Regel; welche alsdann analogisch auf neue vorliegende Fälle ausgedehnt wird. Ob eine solche Präsumtion dem Gegenstande angemessen ist: das läfst sich im Allgemeinen nicht bestimmen. Wo man zu irgend einer Entscheidung genöthigt ist, um handeln zu können: da begnügt man sich oft genug mit den un-

[19] § 31.

Zweytens: ein Rechtsgrund zu einer Synthesis *a priori* scheint kaum denkbar. Denn was ein jedes Princip an Erkenntnifs und Gewifsheit enthalten mag, das ist, so scheint es, *sein eigner Inhalt*; es läfst sich aber gar nicht absehen, wie diese Gewifsheit, sich selbst überschreitend, eine andere und von ihr verschiedene ergeben sollte. Gesetzt, dies geschähe: so wäre das sich selbst überschreitende Wissen sich selbst nicht gleich; es wäre ein anderes *vor* dem Ueberschreiten, ein anderes *im* Ueberschreiten, ein anderes *nach* dem Ueberschreiten; es wäre also im Widerspruch mit sich selbst.

§ 32.

Das eben erhaltene Resultat, weit entfernt, die Hoffnungen der Philosophie niederzuschlagen, ergiebt vielmehr, in Verbindung mit dem im § 29 erwähnten Factum den wahren und bestimmten Aufschlufs über die Mög-

---

sichersten Analogien; aber diese unvermeidliche Gewohnheit darf doch in das Streben nach philosophischem Wissen keinen Eingang finden.

In der Naturforschung gilt die Voraussetzung: die Natur sey sich selbst getreu; man dürfe daher auf gleiche Erfolge unter gleichen Umständen rechnen; mithin gebe es eine Regelmäfsigkeit in der Natur, die sich durch Vergleichung ähnlicher Fälle entdecken lasse. Dies veranlafst zu der Meinung: man müsse sich die Regelmäfsigkeit möglichst grofs, die Regeln möglichst umfassend, oder die Anzahl der Gründe im Verhältnifs gegen die Menge der Folgen möglichst klein denken. Denn in der Natur seyen alle Folgen jedes Grundes gegeben. Man vergifst hier zweyerley: erstlich, dafs nicht alle Folgen, welche wirklich aus ihren Gründen hervorgehn, uns gegeben sind; zweytens, dafs sehr viele Naturwirkungen einander gegenseitig zerstören; wodurch ihre Menge sich vermindert. Die ganze Maxime, welche man wohl das Gesetz der Sparsamkeit genannt hat, ist schon deshalb höchst unsicher."

In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt dann noch folgende

„Anmerkung. Der Gegenstand, von welchem hier, und in dem folgenden Paragraphen die Rede ist, kann hier, im Anfange der Einleitung, nur berührt, nicht ausgeführt werden. Es ist zwar sehr leicht zu verstehn, dafs Kant (im Anfange der Kritik der reinen Vernunft) analytische Sätze, deren Prädicat schon im Subjecte liegt, unterschied von synthetischen, die im Prädicate einen neuen Begriff, entweder a posteriori oder a priori, herbeyführen, und im letztern Falle durch blofses Nachdenken unsere Erkenntnifs erweitern sollen. Allein das Unbefriedigende und Gehaltlose einer blofs analytischen Art zu philosophiren (dergleichen grofsentheils die ältere Schul-Philosophie war, z. B. die Wolffische), kann und soll ein Anfänger noch wenig empfinden; ihm bringt eine solche Lehrart immer noch den Gewinn, seine Gedanken zu verdeutlichen; woran es neuerlichst selbst einigen nahmhaften Schriftstellern gar sehr zu fehlen scheint. Ueberdies wird die Frage von der Möglichkeit der Demonstration immer nur in dem Maafse richtig beantwortet werden, als man die Principien gehörig auffafst, und ihnen die Möglichkeit ansieht, sie in Untersuchungen zu bearbeiten. Fehlt es daran, und das ist meistens der Fall, so helfen alle Untersuchungen über die Form der Wissenschaft zu gar nichts; sie sind nur eine Aussaat von Misverständnissen."

lichkeit der Metaphysik. Nämlich die Formen der Erfahrung sind wirklich gegeben; aber sie sind von der Art, dafs sie widersprechende Begriffe liefern. Indem diese Widersprüche im Denken verbessert werden, erweitert sich die Erkenntnifs; und die Methode besteht also zugleich in einer *Berichtigung* und einer *Ergänzung* der Principien. Die Beweise dessen, was hier historisch gesagt ist, können aber erst am Ende der Einleitung,[1] und zum Theil erst in der Metaphysik selbst, ihren Platz finden. In der letztern ist auch die Erklärung von dem fortschreitenden Denken in der Mathematik zu suchen, welches grofsentheils durch die mannigfaltigen, in den Gröfsenbegriffen enthaltenen *Beziehungen*[2] möglich wird.[3]

§ 33.

Wenn aber Jemand aus den angegebenen Zweifeln keinen Ausweg findet, wenn er sie vieleicht nicht einmal vollständig durchschaut; oder endlich sie ganz ignorirt; so mufs dieses auf alles sein Denken, und auf seine ganze Ansicht [20] von der Welt einen entscheidenden Einflufs haben. Sogar auf das Praktische wird dieser Einflufs sich erstrecken. Denn wer nichts gewifs zu wissen glaubt, der getraut sich weder, die Dinge zu behandeln, die er dabey als bekannt voraussetzen müfste, noch die Grundsätze vestzustellen, nach denen er sie behandeln sollte. Das letztere jedoch ist, in Hinsicht der *ersten* Grundsätze, keine nothwendige Folge, sondern nur eine Schwachheit der Menschen. Denn die ästhetischen Urtheile, auf welchen die praktische Philosophie beruht, sind unabhängig, wie oben bemerkt (§ 8), von jeder Realität irgend eines Gegenstandes; so dafs sie selbst mitten unter den allerstärksten metaphysischen Zweifeln mit einer unmittelbaren Gewifsheit hervorleuchten.

Wer aber die Zweifel entweder nicht in ihrer Stärke kennt, oder wer sie überwunden hat, wird sich ein System der Philosophie zu bilden unternehmen können. Des angegebenen Unterschiedes wegen zerfallen die Systeme im Allgemeinen in *Empirismus* und *Rationalismus*, jene jenseits,

---

[1] „am Ende der Einleitung" ist in der 3. u. 4. Ausg. gesperrt gedruckt.

[2] „*Beziehungen*" ist in der 2., 3. u. 4. Ausg. nicht gesperrt gedruckt.

[3] In der 3. u. 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Das Erste also, was sich aus dem Vorstehenden ergiebt, ist die Aussicht auf einen langen — der Ungeduld wenigstens lang scheinenden Weg; welcher, wenn er gerade geht, sehr viel kürzer ist als die Umwege Deren, die von den Bedingungen regelmäfsiger Untersuchung nichts verstehen. Das Zeitalter ist unglaublich verwöhnt worden durch Die, welche kurz und gut Ein Princip und Eine Methode setzten; wodurch sie nichts weiter erreichen konnten, als was erreicht worden ist; nämlich Verschrobenheit der Wissenschaften, soweit sie von dieser Manier mishandelt wurden; und Scheu der Meisten vor dem Namen Philosophie. Durch regelmäfsige Untersuchung wird sich diese Scheu wieder verlieren. Dazu gehört aber, dafs man die Schwierigkeiten kenne, und nicht überspringe; ferner dafs man der Logik nicht Trotz biete, sondern ihren Warnungen Gehör gebe; überdies, dafs man ästhetische und sittliche Werthbestimmungen nicht in metaphysische Erkenntnisse umdeute; endlich, dafs man die Erfahrung als den Grund und Boden der Metaphysik anerkenne, und nicht anstatt desselben sich in Luftschlössern ansiedele."

diese diesseits des Zweifels, nämlich aus dem Standpuncte der Philosophie als Wissenschaft betrachtet.[1]

---

[1] In der 3. u. 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Der Unterschied liegt also nicht etwa darin, als ob der Rationalismus die Erfahrung verschmähete, und sie überspränge, der Empirismus aber sie gehörig in Ehren hielte. Sondern darin, dafs der Empirist nicht zweifeln gelernt hat, dafs er die Begriffe der Erfahrung nicht kritisch behandelt, dafs er deshalb sich erlaubt, die Seele und die Materie mit so vielen Kräften zu begaben, als er Klassen von Erscheinungen vorfindet; und dafs er nun meint, diese Kräfte aus der Erfahrung selbst zu kennen, während die Erfahrung von Kräften nie etwas sagt noch sagen kann. Der Empirist wird, ehe er es merkt, durch Erschleichungen zum falschen Rationalisten.

Der heutige Rationalismus aber ist zweifach getheilt; er hat entweder die Spinozistische oder die Kantische Richtung. Zu vorläufiger, blofs historischer Erläuterung kann man hierüber dem Anfänger etwa Folgendes sagen:

1. Das allgemeine Verlangen des Philosophirenden besteht darin, über sich und seine nächste Begränzung hinauszuschauen; seinen Blick zu erweitern. Wohin denn? In die Natur im Grofsen. Die Einzelnheiten der Physik genügen ihm nicht; sie entfernen ihn überdies von sich selbst.

2. Nun bietet ihm SPINOZA: cognitionem unionis, quam mens cum tota natura habet. Er behauptet ferner: res nullo alio modo neque alio ordine a Deo produci potuerunt, quam productae sunt. (Vergl. § 116.)[a]

3. Denjenigen aber, der solche Behauptungen wagt, zieht die Kantische Kritik wegen der Möglichkeit seines vorgeblichen Wissens zur Rechenschaft.

Dieser Streit dauert nun noch fort. Denn einerseits kannte SPINOZA nicht die heutige Physik, und besafs nicht die heutige ästhetische Bildung; andererseits sind KANT's Schriften nicht unmittelbar gegen SPINOZA gerichtet. Daraus entstand neue Arbeit für die Nachfolger auf beyden Seiten. Diese Arbeit wird erschwert durch den Umstand, dafs KANT sich in seinen Darstellungen einer alten, dem Empirismus angehörigen Psychologie bedient hat; und dafs Manche seiner Anhänger zu nachgiebig, theils gegen FICHTE's Lehre vom Ich, theils gegen den Spinozistischen Parallelismus zwischen Natur und Geist, gewesen sind.[b] Ausführlicher über den Streit der heutigen Systeme zu reden, scheint der allgemeinen Propädeutik noch nicht angemessen."

---

[a] „(Vergl. § 116.)" fehlt in der 4. Ausg.

[b] In der 4. Ausg. ist hier eingeschoben: „Ueber SPINOZA's Lehre sehe man unten § 142, wobey jedoch das Vorhergehende, (von § 132 an) mufs verglichen werden."

[21] Zweyter Abschnitt.

Die Logik.*

Erstes Capitel.

Von den Begriffen.

§ 34.

Unsre sämmtlichen Gedanken lassen sich von zwey Seiten betrachten; theils als Thätigkeiten unseres Geistes, [22] theils in Hinsicht dessen, *was* durch sie gedacht wird. In letzterer Beziehung heifsen sie *Begriffe*, welches Wort indem es das *Begriffene* bezeichnet, zu abstrahiren gebietet von der Art und Weise, wie wir den Gedanken empfangen, produciren, oder reproduciren mögen.

Unserm Geiste selbst schreiben wir *Verstand* zu, (als das Vermögen der Begriffe,) in so fern wir unabhängig von Gemüthsbewegungen, unsre Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten verknüpfen. Daher pflegt man die Logik als Wissenschaft des Verstandes anzusehen. Allein man würde sich sehr irren, wenn man darum in der Logik nur das geringste von der Untersuchung erwarten wollte, nach welchen geistigen Gesetzen es geschehen könne, dafs wir uns im Denken nach der Beschaffenheit des Gedachten richten und vest bestimmen, und dadurch uns über

---

* Einen ganz kurzen Umrifs der Logik, zur Andeutung der mir eigenthümlichen Ansichten, habe ich schon meinen Hauptpuncten der Metaphysik beygegeben. Allein das gegenwärtige Lehrbuch mufste alles in sich fassen, was zum vollständigen Leitfaden für meine Vorlesungen gehört. Zu ausführlicher Vertheidigung dessen, worin ich von andern abweiche, vollends der Auslassung unnützer Weitläuftigkeiten, die ich mir gestatte, ist hier so wenig Raum als in jenen Hauptpuncten. Hingegen die nöthigsten Erläuterungen über den sogenannten Satz des Widerspruchs, über die Schwierigkeit der Real-Erklärungen, und die systematischen Eintheilungen, etwas ausgeführtere Lehren von der Classification, und von den Kettenschlüssen, haben ihre Stelle hier gefunden, und meine vorige Darstellung der Lehre von den Urtheilen und Schlüssen ist in der Anordnung verbessert worden. Es kann seyn, dafs Manchen mein Vortrag der Logik zu kurz scheint. Ohne der absichtlichen, nach meinen Ueberzeugungen unerläfslichen Ausscheidung alles Psychologischen, folglich auch der, darin sich verwickelnden, sogenannten *angewandten Logik*, hier zu gedenken, erinnere ich blofs, dafs erstlich, die von Vielen verachtete und verkürzte Syllogistik, von mir mit Sorgfalt behandelt wird; zweytens eine gröfsere Weitläuftigkeit den höchst nöthigen Vorbereitungen zur Metaphysik die Zeit rauben würde; drittens gerade die Logik unter allen Theilen der Philosophie am leichtesten aus Büchern kann studirt werden, unter denen ich nur die Werke von HOFFBAUER, KRUG und FRIES hier nennen will. [1]

---

[1] Die vorstehende Anmerkung fehlt in der 3. und 4. Ausg.

das Spiel der Einfälle und Launen erheben. Diese wichtige, aber schwere Untersuchung mufs, wie alles, was die geistigen Ereignisse betrifft, der Psychologie vorbehalten bleiben, wo sie allein im rechten Zusammenhange kann angestellt werden. — In der Logik ist es noth-[23]wendig, alles Psychologische zu ignoriren, weil hier lediglich diejenigen Formen der möglichen Verknüpfung des Gedachten sollen nachgewiesen werden, welche das Gedachte selbst nach seiner Beschaffenheit zuläfst.

§ 35.

Die erste wichtige[1] Folge aus diesen Erklärungen ist der Satz, dafs nicht zwey Begriffe vollkommen gleich seyn können, sondern jeder gleichsam nur in einem einzigen Exemplar vorhanden ist. Denn zwey gleiche Begriffe würden sich in Hinsicht dessen, *was* durch sie gedacht wird, nicht unterscheiden; sie würden sich also *als Begriffe* überhaupt nicht unterscheiden. Dagegen kann das Denken eines und desselben Begriffes vielmal wiederhohlt, bey sehr verschiedenen Gelegenheiten erzeugt und hervorgerufen, von unzähligen Vernunftwesen vorgenommen werden, ohne dafs der Begriff hiedurch vervielfältigt würde.[2]

§ 36.

Mehrere Begriffe können aber zum Theil gleich seyn, wenn nur jeder auch etwas eigenthümliches und von dem andern abweichendes besitzt.

---

[1] „wichtige" fehlt in der 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. u. 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Es ist von der äufsersten[a] Wichtigkeit, sich die beyden vorstehenden Paragraphen durch eignes Nachdenken ganz deutlich zu machen, und sich wohl einzuprägen, dafs Begriffe weder reale Gegenstände, noch wirkliche Acte des Denkens sind. Der letztere Irrthum ist noch jetzt wirksam; daher halten Manche die Logik für eine Naturgeschichte des Verstandes, und glauben dessen angeborne Gesetze oder Denkformen, in ihr zu erkennen; wodurch die Psychologie gänzlich[b] verdorben wird. Der erstere Irrthum herrschte in der Pythagorischen und Platonischen Schule; in welchen die Figuren, Qualitäten und Zahlen, (σχηματα και ιδεαι και αριθμοι,) geradehin zu den Elementen der Phänomene gerechnet wurden; (Sextus Pyrrh. H. III, c. 18,) worüber tiefer unten, bey der Platonischen Lehre, das Weitere. Es entstand nun grofse Verwunderung, wie doch ein einziger Begriff sich mehrern mittheilen könne, ohne sich zu vervielfältigen. [c] Wegen des Misbrauchs, den heut zu Tage die Schellingische Schule vom Platonismus macht, ist sehr zu fürchten, dafs manche alte Verirrungen, die ehemals von jenem Puncte ausgegangen sind, sich erneuern werden."

---

[a] „der äufsersten" fehlt in der 4. Ausg.

[b] „gänzlich" fehlt in der 3. u. 4. Ausg.

[c] Statt des folgenden Schlufssatzes: „Wegen des Misbrauchs . . . sich erneuern werden." haben die 3. u. 4. Ausg.:

„Anstatt solche Verwunderung heute noch zu erneuern, sollte man bemerken, wieviel Anstrengung es jenen Alten kostete, Begriffe zu Gegenständen der Betrachtung zu erheben, und dieser Betrachtung ein Uebergewicht zu geben über die sinnlichen Anschauungen. Es war damals nicht so wie jetzt, wo alle Wissenschaften längst die logische Anordnung angenommen, und hiemit die Herrschaft der allgemeinen Begriffe in allen Angelegenheiten des Denkens anerkannt haben. Die jetzt alte, einst neue Geistesrichtung hatte, da sie neu war, ihren Enthusiasmus; dessen Zeit vorüber ist und nicht wiederkehren kann."

Alsdann entspringen verschiedene merkwürdige[1] Verhältnisse, welche diesem ersten Capitel der Logik zum Gegenstande dienen.

Erstlich: das Gleiche der mehrern Begriffe ist selbst als Begriff zu betrachten, und in so fern nur Eins. Dieser Eine Begriff findet sich nun in jedem der mehrern als *gemeinschaftliches Merkmal*; und die mehrern Begriffe stehen zu ihm im Verhältnisse der *Unterordnung*.

Zweytens: das Ungleiche, als solches, bildet einen *Gegensatz*, indem von dem Eigenthümlichen eines jeden, verglichen mit dem des andern, zu sagen ist, dieses sey nicht jenes, und jenes nicht dieses.

Wir wollen das Verhältnifs des Gegensatzes zuerst in Betracht ziehen, und genauer bestimmen.

[24] § 37.

Der eben erklärte Gegensatz ist blofse Verschiedenheit, oder Nicht Einerleyheit. Man mufs aber als ein merkwürdiges Factum hier erwähnen, dafs unter sehr vielen Begriffen sich ein solcher Gegensatz findet, wobey die verschiedenen unvereinbar sind. Der Cirkel und das Rothe sind nicht einerley, indessen kann das Rothe gar wohl in Cirkelgestalt erscheinen; hingegen der Cirkel und das Viereck sind unvereinbar, indem der eine Gedanke den andern aufhebt.

Zwey unvereinbare Begriffe bilden nicht blofs eine Summe, sondern auch einen Contrast. Sie *nöthigen* zur Vergleichung, eben weil sie einander das Gedacht-Werden streitig machen, dagegen bey den blofs verschiedenen ihr Zusammenkommen im Denken unbemerkt bleiben kann.

§ 38.

Die blofs verschiedenen sind *disparate* Begriffe; die unvereinbaren, deren aber jeder unabhängig vom andern gedacht werden kann, stehn in *conträrem* Gegensatz. Die disparaten sowohl als conträren ergeben noch den *contradictorischen* Gegensatz, zwischen *a* und *non a*, *b* und *non b*; indem von *a* und *b* gesagt wird, jedes sey nicht das andere. Beym contradictorischen Gegensatz kann *non a* nicht ohne Voraussetzung des *a* gedacht werden. Derselbe Gegensatz hat immer nur zwey Glieder; der conträre hingegen läfst mehrere *in Einer Reihe* zu, d. h. solche, die, wegen eines gemeinschaftlichen höheren Begriff's zu diesem in einerley Verhältnifs der Unterordnung stehen.

§ 39.

Entgegengesetztes ist nicht einerley. Diese Formel heifst der Satz des Widerspruchs. Der Satz erhält seinen Sinn durch die vorausgesetzte Kenntnifs der Gegensätze; er selbst lehrt nichts neues. [2] Er ist oft unrichtig so

---

[1] „merkwürdige" fehlt in der 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt hier: „Mit ihm gleichgeltend ist eine andre Formel, der sogenannte Satz der Identität, $A = A$; eigentlich *A* ist nicht gleich *non A*, wo die Negationen einander aufheben, und eine Bejahung ergeben. Desgleichen das sogenannte principium exclusi medii, *A* ist entweder *B* oder nicht *B*, indem ein Drittes, sofern es von *B* unterschieden würde, zusammenfiele mit *non B*, und wenn man es von

aus[25]gedrückt worden, als ob er sich auf Dinge als solche, wohl gar mit Einmischung von Zeitbedingungen bezöge; während er blofs Begriffe als solche betrifft. Zu merken ist nur, dafs zu einem Widerspruche genaue Identität des einander Widersprechenden erfordert wird. Denn sonst können sich Entgegengesetzte auf mancherley Weise beysammen finden. Sollten sie aber Eins und dasselbe seyn, so dafs auf die Frage: *was* oder *welcherley* ist dies Eine? geantwortet werden müfste, es ist *solches*[1] und auch ein *anderes*, folglich *nicht solches*, — also *solches* und *nicht solches einerley*, nämlich die eine Bestimmung des Was jenes Einen, — alsdann ist der Widerspruch vorhanden. Und allerdings findet dieser Fall bey mehreren höchst wichtigen Begriffen statt, deren Widersprechendes der gemeinen Aufmerksamkeit entgeht. Schon die Mehrheit disparater Begriffe kann einen Widerspruch da hervorbringen, wo die Natur der Sache eine strenge Einheit (die keine Vielheit in sich schliefse) erfordert. Hingegen wo es erlaubt ist, die Einheit einer Summe anzunehmen, da kann diese Summe ein solches und ein anderes *enthalten*, und der gemeine Sprachgebrauch wird dies oft so ausdrücken: dieses Ding *ist* ein solches und auch ein anderes, z. B. dies Kleid ist roth und blau; diese Speise ist süfs und sauer; dieses Ereignifs ist zugleich erfreulich und traurig. Hier bewirkt selbst der conträre Gegensatz keinen Widerspruch. Es kommt also alles auf die Art der Einheit an, welche gefordert wird.[2]

---

non B unterscheidet, einerley ist mit *B*; sollte es aber Beyde vereinigen, einen Widerspruch enthalten würde. — Der Satz des Widerspruchs findet sich, bestimmt ausgesprochen, schon beim PLATON; (Phaedo p. 234 ed. Bip. *μηδεποτε εναντιον εςαι ἑαυτῳ το εναντιον.*) Uebrigens ist er oft unrichtig" . . .

[1] „ein *solches*" in der 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. WOLFF stellte den Satz des Widerspruchs, und mit ihm den sogenannten Satz des zureichenden Grundes, an die Spitze der Ontologie. Das war natürlich in einer Zeit, wo man glaubte, sich mit dialektischen Werkzeugen möglichst versorgen zu müssen, um in Demonstrationen soweit als möglich zu kommen. Aber diese Werkzeuge halfen nichts, weil man die Probleme der Metaphysik und die Principien der praktischen Philosophie verkannte; [a] auch sind Tautologien, wie der Satz des Widerspruchs und seine ganze Familie, schlechte Werkzeuge in jedem Falle. Wegen des Mislingens jener falsch angelegten Demonstrationen hat unsre Zeit einem eben so[b] thörichten Mistrauen gegen alle Demonstration, Raum gegeben. — KANT verlegte jene Sätze in die Logik, wo sie auch[c] unnütz sind; FICHTE verfiel auf eine unglückliche Spielerey damit, bey Gelegenheit seiner Untersuchung über das Ich im Anfange der Wissenschaftslehre; unter vielen verkehrten Nachahmungen die verkehrteste [d] ist die des Herrn ESCHENMAYER in seiner Psychologie, wo er das principium exclusi medii

---

[a] „auch sind Tautologien, . . . schlechte Werkzeuge in jedem Falle." heifst in der 3. und 4. Ausg.: „man mufs erst die Widersprüche in den gegebenen Erfahrungsbegriffen kennen, um einzusehen, wie wichtig die Forderung ist, dafs $A = A$ (tale, quale est nach CICERO und hiemit nach PLATON) seyn solle."

[b] „eben so" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[c] „auch" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[d] Die folgenden Worte: „ist die des Herrn ESCHENMAYER . . . wo er" heifsen in der 3. und 4. Ausg.: „ist die, welche"

§ 40.

Für das Verhältnifs der Unterordnung hat die Logik eine Menge von Kunstworten. Inhalt und Umfang; Gattung und Art; höhere und niedere Begriffe, jene enthalten *in* diesen, diese *unter* jenen; Abstraction und Determination; Subordination und Coordination. Der Inhalt eines Begriffs ist die Summe seiner Merkmale; der Umfang, die Menge der andern Begriffe, worin jener als Merkmal vorkommt; [26] dergestalt, dafs der Inhalt wächst wie der Umfang abnimmt, und rückwärts. Setzt man der Gattung, dem höheren Begriffe, *Ein* Merkmal zu, so kommt man durch Determination zur *nächsten* Art; rückwärts durch Abstraction zur nächsten Gattung. Coordinirte Begriffe sind einem höhern auf gleiche Weise subordinirt.

§ 41.

Die Angabe des Inhalts eines Begriffs, indem sie ihn in seine Merkmale zugleich zerlegt und daraus zusammen setzt, ist seine Definition. Er wird dadurch *verdeutlicht*, (man sehe die Erklärung der Logik gleich im Anfange dieses Buchs); und zwar nicht blofs durch Heraushebung einzelner Merkmale, die sich am leichtesten erkennen lassen (welches übrigens oft ein vortreffliches Hülfsmittel ist, wo man nicht auf einmal vollständige Deutlichkeit erreichen kann): sondern durch Angabe solcher Merkmale, welche zusammengenommen dem Inhalte gleich sind.

Hat nun ein Begriff mehr als zwey Merkmale: so scheint etwas willkührliches darin zu liegen, ob man ihn in alle einfachen Merkmale auflösen, und deren Summe angeben, oder wieviele der Merkmale man als Einen Begriff zusammennehmen will, um aus solchen schon zusammengesetzten Begriffen den noch mehr zusammengesetzten zu bestimmen. Oft entscheidet hierüber die Sprache, indem sie gerade für eine gewisse Zu-

verdrängen will durch dessen gerades Gegentheil, ein pr. tertii intervenientis, nach welchem, um zwey Gegensätze *auszugleichen*, ein Drittes *dazwischen* kommen soll. — [a] Der Leipziger Recensent dieses Buchs will den Satz des Widerspruchs so ausdrücken: Entgegengesetztes giebt keinen Begriff. Dies ist ganz falsch. Ohne Zweifel ist $\sqrt{-1}$ ein Begriff, und zwar ein ganz bestimmter, obgleich unmöglicher; an dessen Stelle man nicht $\sqrt{-2}$ setzen darf. Mit unmöglichen Begriffen mufs man in der Mathematik zu rechnen, in der Metaphysik richtig zu denken verstehn. — Der Satz des Grundes wurde von Leibnitzen eingeführt; aber mit unzulässiger Vermengung von drey höchst verschiedenen Bedeutungen, deren keine zu einem Grundsatze taugt. Ce principe est celui du besoin d'une raison suffisante, pour qu'une chose existe, qu'un évenement arrive, qu'une verité ait lieu. (Am Ende des fünften Schreibens gegen Clarke.) Die erste [b] Bedeutung verschwindet durch richtige Bestimmung des Begriffs vom Seyn; die zweyte erfordert eine weitläuftige Untersuchung über den Causalbegriff, und endet in die Theorie von Störungen und Selbsterhaltungen; die dritte ist entweder leer und nichtig, oder sie führt auf die schwere Frage: *wie eine Erkenntnifs, aus sich herausgehend, eine von ihr verschiedene begründen könne?* [c] Hierüber sehe man den Anfang meiner Hauptpuncte der Metaphysik. Dort, und nicht hier, haben alle diese Fragen ihre Stelle."

[a] Die folgenden Worte: „Der Leipziger Recensent dieses Buchs ... will den" lauten in der 3. und 4. Ausg.: „Jemand wollte den" ...

[b] „erste" fehlt in der 3. Ausg.

[c] Die folgenden zwei Sätze: „Hierüber sehe man ... ihre Stelle." fehlen in der 3. u. 4. Ausg.

sammenfassung von Merkmalen einen völlig verständlichen Ausdruck darbietet. Kommt es darauf an, ein gewisses Verhältnifs der Unterordnung bemerklich zu machen, so richtet sich darnach die Definition. So wird die systematische Stelle eines Begriffs am besten durch *genus proximum* und *differentiam specificam* ausgedrückt. Ueberhaupt mufs hierbey die Absicht der Definition zu Rathe gezogen werden, indem die Richtung der Aufmerksamkeit von derjenigen Zerlegung des Begriffs abhängt, welche die Definition bezeichnet.

[27] § 42.

Zu dem wichtigsten, was über die Definitionen gesagt werden kann, gehört die Unterscheidung der Nominal- und Real-Definitionen. Die erstern erklären den Sinn eines Wortes, sie lassen aber zweifelhaft, ob ein solches Wort mit solchem Sinn überall einen wissenschaftlichen Werth habe, oder ob es blofs in den willkührlichen oder doch individuellen Gedanken dessen seinen Sitz habe, der das Wort in diesem Sinne gebraucht. Aber die Real-Definitionen entwickeln die Merkmale eines *gültigen* Begriffs, (nicht nothwendig eines solchen, der etwas Reales bezeichnet, — von einem Logarithmus giebt es eben so wohl eine Real-Definition im Gegensatz der nominalen, als von einem Hebel.) Die Gültigkeit eines Begriffs besteht darin, dafs er aus irgend einer Erkenntnifsquelle entsprungen sey, also in einem nothwendigen Denken, das entweder unwillkührlich sich aufdringt (in der Auffassung des Gegebenen), oder das wenigstens zu irgend einem Zwecke, der als solcher anerkannt wird, unentbehrlich ist. Hätte aber etwan der, welcher die Definition giebt, allein diesen Zweck, oder rühmte er sich einer besondern Auffassung des Gegebenen, die niemand sonst in sich wiederfände, so würde er auch seine Definition für sich allein behalten müssen.

Der vielfältige Gebrauch, welchen besonders diejenigen philosophischen Schriftsteller, die mehr im Anordnen fremder Gedanken, als im Erfinden stark sind, von Definitionen machen, nöthigt den Leser zur höchsten [1] Wachsamkeit, dafs ihm nicht Wort-Erklärungen ins Gedächtnifs geprägt werden, mit der Anmuthung, denselben reale Bedeutung ohne allen Grund zuzugestehn. Es ist unglaublich, wie viele Irrthümer, wie viele übermüthige Einbildungen dadurch sind verbreitet worden und noch verbreitet werden. Aechte Real-Definitionen sind so schwer zu erreichen, dafs man sie da gar nicht erwarten darf, wo [28] die Definitionen massenweise gespendet werden. Wer wirklich bis zu den Erkenntnifsquellen zurückgegangen, und wem es gelungen ist, von dort aus die *Deduction* eines Begriffs zu vollführen: der hat kaum das Bedürfnifs, den nunmehr völlig bekannten Gedanken auch noch in die Form einer Definition zu bringen; wenigstens ist dies mehr ein Bedürfnifs der Mittheilung als der eigenen Ueberzeugung.

Uebrigens mögen Anfänger immerhin in dem Entwerfen von Nominal-Definitionen sich üben. Sie werden dadurch das deutliche Bewufstseyn dessen was sie eigentlich meinen, nebst einem bestimmten Ausdrucke für dasselbe, — nur aber nicht *neue* und *bessere* Einsichten, als sie schon

[1] „höchsten“ fehlt in der 4. Ausg.

hatten, — gewinnen; und sie dürfen nie vergessen, dafs, nachdem die Nominal-Definition gefunden ist, nun gerade die Prüfung bevorstehe, ob der Begriff Gültigkeit habe oder keine.

§ 43.

Die Angabe des Umfangs eines Begriffs, vermittelst einer Reihe ihm untergeordneter Begriffe, ist die *Eintheilung* desselben. Sie erfordert einen *Eintheilungsgrund* (fundamentum divisionis). Nämlich die *specifischen Differenzen*, welche man als determinirende Merkmale (§ 40) dem einzutheilenden Begriffe zusetzt, um in seinen Umfang herabzusteigen, müssen eine Reihe bilden (§ 38 am Ende) d. h. sie müssen ein gemeinschaftliches Merkmal haben. Dieses Merkmal ist der Eintheilungsgrund, oder dasjenige, worauf die Aufmerksamkeit fortdauernd gerichtet bleiben mufs, während man die Theilungsglieder angiebt.[1]

Hieraus folgt, dafs jede Eintheilung eine frühere, die des Theilungsgrundes, voraussetzt; und da dieses nicht ins Unendliche gehn kann, dafs man sich irgend einmal mit einer minder vollkommenen Eintheilung werde begnügen müssen, nämlich mit einer solchen, bey der kein Theilungsgrund mehr angegeben werden kann.

[29] Ein Beyspiel, [2] aus welchem sich leicht eine allgemeine Formel abziehen läfst, wird dies klar machen.

Man könnte die Metalle eintheilen nach ihrer Schwere; und die Schwere gäbe demnach hier den Theilungsgrund. Um das zu vermögen, mufs zuvor sie selbst eingetheilt seyn, nach ihren verschiedenen Graden, welche eine Reihe bilden, deren gemeinschaftliches Merkmal sie selbst ist.[3] Diese vorausgesetzte Eintheilung der Schwere hat nun noch einen Theilungsgrund, nämlich den Begriff des Grades, oder der intensiven Gröfse. Aber die intensive Gröfse ist wiederum eingetheilt mit Hülfe der Zahlbegriffe; und so besitzt also auch diese zweyte vorauszusetzende Eintheilung noch einen Theilungsgrund in dem Begriffe der Zahl überhaupt. Die Zahlen selbst bilden eine Reihe unter dem Begriff der Zahl; schwerlich aber wird Jemand den Ausdruck gebrauchen, die Zahl werde eingetheilt in Eins, Zwey, Drey, Vier, u. s. w. Denn hier läfst sich kein Theilungsgrund mehr angeben. Wollte man sagen, es sey der Begriff des Mehr oder Minder, so ist gerade dieses die eigentliche Bedeutung des Zahlbegriffs selbst; und es ist hier eine ursprüngliche Reihe, welche dem von ihr abstrahirten Begriffe erst Sinn und Bedeutung giebt; indem niemand wissen würde,

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt: „Heifse der einzutheilende Begriff A; seine Theilungsglieder a, b, c, d; die specifischen Differenzen, welche in a, b, c, d, als Merkmale stecken, α, β, γ, δ: so ist der Theilungsgrund derjenige allgemeine Begriff, unter welchem, als der Gattung, die Arten α, β, γ, δ, enthalten sind. Folglich ist der Theilungsgrund selbst ein eingetheilter Begriff, und seine Theilungsglieder sind α, β, γ, δ."

[2] Der folgende Zwischensatz: „aus welchem ... abziehen läfst," fehlt in der 2., 3. und 4. Ausg.

[3] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt: „Die verschiedenen Grade verhalten sich nämlich zu dem allgemeinen Begriffe des Grades überhaupt, wie die niedern Begriffe zum höhern, oder wie die Arten zur Gattung."

was *Zahl* sey, wenn er nicht zuvor wüfste, was Eins, Zwey, Drey, Vier ist. Dieses Begriffes Inhalt beruhet demnach auf seinem Umfange. —

§ 44.

Sehr häufig lassen sich mehrere Theilungsgründe für einen Begriff auffinden; indem mehr als eine Reihe specifischer Differenzen ihm zur Determination kann zugesetzt werden. Alsdenn scheint eine Willkühr zu entstehen in der Wahl des Theilungsgrundes. In Abhandlungen, die nicht die äufserste systematische Strenge erfordern, wählt man den Theilungsgrund, welcher am zweckmäfsigsten befunden wird. Aber in strengen Systemen, wo gar keine Willkühr in dem Fortschritt des Denkens sichtbar seyn [30] darf, mufs der Theilungsgrund gerechtfertigt werden, wo nicht vorher, doch nachher. Das heifst, es mufs bewiesen werden, man habe mit dem eingetheilten Begriffe, gerade diese und keine andre Reihe von specifischen Differenzen an diesem Orte zu verknüpfen gehabt.

§ 45.

Zu diesem schweren Geschäffte kommt noch ein anderes. Es darf kein Zweifel übrig bleiben, dafs die Reihe der specifischen Differenzen vollständig sey, denn die Eintheilung soll den *ganzen* Umfang des Begriffs angeben. Bey einer ganz bekannten, wie die der Zahlen, oder der Winkel, ist hierin keine Schwierigkeit; bey andern Reihen wird sie um so gröfser.

Hier hilft man sich manchmal mit einer Kette von *dichotomischen* Eintheilungen, die nach dem, stets vollständigen, contradictorischen Gegensatz gebildet werden. Z. B. *A* ist entweder *a* oder nicht *a*; *A*, welches nicht *a*, ist entweder *b* oder nicht *b*; *A*, welches nicht *b*, ist entweder *c* oder nicht *c*. Fafst man diese Eintheilungen zusammen: so kommt heraus: *A* ist entweder *a* oder *b* oder *c* oder nicht *c*. Hier enthält das letzte negative Glied das Bekenntnifs, man müsse eine leere Stelle offen lassen, weil man die Vollständigkeit der Theilung nicht verbürgen könne. Ueberdies aber erschwert man sich auf diesem Wege das Geschäfft noch dadurch, dafs man eine Menge von Theilungsgründen einführt, deren jeder die Frage nach seiner Zweckmäfsigkeit aufregt.

Dennoch ist zuweilen diese Methode die einzige brauchbare. Sie führt nämlich in dem Falle zum Ziele, wenn man das letzte negative Glied mit Zuziehung anderer Kenntnisse in ein positives verwandeln kann. Im obigen Beyspiele, wenn man weifs: *A*, welches nicht *c*, ist allemal *d*.[1]

[31] § 46.

Das mindeste, was von einer irgend brauchbaren Eintheilung gefordert wird, ist reiner Gegensatz ihrer Glieder. Durch diesen kann sie wenigstens

---

1 In der 4. Ausg. folgt: „Jedes Glied der Eintheilung hat überdies oft seine bestimmte Ordnungszahl als erstes, zweytes, drittes u. s. w. Die Reihe fängt dann wo möglich vom Einfachsten an. Indem sie nun mit den kleinsten Schritten fortgeht, entdeckt man hiedurch oft auch eine vollständige Reihe. So bey den praktischen Ideen.“

einen Theil des Umfangs eines Begriffs klar vor Augen legen, und dadurch leistet sie einen ähnlichen Dienst, als die Hervorhebung einzelner Merkmale in Fällen, wo die Definition Schwierigkeiten findet. Man weise also den Gegensatz *je zweyer* Glieder *einzeln* nach, falls man sich nicht getrauet, auf einmal den Theilungsgrund und die ihm zugehörige Reihe der Differenzen vestzustellen.

§ 47.

Die Willkühr im Aufraffen der ersten besten Theilungsgründe, und die Sorglosigkeit im Nachweisen der Vollständigkeit der Glieder, hat die philosophischen Schriften eben so sehr und eben so schädlich von Eintheilungen überfüllt als von Definitionen. Die angewandten Theile der Philosophie, wo der Natur der Sache nach die Eintheilung häufig seyn müssen, weil hier ein weitläuftiges Detail durch Begriffe soll beherrscht werden, erfordern zu ihrer gehörigen, (nicht populären) Bearbeitung, dafs man zuvor alle dabey vorkommenden Begriffs-Reihen aus den Erkenntnifsquellen deducirt, und die Nothwendigkeit, sie unter einander zu verflechten, nachgewiesen habe. — Um aber dieses zu vollführen, reicht eine blofse Eintheilung selten hin; vielmehr entsteht ein Gewebe von Begriffen, welches sich in mehrere Eintheilungen, und zwar auf mancherley Weise auflösen läfst.

§ 48.

Es seyen gegeben (durch Deduction oder in der Erfahrung) die Begriffs-Reihen

$$
\begin{array}{ll}
A,\ B,\ C,\ D,\ldots & = p \\
\alpha,\ \beta,\ \gamma,\ \delta,\ \ldots & = q \\
a,\ b,\ c,\ d,\ \ldots & = r \\
\text{etc.} & \text{etc.}
\end{array}
$$

[32] welche Reihen unter einander verflochten werden sollen, dergestalt, dafs auf alle mögliche Weise mit jedem Gliede aus einer Reihe Ein Glied aus jeder andern Reihe verbunden; und aus den verbundenen Gliedern, als den Merkmalen, ein zusammengesetzter Begriff gebildet werde. Dieses ergiebt Begriffe wie

$$
\begin{array}{lllllll}
A\alpha a & A\beta a & \text{etc.} & B\alpha a & B\beta a & \text{etc. etc.} \\
A\alpha b & A\beta b & & B\alpha b & B\beta b & \\
A\alpha c & A\beta c & & B\alpha c & B\beta c & \\
\text{etc.} & \text{etc.} & & \text{etc.} & \text{etc.} &
\end{array}
$$

deren vollständige Aufstellung durch diejenige combinatorische Operation erhalten wird, welche man *Variiren* nennt. Um sogleich ein Beyspiel zu haben, nehme man die grammatischen Flexionsbegriffe, es sey der Declination oder der Conjugation. Für ein Adjectivum würde die Reihe A, B, C, ... anzusehen seyn als die Reihe der Begriffe *masculinum*, *femininum*, *neutrum*; und p, als der allgemeine Name dieser Reihe, wäre der Begriff des *genus;* eben so bedeutete q die Reihe des *numerus*, nämlich α den Singularis, β den Pluralis, oder wenn man will, den Dualis, und alsdann noch γ den Pluralis; desgleichen r die Reihe der *casus*, also a den No-

minativ, *b* den Genitiv u. s. w. Bey der Declination des Adjectivs verflechten sich diese Begriffsreihen auf die vorbeschriebene Art.[1]

§ 49.

Gesetzt nun, man habe schon die aus jenen Reihen zusammengesetzten Begriffe vor sich liegen, so kommt es darauf an, sie zu ordnen, oder zu classificiren; welches durch mehrere Eintheilungen geschehn wird, die aber auf mehr als eine Weise können gebildet werden. Nach der Anordnung des vorigen § fielen sie so aus: Jedes Glied der Reihe *p* wird eingetheilt mit Hülfe der Glieder der Reihe *q*; die entstandenen Begriffe werden weiter einge[33]theilt mit Hülfe der Reihe *r*; und falls es noch eine Reihe *s* oder mehrere gäbe, so würden sie eine nach der andern zur weitern Eintheilung gezogen werden.

Allein die Folge der Reihen *p*, *q*, *r*, *s*, ... ist hiebey im Allgemeinen nicht bestimmt. Wie vielemal man diese Folge verändern kann, so viele neue Stellungen bekommt das System der zusammengehörigen Eintheilungen. Die Combinationslehre giebt die *Versetzungszahl* für *p*, *q*, *r*, *s*, ... Die beste Folge unter den mehrern möglichen ist in der Regel die, wobey *die* Reihe, welche die wenigsten Glieder hat, voransteht, und die übrigen gemäfs der wachsenden Anzahl ihrer Glieder nachfolgen. Denn alsdann werden die Eintheilungen so ausfallen, dafs jeder höhere Begriff die gröfste mögliche Anzahl von niederen unter sich fasse, wodurch die Bequemlichkeit der Uebersicht so grofs als möglich wird.

§ 50.

Auf die vorstehende Theorie der verschiedenen möglichen Classificationen wird noch mehr Licht fallen, wenn man das Gegenstück der Lehre von den Eintheilungen, nämlich die von der *Unterordnung* eines gegebenen Begriffs unter seine höheren, genauer erwägt. Wir wir nämlich vorhin

---

[1] In der 3. und 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. Kaum giebt es in der ganzen Logik einen Gegenstand, der für die Anwendung, in der Praxis des Denkens, wichtiger wäre als dieser. Eben deshalb aber wird ihn der Anfänger auch nur allmählig, durch Uebung, sich gehörig aneignen können. Doch mag noch folgendes gesagt werden, um durch ein Gleichnifs die Sache zu erläutern.

Wenn ein Körper als Product aus Grundfläche und Höhe, oder als Product seiner Länge, Breite und Dicke betrachtet worden ist: so läfst er sich durch die Höhe oder Dicke dividiren; dann bleibt die Grundfläche zurück; die sich noch einmal durch einen ihrer Factoren dividiren läfst, und alsdann den andern deutlich zurückläfst. Nun betrachte man die Begriffsreihen, woraus ein System von Gegenständen des Nachdenkens zusammengewebt ist, als Factoren: so kommt es darauf an, solche Factoren, die sich zuerst bestimmt erkennen lassen, richtig herauszuziehen; also das System der gegebenen Gegenstände dadurch gleichsam zu dividiren, um alsdann die noch übrige Verwebung von Begriffen leichter aufzulösen. Hierin mufs man suchen, Uebung zu gewinnen; und eben so in dem umgekehrten Geschäffte, die Begriffs-Reihen wieder zusammenzusetzen. Man vergleiche unten § 72[a] etc. Durch solches Verfahren werden die eigentlichen Fragepuncte blofsgelegt, und die schon geführten Untersuchungen vollständig angewendet."

---

[a] In der 4. Ausg. „§ 81".

fragten nach dem Umfange eines Begriffs, so fragen wir jetzo nach denen Begriffen, in deren Umfange er selbst liegt.

Der gegebene Begriff habe *n* Merkmale. Läfst man davon eins weg: so entsteht ein höherer Begriff, in dessen Umfange er liegt. Läfst man noch eins weg: so entsteht ein noch höherer Begriff, u. s. f., bis nur *ein* Merkmal übrig bleibt, welches keine weitere Abstraction zuläfst.

Allein man kann auf *n* verschiedene Weise ein Merkmal weglassen; dieses giebt die Anzahl von *n* nächst höheren Begriffen, welchen der gegebene sich unterordnen läfst. Die Combinationslehre weiset weiter nach, wie viele Begriffe sich auf jeder höhern Stufe finden werden. Zuletzt bleiben wieder *n* höchste Begriffe, von deren jedem herab eine fortgesetzte Eintheilung laufen könnte, um den gegebenen aufzunehmen.

§ 51.

Wegen des unter den Begriffen so häufigen, fortlaufenden conträren Gegensatzes, vermöge dessen sie Reihen bilden, wird man sehr gewöhnlich finden, dafs jedes Merkmal eines gegebenen Begriffs nur ein Glied einer solchen Reihe sey; ferner, dafs die übrigen Glieder dieser Reihen sich ebenfalls zu ähnlichen zusammengesetzten Begriffen verbinden, wie der gegebene war. Durch diese Betrachtung erreicht man die Uebersicht über das System von Begriffen, wozu der gegebene gehört; desgleichen die Kenntnifs seiner Stelle in demselben. So schafft ein einziges flectirtes Wort den Ueberblick über die ganze Flexion; eine einzige Pflanze weiset auf die ganze Botanik, ein einziges Mineral auf die ganze Mineralogie. Ohne diese Umsicht lassen sich beschränkte Vorstellungsarten kaum vermeiden.

Das wichtigste aber ist, dafs man sich gewöhne, nicht jede wissenschaftliche Abhandlung in die Form einer Eintheilung zwängen zu wollen. Ein Gegenstand, in welchem sich mehrere Begriffs-Reihen durchkreuzen, kann nicht ohne Nachweisung derselben, deutlich gemacht, und nicht ohne Anzeige aller möglichen Verbindungen dieser Reihen vollständig beleuchtet werden. Für die fernere Darstellung im freyen Vortrage ist jedoch das combinatorische Schema beschwerlich; darum mag man, nachdem jene Angaben geleistet sind, für die nöthigen Erläuterungen ein leichteres Fachwerk gebrauchen.

---

[35] Zweytes Capitel.

Von den Urtheilen.

§ 52.

Da die Logik in ihrem ersten Capitel nicht von den Begriffen als einzeln stehenden, sondern schon von dem Zusammenhange derselben nach Umfang und Inhalt gehandelt hat: so kann sie nicht im zweyten Capitel noch einmal von diesem Zusammenhange handeln wollen, der jetzt als etwas fertiges und bestehendes bekannt ist. Allein es ist ein Unterschied zwischen demjenigen Gefüge, was den Begriffen als solchen zukommt, und

zwischen dem *Entstehen* dieses Gefüges im Denken. Formen dieses Entstehens lassen sich auffinden, wenn man annimmt, ein paar Begriffe begegnen einander im Denken, und es komme nun darauf an, ob sie eine Verbindung eingehn werden, oder nicht. In diesem Schweben bilden sie zuvörderst eine *Frage;* die Entscheidung derselben wird ein *Urtheil* ergeben.[1]

Das Denken aber ist hier nur das Mittel, gleichsam das Vehikel, um die Begriffe zusammenzuführen; auf sie selbst kommt es an, ob sie zu einander passen werden, oder nicht. Daher mufs auch hier das Logische von aller Einmischung des Psychologischen entfernt gehalten werden.

Noch ist zu bemerken, dafs, um die Untersuchung allgemein genug zu fassen, anfangs ganz unbestimmt gelassen werden mufs, in welcher Form die Begriffe selbst erscheinen mögen. Sie können in ihrem Ausdrucke noch die Spur ihres Entstehens aus der Zusammenfügung ihrer Merkmale an sich tragen, ohne dafs dieses die Beschaffenheit der jetzt entspringenden Urtheile weiter als im Ausdrucke veränderte.

§ 53.

Damit die Frage, als solche, genauer bestimmt werden könne, mufs man vor allem ihr *Subject* und *Prädi*[36]*cat* unterscheiden. Nämlich das Unternehmen der Verknüpfung zweyer Begriffe läfst sich als ein zwiefaches betrachten, in so fern einer dem andern, und der andere jenem soll verknüpft werden. Nun ist zwar gewifs, dafs, wenn die Verknüpfung von der einen Seite gelingt, sie auch von der andern vorhanden seyn wird; und es gehört dies wesentlich zu den logischen Betrachtungen, (es entspringt daraus die Lehre von den Umkehrungen). Allein der Einfachheit wegen mufs zuerst die einseitige Verknüpfungsart genauer erwogen werden, bey welcher ein Begriff angesehen wird, als derjenige, *welchem* der andre, letzterer hingegen als der *welcher* jenem zu verknüpfen sey. Zwischen beyden ist alsdann der Unterschied, dafs jener vorausgesetzt wird, indem dieser zu ihm hinzutritt; dafs also jener als der zuerst aufgestellte, dieser nur als der an jenen anzuknüpfende erscheint. Jener heifst Subject, dieser Prädicat.

Ob nun gleich das Subject unabhängig von seinem Prädicate ist aufgestellt worden, so wäre es doch nicht Subject, sondern nur ein Begrift schlechthin, wenn es nicht irgend ein Prädicat erwartete.

Das Subject ist demnach Subject für irgend ein Prädicat; das Prädicat ist Prädicat für ein bestimmtes Subject.

Hieraus folgen sogleich noch zwey wichtige Sätze. Das Subject kann unbeschränkt aufgestellt werden; hingegen *der Begriff, welcher zum Prädicate dient, wird als solcher allemal in beschränktem Sinne gedacht, nämlich nur in so fern er an das bestimmte Subject soll angeknüpft werden.*

---

[1] Hierzu in der 2. Ausg. folgende Fufsnote:
„* Ein Recensent will dies verbessern; nach ihm entstehn die Urtheile vielmehr aus „der unterscheidenden Reflexion auf den Inhalt oder Umfang eines Begriffs, bey Vesthaltung seiner Identität.“ Sehr künstlich! Ob aber auf die Weise wohl irgend ein Begriff zu einem negativen Prädicate gelangen möchte, woran weder sein Inhalt noch sein Umfang erinnert? Zudem wenn den Begriffen verboten wird, einander im Denken zu begegnen!“

Ferner: Ohne Voraussetzung des Subjects würde an kein Prädicat, noch an die Verbindung desselben mit jenem gedacht werden; aber auch *der Begriff, welcher zum Subjecte dient, wird als solcher keineswegs absolut, sondern hypothetisch,* nämlich in Erwartung irgend eines [37] Prädicats, und zum Behuf der Anknüpfung desselben *aufgestellt; und hiedurch wird schon die Frage, vollends das Urtheil, allemal hypothetisch.*

Das Urtheil, *A* ist *B*, und eben so die Frage: Ist *A* wol *B*? enthält keinesweges die gewöhnlich hinzugedachte, aber ganz fremdartige, Behauptung, dafs *A* sey; denn von *A* für sich allein, und von seinem Daseyn, seiner Gültigkeit ist da keine Rede, wo man seiner blofs deshalb erwähnt, um die mögliche Anknüpfung eines Prädicats an dasselbe zu untersuchen. Das Urtheil: der viereckigte Cirkel ist unmöglich, schliefst gewifs nicht den Gedanken in sich, der viereckigte Cirkel sey vorhanden; sondern es bedeutet, *wenn* ein viereckigter Cirkel gedacht wird, so mufs der Begriff der Unmöglichkeit hinzugedacht werden.[1]

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende „Anmerkung.[a] Da die hier gegebene, und die folgenden darauf gestützten Darstellungen, sehr merklich[b] von den gewöhnlichen abweichen, und der Gegenstand wegen der Anwendungen auf Metaphysik, die so viele nach KANTs Beyspiele von ihrer logischen Vorstellungsart zu machen pflegen, sehr wichtige Beziehungen hat: [c]so waren Angriffe zu erwarten, und es wäre erwünscht, wenn man sich ausführlich und deutlich erklärte. Die wenigen Worte der Leipziger Recension lauten so: „Das Subject erscheint nach der Ansicht des Verfassers nur relativ, das Urtheil könnte daher als problematisch betrachtet werden. Der Vf. wird gewifs nicht ein Urtheil schon darum für hypothetisch halten, weil man sich der Bindewörter wenn und so dabey bedienen kann.“ Was soll man daraus machen? Etwa dafs nach der Ansicht des Verfassers jedes Urtheil problematisch seyn möchte? Das sey ferne! Im problematischen Urtheile schwankt nicht die Aufstellung des Subjects mehr als im assertorischen, sondern die Verbindung zwischen Subject und Prädicat, — die überall das Wesentliche der Urtheile ausmacht, — diese ist problematisch. [d]Hingegen hat jedes Subject, als solches, eine Relation zu irgend einem, (nicht schon zu einem bestimmten,) Prädicate. Ohne diese wäre es zwar ein Begriff, aber nicht ein Subject. In jeder Relation aber liegt eine Hypothese; und kein Relatives ist einer absoluten Setzung fähig; denn die Relation enthält allemal den Sinn: wenn der Beziehungspunct wegfiele, müfste auch das Bezogene wegfallen. Hierauf beruht der modus tollens oder die zweyte Figur im Schliefsen; und die Abhängigkeit des Subjects von seinem Prädicate zeigt sich darin aufs deutlichste. Diese Abhängigkeit wäre nicht möglich, wenn im kategorischen Urtheile, als solchem, das Subject definitiv aufgestellt wäre. — Andre[e] behaupten einen Unterschied zwischen Inhärenz und Dependenz, der etwas Täuschendes hat. Wüfste man nur erst anzugeben, wie einem Begriffe seine Merkmale inhäriren. Das ist der wichtige Punct, um den sich die Logik gar nicht bekümmern kann; sie betrachtet alle Begriffe als Aggregate von Merkmalen, obgleich man in einzelnen, bestimmten Begriffen die verschiedenartigsten Verknüpfungen findet, ver-

---

[a] „Anmerkung 1“ in der 3. und 4. Ausg.

[b] „sehr merklich“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[c] Statt der folgenden Sätze (Z. 5—12): „so waren Angriffe zu erwarten, ... Das sey ferne!“ steht in der 3. und 4. Ausg.: „so sind Misverständnisse zu verhüten. Zuvörderst dies, als würde jedes Urtheil für problematisch erklärt.“

[d] Die folgenden Worte: „Hingegen hat jedes Subjekt, als solches, eine Relation“ ... lauten in der 3. und 4. Ausg.: „Hingegen erscheint jedes Subjekt, als solches, in Relation“ ...

[e] „Manche“ statt „Andre“ in der 3. und 4. Ausg.

§ 54.

Das bisherige beruht blofs auf dem besondern Gebrauche, welchen man von Begriffen macht, indem man sie in die *Relation* des Subjects und Prädicats bringt; es ist daher der Frage und dem Urtheile gemein. Das nachfolgende beruht dagegen auf der Eigenthümlichkeit des Urtheils, als der Entscheidung der Frage.

Diese Entscheidung geschieht ohne Zweifel durch *Ja* oder *Nein*. Man kann daher die Urtheile überall nicht in Betracht ziehn, ohne sie sogleich einzutheilen in bejahende und verneinende. Diese Eintheilung (nach der sogenannten *Qualität*) ist die einzige den Urtheilen wesentliche; alle übrigen müssen als zufällige derselben nachgesetzt werden.

§ 55.

Bejahende Urtheile, wenn keine weitere Bestimmung hinzukommt, sind *allgemein* bejahend; verneinende Urtheile, wenn keine weitere Bestimmung hinzukommt, sind *besonders* verneinend.

1. Die Bejahung, ohne weitere Bestimmung, verknüpft einen Begriff dem andern Begriff. Hat dieser andre Begriff einen Umfang, so wird das angeknüpfte Merkmal ihm für diesen ganzen Umfang zukommen, d. h. das Urtheil wird allgemein seyn.

Sollte dieses nicht gelten: so müfste der Begriff, welchem ein Prädicat beygelegt wurde, nicht für seinen ganzen Umfang derselbe seyn, welches widersinnig ist.

2. Die Verneinung, ohne weitere Bestimmung, trennt einen Begriff von dem andern Begriff, d. h. von dessen Inhalte. Aber daraus, dafs jener nicht zu den Merkmalen von diesem soll gezählt werden, folgt gar nicht, dafs ein solches Merkmal dem letztern nicht könnte zur Determination beygegeben werden, wann es darauf ankommt, in dessen Umfang hinabzu-

möge deren der Begriff der Inhärenz so weit wird, — oder vielmehr so unbestimmt bleibt, dafs man füglich auch die Dependenz als inhärirend betrachten kann. Vergl. § 60."[a]

a Hier folgt in der 3. und 4. Ausg.:

„Anmerkung 2. Schon WOLFF in seiner Logik § 226 legt Gewicht auf den Satz, dafs kategorische Urtheile den hypothetischen gleich gelten, und sich darauf zurückführen lassen. Seine Begründung dieser Behauptung ist zwar nicht ganz die nämliche wie die vorliegende; sie läfst sich indessen damit vergleichen. Er erinnert: was von einem Subjecte unbedingt oder kategorisch ausgesagt werde, das stehe dennoch unter der stillschweigenden Bedingung der Definition des Subjects. Wenn diese richtig sey, so gelte der Satz. Wir können von hier fortfahren. Zwar die Definition eines Begriffs mag immerhin noch unbekannt seyn, wo man nur ein einzelnes Merkmal einem Subjecte beylegen oder absprechen will; aber WOLFFs Vorsicht erinnert daran, dafs nur dem Begriffe, so fern er durch eine Definition bekannt werden könnte, das Prädicat zukommt. Also noch nicht einem Gegenstande, von welchem in dem Urtheile selbst behauptet würde, er sey vorhanden. Denn das Vorhandenseyn des Gegenstandes liegt nicht in seiner Definition. Daher heifst der Satz: *A* ist *B*, noch lange nicht: *A* ist. Sondern er heifst: wenn man die richtige Definition des Begriffs *A* hätte, so würde man das Merkmal *B* darin finden, oder doch für zulässig erkennen. Auf das Verhältnifs der Begriffe kommt Alles an."

steigen, und einen niedrigern Begriff aus beyden zu bilden. Folglich ist die Verneinung keine Ausschliefsung vom ganzen Umfange des Begriffs, d. h. sie ist nicht allgemein, sondern particulär.[1]

§ 56.

Man kann dennoch, durch Zusetzung oder Auffassung näherer Bestimmungen, ein bejahendes Urtheil particulär, ein verneinendes allgemein machen.

1. Das besonders bejahende Urtheil, einige A sind B, hat zum Subject eigentlich nicht schlechtweg den Begriff A, sondern statt dessen ist ein Theil aus dem Umfange des Begriffs A herausgehoben worden. Gewöhnlich wird dieser Theil nicht genauer begränzt; man kann aber auch die Gröfsenschätzung, *viele*, *wenige*, *die meisten*, *die wenigsten*, oder eine Zahlbestimmung, *zehn*, *hundert* u. d. gl. hinzufügen. — Gleichwohl wird A als das Subject angesehen, und nur in so fern ist das Urtheil besonders bejahend.

2. Das allgemein verneinende Urtheil, kein A ist B, besitzt nur dann die strengste Allgemeinheit, wenn der Begriff A es undenkbar macht, B mit ihm zu vereinigen. [39] Diese Undenkbarkeit ist conträrer oder contradictorischer Gegensatz (§ 37). Also kommt die nähere Bestimmung durch diesen Gegensatz hinzu; und sie kann sogar als ein positives Merkmal von A betrachtet werden.

§ 57.

Die allgemein bejahenden Urtheile, und die besonders verneinenden, nach der einfachsten Betrachtungsart (§ 54) und die allgemein verneinenden im strengen Sinn (§ 56) sind von der Beschaffenheit, dafs sie gefället werden ohne Rücksicht auf ihre Quantität (den Unterschied der Allgemeinheit und Particularität): dafs aber, während die Entscheidung der Frage blofs von der Ueberlegung der Begriffe nach ihrem Inhalte, abhing, sich die Bestimmung der Quantität von selbst einfinden mufste.

Von dieser Betrachtungsart verschieden, ist eine andre, welche sich aus dem Umfange der Begriffe erhebt, und zufolge einer *Induction* (§ 30) dasjenige mehr oder weniger allgemein ausspricht, was zuvor in einer Menge von besondern Urtheilen vestgesetzt war. Allein in diesem Falle ist gar nicht dem *Begriffe*, der die Stelle des Subjects einnimmt, ein Prädicat beygelegt worden, sondern das *Wort* für diesen Begriff verhüllt nur die Vielheit der, in jenem Begriffe, als ihrem gemeinsamen Merkmale, sich begegnenden Subjecte, welchen allen das nämliche Prädicat zugedacht war. Viele Subjecte aber ergeben eben so viele Urtheile; und in die ganze Menge derselben mufs der verkürzte Ausdruck, der sie andeutete, seinem wahren Sinne nach wieder aufgelöst werden. Die logische Theorie darf unter dergleichen Verkürzungen nicht leiden.

---

[1] In der 3. und 4. Ausg. folgt: „Z. B. Sind die Thiere gelehrig? Nein! Im Begriffe des Thiers liegt nichts davon. Dennoch sind einige Thiere gelehrig. Also sagt jene Verneinung nur partikulär: Nicht alle Thiere sind gelehrig.“

§ 58.

Die nach Quantität und Qualität verschiedenen Urtheile lassen sich auf mancherley Weise zusammenstellen; und sie bekommen gewisse Bestimmungen in der Zusammenstellung, welche ihnen einzeln genommen nicht beygelegt werden könnten.

[40] 1. Das besonders verneinende Urtheil ist das contradictorische Gegentheil des allgemein bejahenden (bey gleichem Subject und Prädicat); welches schon aus § 55 unmittelbar erhellet. Nämlich jene Urtheilsformen entspringen, indem dieselbe Frage durch Ja oder Nein entschieden wird. Vermöge dieses Gegensatzes nun wird, durch Aufhebung des einen der erwähnten Urtheile, das andre *logisch nothwendig.*

2. Zwischen den besonders bejahenden und allgemein verneinenden Urtheilen findet scheinbar dasselbe Verhältnifs statt. Allein hierin liegt ein Irrthum, den die Verwechselung der durch Induction erhaltenen, mit den strengen allgemein verneinenden Urtheilen veranlafst.* Die Aufhebung der letzteren, oder die Läugnung eines conträren Gegensatzes zwischen Subject und Prädicat, entscheidet keinesweges, dafs es Fälle gebe, worin dem Subject das Prädicat wirklich zukomme; sie steigt überhaupt nicht in den Umfang des Subjects hinab. Das entgegenstehende besonders bejahende Urtheil wird daher nicht logisch nothwendig, sondern *logisch möglich.*[1]

Die Aufhebung des besonders bejahenden Urtheils erreicht auch nicht die strenge Allgemeinheit des entgegenstehenden verneinenden. Denn man kann alles das, was in dem Umfang eines Begriffs sich wirklich findet, oder sich in ihm positiv bestimmen läfst, durchsucht haben, und man hat dennoch keineswegs den möglichen Umfang des Begriffs ermessen. Dazu würde die Nachweisung gehören, es könnten aufser den bekannten Determinationen dieses Begriffs gar keine mehr gedacht werden. Man müfste also das besonders bejahende Urtheil nicht blofs der Wirklichkeit, sondern der Möglichkeit nach aufheben, [41] und alsdann freylich hätte man, wie schon gezeigt, das contradictorische Gegentheil des gegenüberstehenden all-

---

* Man findet diesen Irrthum unter andern bey KIESEWETTER: und in meinen eignen Hauptpuncten der Logik, daher ich ihn um so mehr berichtigen mufs.[2]

---

[1] Die 3. u. 4. Ausg. fahren fort:

‚Hierher gehört Alles, was durch neuere Erfindungen möglich geworden ist, in Ansehung der früheren Zeit. Denn früher durfte man die allgemeine Verneinung dieser Möglichkeit zwar nicht behaupten, da der Behauptung bevorstand, widerlegt zu werden durch die Erfindung; man durfte aber auch die nämliche allgemeine Verneinung nicht dergestalt leugnen, als ob die besondere Bejahung schon gerechtfertigt wäre, bevor die Erfindung gemacht wurde. Z. B. Kann ein Mensch sich einige tausend Fufs hoch in der Luft umherbewegen? Wir wissen jetzt, dafs einige Menschen es können, nämlich die im Luftballon. Vor der Erfindung des Luftballons galt diese besondere Bejahung nicht, aber eben so falsch war die gegenüberstehende Verneinung, wenn sie allgemein d. h. für alle Zeiten gelten wollte.‘

[2] Die Fufsnote fehlt in der 3. und 4. Ausg.

gemein verneinenden durch die Aufhebung getroffen, und damit das letztere nothwendig gemacht.

Die hier gewonnenen Bestimmungen der Nothwendigkeit und der Möglichkeit der Urtheile, zeigen, dafs beydes relativ ist. Und offenbar lassen sich Nothwendigkeit und Möglichkeit gar nicht anders denken, als durch Vergleichung des vorliegenden mit seinem Gegentheil. Noth beruht auf Zwang, auf Widerstand, auf Unmöglichkeit des Gegentheils. Möglichkeit wird erkannt durch den Mangel des Zwanges; aber die Auffassung dieses Mangels setzt die Vorstellung von dem Zwange voraus.

3. Die Nebensätze, durch zwey besondere Urtheile von verschiedener Qualität, desgleichen der conträre Gegensatz der allgemeinen Verneinung und Bejahung, werden kaum einer besondern Erwähnung bedürfen.

§ 59.

Wir können jetzt eine Betrachtung des § 53 wieder aufnehmen, nach welcher das Urtheil als einseitige Verbindung zweyer Begriffe gewifs noch eine rücklaufende Verbindung, eine *Umkehrung*, mit sich führen mufs, durch welche das, seiner Natur nach wechselseitige, Zusammenhängen zweyer Elemente, erst vollständig wird vor Augen gelegt werden.

Hier nun dringt sich gleich Anfangs auf, dafs, wo keine Verbindung von der einen Seite, da auch keine von der andern seyn[1] werde. In der That lassen sich die besonders verneinenden Urtheile gar nicht umkehren. Diese nämlich sind es eigentlich,[2] worin schlechtweg die Verbindung zweyer Begriffe abgewiesen wird. (Man sehe § 55.) Hier bekümmern sich gleichsam Subject und Prädicat nicht um einander. Hingegen bey den allgemein verneinenden bilden sie einen conträren Gegensatz; (§ 56) der für ein wirkliches zwischen ihnen bestehendes Verhältnifs gel[42]ten mufs. Solcher Gegensatz ergiebt die gleich vollkommene Verneinung des einen[3] durchs andre, und des anderen durch das erste; (§ 37. 38.) Daher sind vermöge desselben Subject und Prädicat mit einander gegenseitig gleich unvereinbar; und das Urtheil kann unbeschränkt (*simpliciter*) umgekehrt werden.

---

[1] „versichert seyn“ . . . in der 3. u. 4. Ausg.

[2] Statt: „Diese nämlich sind es eigentlich . . . bestehendes Verhältnis gelten mufs.“ heifst es in der 3. u. 4. Ausg.: „Diese nämlich sind es eigentlich, worin schlechtweg die Verbindung des Prädicats mit dem Subject-Begriffe als eines in dem letztern vergeblich gesuchten Merkmals, abgewiesen wird. Dafs diese Abweisung keine bejahende Umkehrung anzeige, sieht man unmittelbar; aber auch die verneinende ist nicht angezeigt; sondern umgekehrt kann wohl die Art den Gattungsbegriff enthalten, obgleich man im Gattungsbegriffe das Eigene der Art vergeblich suchte; oder auch beyde Begriffe mögen vereinbare Merkmale eines durch sie zu bestimmenden dritten Begriffes seyn, welches besondere Bejahungen ergeben wird. Hier also ist gar kein bestimmtes Verhältnifs der Begriffe vestgesetzt. (Man sehe § 55.) Hingegen bey den allgemein verneinenden Urtheilen bildet sich ein conträrer Gegensatz (§ 56), der für ein wirkliches Verhältnifs gelten mufs.“

[3] „einen Gliedes“ . . . in der 3. u. 4. Ausg.

In Hinsicht der bejahenden Urtheile mufs man sich an den Satz erinnern, dafs in jedem Urtheile das Prädicat in beschränktem Sinne zu nehmen ist. (§ 53.) Daraus folgt: dafs keine Bejahung, auch nicht die allgemeine, von dem ganzen Umfange des Prädicats etwas aussage; und deshalb mufs in der Umkehrung eine Beschränkung der Quantität hinzugefügt werden. Dies heifst *conversio per accidens*. Sie darf auch bey den besonders bejahenden Sätzen nicht vernachlässigt werden; denn auch hier wird die Quantität in der Umkehrung eine andre als sie zuvor war; obgleich dies wegen der Unbestimmtheit des Ausdrucks oft unbemerkt bleibt. Z. B.: der Satz; *Viele Menschen sind gesund*, heifst nicht umgekehrt; *viele Gesunde sind Menschen*, sondern, *einige Gesunde sind Menschen*; denn die Gröfsenschätzung beruht hier bald auf der Vergleichung mit allen Menschen, bald mit allen lebenden Wesen, daher sie sehr verschieden ausfällt.[1]

Die Logiker nennen noch eine *Conversio per contrapositionem*: *A* ist *B*; also, *was nicht B, das* ist nicht *A*. Dabey wird aber nicht blofs umgekehrt, sondern ein neuer Begriff eingeführt; der von irgend einem unbestimmt zu denkenden *X*, *welches* nicht *B* sey. Und so kommt ein Syllogism heraus, der in das folgende Capitel gehört:

A ist *B*,
X ist nicht *B*,
Also *X* ist nicht *A*.

Die Conversion wird übrigens zu den *unmittelbaren Schlüssen* gerechnet; deren man noch vier andre aufzählt, *ad aequipollentem (propositionem); ad subalternantem;* [43] *ad contradictoriam; ad contrariam.* Die ersten beyden sind Tautologien; die letztern verstehen sich von selbst aus der bekannten Bestimmung der Gegensätze. Indessen ist der Schlufs *ad contradictoriam* wegen des Gebrauchs in der Metaphysik zu bemerken.*

§ 60.

Das bisherige hängt gar nicht ab von der Form, unter welcher Subject und Prädicat, d. h. das Vorausgesetzte und das Angeknüpfte, in dem Urtheile erscheinen. Man kann daher diese Form auf verschiedene Weise abändern. Sehr gewöhnlich stellen sich Subject und Prädicat unmittelbar als Begriffe dar; und alsdann wird die Verbindung beyder durch das Wörtchen *ist*, die *copula*, entweder wirklich ausgedrückt, oder man kann doch den Ausdruck auf sie zurückführen. Allein in andern, ebenfalls

* Es beruht darauf die von mir aufgestellte Methode der Beziehungen, welche zu wiederhohlten malen von der Unrichtigkeit eines Gedankens auf die Richtigkeit seines contradictorischen Gegentheils schliefst.[2]

[1] In der 3. u. 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. Man kann hier auf Beyspiele stofsen, die auf den ersten Blick befremden. „Der Zorn der Homerischen Götter ist furchtbar.“ Umgekehrt: „Einiges Furchtbare ist der Zorn der Homerischen Götter.“ Darauf möchte selbst ein Knabe antworten, er fürchte sich nicht vor fabelhaften Wesen. Dennoch ist die Umkehrung im logischen Sinne richtig. Denn zu dem Umfange des Begriffes vom Furchtbaren gehört Alles, gleichviel ob Wirkliche oder Fabelhafte, was durch diesen Begriff gedacht wird.“

[2] Die Fufsnote fehlt in der 3. und 4. Ausg.

häufigen Fällen, werden Subject und Prädicat, als noch nicht fertige, sondern erst zu bildende Begriffe, selbst in der Form von Urtheilen dargestellt. Alsdann erscheint in der Sprachform keine *copula;* statt deren aber eine oder zwey Bezeichnungen, wodurch das Subject als das Vorausgesetzte (*antecedens*), das Prädicat als das Anzuknüpfende (mit einem zweydeutigen Namen *consequens,* während oftmals vielmehr jenes aus diesem folgt) kenntlich wird. Die deutsche Sprache hat dafür die Wörter *wenn* und *so*; und in den Logiken findet man für das so zusammengesetzte Urtheil den Namen des hypothetischen, während jenes erstere mit der *copula* die Benennung des kategorischen führt. Die Namen könnte man lassen, wenn nicht die ganze unzureichende Behandlung in der Lehre von den [44] mittelbaren Schlüssen, das durchgreifende Mifsverständnifs verriethe. (Daher wird z. B. gewöhnlich die dritte Figur der hypothetischen Schlüsse vergessen, wovon tiefer unten.)

Die angegebne Abänderung der Form läfst sich noch weiter treiben. Statt der Formel:

Wenn *A, B* ist: so ist *C, D*:

kann die mehr zusammengesetzte vorkommen,

Angenommen, dafs, wenn *A*, *B* sey, dann *C*, *D* sey: so wird, wenn *E*, *F* ist, dann *G*, *H* seyn.

Man übersieht leicht, dafs man auf ähnliche Weise zu noch mehr zusammengesetzten Formen, sogar ohne Ende, fortschreiten könnte, wenn die Beschwerlichkeit derselben nicht den Gebrauch verhinderte. Immer aber bleibt der Unterschied des Subjects und Prädicats, oder, welches völlig dasselbe ist, des *antecedens* und *consequens*, unverändert; und hiemit bestehen alle die Lehren, welche in § 53—58 sind vorgetragen worden, in ihrer Allgemeinheit und Anwendbarkeit.[1]

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Schon beym § 53, in der dortigen Anmerkung, ist erinnert worden, dafs der Begriff der Inhärenz, durch den man die Anknüpfung des Prädicats an das Subject im sogenannten kategorischen Urtheile zu bestimmen glaubt, selbst gänzlich unbestimmt und unbestimmbar ist, so dafs er nichts mehr, als Verknüpfung überhaupt bedeutet. (Z. B. in dem Urtheile: diese Begebenheit ist erfreulich, wird Niemand die Eigenschaft zu erfreuen, für eine zum Ereignisse selbst gehörige, ihm eigentlich inhärirende Bestimmung halten, da sich dieselbe blofs auf subjective Gefühle bezieht.) Hier mag nun noch hinzugefügt werden, dafs der Begriff der Dependenz eben so unbestimmt ist, und eben so vergeblich zum ausschliefsenden Merkmale des hypothetischen Urtheils gemacht wird. Sehr viele dergleichen Urtheile bezeichnen blofs die wahrgenommene Verknüpfung zweyer Ereignisse, von denen man noch nicht weifs, sondern vielleicht eben jetzt fragt, welches davon als Grund, und welches als Folge, oder ob beyde als Folgen eines Grundes anzusehen seyen. Wer die Natur des Barometers noch nicht kennt, der könnte gleichwohl seine Bemerkung aussprechen: wenn es schönes Wetter sey, so stehe gewöhnlich das Quecksilber hoch; und nun würde ihm die doppelte Frage natürlich seyn: welches ist die Ursache, welches die Wirkung? — und: welches ist anzusehn als das Zeichen des andern? Hier wäre Ungewifsheit sowohl wegen des Realgrundes als wegen des Erkenntnifsgrundes; und gleichwohl, dies bey Seite gesetzt, bestünde das hypothetische Urtheil als Aussage einer blofsen Verknüpfung. — Hiemit fällt zwar nicht der Unterschied zwischen Inhärenz und Dependenz überhaupt hinweg, aber er hört auf, die Urtheile zu charakteri-

§ 61.

Noch ist eine besondere verkürzte Form zu bemerken, in welcher man mehrere zusammengehörige hypothetische Urtheile von negativer Qualität befassen kann; in dem Falle nämlich, wo entgegengesetzte Begriffe in einer Reihe (§ 38) vorkommen. Eine solche Reihe kann sich im Subject, sie kann sich im Prädicat befinden. Man nehme die im conträren Gegensatze fortlaufenden Begriffe *a*, *b*, *c*, . . . und eigne ihnen das Prädicat *M*, oder sie dem Subjecte *M* zu. Im ersten Falle kann man sie durch *Und* verbinden.

a und *b* und *c* sind *M*,
Rosen und Nelken und Tulpen sind Blumen,

aber auch durch *Oder;*

Entweder Du oder Er oder Sie haben das gethan.

[45] Im zweyten Falle lassen sie sich nur durch *Oder* verbinden, weil nicht dem nämlichen Subjecte die unvereinbaren Begriffe, zusammen und ohne Unterscheidung, zu Merkmalen dienen können.

Rosen sind entweder roth oder weifs oder gelb u. s. f.

Während nun die erste der drey Formen sich ganz leicht in die einfachen Sätze: *a* ist *M*, *b* ist *M*, *c* ist *M*, zerlegt: bedürfen die zweyte und dritte etwas mehr Weitläuftigkeit:

a ist *M*, wenn weder *b* noch *c*, *M* sind,
b ist *M*, wenn weder *a* noch *c*, *M* sind,
c ist *M*, wenn weder *a* noch *b*, *M* sind.

Ferner:

M ist *a*, wenn es nicht *b* noch *c* ist,
M ist *b*, wenn es nicht *a* noch *c* ist,
M ist *c*, wenn es nicht *a* noch *b* ist.

Es versteht sich aus der Natur des conträren Gegensatzes, dafs diese Urtheile nur dann sicher sind, (im Allgemeinen nämlich) wenn die Reihe, welche zum Grunde liegt, vollständig ist; und dafs unter dieser Voraussetzung noch eine Menge Abänderungen vorkommen können, z. B. für eine Reihe *a*, *b*, *c*, *d*:

Wenn *M* weder *a* noch *b*, so ist es entweder *c* oder *d*, u. s. w.

Was nun immer die hypothetischen, aus einer solchen Reihe entspringenden Urtheile, mühsamer ausdrücken würden, das erleichtert die Sprache, indem sie die *disjunctive* Form des Entweder, Oder, herbeybringt.

Die logischen Verhältnisse der disjunctiven Urtheile aber stützen sich gänzlich, theils auf die Natur des conträren Gegensatzes, theils auf die der hypothetischen Urtheile, das heifst, der Urtheile überhaupt.

[46] § 62.

Endlich mag noch die bekannte, Kantische Tafel der Urtheilsformen ihren Platz hier finden.

---

siren. Die reale Dependenz kehrt zurück zur Metaphysik, die Dependenz der logischen Folge vom Grunde findet sich erst im nächsten Capitel bey den Schlüssen ein; wo die Conclusion dependirt von den Prämissen."

Die Urtheile sind:

nach der Quantität,
allgemeine,
besondere,
einzelne.

nach der Qualität,
bejahende,
verneinende,
unendliche.

nach der Relation,
kategorische,
hypothetische,
disjunctive.

nach der Modalität,
problematische,
assertorische,
apodiktische.

Von den einzelnen Sätzen sagen die Logiker, sie seyen den allgemeinen gleich zu achten, nämlich weil sie keine unbestimmte Beschränkung der Quantität zulassen. Allein man sollte wohl hier genauer unterscheiden. Das Gesagte gilt bey einem bestimmten Subject, z. B. *der Vesuv speyt Feuer;* aber es gilt nicht, wenn mit Hülfe des unbestimmten Artikels die Bedeutung eines allgemeinen Ausdrucks auf irgend ein Individuum beschränkt wird; z. B. *ein Mensch hat das erfunden.*

Unendliche Urtheile sollen solche seyn, die eine verneinende Bestimmung bey sich führen, ohne selbst verneinend zu seyn.*

Problematische, assertorische, apodiktische Sätze sollen Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit ausdrücken.

[47] Uebrigens ist die Bedeutung der Worte schon früher erklärt. Und was über die Tafel zu sagen wäre, ergiebt sich aus der aufgestellten Theorie, und bedarf hier keiner Wiederhohlung noch weitern Auseinandersetzung.

§ 63.

Am Schlusse der Lehre von den Urtheilen ist noch nöthig eines bisher wenig oder gar nicht bemerkten Falles zu gedenken, welchen eine gebildete Sprache nur in seltenen Fällen deutlich hervortreten läfst, der aber nichts destoweniger vorkommt; indem er sowohl in dem natürlichen Gedankengange psychologisch gegründet ist, als auch rein logisch sich aus den Verhältnissen der Begriffe entwickeln läfst. Dies letztre hier zu leisten, ist um so mehr unerläfslich, weil darauf ein wesentlicher Theil der Einsicht in die Natur der Syllogismen beruht. Uebrigens hat der Gegenstand selbst auf Metaphysik eine wichtige Beziehung.

Oben (§ 53) ist der Satz aufgestellt, dafs in jedem Urtheil das Prädicat nur in beschränktem Sinne vorkomme, nämlich in Beziehung auf sein Subject; welches sich auch durch die *conversio per accidens* verräth (§ 59). In der That, bey dem Satze: *das Wasser verdunstet,* denkt man an Verdunsten nur in sofern dies Merkmal im Begriff des Wassers vorkommt; man denkt nicht an wohlriechende Dünste u. s. w.

---

* Reimarus in seiner Logik nennt S. 177 *propositiones infinitas, ex parte subiecti vel praedicati.*

Diese Beschränkung des Prädicats richtet sich ganz nach dem Subject; sie mufs mit ihm wachsen und abnehmen. Setzt man im obigen Beyspiele statt *Wasser,* vielmehr *heifses Wasser,* oder noch bestimmter *kochendes Wasser,* so verengt sich die Bedeutung des Prädicats. Setzt man Flüssigkeit überhaupt statt Wasser, so wächst die Sphäre, innerhalb deren die Verdunstung gedacht wird. Sie wächst bis zur Formel $A = A$, [1] das Verdunstende verdunstet; allein selbst darüber hinaus kann die Form der Aufstellung des Prädicats noch ihr Beschränkendes verlieren, [48] wenn man das Subject noch mehr erweitert; einige Materien, einige Dinge, irgend Etwas verdunstet.

Die freye Stellung des Prädicats im Urtheile mufs ihr Maximum erreichen, wenn der Inhalt des Subject-Begriffes verschwindet. Im Beyspiele, wenn gar nicht angegeben wird, was das Verdunstende sey. In diesem Falle scheint nun das Urtheil ganz zerstört, weil sein wesentlicher Bestandtheil, das Subject, nicht vorhanden ist. Und allerdings kann kein gewöhnliches Urtheil mehr übrig, es mufs aber etwas anderes àn dessen Platz getreten seyn, da die Bedeutung des Prädicats bis zu diesem Punkte nicht ab sondern vielmehr zugenommen hat.

Das Prädicat nämlich wird jetzt unbeschränkt, unbedingt aufgestellt. Nicht als ein Begriff, der an einem andern solle angelehnt werden, wie zuvor, da es noch ein Subject hatte; auch nicht als ob es einen andern Begriff erwartete, welchem es selbst zur Stütze dienen sollte; sonst müfste es die Stelle des Subjects einnehmen. Die vorige Form der Aufstellung mag bleiben; es mag zum Zeichen derselben eine *copula* vorhanden seyn; so kann diese jetzt nichts anders bezeichnen, als: dieser Begriff hat nichts, woran er als Prädicat sich anlehne; nichts was seine Bedeutung beschränkte: er steht für sich allein und selbstständig da.

Dieses nun ist der Aufschlufs über die Verwandschaft der *copula* mit dem Begrift des *Seyn.* Jene verwandelt sich in das Zeichen von diesem, wenn für ein Prädicat das Subject fehlt; und es entsteht auf die Weise ein Existentialsatz; den man unrichtig auslegt, wenn man in ihm den Begriff des Seyn für das ursprüngliche Prädicat hält. Die syllogistischen Formen werden dieses bald ganz klar machen.

Man bemerke zunächst solche Sätze, wie: es friert, es regnet, es blitzt, es donnert, u. a. m. Hier ist durch die Sprachform selbst die Art der absoluten Aufstellung bezeich[49]net. Die Worte lassen sich als Prädicate brauchen; z. B. Zeus blitzet, Zeus donnert; allein damit schlechthin die Thatsache als vorhanden bezeichnet werde, mufs das Subject fehlen. Wenn Zeus donnert, so fragt sich, ob Zeus existire? Wo nicht; so sagt das Urtheil nicht, dafs wirklich das Donnern geschehe. Allein die Frage fällt weg, wenn schlechthin gesagt wird, es donnert.

Dergleichen Sätze nun würden in der Sprache aufserordentlich häufig seyn, wenn wir nicht gewohnt wären, in die Auffassung dessen, was unmittelbar erscheint, unsre früher erlangten Kenntnisse einzumengen, und uns dadurch Subjecte herbeizuschaffen, wo doch das Gegebene keine enthält. Wir sagen z. B. die Glocke schlägt, die Sonne scheint ins Zimmer;

---

[1] „Sie wächst bis zur Formel $A = A$; ... irgend Etwas verdunstet." fehlt in der 2., 3. und 4. Ausg.

wo wir ohne Kenntnifs der Glocke und der Sonne sagen würden: es schlägt, es scheint.

Nach diesen Ueberlegungen wird man leichter einsehn, wie die Sache sich verhalten müsse, wenn das Prädicat die Form eines Substantivs hat, und die *copula* ihm zur Seite steht. Da geht der Satz: die Europäer sind Menschen, bey der Erweiterung des Subjects über in die Sätze: Menschen sind Menschen, einige Sterbliche sind Menschen, einige Wesen sind Menschen, — endlich: es *sind* Menschen *(sunt homines)*, oder, wie wir zu sagen pflegen, es giebt Menschen. Hier ist die Bedeutung der *copula* verändert; aber offenbar darum, weil sie nichts mehr findet, woran sie das Prädicat knüpfen, unter dessen Voraussetzung sie es aufstellen könnte. Eben hiedurch wird sie das Zeichen der unbedingten Aufstellung; wie sie es auch seyn würde, wenn wir, anstatt: es blitzt, es donnert, vielmehr sprächen: es ist Blitz, es ist Donner.[1]

---

[50] Drittes Capitel.

Von den Schlüssen.*

§ 64.

Um zuerst die Möglichkeit und den Gebrauch der Schlüsse auf dem einfachsten Wege aus der Natur der Urtheile zu zeigen: können die Sätze des § 53 und 63 mit einander verbunden werden.

---

* Es ist hier von Schlüssen im engern Sinne die Rede, welche auch *mittelbare* genannt werden, im Gegensatze der unmittelbaren (§ 59). Allein die letztern verändern eigentlich nur die Form der Auffassung eines schon vorhandenen Gedankens; sie bringen keine wahrhaft neue Gedanken-Verbindung hervor; [2] daher sie vorzugsweise Schlüsse heifsen, indem dieses Wort einen Fortschritt im Denken ankündigt.

---

1 Die 3. und 4. Ausg. fahren fort: „Wollte man lieber sagen: Blitz ist; Donner ist: so würde nicht blofs derjenige Begriff, der bisher den Platz des Prädicats einnahm, jetzt als Subject aufgestellt, sondern zugleich verwandelt sich dabey die logische Copula ist in den Begriff des Seyn."

In der 2. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Die Darstellung in diesem Paragraphen hat den Leipziger Recensenten nicht überzeugt; — er selbst aber hat seinen Bericht darüber mit einer Unrichtigkeit angefangen. „Hier, meint der Vf., werde das Prädicat zuletzt selbst Subject." Das ist nicht die Meinung, und kann es nicht seyn. Vielmehr mufs das Prädicat an seinem Platze bleiben, damit der Satz einem Existentialsatze gleichgeltend werde. — „Die Ableitung der Existentialsätze aus Urtheilen von der gewöhnlichen Form erscheint willkührlich." Es wird auch nicht behauptet, dafs die Existentialsätze nach dem hier gebrauchten Verfahren allmählig entstanden seyen. Wer in der Gleichung $ax = y^2$, x unendlich setzt, der durchläuft zwar in Gedanken die Abscissen und Ordinaten der Parabel nach einander; aber er sucht diese Succession nicht in der Curve selbst, in der alles gleichzeitig ist. Die Frage: was wird aus y für $x = \infty$, mufs aufgeworfen und beantwortet werden können; so auch hier. — Der Satz $A = A$ war in der ersten Ausgabe fehlerhaft als ein Durchgangspunct angegeben; er ist als solcher zwar möglich,

2 In der 4. Ausg. ist eingeschoben: „Dies aber leisten die mittelbaren; daher" ...

Wir wollen ein allgemeines Urtheil voraussetzen; welches, wenn es verneinend wäre, dennoch in so fern für bejahend gelten könnte, als es seinem Subject einen Gegensatz als Bestimmung beylegt (§ 56).

In demselben ist das Subject das Vorausgesetzte, das Prädicat das Angeknüpfte. Das Vorausgesetzte führt sein Angeknüpftes mit sich, und kann ohne dasselbe nicht angetroffen werden. Hierin liegen zwey Sätze:

1. Es sey das Subject gesetzt: so folgt das Prädicat,
2. Es sey das Prädicat aufgehoben: so ist das Subject aufgehoben.

Daher schliefst man *modo ponente:*

(Obersatz:) *A* ist *B*,
(Untersatz:) Nun ist *A*,
(Schlufssatz:) Also ist B.

Und *modo tollente:*

(Obersatz:) *A* ist *B*,
(Untersatz:) Nun ist *B* nicht,
(Schlufssatz:) Also ist *A* nicht.

[51] Es seyen jetzt Subject und Prädicat in der Form von Urtheilen angegeben; (§ 60.) so verwandeln sich die beyden Schlufsformen in folgende.

Modo ponente:

Wenn *A*, *B* ist: so ist *C*, *D*.
Nun ist *A*, *B*.
Also ist *C*, *D*.

Modo tollente:

Wenn *A*, *B* ist: so ist *C*, *D*.
Nun ist *C* nicht *D*.
Also *A* nicht *B*.

Dafs man nicht *modo ponente* vom Prädicat aufs Subject schliefsen dürfe: ist daraus offenbar, weil der Begriff, der zum Prädicat dient, im Urtheile nur in beschränktem Sinne vorkommt; daher andre Theile seiner Sphäre gedacht werden können, die mit dem Subject in gar keiner Verbindung stehn. Eben so wenig darf man *modo tollente* vom Subject aufs Prädicat schliefsen; indem, wenn das Subject aufgehoben ist, nur der ihm entsprechende Theil der Sphäre des Prädicats, nicht aber das Prädicat überhaupt aufgehoben wird.[1]

---

aber gar nicht nothwendig. Man wird dies aus gehöriger Vergleichung des § 50 erkennen, wo gezeigt ist, auf wie vielerley Wegen man bey Erweiterung des Umfangs eines Begriffs fortschreiten könne. — Die Hauptsache ist: richtige Kenntnifs vom Begriffe des Seyn. Dieser entspringt in der absoluten Position; und er wird unfehlbar erreicht, so oft eine zuvor beschränkte Setzung, (wie die des Prädicats als solchen,) von ihren Schranken befreyt wird, während sie übrigens unverändert bleibt."

[1] In der 2. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Die oben angefangene Streitigkeit, (§ 53 u. s. w.) läuft hier fort. Der Gegner behauptet: „Der Obersatz: *A* ist *B*, bedeutet nicht, wenn *A* gedacht wird, so mufs es als *B* gedacht werden; sondern: *A* wird gedacht (gesetzt) als *B*. Hiermit verlieren die beyden folgenden Sätze ihre Bedeutung." Um dem Gegner zu Hülfe zu kommen, wollen wir ihm ein Beyspiel anbieten. „Der Schnee ist weifs." Jedermann, — auch der Ver-

§ 65.

Die aufgestellten Formen zeigen, dafs ein Schlufs *(syllogismus)* nur zwey Begriffe zu enthalten braucht; indem auch bey den sogenannten hypothetischen Formen nur die beyden Begriffe: *A*, sofern es das Merkmal *B* bekommt, und *C*, sofern es das Merkmal *D* bekommt, angetroffen werden, während die Darstellung dieser Begriffe, als ob sie erst vermöge der Urtheile, *A* ist *B*, und *C* ist *D*, gebildet würden, nicht das mindeste in der Operation des Schliefsens verändert.

Allein an den zuerst gebrauchten, kürzern Formen ist auffallend, (was übrigens bey den längeren in der That sich eben so verhält, nämlich in Hinsicht des Schliefsens,) [52] dafs die Untersätze solche Urtheile mit fehlendem Subjecte sind, wie wir im § 63 betrachtet haben. Dies leitet auf die Bemerkung, dafs man noch einen Begriff mehr in den Schlufs werde einführen können, indem man statt unbedingter Aufstellung des Prädicats, die gewöhnliche bedingte eintreten läfst, vermöge irgend eines Subjects nämlich, das man dem Prädicate voranstellt. Diese Bedingung wird alsdann in den Schlufssatz mit hinübergehn. Also

Modo ponente:

A ist *B*,
Aber *C* ist *A*,
Also *C* ist *B*.

Modo tollente:

A ist *B*,
Aber *C* ist nicht *B*,
Also *C* ist nicht *A*.

Erweiterte Form: *modo ponente:*

Wenn *A*, *B* ist: so ist *C*, *D*,
Wenn *M*, *N* ist: so ist *A*, *B*.
Also wenn *M*, *N* ist: so ist *C*, *D*.

---

fasser, — giebt ihm Recht; die Bedeutung dieses Satzes enthält kein Wenn und So; sie ist diese: der Schnee wird gedacht als weifs. Nämlich erstlich: der Schnee wird gedacht als ein wohl bekanntes Ding, denn Niemand bezweifelt seine Existenz; und zweytens, ihm kommt das Merkmal weifs zu. Die Frage ist blofs: mufs denn dieses Erstlich nothwendig mit diesem Zweytens verbunden seyn? kann denn die Formel, *A* ist *B*, gar nicht das Zweyte allein bedeuten ohne das Erste? Reicht denn das Zweyte für sich nicht zu, um ein Urtheil zu ergeben? — Bevor man diese Frage beantwortet, wolle man ihren Sinn überlegen. Der Gegner verlangt, die beyden folgenden Sätze sollen ihre Bedeutung verlieren, sie sollen leere Tautologien werden, es soll durch sie gar kein Fortschritt im Schliefsen entstehn; — so vollständig soll die Position des Subjects im Obersatze seyn, dafs der Untersatz nichts hinzuthun könne! Gleichwohl versteht Jedermann den Fortschritt in dem Schlusse: Der Schnee ist weifs, — nun schneyt es, — also weifset es, d. h. es wird ringsumher weifs. — Und hiemit sey der Gegenstand der Aufmerksamkeit des Lesers empfohlen; der Streit aber geendet. Blofs das wollen wir noch zur Berichtigung eines Fehlers, der ohne Zweifel Druckfehler ist, bemerken: dafs in dem angegebenen Schlusse nicht der Mittelbegriff fehlt, (dieser kann niemals fehlen,) sondern der Unterbegriff."

Modo tollente:

Wenn A, B ist: so ist C, D,
Wenn M, N ist: so ist C nicht D,
Also wenn M, N ist: so ist A nicht B.

Der eingeführte dritte Begriff ist in den ersten Formen C, in den andern M, so fern es das Merkmal N bey sich führt. Die Schlufssätze sind jetzt alle bedingt; denn auch wo dies weniger sichtbar ist, in den ersten Formen, zeigt es sich bey der Vergleichung mit § 64. Es wird nicht mehr behauptet, dafs B sey, und dafs A nicht sey: sondern dafs C, B sey; und dafs C, nicht A sey. Man entferne die Bedingung, so ist nun über das Seyn und Nichtseyn von A und B nichts entschieden.

[53] Uebrigens ist einleuchtend, dafs man die Erweiterung der Formen noch weiter treiben könne nach Angabe des § 60.

§ 66.

Die Namen: Vordersätze oder Prämissen; *terminus medius*, der gleiche Begriff in beyden Vordersätzen; *terminus minor*, das Subject des Schlufssatzes; *terminus maior*, das Prädicat des Schlufssatzes; daher auch *propositio maior* und *minor*, (Ober- und Untersatz): müssen nun gemerkt werden. Die drei *termini* oder Hauptbegriffe werden am bequemsten mit M, S, P bezeichnet; *(medius, subiectum conclusionis, praedicatum conclusionis)*. Mit diesen Zeichen stehen die beyden vorigen Schlufsformen so:

modus ponens	*modus tollens*
M P	P M
S M	S M
S P.	S P.

Noch sind die folgenden allgemeinen Regeln zu merken:

1. Der einfache Syllogismus enthält höchstens drey Hauptbegriffe.
2. Aus blofs verneinenden oder blofs particulären Vordersätzen folgt nichts.
3. Die Conclusion folgt dem schwächern Theile.[1]

§ 67.

Die beyden bisher entwickelten Formen, oder Figuren des Schliefsens haben einerley Stellung der Begriffe im Untersatze, oder sie beruhen beyde auf der Frage: *hat wol S das Merkmal M?* Wofern diese Frage bejahend beantwortet wird, so ist mit der Setzung von S die Setzung von M verbunden; und *diese Setzung wird fortlaufen zu P, falls M* (im Obersatze) *das Subject von P ist.* — Wird die nämliche Frage verneinend beantwortet, so haftet an der Setzung von S die Aufhebung von M, [54] und *diese Aufhebung wird zu P fortlaufen, falls P das Subject von M ist.*

Es mufs also in der ersten Figur der Untersatz bejahen, in der zweyten verneinen.

Die eben geforderte Verneinung ist gleichwohl im Ausdrucke nicht

---

[1] In der 3. und 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. In den Schlüssen des § 64 ist es der *terminus minor*, welcher fehlt.“

allemal sichtbar. Nämlich der Obersatz kann verneinend seyn; alsdann enthält der Untersatz die Verneinung dieser Verneinung, also eine Bejahung.

Uebrigens mufs stets der Obersatz allgemein seyn; weil sonst die Grundregel nicht allgemein wahr, und in der Anwendung nicht zuverlässig seyn würde: dafs das Vorausgesetzte sein Angeknüpftes mit sich führe, und ohne dasselbe nicht angetroffen werde (§ 64).

Diejenige Freyheit, welche nun in Hinsicht der Quantität und Qualität der Sätze noch übrig bleibt, wird durch folgende *modos* ausgedrückt, deren eingeführte Benennungen zunächst durch ihre drey Syllben die drey Sätze des Schlusses, und durch den Vocal *A* die allgemeine Bejahung, durch *E* die allgemeine Verneinung, durch *I* die besondere Bejahung, durch *O* die besondere Verneinung anzeigen.

Modi der ersten Figur: *Barbara, Celarent, Darii, Feria.*

Modi der zweyten Figur: *Camestres* und *Baroco*; oder im Fall eines verneinenden Obersatzes: *Cesare* und *Festino.*

§ 68.

Da beyde erste Figuren auf dem Versuche beruhen, das *S* dem *M* zu subsumiren (unterzuordnen), so kann man die Schlüsse in diesen Figuren *Subsumtions*-Schlüsse nennen; zum Unterschiede von einer, davon abweichenden dritten Figur, deren Eigenthümliches in einer Substitution besteht, daher wir die nach ihr gebildeten Syllogismen *Substitutions-Schlüsse* nennen werden.

[55] Um nämlich auf den Schlufssatz *S P* zu kommen, verknüpfe man, auch zum Behuf der dritten Figur, wie vorhin, zuvörderst *S* mit dem Hülfsbegriffe *M*; aber vielleicht wird es nicht nöthig seyn, *S* allemal als Subject von *M* zu betrachten; man *versuche* wenigstens, diese Stellung umzuwenden, also dem Untersatze die Gestalt *M S* zu geben. Nun überlege man weiter die Bedingungen, unter denen hieraus die Verbindung *S P* folgen könne.

Es mufs jetzt gleich auffallen, dafs in einem Hauptpunkte die Conclusion hier minder gut vorbereitet ist, wie in den vorigen Figuren. Das Subject der Conclusion, welches nothwendig durch die Prämissen aufgestellt werden mufste, und zwar in solcher Eigenschaft, dafs ihm in der Conclusion ein Prädicat beygelegt werden könne, — dieses steht noch gar nicht als Subject da, sondern nur als Angeknüpftes von *M.* Es fragt sich also, wie beyde Prämissen beschaffen seyn müssen, damit dennoch *S* zu *P* das Verhältnifs des Subjects erlange.

Zuvörderst: der Untersatz mufs vor allen Dingen bejahen; sonst enthielte er statt der Aufstellung von *S* vielmehr dessen Aufhebung.

Zweytens: *P* darf im Obersatze nicht als Subject, sondern nur als Prädicat erscheinen. Sonst wäre *P* das Vorausgesetzte von *M,* aber *M* das Vorausgesetzte von *S*, folglich *P* das Vorausgesetzte von *S*; und der Schlufs käme auf die erste Figur zurück, mit dem verkehrten Schlufssatze *P S.* Um dies zu vermeiden, mufs man dem Obersatze die Stellung *M P* geben. (Hieraus folgt, dafs die vorgebliche vierte Figur blofs durch Verdrehung einer andern Figur entstehn kann.)

Drittens: unter Voraussetzung der angegebenen Bestimmungen wird ein Schlufs erfolgen können, wenn es erlaubt ist, in der Form

$$\begin{array}{c} M\ P \\ M\ S \\ \hline S\ P \end{array}$$

[56] anstatt M sein Merkmal S in die Verbindung mit P zu bringen, oder ihm in dieser Verbindung zu substituiren. Nun *nehmen an der Verbindung von M mit P gewifs alle Merkmale des Begriffes M, Theil; indem der Begriff nur aus seinen Merkmalen besteht.* Dieses wird auch gelten von S, wofern es nur wirklich ein Merkmal des Begriffes M ist, in welchem Falle der Satz $M\,S$ allgemein seyn wird.

Demnach ist allgemeine Bejahung des Untersatzes die Bedingung des Schliefsens in der dritten Figur. Des Obersatzes Stellung ist zwar bestimmt, aber seine Quantität und Qualität sind völlig gleichgültig. Die dritte Figur hat deshalb vier gültige *modos*, welche man benennt: *Darapti, Felapton, Disamis* und *Bocardo.*

Dafs in allen Fällen der Schlufssatz ein besonderer werden mufs, folgt daraus, weil der Untersatz das Subject der Conclusion nur als Prädicat, folglich beschränkt (§ 53) aufstellt, und die Conclusion nicht mehr enthalten kann, als die Prämissen darbieten.

Man nennt noch zwey andere *modos* derselben Figur, *datisi* und *ferison*; mit beschränktem Untersatze. Diese geben zwar richtige Schlüsse, allein nur scheinbar in der dritten Figur. Denn die Substitution des S für M kann man bey ihnen nicht wagen, indem, wenn S kein Merkmal des Begriffes M, sondern nur einiger unter M enthaltenen Fälle ist, alsdann auch in der Verbindung zwischen den Begriffen M und P gar nichts liegt, was irgend mit S zusammenhinge. — Man kehre aber die Untersätze um: so wird aus *datisi*, der *modus darii*, und aus *ferison*, der *modus ferio* der ersten Figur, und durch diese, vielleicht in Gedanken unvermerkt vollzogene, Reduction, kommt der Schlufs zu Stande.

Es ist nicht überflüssig zu bemerken, dafs die dritte Figur aus lauter sogenannten hypothetischen Sätzen eben [57] so gut kann gebildet werden, als aus kategorischen; nach folgender Formel:

$$\left.\begin{array}{r}\text{Immer}\\ \text{Zuweilen}\end{array}\right\}\ \text{wenn } A, B \text{ ist: so} \left\{\begin{array}{l}\text{ist}\\ \text{ist nicht}\end{array}\right\}\ C, D.$$

$$\text{Allemal, wenn } A, B \text{ ist: so ist } M, N.$$

$$\text{Also zuweilen, wenn } M, N \text{ ist: so} \left\{\begin{array}{l}\text{ist}\\ \text{ist nicht}\end{array}\right\}\ C, D.$$

§ 69.

Disjunctive Obersätze (§ 61) geben Gelegenheit zu verschiedenen Wendungen im Schliefsen; wofür jedoch keine besondere Theorie nöthig scheint: nachdem die Auflösung der disjunctiven Sätze in hypothetische angegeben ist. Doch mag folgendes herausgehoben werden:

1. Die erste Figur, wenn statt des Mittelbegriffs eine vollständige Reihe vorkommt, ergiebt *Inductionsschlüsse*, nach folgender Formel:

Sowohl a, als b, als c, als d, etc. sind P.

S ist entweder *a*, oder *b*, oder *c*, oder *d* etc.
Also *S* ist *P*.

2. Die zweyte Figur, wenn statt des Mittelbegriffs eine vollständige Reihe vorkommt, ergiebt *Dilemmata, Trilemmata* u. s. w. nach folgender Formel:

P ist entweder *a*, oder *b*, oder *c*, oder *d* u. s. w.
S ist nicht *a*, noch *b*, noch *c*, noch *d* u. s. w.
Also *S* ist nicht *P*.

Bey der Inductionsformel kann es auffallen, dafs im Obersatze eine copulative Form, im Untersatze die disjunctive statt findet. Allein dies ist die natürliche Folge davon, dafs eine Reihe die Stelle des Mittelbegriffs vertreten, folglich einmal Subject, das andere mal Prädicat seyn soll. Als Subject mufs sie für alle ihre Glieder das gleiche Prädicat annehmen; als Prädicat kann eine Reihe mit entgegengesetzten Gliedern nicht anders als theilweise sich dem Subjecte verbinden.

[58] Bey den Dilemmen, Trilemmen u. s. w. fehlt häufig der *terminus minor* (§ 63); und es folgt daraus die absolute Aufhebung des *terminus maior*, das Nicht-seyn des *P*.

Auch die erweiterte Form, in welcher statt der Begriffe ganze Urtheile stehn, ist häufig. Z. B.

Wenn *A*, *B* ist: so ist entweder *C*, *D*; oder *E*, *F*.
Wenn *N*, *M* ist: so ist weder *C*, *D*, noch *E*, *F*.
Also: Wenn *N*, *M* ist: so ist *A* nicht *B*.

Der *terminus minor*, oder die Bedingung; *wenn N, M ist*, kann auch hier wegbleiben; so heifst der Schlufs geradezu: *A* ist nicht *B*.

§ 70.

Es ist noch die wichtige Untersuchung über die Verbindung mehrerer Syllogismen, oder über die Kettenschlüsse (Soriten) übrig: welche gemeinhin viel zu mangelhaft verhandelt wird, obgleich sie offenbar die unmittelbare Grundlage der Lehre vom logischen Beweise ausmacht.

Die Hauptfrage ist hier ohne Zweifel diese: auf wie vielerley Weise können *Vorschlüsse* und *Nachschlüsse* (Prosyllogismen und Episyllogismen) zusammenhängen? d. h. wie vielfach ist es möglich, dafs die Conclusion eines Syllogismus wiederum als Prämisse mit einer andern neu hinzugenommenen Prämisse sich zu einem Syllogismus verbinde? — Denn wenn dies beantwortet ist, so kann die Kette der Syllogismen beliebig fortgesetzt werden, sobald nur unter je zweyen nächsten Syllogismen die gehörigen Verhältnisse bestehen.

Man überlege zuvörderst die Anzahl der Hauptbegriffe. Der Vorschlufs enthält deren in der Regel drey, und zwar schon in den Vordersätzen. Die neu hinzukommende Prämisse, um mit der vorigen Conclusion einen Mittelbegriff gemein zu haben, kann nur einen Hauptbegriff hinzufügen. Also vier Hauptbegriffe machen die Materie eines Vorschlusses und Nachschlusses.

[59] Wir wollen demnach die Aufgabe so stellen: *Aus zweyen Sätzen, die zusammen vier Hauptbegriffe enthalten, einen Schlufs zu ziehen.* Die Sätze seyen

Obersatz: A B
Untersatz: M N

Vier Gleichungen werden die Aufgabe auf vier verschiedene Weisen zu lösen Anleitung geben. 1. $A = N$. 2. $B = N$. 3. $A = M$. 4. $B = M$.

1. $A = N$ giebt die erste Figur, und den Schlufs $M B$. Nur ist zu bedenken, dafs der mathematische Ausdruck $A = N$, die *beyden* logischen Sätze: alles A ist N, und alles N ist A, in sich schliefst. Welcher von beyden hier[1] als Auslegung der Gleichung gebraucht werden müsse; dies findet man durch Ueberlegung des Gedanken-Ganges in der ersten Figur. Der *terminus minor*, hier M, wird subsumirt dem *medius* (N), und dieser ($N = A$) wird weiter subsumirt dem *maior* (B). Also in der Folge $M N A B$ läuft die Subsumtion fort. Folglich mufs N dem A subsumirt werden; das heifst, N mufs Subject, A Prädicat seyn in dem beyzufügenden Hülfssatze $N A$. Nun kann man den Vorschlufs und Nachschlufs so bilden:

Vorschlufs: A B,
N A,
Nachschlufs: N B,
M N,
M B.

2. $B = N$ giebt die zweyte Figur, und den Schlufs: M ist nicht A. Um den Hülfssatz gehörig auszudrücken, mufs man bedenken, dafs, gemäfs dem Gedankengange der zweyten Figur, mit der Setzung von M verbunden seyn soll die Aufhebung von N, von B, und von A. Damit aber die Aufhebung von N, jene von B nach sich ziehe; mufs N Prädicat für B als Subject seyn. Also der Hülfssatz ist B N, und der

[60] Vorschlufs: B N,
A B,
A N.
Nachschlufs: A N,
M N, relativ verneinend, (§ 67.)
M A verneinend.

3. $A = M$ giebt die dritte Figur, und den Schlufs: einiges N ist B, oder nicht B. Hier soll N dem M, dadurch dem A, substituirt werden; man substituirt aber dem Subjecte das Prädicat (§ 68); folglich heifst der Hülfssatz A M, und der

Vorschlufs: A B,
A M,
M B.
Nachschlufs: M B,
M N, allgemein bejahend, (§ 68.)
N B, particulär.

[1] „hier" fehlt in der 3. u. 4. Ausg.

Die Gleichung $B = M$ giebt unmittelbar gar keine Figur, denn die vorgebliche vierte Figur existirt nicht (§ 68). Soll dennoch geschlossen werden: so mufs eine Figur gebraucht werden, welche die Stelle irgend eines Begriffs verändere. Dies thut nicht die erste, wohl aber die zweyte und dritte. Man nehme also mit dem Obersatz AB die Gleichung $B = M$ so zusammen, dafs nicht die erste Figur herauskomme. Die zweyte kann man erhalten; und zwar durch den Hülfssatz: M ist nicht B. Die Verneinung ist nöthig, falls nicht schon AB verneint; alsdann aber mufs Verneinung dieser Verneinung, folglich Bejahung eintreten. Nun folgt aus AB, und M nicht B, der Satz: *M nicht A*. Dieser verbunden mit MN, welches wegen der Regeln der dritten Figur lauten mufs: *Alles M ist N*, giebt endlich: *einiges N ist nicht A*. Das Schema ist folgendes:

[61] Vorschlufs: *A B*,
M B,

M A.

Nachschlufs: *M A*,
M N, allgemein bejahend.

N A, besonders verneinend.

Dafs nun die Verbindung des Vor- und Nachschlusses zu einer *Kette* zusammengezogen wird, ist blofse Verkürzung. Man läfst nämlich oft den Schlufssatz des Prosyllogismus weg, weil er leicht in Gedanken *(enthymematisch)* gebildet wird; alsdann sind die vier Ketten folgende:

A B	*B N*	*A B*	*A B*
N A	*A B*	*A M*	*M B*
M N	*M N*	*M N*	*M N*
M B	*M A*	*N B*	*N A*

wo die vier Conclusionen alle Variationsformen der Reihen AB, MN, darstellen. — Gewöhnlicher noch wird die erste dieser Ketten umgekehrt geschrieben: M ist N; N ist A; A ist B; also M ist B.

Es versteht sich nun von selbst, dafs jede der Ketten beliebig kann verlängert werden, wofern ein Vorrath von passenden Prämissen vorhanden ist.

§ 71.[1]

Die Logik sollte nun schliefsen mit der Untersuchung: *wie viele Syllogismen, in wie vielen verschiedenen Verbindungen, entspringen könnten aus*

---

[1] Für § 71 folgt in der 4. Ausg.:

Viertes Capitel.

Von der Anwendung der Logik.

§ 71. Man denke sich eine Menge von Begriffen in der ihnen angemessenen Verbindung. Ist diese Verbindung [94] blofs logisch: so wird man die Reihen, die sie bilden, in verschiedenen Richtungen durchlaufen, wenn man entweder zu jedem Merkmale eines Begriffs die Reihe der entgegengesetzten sucht, in denen es liegt, oder durch Abstraction von niedern zu höhern Begriffen fortgeht, welche letztere Bewegung sich durch Determination umkehren läfst. Zugleich wird eine Menge von positiven und

einer gegebenen Menge von Prämissen von bestimmter Quantität und Qualität? Durch die Beantwortung dieser Frage würde sie, *soviel an ihr ist*, das

negativen Urtheilen gegeben seyn, welche ausdrücken, was für Merkmale den Begriffen zukommen, oder von ihnen ausgeschlossen sind. Urtheilen, die man als Schlufssätze betrachten kann, gebührt alsdann auch eine bestimmte Stelle hinter ihren Prämissen.

Hiemit ist aber nicht gesagt, dafs unter gegebenen Begriffen eine blofs logische Verbindung, und keine andre statt finde. Vielmehr zeigt sich schon in sehr bekannten Beyspielen eine solche Abhängigkeit, dafs man einen Begriff dem andern, oder auch ein Merkmal eines Begriffs dem andern, voraussetzen mufs; welche Abhängigkeit oft gegenseitig ist. Zahlen beziehen sich auf Zählbares; in dem Ausdrucke $a^m = b$ mufs man die Zahl a voraussetzen, um m als Exponenten denken zu können. Gleichförmige Krümmung in einer Ebene führt auf einen Kreis; der Kreis rückwärts auf seinen Bogen. In der Logik selbst bezieht sich Prädicat aufs Subject, Conclusion auf Prämissen.

Die eigenthümlichen Beziehungen in jeder Wissenschaft nun machen zwar neben der Logik noch andre Methoden nöthig, die Logik ist aber darum nicht von der Anwendung ausgeschlossen. Vielmehr setzen die besondern Methoden schon die Logik voraus.

§ 72. Nach logischer Ansicht sollte alles Coordinirte auf einmal überschaut werden. In den Wissenschaften aber können mehrere schwierige Gegenstände neben einander vorkommen, die eine bestimmte Reihenfolge der Untersuchung erfodern. Man wird alsdann die logische Ordnung von [95] der Anordnung der Untersuchung unterscheiden und vesthalten müssen, ohne das Successive der wissenschaftlichen Darstellung allemal für eine Abhängigkeit der Begriffe zu nehmen. Insbesondre darf der Anfangspunct, den man für die Untersuchung hat oder verlangt, nicht für das vollständige Erkenntnifsprincip, und noch viel weniger für ein Realprincip gehalten werden.

§ 73. Fragt man nach den Gegenständen, worauf die Logik anzuwenden sey: so bietet sich zunächst der ganze Reichthum einer Sprache dar; denn die Begriffe findet man gesondert schon durch die Verschiedenheit der an sie geknüpften Worte. Aufserdem geben die Meinungen der Menschen, ihre Urtheile und Schlüsse, zum oratorischen und kritischen Gebrauche der Logik Anlafs; daher sie schon in alter Zeit mit der Rhetorik in Verbindung stand. Es kommt dabey darauf an, Gedanken zur bequemen Uebersicht zu ordnen und successiv hervorzuheben, ohne durch schwierige Abstraction zu ermüden oder den Gedankenkreis der Hörenden weit zu überschreiten.

Vieles von den Verbindungen der Begriffe macht die Sprache bemerklich, indem sie einerley Wort in sehr vielen Fällen anwendet, ja selbst manchmal auf ganz ungleichartig scheinende Gegenstände überträgt.

Anmerkung 1. Man beachte in dieser Hinsicht die Kunstsprache der Logik selbst. Fast alle ihre Kunstworte sind vom Raume scheinbar entlehnt. (Inhalt, Umfang, Gegensatz, Grund, u. s. f.) Vergebens würde man eigentliche Ausdrücke suchen, wenn man jene als metaphorisch verwerfen wollte. In der Psychologie der Aufschlufs hierüber.

Organon des Wissens in formaler Hinsicht werden. Sie würde anleiten, aus vorhandenen Principien, oder schon auf anderen Wegen erwiesenen

Anmerkung 2. ARISTOTELES fand in der Sprache seine Kategorien, welche das Mannigfaltige der vorhandenen Begriffe zu einiger vorläufigen Uebersicht bringen. „Jeder sprachliche Ausdruck, für sich allein betrachtet, bezeichnet entweder ein Ding, oder ein Quantum, oder eine Beschaffenheit, oder ein Verhältnifs zu Anderem, oder einen Ort, oder eine Zeit, oder eine Lage, oder ein Haben, oder ein Thun, oder ein Leiden." In dem Entweder Oder darf man hiegegen keinen Einwand suchen; vielmehr eben darum, weil einerley Gegenstand oft mehrere Bestimmungen dieser Art an sich trägt (so ist z. B. das Wort Materie zugleich [96] die Benennung von Dingen, und von deren Quantität sowohl in Hinsicht der Dichtigkeit als der örtlichen Bestimmungen wegen der Configuration), scheint hiemit ein logisches Hülfsmittel gegeben zu seyn, um Begriffe in ihre Merkmale zu zerlegen. So nun auch brauchte KANT seine zwölf Kategorien, geordnet nach den (aus § 62) bekannten vier Titeln. Allein jedes Hülfsmittel dieser Art dient nur vorläufig das Nachdenken in Gang zu bringen; es liegt darin nichts Vollständiges oder überall Passendes. Noch weniger taugen die Zusammenstellungen nach Thesis, Antithesis, Synthesis, welche FICHTE in Gang brachte, nachdem KANT seine Dreytheilungen unter jenen vier Titeln damit hatte rechtfertigen wollen, dafs zu einer synthetischen Einheit dreyerley erfoderlich sey, nämlich 1. Bedingung, 2. ein Bedingtes, 3. der Begriff, der aus der Vereinigung des Bedingten mit seiner Bedingung entspringe. KANT's eignes Beyspiel, die falsche Zusammenstellung Natur, Kunst, Freyheit, konnte warnen.*

§ 74. Beym wissenschaftlichen Gebrauche der Logik kann von den beliebig aus Merkmalen zusammengesetzten Begriffen, desgleichen von solchen, die zwar unwillkürlich, aber unter zufälligen Umständen erzeugt sind, (den sagenhaften oder abergläubischen Begriffen,) nicht die Rede seyn. Wohl aber kommt die Anwendung der Logik in Frage bey denjenigen Begriffen, die ein Vorziehn oder Verwerfen anzeigen (dahin gehören die ästhetischen Gegenstände), ferner bey den nothwendig erzeugten formalen Begriffen (dahin die der reinen Mathematik); und bey den Erfahrungsbegriffen, zu welchen die Anfänge der Metaphysik, sammt den in ihnen liegenden Problemen, zu rechnen sind. In allen diesen Fällen wirkt das logische Denken durch Analyse der Begriffe dahin, das Umherschweifen zu verhüten, und die Puncte vestzustellen, worauf die Nachforschung zu richten ist. Theils soll das, was gesucht wird, aus dem hinreichend Bekannten hervortreten, theils sollen die Motive und Bedingungen des Suchens ans Licht kommen, theils endlich gelingt es in vielen Fällen schon dem logischen Denken, das Gesuchte zu entdecken.

§ 75. Die Analyse geht in Abstraction über, wenn sie bey Seite setzt, was zur Frage nicht gehört. [97] Es erschwert die Untersuchung, wenn eine Frage nicht allgemein genug gefafst ist; theils schon durch Beschäfftigung mit dem Unnöthigen; theils durch Verwickelung mehrerer Probleme, die einzeln leichter zu behandeln gewesen wären. Ja das Unnöthige kann irre führen. (KANT, als er in den ersten Paragraphen der Kritik der praktischen Vernunft nach der ursprünglichen Werthbestimmung des Willens forschte, mengte den hiebey entbehrlichen Begriff des Gesetzes ein; da er nun richtig fand, das Gewollte könne den Werth des Wollens nicht bestimmen, meinte er nach Absonderung der gewollten Gegenstände noch

* KANT's Kritik der Urtheilskraft, am Ende der Einleitung.

Lehrsätzen, das ganze, dadurch mögliche, Quan[63]tum des Wissens, erschöpfend abzuleiten und regelmäfsig darzustellen. — Ob dadurch die Er-

---

die blofse Gesetzlichkeit übrig zu behalten; während nichts übrig bleiben mufste, wofern er unterliefs, auf die Verhältnisse des Willens zu achten.)*

§ 76. Weit schlimmer noch ist der Fehler, die Abstraction zu weit zu treiben; das heifst, so weit, dafs die Fragepuncte oder die Motive der Forschung selbst, bey Seite gesetzt werden. Indem die älteren Metaphysiker vom Möglichen anfingen, anstatt vom Gegebenen und den darin liegenden Antrieben zum weitern Denken, — hatten sie sich die ganze Anlage ihrer Arbeit verdorben.** In den Anfängen der Aesthetik ist oft genug bey Seite gesetzt, was man erwägen sollte, und dagegen vestgehalten, was man zuerst beseitigen mufs. Davon im folgenden Abschnitte.

§ 77. Das Gesuchte zu entdecken, gelingt der Analyse theils da, wo es möglich ist, den abgewickelten Faden anderwärts wieder aufzuwickeln, (wie in Gleichungen, wo die bekannten Gröfsen, indem man sie von der Unbekannten trennt, auf der andern Seite des Gleichheitszeichens wieder zum Vorschein kommen), theils in den Fällen, wo [98] sie Beziehungen hervorheben kann, die dem Gegenstande angehören.

Beyspiele: Eine quadratische Gleichung sey so weit geordnet, dafs sie die Form $x^2 + ax = b$ annimmt. Hier kann die Analyse, genau genommen, nicht weiter; sondern es ist Synthesis, wenn das Quadrat ergänzt wird. Aber das Bruchstück eines Quadrats wird leicht erkannt, nachdem die Analyse auf die Form desselben geführt hat. Das logische Denken geht nun zunächst als Subsumtion weiter, indem jene Gröfse unter den Begriff von $(x + \frac{1}{2}a)^2 - \frac{1}{4}a^2$ gefafst wird; alsdann folgt die bekannte Beziehung des Quadrats auf seine Wurzel.

Eben sowohl kann die Analyse zur Beziehung eines Logarithmensystems auf seinen Modulus verhelfen. Denn ein solches System soll alle Zahlen als Potenzen einer einzigen, z. B. 10, darstellen; die Zahlen also müssen sämmtlich in einer geometrischen Reihe liegen, und diese Reihe, um sie alle zu fassen, mufs mit unendlich kleinen Schritten fortgehn. Mithin mufs ihr ein unendlich kleiner Factor zum Grunde liegen (z. B. 10 in einer unendlich niedrigen Potenz). Ein solcher Factor ist unendlich wenig von der Einheit verschieden, und kann erst in unendlich hoher Potenz die Grundzahl ergeben. Gleichwohl mufs er gröfser oder kleiner seyn, je nachdem eine gröfsere oder kleinere Grundzahl gewählt worden. Das Uebrige findet man leicht, wenn man $(1 + n\,dx)^{\frac{1}{dx}} = (1 + dx)^{\frac{n}{dx}} = e^n$ nach dem binomischen Satze entwickelt, wo sich zeigt, dafs n gröfser seyn mufs für die Grundzahl 11 oder 12 als für die Grundzahl 10. Es kommt auf den Unterschied zwischen der Einheit und jenem unendlich kleinen Factor an, welches die Grundzahl werden soll; und hiemit ist

---

* Analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral, § 47 etc.
** Metaphysik I, § 27, 28.

findung neuer Wahrheiten bedeutend würde befördert werden? kann man mit gutem Grunde bezweifeln; aber das thut nichts zur Sache. Die Logik

die Beziehung zwischen dem Logarithmensysteme und seinem Modulus sichtbar.

[99] § 78. Sind die Begriffe in derjenigen Höhe der Abstraction, womit man begann, gehörig ausgearbeitet: so folgt alsdann eine Determination derselben durch eine neue Reihe. Wie diese Reihe zu finden? wie unter mehrern sich darbietenden Reihen zu wählen sey? Das zwar kann die Logik nicht bestimmen; aber sie giebt dennoch drey Ermahnungen: 1. Die neue Reihe soll geordnet und vollständig seyn, 2. sie soll vollständig angebracht werden, 3. wenn die Anwendung auf gegebene Gegenstände mehrere Reihen zugleich erfodert, so soll man die Anwendbarkeit nicht eher gesichert glauben, als bis alle Determinationen vollzogen sind.

Der Fehler, aus blofsen Rechtsbegriffen eine Staatslehre zu machen, ohne die übrigen praktischen Ideen zu Rathe zu ziehn, gehört als Beyspiel hieher.*

§ 79. Schlufsfehler, wogegen die Syllogistik warnt, können zwar diejenigen Theile des Systems beschädigen, die von ihnen abhängen; sie können aber nicht leicht so unmittelbar die ganze Anlage einer Wissenschaft verderben, als einige der vorher erwähnten Fehler. Oft gelangt man nicht einmal dazu, jene zu bemerken, wenn schon diese die Kritik herausfodern. Es kann Schlüsse geben, die für sich allein betrachtet logisch richtig sind, auf die man aber gar nicht hätte kommen sollen, weil ihre Prämissen im Bereich einer falschen Hypothese liegen.

§ 80. Zu Beweisen wird die Logik angewendet, wenn bestimmte Sätze als Endpuncte einer Schlufskette angesehen werden. Sie sind darum nicht nothwendig Endpuncte; dafs man sie aber so betrachtet, kann einen doppelten Grund haben. Theils nämlich pflegen sie als neue Anfangspuncte für eine Menge neuer Schlüsse zu dienen; theils können [100] sie die Puncte seyn, worin mehrere Schlufsketten, also mehrere Beweise, einander begegnen. Als Beyspiel für beydes mag der Pythagoräische Lehrsatz dienen; es ist bekannt, dafs er einerseits als Prämisse in zahlreichen Anwendungen vorkommt; und überdies, dafs es von ihm selbst eine Menge von Beweisen giebt. Um von den letztern nur zwey zu erwähnen, vergleiche man den Beweis durch Integration mit dem durch Fällung eines Perpendikels auf die Hypotenuse.** Im ersten Falle geht die Schlufskette durch die Proportion, $dx : dy = y : x$, wenn x die veränderliche Kathete und y die Hypotenuse bedeutet. Im andern Falle hat man die Hypotenuse durch das Loth in zwey Stücke zerlegt, deren jedes mit der ganzen Hypotenuse, wenn eine Kathete als mittlere Proportionale betrachtet wird, in eine Proportion eingeht. Sowohl bey diesen Proportionen, als bey jenem Verhältnisse der Differentiale könnten die Gedankenreihen abgebrochen werden; es ist keine Nöthigung zum Weitergehn vorhanden. Setzt man sie jedoch fort, so treffen sie in dem Pythagoräischen Lehrsatze zusammen,

* Analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral, § 76. 91. 173—179.
** Metaphysik § 174 und § 175.

sollte ihr angefangenes Werk vollenden, indem sie die im allgemeinen mögliche Verbindung der gegebenen Elemente des Wissens vollständig nachwiese; der Nutzen würde sich hinterher finden.

Vorausgesetzt aber, dafs die vorhergehende Theorie der Kettenschlüsse neu sey, (und der Verfasser wenigstens hat sie nicht gelernt sondern gefunden): so ist es kein Wunder, wenn bisher die obige Frage nicht gehörig untersucht wurde. Denn so leicht auch das Vorstehende seyn mag, so dürfte es doch unentbehrlich seyn, um das Verhältnifs eines Vorraths von Prämissen zu dem was daraus folgen kann, auszumitteln; indem hiebey auf die möglichen Zusammenstellungen von Prosyllogismen und Episyllogismen alles ankommt.

Anderer Meinung werden diejenigen seyn, welche mit KANT die erste Figur für allein gesetzmäfsig, die übrigen für falsche Spitzfindigkeiten halten. Aber aus dieser Meinung leuchtet mehr Verdrufs über veraltete Künsteleyen, (die vierte Figur, die falschen *modi* der dritten, das Spiel mit gesuchten Reductionen aus einer Figur in die andere vermittelst der Umkehrungen), als eine wahre und genaue Prüfung der natürlichen Wendungen des Denkens hervor. Die vorstehende Theorie der *drey* Figuren mufs ohne weitere Vertheidigung für sich selbst sprechen; indessen mag noch kurz bemerkt werden, dafs schon der Mangel einfacher Reductionsregeln gegen die Einbildung warnt, als müsse man die zweyte und dritte

---

der sich hiemit als Vereinigungspunct verschiedener Schlufsketten auszeichnet. Genauer betrachtend aber sieht man, dafs eigentlich beyde Beweise nur Theile einer gröfsern Aufgabe sind, nämlich der: die sämmtlichen Beziehungen nachzuweisen, welche durch das rechtwinklichte Dreyeck gegeben sind. Denn dahin gehört einerseits, dafs die Hypotenuse ihrer Gröfse nach abhängt von den Katheten, und dafs diese Abhängigkeit sich in den zusammengehörigen Veränderungen zeigen mufs; andrerseits, dafs jenes Loth, welches die Entfernung der rechtwinklichten Spitze von der Grundlinie angiebt, das ganze Dreyeck in zwey ihm ähnliche zerlegt. Hiernach mag man berichtigen, was zuweilen behauptet worden, d a f s e s f ü r j e d e W a h r[101]h e i t e i g e n t l i c h n u r e i n e n B e w e i s g e b e n k ö n n e. Man meint nämlich, die Wahrheit sey sich selbst gleich, also auch die derselben angemessene Erkenntnifs. Wenn aber in dem Gegenstande mehrere Beziehungen liegen, so kann zu Lehrsätzen, die ihn betreffen, entweder eine oder eine andre zum Beweise benutzt werden; und der Mangel der Einsicht liegt dann nicht in den einzelnen Beweisen für den Satz, der SP heifsen mag; sondern der Gegenstand X, v o n w e l c h e m der Satz SP gilt, ist weder durch diesen Satz, noch durch dessen Beweise vollständig erkannt worden. So fällt es im vorigen Beyspiele sogleich in die Augen, dafs die Hypotenuse, als Secante betrachtet, indem sie wächst, sich zugleich dreht; wodurch neue Beziehungen, nämlich zwischen dem Kreisbogen und seinen trigonometrischen Functionen, gefodert werden, um die vorige Kenntnifs zu vervollständigen.

Ueber die Frage: wie viele Syllogismen, in wie viel Verbindungen, entspringen können aus einer gegebenen Menge von Prämissen, vergleiche man DROBISCH, Logik, dritte Abhandlung im Anhange.

Figur auf die erste zurückführen, um den eigentlich richtigen Gang des Denkens zu gewinnen. Die unnützen Reductionsversuche haben den Modis, welche gerade nur das Unwesentliche und Gleichgültige bey ihren Figuren anzeigen, eine scheinbare [63] Wichtigkeit ertheilt; indem sie allerdings *das* zu erkennen geben, daſs keine gleichförmige Relation zwischen den verschiedenen Figuren vorhanden ist. CESARE und FESTINO der zweyten, DARAPTI und FELAPTON der dritten Figur sind leicht zu reduciren, jene durch Umkehrung des Obersatzes, diese des Untersatzes. Wer eben so mit den übrigen *modis* umgehen wollte, würde in verschiedene Fehler gerathen. CAMESTRES und DISAMIS erfordern schon Weitläuftigkeiten, und ergeben doch nicht unmittelbar den verlangten Schluſssatz. Aber — während nichts leichter und natürlicher ist, als Schlüsse in *Baroco* und *Bocardo,* sobald sie in der zweyten und dritten Figur angestellt werden, kann dagegen nichts ungeschickteres und gezwungeneres ersonnen werden, als deren sogenannte Reductionen auf *Barbara;* die unter andern KIESEWETTER in seiner Logik S. 402. 405 angiebt. Das Beyspiel, was REIMARUS S. 209 durch alle Figuren führt, gehört offenbar der zweyten Figur, und dem *modus Baroco.* Die Reductionen durch Contraposition des Obersatzes (welche schon allein einen Syllogismus, und zwar der zweyten Figur in sich schlieſst, s. § 59), nebst der zum Prädicat hinübergezwungenen Negation, haben die Darstellung desjenigen Gedankenlaufes, durch welchen wirklich geschlossen wird, gewiſs nicht verbessert; vielmehr den krummen und langen Weg an die Stelle des geraden gesetzt.

Während nun selbst die einfachen Syllogismen noch die Meinungen theilen, und verschiedene Verbesserungsversuche hervorrufen, (unter andern die Vermehrung der Figuren in KRUGs Logik) ist eine vollständige Theorie des logischen *Beweises* kaum zu erwarten. Aus dem was hierüber die Logiken zu enthalten pflegen, verdient fast nur die Unterscheidung des *directen* und des *apagogischen* Beweises eine Erwähnung. Der directe Beweis führt unmittelbar zum Ziele; der apagogische aber leitet aus der, dem zu beweisenden Satze contradictorisch entgegenstehen[64]den Annahme, irgend eine Ungereimtheit her, welche nöthigt, das zu Beweisende zuzugestehn. Man zieht mit Recht den direkten Beweis dem apagogischen vor, weil *in den Fällen, die überhaupt in der Sphäre des logischen Beweises sich befinden,* die Erwähnung des contradictorischen Gegentheils gar nicht nothwendig in der Sache liegt, die Nachweisung *irgend einer unter vielen* Ungereimtheiten, welche aus einem falschen Satze flieſsen können, etwas willkührliches ist, und folglich durch beydes die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gegenstande, und den in ihm wahrzunehmenden Verhältnissen abgelenkt wird.

Endlich aber muſs hier noch angemerkt werden, daſs überhaupt die Logik, als eine allgemeine Wissenschaft, die sich um den Inhalt der Begriffe nicht bekümmert, bey weitem nicht alles das in sich fassen kann, was zur Theorie des Beweises in besondern Wissenschaften gehört. — Was namentlich die Metaphysik anlangt, so beruht dieselbe, wie schon oben erwähnt, und wie sich bald näher entwickeln wird, auf gegebenen Begriffen, welche Widersprüche einschlieſsen. Ueber solche Begriffe hat die Logik nichts anderes zu sagen, als, sie müssen verworfen, und ihr

contradictorisches Gegentheil angenommen werden. Dieses ist richtig; es reicht aber zur Auflösung bey *gegebenen* Begriffen nicht hin.[1] Daher schien es erforderlich, die Methode der Beziehungen aufzustellen; diese aber kann weder dem directen, noch dem apagogischen Beweise, den die Logik kennt, verglichen werden. Sie verändert nicht blofs die Form, sondern auch die Materie des Grundes; sie tritt mit Nothwendigkeit in das Gegentheil des gegebenen Begriffes hinüber; und sie bleibt in demselben, um es näher zu bestimmen. So dient sie, den unvermeidlichen Gang des Nachdenkens über einen gegebenen Widerspruch im allgemeinen zu bezeichnen.[2]

---

[1] Die 3. Ausg. fährt fort: „... hin: denn das Gegebene bleibt stehn, man wolle es nun annehmen oder nicht; man mufs sich also darauf einrichten, es annehmen zu können. Das heifst, ein Weg des Denkens mufs gefunden werden, welcher zugleich der Logik und der Erfahrung genüge. In der Logik selbst aber darf davon eben so wenig die Rede seyn, als von den unzähligen Methoden der Mathematiker. Jede Wissenschaft hat für sich zu sorgen, wo es darauf ankommt, die ihr eigenen Schwierigkeiten zu überwinden.“

[2] In der 2. Ausg. folgt:

„Anmerkung. Ungeachtet hier schon gesagt ist, dafs die Methode der Beziehungen nicht in die Logik gehört, hat es doch einem Recensenten beliebt, sich zu wundern, dafs hier darüber nicht nähere Auskunft gegeben sey. Darum mufs wohl in wenigen Worten noch folgendes hinzugesetzt werden:

1. An derjenigen Aufstellung dieser Methode, welche in den Hauptpuncten der Metaphysik, im Jahre 1808, bekannt gemacht worden, findet der Verfasser nichts zu ändern.

2. Was in öffentlichen Blättern dagegen gesagt worden, das würde nur als eine Reihe von Proben des wenig aufmerksamen Lesens können angesehn werden, wenn es nicht wahrscheinlicher wäre, dafs man sich in die Art der Frage, worauf die Methode Antwort schaffen soll, nicht zu finden gewufst, — oder vielmehr, wenn es nicht ganz klar am Tage läge, dafs man die Probleme der Metaphysik unrichtig aufgefafst habe.

3. So lange dieser letztere Fehler nicht gebessert wird, (dazu aber bietet der vierte Abschnitt dieses Buchs die mannigfaltigste Gelegenheit dar,) ist die aufgestellte Methode unnütz, und es ist ganz gleichgültig, ob sie verstanden oder misverstanden wird.

4. Sobald man dagegen die metaphysischen Probleme begreift: wird man nach irgend einer Methode der Beziehungen suchen müssen, gesetzt auch, man fände für gut, die Hülfe des Verfassers zu verschmähen.

5. Ein scharfsinniger Zuhörer hat einen Einwurf gemacht, der für Kundige, kurz erwähnt, und beantwortet zu werden verdient Die Methode ändere an den Erfahrungsbegriffen; sie nehme ihnen also das Zutrauen, dessen sie doch bedürfen, da die Metaphysik auf dem Gegebenen beruhe. Die Antwort ist: die Methode ändert in allen Fällen ihres Gebrauchs nur das, was in der Erfahrung als unbestimmt, und in der Auffassung unsicher, kann angesehn werden; daher das Gegebene die jedesmalige Berichtigung erträgt, obschon sie in ihm unmittelbar nicht konnte erkannt werden.“

[65] Dritter Abschnitt.

Einleitung in die Aesthetik; besonders in ihren wichtigsten Theil, die praktische Philosophie.

Erstes Capitel.

Von den Schwierigkeiten der Aesthetik im Allgemeinen.

§ 72.[1]

Das Schöne und Häfsliche, insbesondere das Löbliche und Schändliche, besitzt eine ursprüngliche Evidenz, vermöge deren es klar ist, ohne gelernt und bewiesen zu seyn. Allein diese[2] Evidenz durchdringt nicht immer die Nebenvorstellungen, welche theils begleitend, theils von jenem selbst verursacht, sich einmischen. Daher bleibt es oftmals unbemerkt; oft wird es gefühlt, aber nicht unterschieden; oft durch Verwechselungen und falsche Erklärungen entstellt. Es bedarf also, herausgehoben, und in ursprünglicher Reinheit und Bestimmtheit gezeigt zu werden. Dieses vollständig zu leisten, und die, theils unmittelbar gefallenden, theils durch die Aufgabe, das Misfal[66]lende zu meiden, herbeygeführten *Musterbegriffe* (Ideen) geordnet zusammenzustellen, ist die Sache der *allgemeinen Aesthetik;* worauf die verschiedenen *Kunstlehren* sich stützen müssen, welche Anleitung geben, wie unter Voraussetzung eines bestimmten Stoffes, aus einer Menge[3] ästhetischer Elemente, ein gefallendes Ganzes könne gebildet werden.[4]

---

[1] „§ 81." in der 4. Ausg.

[2] „die" in der 3. und 4. Ausg.

[3] „aus einer Menge" . . . heifst in der 3. und 4. Ausg.: „durch Verbindung" . . .

[4] In der 2. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Die ursprüngliche Evidenz, ohne welche kein Princip sich als solches behaupten kann, geht verloren, sobald man des Guten zuviel thut, wie man es in diesem ganzen ästhetischen Felde zu thun pflegt. Nämlich:

1. Man pflegt die Resultate ästhetischer Urtheile in die Form von Regeln oder Vorschriften zu bringen. Dadurch reizt man den Ungehorsam und den Widerspruch. — Hievon liefert Locke — ein anerkannt höchst achtungswerther Mann, — ein auffallendes Beyspiel. Er will die bekannte, einfache Sittenregel: was Du willst dafs Andre Dir thun sollen, das thue ihnen auch, nicht für unmittelbar einleuchtend gelten lassen; sondern gestattet hiebey die Frage: Warum? und verlangt, dafs die Wahrheit und Billigkeit der Regel bewiesen werde. Obgleich nun die Billigkeit nicht kann bewiesen werden, so

§ 73.[1]

Die wissenschaftlichen Schwierigkeiten, oder diejenigen, welche selbst dem Kenner des Schönen im Wege stehn, wenn er eine Aesthetik aufzustellen unternimmt, liegen nicht hauptsächlich in dem systematischen Gefüge; dies wird vielmehr durchgängig in der Aesthetik von der leichteren Art seyn, wozu selten mehr als logische Bestimmtheit und Ordnung gehört. Die gröfseren Schwierigkeiten werden in zwey Klassen zerfallen. Theils rühren sie her von der Auffassung der Kunstwerke, oder dessen was in der Natur ihnen ähnlich ist; theils von der Nachbarschaft der Metaphysik.

§ 74.

An den Kunstwerken — oder im Sittlichen, an ausgezeichnet tugendhaften oder lasterhaften Charakteren, — übt sich am meisten das ästhetische

---

mufs man doch den Zuhörer auf den Standpunct des unpartheyischen Zuschauers (nach SMITH,) stellen, damit er das Urtheil selbst fälle; hievon aber thut man durch die imperative Form das gerade Gegentheil, indem man ihm eine Anmuthung macht, statt ihm etwas anheim zu stellen. — Das zweyte Capitel des ersten Buchs in LOCKE's Werke über den menschlichen Verstand verdient ganz nachgelesen zu werden. Anderwärts (II, 28, § 6,) geht LOCKE von der Voraussetzung aus: es würde ganz vergebens seyn, den freyen Handlungen der Menschen eine Regel vorzuschreiben, wenn nicht ein Zwangsmittel, Vergnügen und Schmerz, daran geknüpft wäre. Einer der neuesten und geistreichsten Schriftsteller, Herr SCHOPENHAUER, in seinem Werke: die Welt als Wille und Vorstellung, findet ebenfalls, dafs ein Sollen sich ohne angedrohte Strafe nicht denken läfst. (§ 709.)

2. Man pflegt die Aesthetik, wie die Logik, durch psychologische Fragen und Behauptungen — nicht zu erläutern, sondern zu verwirren. Das erste ist viel schwerer, das zweyte geschieht viel leichter, als man geneigt ist zu glauben. Wer ästhetisch urtheilt, der ist mit seinem Gegenstande, nicht mit sich selbst, beschäfftigt. Das Abspringen zur Reflexion auf sich, schadet der Reife des Urtheils; und rückwärts, die Selbstbeobachtung leidet dabey durch Erschleichungen."

An Stelle dieser Anmerkung heifst es in der 3. und 4. Ausg.:

„Die Einleitung in die Aesthetik hat das Geschäfft, die ersten Schwierigkeiten hinwegzuräumen, welche entstehen, wenn sich die verschiedenen, hier in Betracht kommenden, Reihen von Begriffen verwirren. Das Geschäfft ist also das logische der Auseinandersetzung und Anordnung.

Erstlich nun liegt das Schöne im allgemeinsten Sinne (das *καλον*, welches das sittlich Gute unter sich befafst), in einer Reihe anderer Begriffe, welche auch ein Vorziehn und Verwerfen ausdrücken; von diesen mufs es gesondert werden.

Hat man es aus diesen herausgehoben, so ist der genauen Kenntnifs wegen nöthig, gewisse Ausdrücke subjektiver Gemüthszustände zu bemerken, welche Irrthum veranlassen, wenn in ihnen eine Erkenntnifs des Schönen gesucht wird. Die Reihe der Erregungen mufs abgesondert werden.

Ferner ist bei Seite zu setzen, was sich auf den Standpunkt des Zuschauers, als Bewunderers oder Kritikers bezieht, der im letztern Falle Vorschriften, Imperative, aufzustellen unternimmt.

Alsdann erst kann auf die wahren Elemente des Schönen hingewiesen und von den Kunstlehren übersichtlich etwas hinzugefügt werden."

[1] § 73, § 74, § 75 und § 76 fehlen in der 3. und 4. Ausg.

Urtheil; weil hier die Aufmerksamkeit vorzüglich stark auf das Gefallende und Misfallende gerichtet wird. Aber das Starke ist darum nicht das Reine, am wenigsten das Einfache; und der Unterricht, welchen die Kunstwerke geben können, fängt an bey dem Höchst-Zusammengesetzten, während er, als Unterricht betrachtet, bey den Elementen beginnen sollte. Daher ist er nicht *verständlich;* und er *wird* um so weniger verstanden, je voreiliger der Trieb zur Nachahmung sich regt. Indem ferner die dadurch veranlafsten Versuche zur Kritik auffordern: verrathen sich am leichtesten und auffallendsten diejenigen Fehler, welche gegen die richtige Behandlung des *Stoffes* sind begangen worden. Aber die [67] Bedingungen, unter denen der Stoff zur Darstellung des Schönen sich gebrauchen läfst, sind ganz und gar verschieden von den ästhetischen Elementen selbst, die an dem Stoffe sollten dargestellt werden. Es kann also nur Verwirrung entstehen, wenn die technischen Regeln, nach welchen die *Geschicklichkeit* des Künstlers zu beurtheilen ist, verwechselt werden mit den Principien der Aesthetik.[1]

§ 75.

Die Metaphysik, mit welcher die Aesthetik, wegen der völligen Ungleichartigheit ihrer Principien, sich rein auseinandersetzen sollte, wird gerade im Gegentheil schon durch das Erstaunen über die Kunstwerke

---

[1] In der 2. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Der erste, am allgemeinsten wirksame Grund, woraus die bisherige Verwirrung in der Aesthetik entsprungen ist, und wodurch sie unterhalten wird, ist dieser: Man ist ausgegangen von der Thatsache, dafs über Sachen des Geschmacks verschieden geurtheilt wird; man wünscht aber, zu einer sichern Entscheidung zu gelangen; und nun betrachtet und behandelt man die Aesthetik als eine, der vorhandenen, unsicheren Beurtheilung über das Schöne in der Natur und Kunst, vorgeschobene, und zum Dienste derselben bestimmte Wissenschaft. Darum fängt Jeder damit an, von seinen schon gefällten Kunst-Urtheilen rückwärts zu gehen, sie zu zergliedern, von ihnen allerley zu abstrahiren; alsdann hält er das Einfachste, was er auf diesem Wege findet, für Elemente des Schönen, und sucht diese nun wieder allmählig zusammenzusetzen. Ueber ein solches Verfahren sagt Kant (Kritik d. r. V. S. 35) sehr richtig: Die Deutschen sind die einzigen, welche Aesthetik nennen, was Andre Kritik des Geschmacks heifsen; es liegt dabey eine verfehlte Hoffnung zum Grunde, die kritische Beurtheilung des Schönen (die schon da ist) unter Vernunftprincipien zu bringen.

Die ursprünglichen ästhetischen Urtheile, wodurch die ästhetischen Elemente (nach dem Sprachgebrauche des Verfassers,) bestimmt werden, sind nichts weniger, als jene, von Jedem nach seiner Weise gefällten, Geschmacksurtheile über Werke der Natur und Kunst. Die ursprünglichen ästhetischen Urtheile, obschon keinesweges neu, müssen auch in der Wissenschaft nicht als bekannte Thatsachen, auf die man sich beruft (da würden sie mit tausend Verfälschungen zum Vorschein kommen) behandelt werden, sondern man mufs sie gleichsam wie von neuem in sich erzeugen, indem man auf bestimmt vorgelegte Verhältnisse sein Augenmerk richtet. — Hiebey wird nun Niemand erwärmt, ergriffen, begeistert werden, — wie man das, gleichsam als ein Recht, zu fordern pflegt, wo von Aesthetik die Rede ist. Diese Erwärmung bleibt vielmehr den Kunstwerken eigenthümlich, welche aus tausend unsichtbaren Quellen auf einmal das Schöne hervorgehn lassen, und dadurch tausende von ästhetischen Urtheilen, deren keins zur Reife kommt, in ein unbestimmtes Gefühl verschmelzen, wovon man hintennach durch jene Kritik des Geschmacks sich vergeblich eine genaue Rechenschaft zu geben sucht."

und über das Genie der Künstler, in dies ihr fremde Gebiet hineingezogen. Man fragt bald nach der Natur des Schönen, die sich ja als etwas so mächtig wirkendes ankündige, — bald nach dem Ursprunge der Kunst, von welcher das Schöne entweder erzeugt, oder nachgebildet, auf jeden Fall zur Erscheinung gebracht werde. — Wären nun auch nicht diejenigen, welche sich mit solchen Fragen am meisten beschäfftigen, ohnehin angefüllt von mancherley mythologischen Vorstellungsarten, und dadurch disponirt, dergleichen in die Beantwortung jener Fragen einzumischen: so liegt dennoch schon in den aufgeworfenen Fragen selbst ein mythologischer Keim, dessen Entwickelung zu falschen Anwendungen der Metaphysik verleiten mufs.

Was erstlich die Natur des Schönen anlangt: so legt man demselben eine reale Kraft unter, ja man verwechselt es wohl gar selbst mit dem Realen, weil man meint, zu den Wirkungen des Schönen eine Ursache hinzudenken zu müssen.* Dieser Schlufs ruft denn allerdings die [68] Metaphysik herbey; aber nicht um die vermeinte Ursache vollends kennen zu lehren, sondern um das Unvorsichtige des Schlusses zu zeigen. Denn theils bedarf der Begriff der Ursachen, vollends der *äufseren, auf uns einwirkenden*, Ursachen, sehr starker Berichtigungen; theils ist es eine arge Erschleichung, statt der Ursachen überhaupt, eine eigne, alles mannigfaltige Schöne gemeinschaftlich begründende, reale Ursache unterzuschieben.

Zweytens, um nichts besser ist es, das Genie des Künstlers, und eben so die Kraft zur Tugend für besondere Seelenkräfte zu halten, die man wohl gar aus dem Zusammenhange mit anderen geistigen Thätigkeiten herausreifsen, und ihnen allen als das sie beherrschende entgegensetzen dürfte. Gegen eine solche, den Begriff der *Seele* zerrüttende Vorstellungsart, mufs abermals die Metaphysik protestiren; welche, falls sie schwach genug wäre, sich diese, und die vorige, mythologische Ansicht aufdringen zu lassen, dadurch würde in Grund und Boden verdorben werden.[1]

* Noch ein anderer Grund liegt darin, dafs das Reale, im Gegensatz der nichtigen Erscheinungen, selbst einen ästhetischen Charakter annimmt, der aber nur in der Mitte der metaphysischen Untersuchungen, (auf welche er übrigens keinen Einflufs haben darf) zu bemerken ist.

[1] In der 2. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Die Vermengung der Aesthetik und Metaphysik ist das eigentliche, radicale Uebel der ganzen neuern Philosophie seit KANT. Sie entstand ganz natürlich daraus, dafs man, statt über die Natur der Dinge und über gegebene Probleme, vielmehr über KANTs Schriften philosophirte. In ihnen schien einer wahren, auf den Grund gehenden Erkenntnifs das am nächsten zu kommen, was KANT in der transcendentalen Logik über das Selbstbewufstseyn, und in der Kritik der praktischen Vernunft über die Freyheit gesagt hatte. Die Betrachtungen über beydes waren leicht zu verknüpfen; und es kam in dieselben ein neues Leben, da FICHTE mit gröfserer Energie, als Alle vor ihm, das Ich, als das einzig ursprünglich Gewisse, hervorhob. Da nun vollends LESSINGs Anhänglichkeit an SPINOZA bekannt worden war, der selbst die Ethik auf seine Metaphysik gepfropft hatte; da mehrere sehr geistreiche und gelehrte Männer sich von dem Schwunge der neu aufgeregten Gedanken fortreifsen liefsen, und die Besonnenheit verloren, welche das Einzelne genau betrachtet, um zu sehen, ob Alles unter einander zusammenpafst: — da flossen drey Klassen von Erkenntnissen, welche die Vorzeit längst geschieden hatte, und welche noch KANT (Grundl. z. Metaphysik d. S. Vorrede) als vollkommen richtig geschieden, aus-

§ 76.

Hat aber einmal eine falsche Metaphysik sich gebildet, welche, wider die wahre Natur dieser Wissenschaft, Anspruch macht in der allgemeinen Aesthetik irgend etwas zu bestimmen: so mufs dieses hinwiederum die Aesthetik zerrütten. Denn nun glaubt man theoretische Gründe zu besitzen, aus welchen, was gefallen und was misfallen *müsse*, sich *beweisen* lasse; dadurch aber wird das natürliche und ursprüngliche Urtheil noch gewisser verfälscht, als durch gemeine Vorurtheile und Gewöhnungen.

Deshalb mufs selbst von demjenigen, was sonst treffliche Kenner des Schönen irgend einer Gattung, sey es durch Worte oder in Werken gelehrt haben, sorgfältig das abgerechnet werden, was sie um irgend welcher metaphysischer Meinungen willen für schön zu halten sich verleiten liefsen.

[69] § 77.[1]

Der gemeinen Verwechselung des Schönen und Guten mit dem Nützlichen und Angenehmen mufs noch in der Kürze[2] Erwähnung geschehn; obgleich diejenigen davor beynahe sicher sind, welche mit irgend einer Kunst oder Wissenschaft sich gehörig, d. h. deren innere Vortrefflichkeit anerkennend, beschäfftigen.

Das Nützliche hat einen aufser ihm liegenden Beziehungspunkt; es setzt irgend etwas anderes voraus, wozu es nütze.[3]

---

drücklich anerkannte, — Logik, Physik, Ethik, — in ein Chaos zusammen, aus welchem geordnet wieder hervorzugehen sie jetzt lange Zeit brauchen.

Uebrigens hatte man schon im Alterthum darüber gestritten, welcher von diesen drey Theilen der erste seyn solle. Sextus Pyrrh. H. II. cap. 2, und weit ausführlicher adversus logicos gleich im Anfange.

[1] „§ 73." in der 3. u. „§ 82." in der 4. Ausg.

[2] „mufs noch in der Kürze" heifst in der 3. u. 4. Ausg.: „mufs zuerst".

[3] In der 2., 3. u. 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Bey ältern Schriftstellern, auch bey den klassischen Alten, ist nichts gewöhnlicher als die Verwechselung oder Vermengung des Nützlichen mit dem Guten. Man findet diese Verwechselung als herrschenden Hauptgedanken in XENOPHONS Memorabilien; PLATON und ARISTOTELES erheben sich über sie mit einiger Anstrengung; und die Stoiker sieht man wieder[a] darin zurückgleiten. (Des ARISTOTELES Meinung von der Tugend als einem Mittleren zwischen zwey Extremen gehört jedoch nicht hieher; sie trifft gar nicht das eigentliche Wesen des Sittlichen, sondern sie ist eine Art von mathematischer Bemerkung darüber, dafs die menschlichen Handlungen und Gewöhnungen ein Maximum ihrer Angemessenheit haben, jenseits dessen sie sich von dem Löblichen sowohl durch ein Zuviel als durch ein Zuwenig entfernen können.) [b] Die Stoiker scheinen beym CICERO fast noch in zu günstigem Lichte zu stehn; denn während PANAITIOS (der Vorgänger des CICERO in dem Werke von den Pflichten,) das honestum und utile sorgfältig scheidet, um es wieder zu vereinigen, berichtet dagegen SEXTUS (Pyrrh Hyp. III, 20, etc.) von der Schule im Allgemeinen ganz andere Lehren. Z. B. *φασιν ὁι Στωϊκοι, αγαθον ειναι ωφελειαν, — το δὶ ἑαυτο ἁιρετον, — το συλλαμβανον προς ευδαιμονιαν. ευδαιμονια δε εϛιν ευροια βιȣ.* Aus dem Allen, sagt SEXTUS, lernt man nicht, was das Gute an sich sey, Kannte man es schon, so würde man zugeben, dafs es nütze, und um seiner selbst willen gewählt werden müsse. — Anderwärts (cap. 25) heifst es: *τῳ*

---

[a] „teilweise wieder" statt „wieder" in der 4. Ausg.

[b] Die folgenden Sätze bis zum Schlusse der Anmerkung: „Die Stoiker . . . der Staat des Spinoza." fehlen in der 4. Ausg.

Zu dem Angenehmen [1] im weitern Sinne wird die Befriedigung der Begierden mit gerechnet; welche sich von dem Schönen und Guten, als einem stetigen, und sich gleichbleibenden Gegenstande sehr leicht unterscheidet, indem die Befriedigung eine Begehrung voraussetzt, das Begehren aber ein zeitlich wechselnder, zufälliger Zustand ist.

Allein das Angenehme und sein Gegentheil im engern Sinne ist in der That mit dem Gefallenden und Mifsfallenden sehr nahe verwandt. Es besteht nämlich in derjenigen unmittelbaren Empfindung, vermittelst deren wir ein Empfundenes, ohne weiteren Grund, und selbst ohne Begierde oder Abscheu, vorziehen oder verwerfen. Man kann sogar das Unangenehme, z. B. einen elektrischen Schlag, begehren, (während man experimentirt), das Angenehme dagegen verabscheuen, (aus Furcht vor übeln Folgen); und bey aller Lebhaftigkeit jener Begierde und dieses Abscheus dennoch des Angenehmen und Unangenehmen als solchen sich bewufst bleiben. — Zu der unwillkürlichen Beurtheilung, wodurch das Schöne und Gute erkannt wird, fehlt hier nichts weiter, als ein *Gegenstand* der Beurtheilung, der uns gegenüber trete. Denn das Angenehme und Unangenehme schreiben wir als ein *Gefühl* uns selbst zu. Das nämliche ereignet sich bey jeder mangelhaften Auffassung des Schönen, wo wir auch nicht wis-[70]sen, *was* uns eigentlich gefallen habe. Daher auf der einen Seite die Leichtigkeit der Verwechselung, — während auf der andern Seite doch der nämliche Umstand auch die Unterscheidung erleichtert. Denn wer das Schöne schärfer betrachtet, der findet allemal einen Gegenstand, welcher ihm zu denken giebt; das Angenehme hingegen bleibt immer nur gegenwärtig in augenblicklichen Gefühlen, aus denen sich weiter nichts machen läfst, und über welche man eben deshalb durchs Nachdenken sich mehr oder minder hinweggesetzt findet. [2]

διομαλισμῳ των πραξεων καταλαμβανομεν τον εχοντα την περι τον βιον τεχνην. Diesen *διομαλισμος* könnte man deuten auf die Idee der innern Freyheit (§ 80); aber eben so gut kann es die leere Consequenz seyn, in welche sich dieselbe verwandeln würde, wenn man statt der übrigen Ideen (§ 81—84) blofse Maximen der Willkühr oder der Klugheit setzte. — Gleich darauf werden aus den Schriften des Zeno von Cittium, und des Chrysipp, so unanständige Dinge angeführt, dafs Sextus hinzusetzt, sie möchten schwerlich wagen, solchen Lehren gemäfs zu leben, aufser bey Kyklopen und Laistrygonen. — Alle Dialektik der Stoiker konnte den ästhetischen Sinn nicht ersetzen, der ihnen fehlte; daher verdarben sie das Gute, was sie von Platon hatten. — Mit Spinoza, dem heutiges Tages Vielgepriesenen, steht es im Sittlichen nicht im mindesten besser. Sein eigentlicher Haupt-Grundsatz ist das suum utile quaerere. Sein Gott liebt mit unendlicher Liebe sich selbst. Kein *διομαλισμος* kann diesen Egoismus veredeln; das verräth am stärksten der Staat des Spinoza."

[1] „Angenehmern" in der 3. Ausg.

[2] In der 2., 3. u. 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Manche bedienen sich — [a] wenigstens wenn sie Einwürfe gegen das hier Vorgetragene machen wollen, — auch beym Nützlichen und Angenehmen des Ausdrucks: es gefällt. Dabey ist zuerst zu erinnern, dafs das Nützliche, welches zwar nicht gefällt, aber doch vorgezogen wird, nur mittelbar, und nicht, wie hier allenthalben vorausgesetzt wird, unmittelbar, einen Vorzug vor seinem Gegentheil, dem Schädlichen, hat. Was aber das Angenehme

---

[a] Der folgende Satz: „wenigstens wenn . . . machen wollen" fehlt in der 3. u. 4. Ausg.

§ 78.[1]

Während nun das Angenehme und Unangenehme, aus dem eben angegebenen Grunde, bey fortschreitender Bildung immer mehr als etwas Geringfügiges und Vorübergehendes zurückgestellt wird: hebt sich dagegen das Schöne, als etwas Bleibendes von unläugbarem Werthe, immer mehr hervor. Aber aus dem übrigen Schönen selbst scheidet sich das Sittliche heraus, als dasjenige, was nicht blofs als eine Sache von Werth besessen wird, sondern den Werth[2] der Personen selbst bestimmt. Endlich aus dem Sittlichen sondert das Rechtliche sich ab, als dasjenige, worauf die gegenseitigen Forderungen der Menschen dringen, und ohne dessen Beachtung die unentbehrliche gesellschaftliche Einrichtung nicht bestehen könne.

So erlangen die verschiedenen Gegenstände des unmittelbaren und willkührlosen Vorziehens und Verwerfens ein ganz verschiedenes Gewicht in der Schätzung der Menschen. Allein das darf die Wissenschaft nicht hindern, die Gleichartigkeit aller dieser Gegenstände anzuerkennen. —

[3]Nach allem Bisherigen ist die Aesthetik eine Wissenschaft, die zwar schwer genug zu finden, aber, einmal gefunden, nicht mehr schwer seyn kann zu fassen. Es bedarf also dazu keiner weitläuftigen Vorbereitungen; und wir könnten schon hier abbrechen, wäre es nicht unsere [71] Absicht, auch einen Ueberblick über die Wissenschaft in der Kürze zu

---

anlangt, so verwechselt man es gewöhnlich mit dem, was die Begierden befriedigt; und im Zuge dieser Verwechselung mag denn auch Jemand, der im Kartenspiel gewinnt, wohl sagen, das Spiel sey ihm angenehm, und: es gefalle ihm, — wo beydes gleich unrichtig gesprochen ist. Nimmt man das Angenehme in seinem wahren Sinne, so kommt es dem Schönen, wie schon oben gesagt, allerdings nahe; [a]und viel näher, als Denjenigen willkommen ist, die, um recht erhaben zu scheinen, auch das Verwandte gern durch unübersteigliche Klüfte trennen mögen. Dennoch wird auch hier der Sprachgebrauch verwirrt, wenn Jemand sagt: der Geruch der Hyacinthe gefällt mir besser als der Geruch der Lilie. Denn bey dem Ausdrucke: es gefällt, wird Etwas, das da gefalle, als etwas bestimmt vor Augen zu stellendes vorausgesetzt; Niemand aber kann den Geruch einer Blume, der eine Empfindung in ihm ist, Andern mittheilen, noch darauf, als auf ein Object der Betrachtung hinweisen. — Uebrigens ist im ästhetischen Gebiete die Sprachverwirrung so grofs, dafs täglich vom schönen Wetter, statt vom angenehmen Wetter geredet, auch von einer Medicin gesagt wird, sie schmecke häfslich. Doch aber macht es der gemeine Sprachgebrauch nicht so arg, wie manche Philosophen[b], die sogar den assensus logicus auf deutsch mit Beyfall, anstatt mit Zustimmung, übersetzen. Denn aufser den Schulen sagt niemand,[c] ein viereckiger Cirkel misfällt mir, — oder gar: es gefällt mir, dafs der Cirkel rund ist! Und ob wohl[d] irgend Einer auf seinem Katheder so spricht?" —

[1] „§ 74." in der 3. u. „§ 83." in der 4. Ausg.

[2] „den unbedingten Werth" in der 3. u. 4. Ausg.

[3] Die folgenden Sätze bis zum Schlusse des § 78: „Nach allem Bisherigen . . . zu Erläuterungen und Rechtfertigungen?" fehlen in der 3. u. 4. Ausg.

---

[a] „und viel näher . . . Klüfte trennen mögen." fehlt in der 4. Ausg.

[b] „Philosophen" fehlt in der 4. Ausg.

[c] „denn aufser den Schulen sagt niemand," heifst in der 4. Ausg.: „Niemand sagt,".

[d] „Und ob wohl . . . so spricht?" — fehlt in der 3. u. 4. Ausg.

vermitteln. Doch kann ein solcher Ueberblick nur historisch gegeben werden, denn hier ist der Ort nicht zu Erläuterungen und Rechtfertigungen.[1]

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. [a] Auch in dieser zweyten Ausgabe ist nicht Raum zur Beantwortung der mancherley, grundlosen, und zum Theil offenbar sophistischen, Einwürfe, mit welcher man die hier vorgetragene Lehre, — das kurze Resultat eines langen und vielseitigen Forschens, — vielmehr niederzudrücken als mit der, einem Philosophen einzig anständigen, Wahrheitsliebe, zu prüfen gesucht hat. Das Mindeste, was Diejenigen zu thun hatten, und noch haben, die hierüber sprechen wollten, war: genaues Studium der allgemeinen praktischen Philosophie des Verfassers. Eine höhere Forderung ist: unpartheyischer Ueberblick über die mancherley Systeme, und über die allmählige Ausbildung sittlicher Grundsätze unter den Menschen.

Einer von den allgemeinsten Einwürfen, der, wenn er Grund hätte, nicht bloſs auf die Darstellung der praktischen Philosophie, sondern der ganzen Aesthetik ginge, ist folgender: es werde eine unbedingte Beurtheilung von Verhältnissen angekündigt, die gleichwohl bedingt sey durch Abstraction vom Realen, und Reflexion auf die Begriffe, die zu Gliedern der Verhältnisse dienen sollen. — Um die Verwechselung, worauf dieser Einwurf beruht, fühlbar zu machen, darf man nur fragen: ob es denn wohl jemals eine Erkenntniſs, oder eine Meinung, vom Unbedingten gegeben habe, die nicht auf ähnliche Weise bedingt gewesen sey durch tausende von Abstractionen und Reflexionen? Kein Mensch wird geboren mit der Anschauung des Unbedingten; jede wissenschaftliche Darstellung trifft ihre Vorkehrungen, um den Lernenden allmählig auf den rechten Standpunct zu stellen. Steht er auf diesem Puncte, hat er ins Auge gefaſst was man ihm zeigt: dann erwartet man von ihm eine Entscheidung und Anerkennung, die man ihm nicht mittheilen, und die Er aus keinen Prämissen folgern kann; darum heiſst sie unbedingt, wiewohl sie im psychologischen Sinne eine Menge von Bedingungen hat. [b] Aber freylich, der schwärmerische Geist unserer Zeit ignorirt diese Bedingungen; daher solche Einwürfe!
In der 3. und 4. Ausg. folgt hier als Text weiter:

§ 75.[c] Da das Schöne gegenständlich oder objectiv seyn soll: so wird jetzt, um es zu genauerer Kenntniſs hervorzuheben, nöthig, die subjectiven Gemüthszustände abzusondern, durch welche es anscheinend Prädicate bekommt, die in die verschiedensten Gattungen des Schönen zugleich eingreifen. Man nennt es z. B. bald prächtig, bald lieblich, bald niedlich; welche Prädicate eben so gut einem Werke der Poesie, als der Plastik, als der Musik zukommen können, wobey deshalb weder für poetische Gedanken, noch für plastische Umrisse, noch für musikalische Töne irgend eine sie selbst betreffende Bestimmung gewonnen wird. [108] Um das objective Schöne und Häſsliche in der Poesie zu erkennen, müſsten Unterschiede solcher und anderer Gedanken nachgewiesen werden; es müſste also wenigstens von Gedanken überhaupt die Rede seyn. Um das objective Schöne und Häſsliche in der Plastik zu erkennen, müſsten Unterschiede solcher und anderer Umrisse nachgewiesen werden; es müſste also von Umrissen die Rede seyn. Um das Schöne und Häſsliche in der Musik zu erkennen, müſsten Unterschiede solcher und anderer Töne nachgewiesen werden; es müſste also von Tönen die Rede seyn. Nun enthalten die

[a] Der erste Abschnitt der Anmerkung: „Auch in dieser . . . Grundsätze unter den Menschen“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.
[b] „Aber freylich . . . solche Einwürfe!“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.
[c] „§ 84.“ in der 4. Ausg.

Zweytes Capitel.

Aufzeigung sittlicher Elemente.

§ 79.[1]

Alle einfachen Elemente, welche die allgemeine Aesthetik nachzuweisen hat, können nur Verhältnisse seyn, denn das völlig Einfache ist gleich-

Prädicate prächtig, lieblich, niedlich (und viele ähnliche), nichts von Tönen, Umrissen, Gedanken; sie geben also auch nichts zu erkennen vom objectiven Schönen, weder in der Poesie noch Plastik noch Musik. Wohl aber begünstigen sie die Einbildung: es gebe ein objectives Schönes, welchem Gedanken, Umrisse, Töne gleich zufällig seyen; und dem man sich annähern könne, indem man poetische, plastische, musikalische Eindrücke von ähnlicher Art zugleich empfange, die Gegenstände aber allmählich schwinden lasse, und nur die erregten Gemüthszustände zu verlängern suche. [a] Das ist der Weg zur mystischen Anschauung! Wenn sie bekennt, das Nichts angeschauet zu haben, so hat sie beynahe Recht.

Wahr dagegen ist folgendes:

§ 76.[b] Jedes Werk der schönen Natur und Kunst erhebt uns über das Gemeine; es unterbricht den gewöhnlichen Lauf des psychischen Mechanismus. Fragt man aber, wie derselbe könne unterbrochen werden: so ist die leichteste Antwort: durch Erregung von Affecten. Diese sind entweder deprimirend oder excitirend; überdies in beyden Klassen noch äufserst mannigfaltig; sämmtlich aber vorübergehend, wodurch sie sich von dem durch sein Object vestgestellten ästhetischen Urtheil unterscheiden. In der That nun läfst sich bey den meisten ästhetischen Gegenständen die [109] Spur erkennen, dafs ihre Wirkung mit Erregung einer Art von Affecten begann; so ist die Poesie nach den Seiten des Tragischen und des Heitern, oft Komischen, auseinandergetreten, indem sie entweder deprimirend oder excitirend ins Gemüth eingreift. Nicht sicherer kann der ästhetische Gegenstand eingreifen, als indem er afficirt; nicht besser kann der Affect endigen, und von ihm das Gemüth sich reinigen, als durch Uebergang in das zurückbleibende ästhetische Urtheil. Die Eintheilung aber ist noch nicht vollständig; das Gemeine des gewöhnlichen Gedankenlaufes mufs nicht gerade durch den Affect unterbrochen werden; sondern zwischen Depression und Excitation steht der ruhige Ernst. Und es giebt ästhetische Gegenstände, welche den Umweg, durch Affecten zu wirken, entweder ganz oder doch beynahe verschmähen. Die ernste Tugend, — das ernste Gewölbe, der ernste Choral, die dorische Säule, selbst die reine, in strengem Zusammenhange fortfliefsende Erzählung, und die stille Landschaft, beginnen ihre Wirkung, wo sie den empfänglichen Menschen

[1] „§ 89." in der 4. Ausg.

[a] „Das ist... Wahr dagegen ist folgendes:" fehlt in der 4. Ausg.
[b] „§ 85." in der 4. Ausg.

gültig, d. h. weder gefallend noch misfallend.* Die sittlichen Elemente

* Ueber diesen Satz, und über das ganze Capitel, kann meine allgemeine praktische Philosophie nachgelesen werden. (Diese Fufsnote fehlt in der 2., 3. und 4. Ausg. D. Her.)

antreffen, geradezu beym ästhetischen Urtheil; welches alsdann vielleicht seiner Seits Affecten veranlafst, aber auch wieder sinken läfst und selbst beruhigt; ohne übrigens durch sie charakterisirt zu seyn. Solches Verhältnifs darf man nur nicht überall verlangen; die Kunst würde auf diesem Wege den Menschen wie er ist, allzuselten berühren können.[a]

[b] § 77. Man mag nun versuchen, jene Prädicate, und alle ihnen ähnliche, auf die Affecten denen sie angehören, oder selbst auf den Wechsel mehrerer Affecten, die sie erregen, zu beziehen; wir aber setzen jetzt die ganze Reihe der Erregungen, da sie für das objective Schöne, dem wir uns zu nähern suchen, nur subjective Bezeichnungen abgiebt, einstweilen bey Seite; und ziehen [110] dagegen den Standpunct in Betracht, welchen der Anschauende des Aesthetischen sich selbst zuschreibt.

Anfangs war er ergriffen, mithin passiv. Besinnt er sich nun, dafs

[a] Die 4. Ausg. führt hier fort:

„§ 86. Sucht man nun die Principien der Aesthetik, das heifst, die einfachsten ursprünglichen Bestimmungen dessen, was an Objecten als solchen unwillkürlich gefällt oder misfällt: so kann ein doppelter Fehler begegnen: indem erstlich wegen zu weit getriebener Abstraction die Gegend überschritten wird, wo die Principien liegen; zweytens wegen mangelnder Abstraction von Dem, was man bey Seite setzen sollte, die ästhetischen Urtheile mit Erregungen von Lust und Unlust verwechselt oder doch vermischt werden.

1. Das allgemeine Kennzeichen des Aesthetischen, dafs es als objectiv unwillkürlich gefällt oder misfällt, findet sich an so verschiedenen Gegenständen, dafs, wenn man von aller dieser Verschiedenheit abstrahirt, nichts Objectives übrig bleibt. Man hat also in der Höhe dieser Abstraction kein Object mehr, woran ein ästhetisches Urtheil etwas zu bestimmen anträfe; das heifst, man kann in dem Inhalte des Begriffs vom Aesthetischen die Principien nicht finden, sondern man mufs in den Umfang des Begriffs hinabsteigen, um sie zu suchen.

2. Dagegen wirken alle ästhetischen Gegenstände bey günstiger Gemütslage auf den Gemüths-Zustand. Hat man nun vom Subjectiven nicht abstrahirt: so wird man in den Erregungen die Principien der Aesthetik suchen; und sie deshalb verfehlen.

§ 87. Um diesen unrechten Weg desto sicherer zu vermeiden, mögen die Prädicate, welche von der Erregung hergenommen sind, etwas ausführlicher als vorhin, betrachtet werden.

1. Man fängt nach Kant gewöhnlich damit an, das Schöne vom

[b] Statt der folgenden 4 Zeilen: „§ 77. Man mag nun versuchen, . . . Reihe der Erregungen“ heifst es in der 4. Ausg.: „§ 88. Wir setzen jetzt zwar die ganze Reihe der Erregungen,“ . . .

sind gefallende und misfallende Willensverhältnisse. Es ist aber hier nicht die Rede von dem Willen als einer Seelenkraft (die überall nicht existirt,) sondern von einzelnen Acten des Wollens, und von deren Verhältnissen

---

ihm der Künstler nicht etwan (gleich dem Redner, welcher in nothwendigen Angelegenheiten auf Entschlufs dringt) Gewalt angethan hatte — dafs überhaupt das Schöne und Häfsliche selbst im weitesten Sinne, wo es das Gute und Schlechte unter sich befafst, ihm, dem blofsen Zuschauer, nichts verheifst noch droht: so fühlt er sich frey, und befreyt von der anfänglichen Aufregung. Dieser Freyheit bedient er sich, indem er die Art der Auffassung, oder auch den Gegenstand selbst zu verändern — etwas daran zu rühren und zu rücken unternimmt. Es fragt sich, ob der Gegenstand dabey gewinnt oder verliert. Der classische Gegenstand würde verlieren. Hiebey übt also derselbe eine neue Gewalt, eine scheinbare Kraft sich zu widersetzen, gegen den Zuschauer aus. Sehr häufig aber gewinnt der Gegenstand bey der Veränderung, und legt Fehler ab. Der Zuschauer wird in jenem Falle Bewunderer; in diesem Kritiker; (wobey

---

Erhabenen zu unterscheiden. Man sieht also das Schöne im engern Sinne als eine Art an, zu welcher das Aesthetische der Gattungsbegriff seyn würde. Dies Schöne im engern Sinne soll durch seine Form gefallen, die in der Begränzung bestehe; das Erhabene dagegen auch an formlosen Gegenständen zu finden seyn, welche auf die Vorstellung des Unbegränzten führen. Zum erstern gehören die vier kantischen Bestimmungen (nach Qualität, Quantität, Relation, Modalität), dafs erstlich das Schöne ohne (subjectives) Interesse, zweytens als gemeingültig, obgleich ohne ursprüngliche logische Quantität des ästhetischen Urtheils, drittens als ob es zweckmäfsig geformt wäre, jedoch ohne Vorstellung eines bestimmten Zwecks, viertens als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens zu be[110]trachten sey. Zum zweyten gehört die Eintheilung des Erhabenen in das mathematische und dynamisch Erhabene. Hiebey wird aber sogleich eingeräumt, dafs mit der Auffassung des Erhabenen eine Gemüthsbewegung verbunden sey; wie natürlich, indem dasselbe uns über das Gemeine hinwegsetzt.

2. Verwandt mit jenen beyden Arten des Aesthetischen sollen seyn:*

a) Das Hübsche, welches schöner seyn könnte.

b) Das Reizende, worin eine Aufregung zu Lustgefühlen liegt. Damit hängt die, nicht allgemein richtige, Behauptung zusammen: es sey das Schöne in Bewegung.

c) Das Anmuthige, welches dem vorigen coordinirt werden kann, wenn man es als Verbindung des eigentlichen Angenehmen (§ 82) mit dem Schönen betrachtet, während die Lust im Reizenden vielmehr auf Regungen des Begehrens zurückzuführen ist.

d) Das Niedliche; oder das Schöne im Kleinen (worin es intensiver wird).

* Krug's Aesthetik, § 31 u. s. f.

gegen einander. Auch kommt es hier nicht auf eine Erkenntnifs an, dafs solches und anderes Wollen wirklich vor sich gehe; sondern auf die Be-

---

jedoch[a] zu bemerken ist, dafs manche Kunstwerke, welche einer neuen Kunst, nämlich des Vortrags, zur völligen Darstellung bedürfen, von der Kritik Aufschub verlangen, indem sie fürs erste noch unbestimmt erscheinen.) [b] Und wenn die Kritik (wie oft geschieht) dahin leuchtet, wo Schatten seyn soll, so trifft sie der nämliche Vorwurf, der auf einen schlechten Vortrag fallen würde.

Hier nun ist der Ursprung derjenigen Aesthetik, welche auch Kritik des Geschmacks heifst, und deren Unsicherheit zu dem Satze Anlafs gab: man müsse über den Geschmack nicht streiten. Die Urtheile fallen nämlich verschieden aus, wenn ein verschiedenes Licht auf den Gegenstand geworfen, wenn er mit verschiedentlich getheilter und wechselnder [111] Aufmerksamkeit betrachtet wird. Hingegen können grofse und vielfach zusammengesetzte Gegenstände der Natur und Kunst sich niemals ganz

---

e) Das Schmückende, welches einen von ihm unterschiedenen Gegenstand verziert.
f) Das Grofse; welches neben dem ähnlichen Kleinen gefällt. Es braucht darum noch nicht, gleich dem Erhabenen, über das Gemeine hinwegzusetzen; thut es dies, so heifst es colossal.
g) Das Edle, welches grofs, und zugleich sehr regelmäfsig schön ist.
h) Das Feyerliche, mit Ausruhen vom Gemeinen verbundene.
i) Das Prächtige, worin das Schöne zugleich starke Sinneseindrücke macht. Ist es erhaben, so geht es in das Majestätische über.
k) Das Pathetische, welches nicht sowohl selbst grofs ist, als vielmehr Gröfse verkündet und fühlbar machen soll. Verfehlt es diese Wirkung, so wird es schwülstig.
l) Das Rührende, was Gefühle der Anhänglichkeit und Theilnahme weckt. Es wird sentimental, wenn es allgemeine Reflexionen über das Loos der empfindenden Wesen in sich aufnimmt.
m) Das Wunderbare, was durch Abweichung vom Gewohnten zu unbeantwortlichen Fragen lebhaft anreizt.

Die Begriffe des Tragischen und Komischen gehören nicht in diese Reihe, sondern zur Kunstlehre. Schreck und Lachen sind Affecten, die an sich mit dem Schönen nicht zusammenhängen; ihre Benutzung ist Sache der Kunst; und kann, ohne die letztere in Betracht zu ziehn, nicht verstanden werden.

Besonders aber ist zu bemerken, dafs in dieser ganzen Reihe dasjenige, welches, gleichviel ob im Grofsen oder im Kleinen, erheben, erheitern, rühren, — überhaupt erregen soll, als schon vorhanden angenommen, jedoch keinesweges nachgewiesen wird. So lange es nun unbekannt bleibt, läfst sich hieran die Kunstlehre nicht unmittelbar anknüpfen; und noch vielweniger die Sittenlehre."

[a] „jedoch" fehlt in der 4. Ausg.

[b] Die folgenden 3 Zeilen: „Und wenn die Kritik . . . Vortrag fallen würde," fehlen in der 4. Ausg.

griffe von solchem Wollen, und auf die Beurtheilung der Verhältnisse, welche es bilden *würde*, *wenn* es wirklich vorhanden wäre. Damit diese Be-

sichern; sie rechnen vielmehr oft selbst darauf, der Zuschauer werde vieles hinzudenken, vieles hineinlegen; hiemit überlassen sie Manches seiner Apperception, welche gar mannigfaltig nach Individualitäten und Stimmungen auszufallen pflegt. Ueberdies haften solche Werke an irgend einem Stoffe; und in die Kritik mischt sich eine Menge von Fragen, ob der Stoff passend, ob die Vortheile, welche er darbieten konnte, im Kunstwerke benutzt sind. Das Alles lenkt ab von der eigentlichen Auffassung des Schönen; und es zeigt sich, wie schwierig es ist, durch das Anschauen der Kunstwerke den Geschmack zu bilden, ohne ihn zu verwirren oder eigensinnig zu machen.

§ 78.[a] Wird die Kritik nicht durch Widerspruch gestört: so nimmt sie die imperative Form an; und die verschiedenen Vorschriften sucht sie [b] durch einen obersten Imperativ in ein System zu bringen. Sie fodert vor allen Dingen Genie; welches im Sittlichen absolute und ursprüngliche Freyheit des Willens genannt wird. Anstatt aber dem vorhandenen Genie und der erworbenen Freyheit die ersten Grundbestimmungen des Schönen und Guten, sammt dem gegenüberstehenden Tadelhaften, möglichst vollständig und genau darzubieten, zur Auswahl auszubreiten, hiemit die Production zu erleichtern und die Empfänglichkeit zu erhöhen: will sie das Genie und die Freyheit an Regeln binden; in der Meinung, das wahre Genie und die wahre Freyheit trage eigentlich schon selbst diese Regeln in sich. Wenn nun das Häfsliche und das Böse zum Vorschein kommt, so wundert sie sich; erklärt aber dennoch auch diese Production aus dem Genie und der Freyheit; als ob es neben dem wahren Genie auch [112] noch ein falsches Genie, neben der wahren Freyheit auch eine falsche Freyheit gäbe.

Der Fehler liegt nun nicht darin, dafs überhaupt eine imperative Form gebraucht wird. Diese würde sich der Künstler gern gefallen lassen, und der sittliche Mensch, da er nicht umhin kann zu wollen und zu handeln, mufs sie sich gefallen lassen, sobald die Kritik von zulänglichen Gründen anhebt. [c] Aber darin liegt der Fehler, dafs man sich früher mit Befehlen an die Person wendet, ehe man mit logischer Pünctlichkeit die Musterbegriffe aufgestellt hat, in welchen die Person das objective Schöne und Gute deutlich erkennen würde. Nicht von Mustern, sondern von Beyspielen, nicht vom Einfachen und Klaren, sondern vom Effectvollen,

---

[a] Die Paragraphenbezeichnung fehlt in der 4. Ausg.

[b] Die Worte bis zum Ende des Absatzes: „durch einen obersten Imperativ ... eine falsche Freyheit gäbe.“ fehlen in der 4. Ausg.

[c] Statt der folgenden Sätze (bis S. 118, Z. 5): „Aber darin liegt der Fehler... Solchen Regeln sucht der freye, der geniale Mensch sich zu entziehen.“ heifst es in der 4. Ausg.: „Will sie aber unsichere, vielleicht selbst gehaltlose vom eigentlichen Schönen und Guten schon abgelenkte Abstractionen als Regeln gelten machen, dann sucht solchen Regeln der freye, der geniale Mensch sich zu entziehen.“

urtheilung mit voller Bestimmtheit zu Stande komme: mufs aus dem Begriffe des Wollens alles Schwankende, also aller Unterschied des flüchtigen und launenhaften Begehrens von dem entschlossenen Wollen, fürs erste weggelassen werden.

§ 80.[1]

Das erste sittliche Verhältnifs, welches sich der wissenschaftlichen Betrachtung darbietet, ist das der Einstim[72]mung zwischen dem Willen und der über ihn ergehenden Beurtheilung überhaupt. Diese Einstimmung gefällt absolut: ihr Gegentheil misfällt. Der hieraus erwachsende Muster-

---

vom Zusammengesetzten, Vieldeutigen, zufällig Gegebenen ist die Kritik ausgegangen; und begehrt nun, unsichere, vielleicht selbst gehaltlose vom eigentlichen Schönen und Guten schon abgelenkte Abstractionen als Regeln gelten zu machen.

Solchen Regeln sucht der freye, der geniale Mensch sich zu entziehen. Ueber sie hinaus, sucht er selbst aus dem Kreise der Beyspiele, die sie vor Augen hatte, sich zu entfernen; durch Originalität will er nun seinerseits ihr imponiren. Und nicht immer wird der Zweck verfehlt. Sitten- und Kunstgeschichte zeigen oft genug den Kampf zwischen der Regel sammt ihrer Auctorität, und dem Streben, sie zu überspringen und ihre Beyspiele zu überbieten.

Weil die Kritik befehlen — und zwar allgemein befehlen wollte, ehe sie noch wufste, was zu befehlen ist: darum ist von Tugenden und Lastern, von Pflichten und Uebertretungen nach allen Richtungen menschlicher Verhältnisse unendlich[a] viel geredet worden, noch ehe die einfachen praktischen Ideen, und deren Unterschiede zulänglich bekannt waren.

[113] Aber nicht blofs die Kritiker, sondern auch die Bewunderer sind zu fürchten, wenn sie ungeachtet der klassischen Ruhe, wodurch ächte Künstler ihren Werken das Gepräge der Besonnenheit und Wachsamkeit aufdrücken, doch in das Gemessene und Geschlossene ihre unendliche Sehnsucht nach Seligkeit hineintragen, als wollten sie die Werke sprengen oder durch Auslegung neu schaffen; darauf aber das Hineingetragene als Offenbarungen eines höheren Geistes wieder herausnehmen.

In der That ist die Schwierigkeit nicht gering, aus vielen Kunstwerken zu lernen, ohne die empfangenen Eindrücke gegenseitig durch einander zu verfälschen.

Wer durch Analyse gegebener Kunstwerke wirklich lernen, und zwar Aesthetik lernen will: der ist weder Bewunderer noch Kritiker, wohl aber gestattet er der Analyse, jeden Faden des Kunstgewebes besonders hervorzuziehn; damit die sämmtlichen, oft sehr verschiedenen Verhältnisse ans Licht treten, in welchen das Schöne seinen Sitz hat, und in deren Zusammenwirkung die Kraft des Kunstwerks liegt."

[1] „§ 90." in der 4. Ausg.

---

[a] „unendlich" fehlt in der 4. Ausg.

begriff der Einstimmung kann mit dem Namen: *Idee der innern Freyheit* bezeichnet werden.[1]

§ 81.[2]

Das zweyte sittliche Verhältnifs ist ein formales; es entsteht, indem ein mannigfaltiges Wollen nach Gröfsenbegriffen verglichen wird. Diese Gröfsenbegriffe sind: Intension; Extension (welches letztere hier so viel bedeutet als Mannigfaltigkeit der von dem Wollen umfafsten Gegenstände); und Concentration des mannigfaltigen Wollens zu einer Totalkraft,[3] oder die aus der Extension von neuem entspringende Intension. Durchgängig gefällt hier das Gröfsere neben dem Kleineren; eine Art der Beurtheilung, welche sich im ganzen Gebiete der Aesthetik wiederfindet. Ein absoluter Maafsstab, wornach sich der Beyfall oder das entgegenstehende Misfallen richten könnte, ist nirgends vorhanden. Allein das in der Vergleichung vorkommende Gröfsere dient dem Kleineren zum Maafse, wohin es gelangen müsse um nicht zu misfallen; und in so fern kann man den her-

---

1 In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. [a]Wider die ausdrückliche Forderung des vorigen §, alles, was das wirkliche Wollen angeht, bey Seite zusetzen; und wider die Warnung des § 75, nicht Metaphysik und Aesthetik zu vermengen, ist dennoch, — als ob es nöthig wäre, der Idee, die auf einem unmittelbaren Urtheile ruht, einen realen Inhalt zu geben, den sie gar nicht einmal aufnehmen kann, — eine spätere Stelle dieses Buchs, (vergl. § 136) gewaltsam hier herbey gezogen worden, die mit einer Beurtheilung des Willens in Ansehung seines Werths, nichts gemein hat, sondern die Bedingungen der Möglichkeit betrifft, unter denen, und in wiefern, er diesen, schon bestimmten, Werth erlangen könne. — Es lohnt nicht, über ein solches Verfahren mehr hinzuzusetzen, als dafs Jeder, der gern misverstehen will, es in seiner Macht hat, sich zu verblenden.

Der Inhalt, dessen die Idee der innern Freyheit bedarf, liegt in den nachfolgenden vier praktischen Ideen, welche zusammengenommen diejenige Beurtheilung ausmachen, womit der Wille entweder einstimmt oder nicht. Wer aber fragt, warum denn diejenige Idee voransteht, die sich auf die nachfolgenden bezieht, der fragt mehr, als worauf die Einleitung antworten kann; er studire das System selbst.

Von den historischen Vergleichungen, die sich hier darbieten, ist die mit Platons Erklärung der vier Cardinaltugenden (im 4. B. der Republik) schon im ersten Capitel der prakt. Philosophie angedeutet. Die σοφια ist die Beurtheilung, ανδρεια und σωφροσυνη zusammen die Beschaffenheit des Willens, δικαιοσυνη die Richtigkeit des ganzen Verhältnisses. — Adam Smiths unpartheyischer Zuschauer ist eigentlich die Beurtheilung, nur nicht rein gedacht, sondern vermengt mit sympathetischen Gefühlen. Kants Allgemeinheit der Gesetzgebung, und gänzliche Abweisung aller materialen Triebfedern, [b] ist nichts anders als die scharfe und richtige Forderung, dafs die beyden Glieder des hier nachgewiesenen Verhältnisses völlig getrennt, durchaus nicht zusammenfliefsend, gedacht werden müssen. Die Beurtheilung soll unbestochen seyn, nichts von den Triebfedern des Willens in sich aufnehmen. Wer hiegegen fehlt, der bildet die Idee nicht rein aus, und bekömmt nur eine schwankende Grundlage für die praktische Philosophie.“

2 „§ 91.“ in der 4. Ausg.

3 „Gesammtwirkung“ statt „Totalkraft“ in der 2., 3. und 4. Ausg.

---

a Der erste Absatz der Anmerkung: „Wider die ausdrückliche ... es in seiner Macht hat, sich zu verblenden.“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

b „ist nichts anders ... als die scharfe und richtige Forderung,“ ... heifst in der 3. und 4. Ausg.: „kann gedeutet werden auf die scharfe und richtige Forderung,“ ...

vorgehenden Musterbegriff, *die Idee der Vollkommenheit* nennen. Das Wort Vollkommenheit erhält hier einen bestimmten, und vermöge eines ästhetischen Urtheils gültigen Sinn, während es gemeinhin die Hülle ist, worin sich die Unwissenheit versteckt, *was* eigentlich das für eine Fülle sey, wohin ein Anderes kommen solle?

§ 82.[1]

Das dritte Verhältnifs besteht zwischen der Vorstellung von einem fremden Wollen, und dem, entweder einstimmenden, oder sich entgegensetzenden, eignen Wollen. Es ist Befriedigung des fremden Wollens, welche der eigne Wille unmittelbar zu seinem Gegenstande macht. Das so bestimmte Verhältnifs ergiebt die Idee des *Wohlwollens* [73] oder *Uebelwollens*. Dasselbe Verhältnifs ist ganz und gar ein Inneres, und eingeschlossen in der Gesinnung einer einzelnen Person. Es ist unter allen sittlichen Verhältnissen dasjenige, welches am unmittelbarsten und bestimmtesten den Werth oder Unwerth der Gesinnung angiebt. Völlig fremd ist hier die Frage nach dem Wohlseyn, welches aus dem Wohlwollen entspringen könnte; eben so fremd der Begriff der Passivität, die in der blofsen Mitempfindung liegen würde.[2]

§ 83.[3]

Das vierte Verhältnifs, ein blofs misfallendes, ist das des *Streits:* zu welchem zwey streitende Personen, und ein Gegenstand des Streits erfordert werden. Im Streite liegt kein Uebelwollen, denn die beyden Willen sind hier unmittelbar auf den Gegenstand, und nur mittelbar wider einander gerichtet.

Die Vermeidung des Streits führt auf die Nothwendigkeit des *Rechts;* welches seiner Materie nach allemal positiv, d. h. aus willkührlicher Veststellung mehrerer einstimmenden Willen entsprungen ist. Hingegen die Gültigkeit und Heiligkeit alles Rechts beruht auf dem Misfallen am Streit; und kann nicht ohne sehr gefährliche Verwechselungen der Begriffe auf andre Grundlagen gebaut werden.[4]

---

[1] „§ 92." in der 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Die Idee des Wohlwollens ist der Hauptgedanke der christlichen Sittenlehre; sie verlangt Liebe. Wer hier die gebietende Form für wesentlich hält, wer das Wohlwollen nicht in seiner Schönheit, das Uebelwollen nicht in seiner Häfslichkeit vor Augen hat: der wird auf eben so gezwungene Erklärungen verfallen, als Kant in der Krit. d. prakt. V. S. 147 gegeben hat."

[3] „§ 93." in der 4. Ausg.

[4] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Cicero, im ersten Buche von den Gesetzen, sagt sehr schön: Omnium, quae in hominum doctorum disputatione versantur, nihil est praestabilius, quam plane intelligi, nos ad iustitiam esse natos, neque opinione, sed natura constitutum esse ius. Er beruft sich darüber auf die Gleichheit der Menschen; auf die Gemeinschaft der Vernunft, und ihres Gesetzes. Und gewifs, wenn sich Alle auf den Standpunkt der begierden-freyen Betrachtung stellen, so misbilligen sie gemeinschaftlich den Streit; sie treffen Verabredung, um ihn zu schlichten und zu vermeiden; und je mehr diese Verabredung geeignet ist, sicheren Frieden zu erhalten, desto vollkommener ist das Recht, welches sie gemeinsam erschaffen. So geht aus der menschlichen Natur ein positives Recht hervor.

§ 84.[1]

Das fünfte Verhältnifs, ebenfalls blofs durch ein Misfallen bezeichnet, entsteht aus absichtlichem Wohl- oder Wehe-Thun, insofern dieses blofs als eine äufsere, zur Ausführung gediehene, Handlung, ohne Rücksicht auf

Es ist positiv, weil sie es gemeinschaftlich gesetzt haben; es ist Recht, und als solches heilig, weil es dem Streite vorbeugt; es ist Naturrecht, weil es in der Natur der Menschen lag, dafs es mufste gestiftet und anerkannt werden. — [a] Aber wie[b] weit ist davon das neuere sogenannte Naturrecht entfernt, welches untersucht, ob wohl diese oder jene einmal anerkannte Einrichtungen, z. B. die Testamente, auch von Natur schon recht seyn würden, wenn man die positive Satzung aufhöbe. Wie[c] weit davon entfernt sind Occupation und Formation, als eingebildete Rechtstitel; wovon jene nichts anders bedeutet, als Drohung des Streits, falls ein Andrer das schon Occupirte nehmen würde; diese aber, (die Formation) nur unter Voraussetzung der Occupation erlaubt ist. — [d] Das ganze neuere Naturrecht, welches nicht blofs die Form, sondern auch die Materie des Rechts (die einzelnen Rechtsverhältnisse) bestimmen will, ist eine der Verirrungen des menschlichen Geistes. — KANT hat in seiner Rechtslehre ein sogenanntes" rechtliches Postulat der praktischen Vernunft" aufgestellt, welches wahr seyn müfste, wenn ein materiales Naturrecht möglich seyn sollte. Es ist aber ganz grundlos: auch hat man, anstatt es anzunehmen, über die Altersschwäche geklagt, die sich in diesem Werke zeige. Die Altersschwäche ist nicht Schuld, sondern die Verkehrtheit des ganzen Unternehmens. Zur historischen Kenntnifs sind übrigens HENRICI's Ideen zur Rechtslehre zu empfehlen."

[1] „§ 94." in der 4. Ausg.

a Statt der Sätze bis zu Ende der Anmerkung: „Aber wie weit ... HENRICI's Ideen zur Rechtslehre zu empfehlen." heifst es in der 4. Ausg.:

„Wie aber in neuerer Zeit das Naturrecht dazu gelangen konnte, sich als eine besondre Disciplin einerseits vom positiven Recht, andrerseits auch von der philosophischen Sittenlehre abzusondern: darüber bemerke man vorläufig nur folgendes.

1. Was in Bezug auf die Veststellung des Rechts Willkür heifst, das kann in Ansehung der Motive des Wollens sehr nothwendig seyn. Dies zeigt sich, wenn man in den Umfang der allgemeinen Forderung, den Streit zu vermeiden, hinabsteigt; denn der Begriff des Streits ist sehr verschiedener Determinationen fähig, welche von der Lage der Personen und von den streitigen Gegenständen herrühren können. Der Gegenstand kann unkörperlich seyn; so bey dem Recht auf Wahrheit und Ehre; ist er körperlich, so wird er entweder theilbar oder untheilbar seyn. Personen können an Naturverhältnisse gebunden seyn; dahin gehört das Familienband, (worauf schon ARISTOTELES in Bezug auf die Antigone des SOPHOKLES aufmerksam macht.) Läfst sich der Streit nur von Einer Seite vermeiden, so soll er von dieser vermieden werden; ein Umstand, dem sich mancherley Fälle mehr oder weniger annähern. Den schon vorhandenen Rechtsverhältnissen gebührt Respect, welcher auf die Stiftung andrer hinzukommender entscheidenden Einflufs äufsert, u. s. w. Auch die andern praktischen Ideen greifen hier ein.

2. Sieht man auf den historischen Ursprung des Naturrechts, so findet man die Bestätigung davon, dafs es vom Misfallen am Streite ausgeht. Das höchst schätzbare Werk des GROTIUS de iure belli et pacis hat vorzugsweise die abgesonderte Ausbildung des Naturrechts veranlafst. Hier erblickt man das Recht durchweg im Gegensatze des Krieges, d. h. des Streits nicht sowohl zwischen ausgebildeten Staaten, als vielmehr zwischen Völkern ohne bestimmte Rücksicht auf deren innere gesellschaftliche Einrichtung. Man erblickt einen Naturstand. dessen Begriff sich auf den einzelnen gebildeten Menschen nicht leicht übertragen läfst; denn dieser empfing seine Bildung in der Gesellschaft, und lebt in ihrer Mitte."

b „Wie" fehlt in der 3. Ausg.

c „Wie" fehlt in der 3. Ausg.

d Die folgenden Worte bis zu Ende der Anmerkung: „Das ganze neuere Naturrecht ... HENRICI's Ideen zur Rechtslehre zu empfehlen." fehlen in der 3. Ausg.

den Werth der Gesinnung betrachtet wird. Man erkennt das Verhältnifs am leichtesten vermöge der daraus entspringenden *Idee der Vergeltung*, oder der *Billigkeit.*[1] Die unvergoltene That nämlich (welche unter gewissen nähern Bestimmungen in blofser Nachlässigkeit bestehen kann), führt den Begriff einer Störung mit sich, der[2] durch die [74] Vergeltung getilgt werde. Hierauf beruhen die Begriffe von *Lohn* und *Strafe*, sofern beydes *verdient* ist, und nicht etwan als Mittel zu gewissen Zwecken gebraucht wird.[3]

§ 85.[4]

Hier ist die Reihe der sittlichen Elemente geschlossen. Dies kann jedoch an diesem Orte eben so wenig bewiesen, als die Reihenfolge der

---

[1] Die 2., 3. und 4. Ausg. haben hierzu folgende Fufsnote:

„* Nur ganz kurz kann hier erwähnt werden, dafs diese Idee sehr häufig mit der vorigen verwechselt wird, obgleich sie davon durchaus verschieden ist. Der Fehler ist alt; schon ARISTOTELES, indem er (oder der Vf. der rhet. ad Alex. II, 4) vom *δικαιον* als einem *εϑος αγραφον* spricht, rechnet dahin: *τοις ευεργεταις χαριν αποδιδοναι, τȣς μηδεν ἡμας κακον εργασαμενȣς μη βλαπτειν, τȣς κακον τι ποιησαντας τιμωρεισϑαι.* Vergl. Ethic. ad Nic. V, 6. Auch Sextus Pyrrh. H. 1, 14, § 67.“

[2] „die“ in der 3. und 4. Ausg.

[3] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. [a] Gegen die ganze Reihe der hier aufgestellten Ideen ist ein Einwurf von so auffallender Ungereimtheit gemacht worden, dafs man ihn am liebsten für Scherz nehmen würde; allein der ernsthafte Vortrag fordert eine ernsthafte Antwort. Der Beyfall und das Misfallen, wovon hier geredet wird, sey lediglich von logischer Art! — [b] Der Urheber dieses Einwurfs wolle zuvörderst ja nicht glauben, dafs der Verfasser unternehmen werde, ihm ästhetische Urtheile, die er nicht von selbst fället, anzudemonstriren. Ungeachtet der ursprünglichen Evidenz dieser Urtheile bedürfen sie doch, wie schon im § 72 bemerkt worden, herausgehoben zu werden aus den sie verdunkelnden Nebenvorstellungen und Vorurtheilen; und das gelingt nicht bey jedem Individuum. Wenn demnach der Gegner beym Zusammenstofsen zweyer Körper dasselbe Misfallen empfindet, wie beym Widerstreite zweyer Willen, — oder beym regelmäfsigen Wachsen einer Pflanze dasselbe Wohlgefallen, wie bey der Zusammenstimmung des Willens mit der ihm von der Beurtheilung gesetzten Regel: so mag ihm dies anheim gestellt seyn; ein anderes aber ist es mit der Logik, die er bey diesem logischen Beyfall und Misfallen an den Tag legt. [c] Denn eine so tyrannische Logik ist noch nie erhört gewesen, die nicht dulden will, dafs zweyerley, was niemand für einerley ausgegeben hat, neben einander bestehe. Es ist vollkommen denkbar, dafs der Wille von der Beurtheilung abweiche, eben so gut als dafs eine Pflanze grüne Blätter und rothe Blumen habe; und gerade so kann auch gegen die ärgsten Misverhältnisse der Unvollkommenheit, des Uebelwollens, des Streits, und der unvergoltenen Thaten, die Logik nicht den mindesten Einspruch machen. Das alles ist von einem Widerstreite der Merkmale in einem Begriffe himmelweit[d] entfernt. Das Uebelwollen ist eben so verständlich als das Wohlwollen, der Streit eben so verständlich, ja noch begreiflicher als das Recht, u. s. f.“

[4] „§ 95.“ in der 4. Ausg.

---

[a] Die Worte bis zur Zeile 4 der Anmerkung: „Gegen die ganze Reihe ... eine ernsthafte Antwort.“ lauten in der 4 Ausg: „Gegen die ganze Reihe der hier aufgestellten Ideen ist der Einwurf gemacht worden:“ ...

[b] Die Worte (bis Zeile 11 der Anmerk.): „Der Urheber ... jedem Individuum.“ fehlen in der 4. Ausg. Statt der darauf folgenden Worte: „Wenn demnach der Gegner beym etc.“ hat die 4. Ausg.: „Wenn Jemand beym“ ...

[c] Der folgende Satz (bis Zeile 19 der Anmerkung): „Denn eine so tyrannische Logik ... neben einander bestehe.“ fehlt in der 4. Ausg.

[d] „weit“ statt „himmelweit“ in der 4. Ausg.

aufgestellten Verhältnisse näher beleuchtet werden. — Soll aber eine *praktische* Philosophie, eine Lehre vom Thun und Lassen, von den unter Menschen zu treffenden Einrichtungen, vom geselligen und bürgerlichen Leben, gewonnen werden: so kann es keinen gröfsern Fehler geben, als wenn man irgend eine der praktischen Ideen einzeln heraushebt, um die blofs um ihrentwillen nothwendigen Anordnungen zu erforschen. Vielmehr nur alle vereinigt können dem Leben seine Richtung anweisen; sonst läuft man die gröfste Gefahr, einer die übrigen aufzuopfern; und dadurch kann ein, von einer Seite sehr vernünftiges Leben, von mehrern andern Seiten höchst unvernünftig werden. Diese Warnung ist um so nothwendiger, weil nicht blofs das sogenannte[1] Naturrecht abgesondert behandelt wird, sondern auch ohne alle wissenschaftliche Verbildung jeder Mensch seine eigne sittliche Einseitigkeit zu haben pflegt; vermöge deren ihm diese oder jene unter den praktischen Ideen lebhafter vorschwebt als die übrigen, die er in gleichem Grade anerkennen und ehren sollte. Der eine strebt blofs nach Cultur (Vollkommenheit); der andre kennt nur die Liebe (das Wohlwollen), und achtet nicht der Billigkeit noch des Rechts; ein dritter möchte die Staaten zu blofsen Zwangs-Maschinen machen, im Namen des Rechts, ohne Rücksicht auf die Billigkeit, noch auf wohlwollende und bildende Einrichtungen; ein vierter verwechselt das Recht mit der Billigkeit, und will, ohne Rücksicht auf vorhandene rechtskräftig gewordene Anordnungen und Urkunden, die gesellschaftlichen Vortheile und Nachtheile ausgleichen, damit alles, was [75] Menschen einander zugestehn, sich gegenseitig vergelte; ein fünfter endlich meint den Gipfel der Weisheit zu ersteigen, wenn er die, für sich leere, Idee der innern Freiheit, (welche sich, ohne Kenntnifs der übrigen Ideen, in blofse Consequenz verwandelt) als die Summa alles Edeln und Guten anpreis't. Keine dieser Verirrungen ist verkehrter als die andere: obgleich eine gefährlicher werden kann als die übrigen. Verderblicher aber als gemeine Irrthümer sind die sämmtlichen hier erwähnten darum, weil jeder von ihnen sich mit einem gewissen Trotz behauptet, den das Bewufstseyn der einzelnen, zum Grunde liegenden, praktischen Idee hervorbringt.[2]

[1] „sogenannte" fehlt in der 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Wer nun den Fehler vermeidet, der hier gerügt worden, — wer vielmehr die aufgestellten Ideen zusammenzufassen, und gleichmäfsig in sich wach zu erhalten sich bemüht: der wird in ihnen jene sanfte Führung finden, von der PLATON so oft redet; freylich aber nicht gewaltsame Nöthigung, an die man sich seit KANT's kategorischem Imperative so gewöhnt hat, dafs sie noch immer, trotz vielen Widerspruchs, der dagegen längst erhoben worden, für etwas Unleugbares pflegt gehalten zu werden. [a] Daher hat man in der hier gegebenen Darstellung vermifst „die freye Selbstnöthigung" und: „das was dem Guten seinen absoluten Werth, seine sehlechthin verbindende Kraft giebt." Hierüber kürzlich folgendes:

1. Die Freyheit in KANT's Sinne, (frühere Denker waren darüber ganz anderer Meinung,) schwebt so sehr auf der Spitze des ganzen Kantischen Systems,

[a] Die folgenden Sätze bis S. 124, Absatz 3 der Anmerkung: „Daher hat man . . . dieser auf einem Misfallen." fehlen in der 3. und 4. Ausg. Die in der 1. und 2. Ausg. als Absatz 4 (s. S. 124 Anmerk.) folgenden Worte: „Wenn man alle etc." schliefsen sich, natürlich ohne die Ziffer 4, hier an.

Drittes Capitel.

Nachweisung anderer ästhetischer Elemente.

§ 86.[1]

Voran die Bemerkung, dafs sich die eben aufgewiesenen sittlichen Verhältnisse noch in einer weitern ästhetischen Sphäre, nämlich in der

dafs Diejenigen sich sehr hüten mögen, sie nicht zu verlieren, die auch nur im mindesten von KANT abweichen.

2. Die Selbstnöthigung ist nichts ursprünglich evidentes; kein Felsen, an dem jede entgegengesetzte Theorie scheitern müfste. Das ist factisch durch den Umstand bewiesen, dafs sehr redliche und treffliche Männer sich zur Glückseligkeitslehre bekannt haben.

3. Den absoluten Werth des Guten, und seine schlechthin verbindende Kraft, so dicht zusammenzustellen, als ob eins mit dem andern ungefähr einerley wäre, ist ein logischer Fehler. Der absolute Werth ist ein positiver, die verbindende Kraft ein negativer Begriff. Jener beruht auf einem Beyfall, dieser auf einem Misfallen.

4. Wenn man alle psychologischen Erschleichungen bey Seite setzt, so bleibt von der schlechthin verbindenden Kraft allerdings etwas übrig, aber nicht mehr als dies: der Mensch kommt mit seiner praktischen Ueberlegung nicht eher zu einem vesten Ruhepuncte, als bis er unter allen Motiven, denen er sich hingeben könnte, die ganz unveränderlichen oben an zu stellen sich entschliefst. Unveränderlich aber sind allein die Ideen; beharrlich ist insbesondere das Misfallen an der innern Unfreyheit, wenn man, ihnen zuwider, andern Motiven Raum giebt. Dieses fühlte KANT, als er von einer absoluten Selbstnöthigung redete."

Die 4. Ausg. fährt nun im Texte fort:

„§ 96. Ueber die Methode, nach welcher auf der Grundlage der vorstehenden Ideen die praktische Philosophie mufs erbaut werden, nur folgende Bemerkungen in logischer Hinsicht: Die Ideen müssen zwar auf den Menschen, ja selbst auf sein Verhältntfs zum höchsten Wesen angewendet werden; allein mit der Beziehung derselben auf die eigenthümlichen Schranken des menschlicheu Daseyns darf man nicht anfangen. Denn schon die Beziehung auf eine unbestimmte Mehrheit von Personen reicht hin, um nähere Bestimmungen zu gewinnen, wodurch, für jede Idee auf eigne Weise, jene Mehrheit unter den allgemeinen Begriff der Gesellschaft fällt. Alsdann folgt eine zwiefache Zusammenfassung; theils der ursprünglichen Ideen in die Einheit der Person, theils der gesellschaftlichen Ideen in die Einheit der Gesellschaft. So entstehen zwey Ideale, wovon das erstere unter dem Namen der Tugend bekannt ist, das zweyte aber noch nicht mit dem Namen des Staats darf belegt werden, welchen vielmehr erst die in ihm liegende Macht charakterisirt. Im Uebergange zu der Betrachtung des zeitlichen und beschränkten Daseyns des Menschen, entsteht theils der Begriff der Pflicht, und der Gesetzlichkeit eines gleichförmig tugendhaften Handelns; theils der Abhängigkeit vom höchsten Wesen, und für die Gesellschaft der Begriff der Kirche; theils der nothwendigen Beschützung durch die Macht des Staats. Hierauf folgt erst die nähere Betrachtung der Lebensverhältnisse des Menschen. So kann man die Trennung der Moral vom Naturrecht vermeiden; welches letztre übrigens

[1] „§ 97." in der 4. Ausg.

der Poësie, wiederfinden. Denn die Poësie, welche alles Aesthetische umfafst, sofern es sich, ohne Rücksicht auf einen aufser ihm liegenden Zweck, in Worten darstellen läfst, findet doch ganz vorzüglich ihren Stoff in den menschlichen Verhältnissen; auf welche sich die sittlichen Elemente beziehen.

Allein in der Sphäre der Poësie erblickt man noch eine Menge anderer, dem täglichen Leben, den Betrachtungen über menschliche Schicksale, den politischen und religiösen Vorstellungsarten, der gesammten Natur abgewonnener Verhältnisse; welche bis jetzt weder bestimmt, noch aufgezählt sind; und sich daher nicht mit Genauigkeit anzeigen lassen.[1]

---

wegen der Form, die es einmal bekommen hat, (Privatrecht, Staatsrecht, Völkerrecht, — im ersten Urrecht, dingliches Recht, Verträge, Gesellschaftsrecht überhaupt, — im zweyten Staatsgrundverträge, Staatsgewalt mit ihren Zweigen, Constitutionen, Staatenverbindungen, — im dritten Gesandtschaftsrecht, Recht des Kriegs und Friedens), merkwürdig ist, und schon wegen seines grofsen Einflusses mufs studirt werden."

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt

„Anmerkung 1. Der erste, sogleich auffallende Unterschied der sittlichen, und derjenigen Elemente, die der Poësie allein angehören, liegt darin, dafs die Kunst den Menschen nicht blofs als thätig, als wollend, sondern auch als leidend betrachtet; ja dafs diese letztere Ansicht bey weitem das Uebergewicht erlangt über jener. Denn das Handeln des Einzelnen verschwindet als unbedeutend, theils schon in der Gesellschaft, vollends in der Natur, und in der Zeit; daher die tragische Kunst, welche die grofsen Umrisse menschlicher Verhältnisse an einzelnen Begebenheiten wie an Beyspielen darstellt, nur zu leicht auf das Schicksal geführt wird, dem sie nur durch Hülfe der Religion entgehen kann. — Die Mannigfaltigkeit des möglichen Leidens (überhaupt des Empfindens, denn es ist hier von allen passiven Zuständen die Rede) ergiebt nun mannigfaltige Verhältnisse, die man zum Behuf der allgemeinen Aesthetik gehörig wird sondern müssen.

[a] Ferner ist zu bemerken, dafs die Poesie zu den successiv darstellenden Künsten gehört; daher es bei ihr nicht blofs gleichzeitige, sondern auch successive Verhältnisse giebt. Und hier sind die allmählich fortgleitenden Veränderungen von denen zu unterscheiden, die sprungweise geschehen. Die letztern thun die stärkste Wirkung; aber sie müssen durch jene herbeygeführt werden, damit nicht die Glieder des Verhältnisses auseinander fallen. Daher mag gern ein Dichter den Knoten, den er geschürzt hat, rasch auflösen, aber nur durch continuirlichen Fortgang natürlich wirkender Ursachen. Sonst klagt man über den deus ex machina.

Anmerkung 2. Die Poësie weicht übrigens[b] in der Art, die sittlichen Elemente darzustellen, so äufserst weit ab von der Moral, welche die Begriffe als solche bearbeitet: dafs man ungeachtet der Gemeinschaft beyder in Ansehung des Gebrauchs der praktischen Ideen, doch ihren Unterschied nicht weit zu suchen hat. Das Abstracte ist das gerade Widerspiel der Poësie; sie sucht dagegen den Hörer in den Zustand des Anschauens zu versetzen; so dafs aus dem Anschauen sich das Empfinden entwickele, und zwar vorzüglich das Empfinden ästhetischer Verhältnisse, weil alle andre Empfindung zu unbestimmt und zu flüchtig ist, um einen sicheren Eindruck hervorzubringen.

Hieraus ergiebt sich sogleich der scheinbare Leichtsinn der Poësie, um dessentwillen sie für die Moral eine schlechte Gesellschaft zu seyn scheint. Es liegt nämlich der Poësie nichts an vollständiger Zusammenfassung aller praktischen Ideen; nichts an der Gleichheit des Gewichts, welches

---

[a] Der ganze Absatz bis vor die Anmerkung 2: „Ferner ist zu bemerken ... deus ex machina." fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[b] „übrigens" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

§ 87.[1]

Viel[2] bestimmter kennt man, wegen ihrer Einfachheit, die Verhältnisse in dem, was durch die beyden höheren Sinne unmittelbar gegeben

jeder Idee unter den übrigen zukommt. Hierauf aber beruht gerade die Moral, als die Lehre von dem Thun und Lassen, oder von den Pflichten. Für die Moral müssen die praktischen Ideen als Begriffe logisch behandelt werden; und hiemit sowohl, als mit der Forderung eines vorwurfsfreyen Lebens, hängt die Sorge zusammen, nichts auszulassen, oder gering zu schätzen, was beytragen könne zu dem Ganzen des Lobes oder Tadels. Davon weifs die Poësie nichts; sie verlangt im Gebiete der Begriffe nichts zu erschöpfen oder zu vollenden. Oftmals hat sie genug an einer einzigen unter den praktischen Ideen, wenn es ihr nur gelingt, die übrigen in Schatten zu stellen. Vergleiche unten § 94[a] die erste Anmerkung."

Die 3. Ausg. hat ferner

„Anmerkung 3. Die Poësie ist eine successiv darstellende Kunst. Die Folgen und näheren Bestimmungen hievon sind in der Poetik aufs sorgfältigste zu erwägen. Hier kann nur Folgendes Platz finden:

1. Gegenstand der Poësie ist der Mensch und seine Auffassung der Natur. Als successiv darstellende Kunst aber zeigt sie die Empfindungen in Bewegung, und die Charaktere in Handlung; denn da sie nicht auf einmal, gleich der Malerey und Plastik, den Ausdruck der Empfindung und des Charakters liefern kann, so würde ihre Beschreibung des Stehenden sehr matt ausfallen; wie dies die Versuche poetischer Darstellung von Landschaften und andern sich gleichbleibenden Naturgegenständen genugsam zeigen. Gleichwohl ist das Schöne, was in den, die Handlung vergegenwärtigenden Umrissen gleichsam wie in Zeichnungen liegt, völlig verschieden von dem, was theils in den Charakteren, theils in den fast stillstehenden Situationen seinen Sitz hat. So hat z. B. die Tragödie in Ansehung der Charaktere den offenbarsten Vortheil vor der Komödie; welche letztere dagegen in den Handlungen und Situationen glänzt. Und stützen sich die Tragödien mehr auf Darstellung des Bösen als des Guten (so dafs von letzterem nur der Widerschein sichtbar wird, wie im Makbeth, im Faust), so mufs der Reichthum oder die Schönheit der Handlung, und das Wunderbare der Situation, Ersatz geben für das Mangelnde. Ein ähnlicher Fall tritt ein bey grofser Ausdehnung eines Werkes, nachdem die Charaktere schon in den Hauptzügen bekannt sind, und deren Bezeichnung nur noch wenig gewinnen kann. Dagegen, je langsamer ein Charakter sich entwickelt, desto länger kann die Poësie aus dieser Quelle schöpfen.

2. Medium der Darstellung für die Poësie ist die Sprache. Durch den Faden der Rede leidet nun eigentlich die Form der Gedanken; und die allgemeine Bedeutung aller Worte, die nicht nomina propria sind, steht der Anschaulichkeit und augenblicklichen Wirkung entgegen. Daher mufs die Sprache bald durch ihre Vieldeutigkeit (wohin die Figuren der Rede gehören), bald durch Rhythmus und Wohlklang, — meistens durch die Symmetrie der Verse, welche der Reim noch mehr hervorhebt, theils sich hüten, dafs sie das wesentliche Schöne nicht entstelle, theils durch eigne Schönheit das Werk bereichern.

Die Hauptsache ist, dafs man die Verschiedenheit der Quellen anerkenne, woraus das Schöne fliefst, und nicht Einheit erkünstele, wo sie nicht ist."

Die 4. Ausg. fährt im Text fort:

„§ 98. Wie nun die sittlichen Grundverhältnisse, obschon sie sich in der Poesie wiederfinden, doch weder aus ihr noch aus der Erfahrung geschöpft sind: eben so finden sich auch andre ästhetische Elemente, die theils nicht einer besondern Kunstgattung eigen, theils nicht aus der Er-

[1] „§ 100." in der 4. Ausg.

[2] „Viel" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[a] „§ 110" in der 4. Ausg.

wird; in den Farben und Tönen. Jedoch nur in so fern, als dabey von Raum und Zeit mag abstrahirt werden. Dies ist bey den Farben schwerer

fahrung herstammend, vielmehr als unabhängig von den Gegenständen anzusehen sind, bey welchen sie vorkommen. Die Säulenordnungen mögen nach mancherley Versuchen ausgewählt seyn; aber keine Naturproducte haben die Vorzeichnung gegeben, auch nicht die Auswahl bestimmt. Symmetrischer Bau, (zur rechten und Linken einer Verticallinie), zeigt sich in den Formen der edlern Thiere, wird vorausgesetzt in ihren verschiedensten malerischen Stellungen, beobachtet in der Architektur; er zeigt sich abermals in der Metrik; hier oftmals verbunden mit dem Reime, der nicht blofs den Gleichklang, sondern auch den Parallelismus der Verse fühlbar macht, wenn die Versart dazu fafs[124]lich genug ist. Die Musik hat weder ihren mannigfaltigen Rhythmus, noch ihre harmonische Grundlage aus der Erfahrung empfangen; diese Grundlage bleibt gleich für alle Instrumente wie für den Gesang; und für die Mannigfaltigkeit dessen, was man etwan auszudrücken beabsichtigt. Selbst poetische Situationen sind nicht das ausschliefsende Eigenthum der redenden Kunst, sondern Pinsel und Meifsel können sich ihrer bemächtigen. Alles dies fordert auf zu solchen Abstractionen, in welchen das Besondre der Naturdinge und der Kunstwerke als zufällig bey Seite zu setzen ist, um nur die ästhetischen Elemente hervorzuheben; gleichviel wo und zu welchen Einheiten verbunden sie vorkommen.

Anmerkung. In Ansehung des Sittlichen hatte KANT vollkommen klar eingesehen, dafs man es nicht von der Erfahrung, nicht von der menschlichen Natur, nicht von Beyspielen zu lernen habe. (Man vergleiche seine Grundlegung zur Metaphys. d. Sitten, im Anfange des zweyten Abschnitts.) Aber das Sittliche ist in Ansehung seiner ersten Gründe nur ein specieller Fall des Aesthetischen.

§ 99. Die ästhetischen Elementar-Verhältnisse zerfallen in zwey Hauptklassen; ihre Glieder sind entweder simultan oder successiv. Man erkennt dies am leichtesten in dem Unterschiede der Harmonie und Melodie, überdies zeigt die Musik sehr klar, dafs die kunstreichsten Verwebungen entstehen können, wenn mehrere Reihen des successiven Schönen (mehrere melodische Stimmen) sich zugleich dergestalt entwickeln, dafs fortwährend simultan die Forderungen der Harmonie erfüllt werden.

Das simultane Schöne ist grofsentheils im Raume zu suchen, für Malerey, Plastik, und in entsprechenden Naturgegenständen; aufserdem hat nicht blofs die Musik, vermöge der Harmonie, ihren Antheil daran, sondern auch die Poesie. Letzteres zeigt am deutlichsten die dramatische Kunst, wo mehrere Schauspieler zwar nicht zugleich reden, aber zugleich auf der Bühne stehend fortwährend ihre Charaktere [125] und ihre Absichten vergegenwärtigen. Anderntheils nimmt auch das Räumliche Bewegung an, und hiermit Succession; wie in den mimischen Künsten. Davon ist die Verweilung im allmähligen Durchlaufen und Zusammenfassen des Zugleich-Angeschauten noch zu unterscheiden.

Das succesive Schöne ist vorherrschend in der Poesie. Sie schildert Empfindungen in Bewegung, Charaktere in Handlung; selbst die Situationen nicht ganz als stillstehend. In der Darstellung des Gleichzeitigen bleibt sie hinter der Malerey und Plastik zurück. In der Länge der Zeit, die

als bey den Tönen, weil in Hinsicht jener die Erscheinung in bestimmten Gestalten unvermeidlich und viel wichtiger ist als die Farben selbst; während bey zugleich klingenden Tönen die Zeit in der Regel nicht in Betracht kommt. — Von Farben sowohl als Tönen gilt im Allgemeinen die Bemerkung, dafs sehr nahestehende keine ästhetischen Verhältnisse bilden, am wenigsten gefallende Verhältnisse. Was die sanften Uebergänge der Farben in Gemälden; u. dgl. betrifft, so mufs man bedenken, dafs diese, ähnlich den melodischen Fortschreitungen, eine successive Auffassung, ein Fortgleiten des Blickes, bewirken; dafs also hier schon das Zeitliche ins Spiel kommt.

Der bekannten, doch noch nicht genau gewürdigten, *Contraste einfarbiger, zugleich gesehener, gröfserer Flächen*, mufs hier erwähnt werden als dessen, was den *harmonischen* und *disharmonischen Verhältnissen* zugleich und anhaltend klingender *reiner Töne;* zur Seite steht.[1] Die letzteren sind die einzigen mit beynahe vollkommener Sicherheit seit Jahrhunderten bestimmten und anerkannten ästhetischen Elemente.* [2]

* Gleichwohl[3] habe ich Gelegenheit gehabt, eine Verwechselung physikalischer und psychologischer Bestimmungen, und hiemit einige sehr kleine, für die musikalische Kunst meist ganz unbedeutende Unsicherheiten in der Angabe der einfachen Tonverhältnisse, nachzuweisen, im zweyten Stück des Königsberger Archivs für Philosophie u. s. w.

---

sie mit ihren Werken ausfüllt, thut sie es allen andern Künsten zuvor. Aber schon hieraus erhellet zum Theil die Schwierigkeit, ästhetische Verhältnisse, deren Glieder der Zeit nach weit getrennt seyn können, mit Bestimmtheit anzugeben."

[1] Statt des folgenden Satzes: „Die letzteren sind die einzigen ... und anerkannten ästhetischen Elemente." schreibt die 4. Ausg.: „Die letzteren sind mit beynahe vollkommener Sicherheit seit Jahrhunderten bestimmt und anerkannt. Auch in Ansehung des Successiven besitzt die Musik in ihrer Tonleiter ein genau bestimmtes und geschlossenes Ganzes; während der musikalische Periodenbau sich einer genauen Angabe seiner möglichen Formen fast eben so sehr zu entziehen scheint als der rhetorische."

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung.[a] Zu den Einwendungen, deren Gewicht in ihrer Dreistigkeit besteht, gehört auch die kecke[b] Behauptung: die Zahlenverhältnisse, welche den Unterschied der harmonischen und disharmonischen Intervalle der Töne bestimmen (und zwar einzig und allein bestimmen), seyen nicht die Elemente des positiven Schönen in der Musik, und aus ihnen könnte blofs lästige Einförmigkeit hervorgehn, wenn nicht der schaffende Geist des Künstlers ihnen Seele und Bedeutung zu geben wüfste. — So mufs also[c] wohl gar die Harmonie sich aus dem Gebiete der Aesthetik vertreiben lassen! So mufs der Choral, der freylich beynahe einzig auf der Harmonie beruht, wenigstens durch

[3] Die Fufsnote fehlt in der 3. und 4. Ausg.

---

[a] „Anmerkung 1." in der 3. und 4. Ausg.

[b] „kecke" fehlt in der 4. Ausg.

[c] Statt der folgenden Sätze bis zu Ende dieser Anmerkung: „So mufs also ... zur obigen logischen Entdeckung! (§ 84. Anm.)" heifst es in der 4. Ausg.: „Diese Seele und Bedeutung mag nun bey grofsen Künstlern grofs, bey schlechten gering seyn: jedenfalls soll hier davon abstrahirt werden, denn es ist von den Elementen, und dem Grade der Genauigkeit die Rede, womit sie bestimmt sind. Der Geist der Künstler kann daran nichts ändern."

[77] § 88.[1]

Raum und Zeit sind offenbar die Quellen sehr vieler, in alle Künste einfliefsender, ästhetischer Verhältnisse; unter denen sich am leichtesten die *symmetrischen* bestimmt erkennen lassen. Sie finden sich schon zwischen Puncten, in gleichen Abständen; zwischen der Peripherie des Kreises, und dem Mittelpuncte: in Parallelogrammen; bey den Linien der zweyten Ordnung, am meisten bey der Ellipse; bey allen durch Umdrehung um eine Axe entstehenden Körpern. Sie finden sich bey gleichen Zeiteintheilungen; und beynahe in allem, was Rhythmus, was Tact und Syllbenmaafs heifst.

Auffallend ist jedoch,[2] dafs Verletzung der Symmetrie viel gewisser das Häfsliche, als Beobachtung derselben das Schöne hervorbringt. Die

---

sie erst schön wird, sammt der darauf gewendeten Kunst eines Sebastian Bach und seiner Geistesverwandten, wohl dem Vorwurfe lästiger Einförmigkeit unterliegen! Und weil der Rhythmus ebenfalls das Unglück hat, durch Zahlen bestimmt zu seyn, mufs er vermuthlich mit der Harmonie in die gleiche Verbannung gehn! — In der That, derjenige darf vom schaffenden Geiste des Künstlers reden, der so die Elemente der Kunst mishandelt! Ein würdiges Seitenstück zur obigen logischen Entdeckung! (§ 84. Anm.)"

In der 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung 2. Untersucht man diesen und den folgenden Gegenstand psychologisch: so findet sich die vollkommenste Ungleichartigkeit. Das Harmonische in Tönen und Farben beruht auf der Verschmelzung vor der Hemmung, oder dem Streben dahin (Psychologie I, § 71). Das räumliche und zeitliche Schöne dagegen setzt Räumliches und Zeitliches voraus, und hiemit die abgestufte Verschmelzung (Psychologie I, § 100; II, § 109 u. s. w.). Jedem Anfänger kann wenigstens soviel auffallen, dafs, wenn man in der Musik die Octave symmetrisch theilt, in zwey, drey, oder vier gleiche Abstände; hier aus der Symmetrie die härtesten Dissonanzen hervorgehn."

[1] „§ 101." in der 4. Ausg.

[2] „Auffallend ist jedoch . . . Erwähnen kann man indessen der Säulenverhältnisse," heifst in der 4. Ausg.:

„Der Rhythmus kommt nicht selbstständig vor; er verbindet sich mit sichtbaren Bewegungen, oder bey hörbaren Gegenständen mit den Abwechselungen theils des stärkern und schwächern, theils des höhern und tiefern Tons (Musiktons oder Vocaltons), theils eines mannigfaltigen Geräusches (z. B. der Consonanten). Eine Mischung von dem allen liegt im Vogelgesange, der jedoch mehr erheiternd als schön zu nennen ist; (den Trommelschlag wird man auch beym kunstreichsten Rhythmus nur antreibend nennen.)

Der Raum mit seinen drey Dimensionen ist für die Aesthetik weit ergiebiger als die Zeit; jedoch kommt bei einfarbigen Gegenständen mindestens Licht und Schatten zu Hülfe. Wieviel der blofse Parallelismus, in Verbindung mit dem rechten Winkel, mit den Unterbrechungen der geraden Linie durch leere Distanzen, mit dem Vor- und Zurücktreten, und mit sehr wenigen andern Gestaltungen, vermöge, zeigen die Werke der Baukunst. Die Kreisform zeigt sich in unzähligen Abwechselungen bey den Blumen. Die einfachsten Umrisse fassen höchst zusammengesetzte Verhältnisse, wenn Figur in Figur liegt. Was in den freyern Formen der Pflanzen und Landschaften die Symmetrie ersetze, würde man näher

Folge bloſser Symmetrie ist lästige Einförmigkeit. Allein hier läuft man Gefahr, einen fremdartigen Gedanken in das Gebiet des Rein-Aesthetischen einzumengen. Die Einförmigkeit wird durch Abwechselung gehoben; aber das Bedürfniſs der Abwechselung hängt mit dem Mechanismus der Begierden zusammen, und ist wohl zu unterscheiden von ästhetischer Beurtheilung, die nur einen aufgefaſsten *Gegenstand* in Hinsicht *seiner* Beschaffenheit betreffen kann.

Gleichwohl muſs die Art der ästhetisch-erlaubten Abwechselungen angegeben werden können, und hierin müssen neue ästhetische Verhältnisse liegen, die aber noch gröſstentheils unbekannt sind. Erwähnen kann man indessen der Säulen-Verhältnisse, welche ohne Zweifel der successiven Auffassung angehören, indem das Auge entweder vom Boden aufwärts steigt, oder *der gewohnten Richtung der Schwere gemäſs*, von dem was auf der Säule ruht, herunter, und an ihr selbst herabläuft. Der wichtige Gegensatz des Oben und Unten bringt ähnliche Succession [1] in die Auffassung alles Architektonischen, aller Gestalten der Pflanzen und Thiere. [2]

[78] Wie nun hier das Räumliche successiv, so wird vielfältig das Zeitliche auf räumliche Weise gedacht, und dem gemäſs beurtheilt. Am Ende jeder Darstellung der successiv fortschreitenden Künste, schwebt ein Ganzes vor uns, dessen Theile eine Art von räumlicher Proportion besitzen müssen, obschon wir nur allmählig zur Kenntniſs dieser Theile gelangt sind. An Bestimmung solcher Proportionen scheinen vorzüglich die Rhetoren gedacht zu haben, indem sie nicht, wie die Dichter, die einzelnen Rhythmen, welche der successiven Auffassung anheim fallen, sondern vielmehr die gröſsern Umrisse ganzer Perioden, ja ganzer Reden, ihren Vor-

---

untersuchen können, wenn über das Gleichgewicht, wohin die zusammenfassende Anschauung strebt, mehr bekannt wäre. Bey den Thierformen muſs man sich erinnern, daſs wir die Organismen auf andern Planeten (unter andern Bedingungen der Gravitation, der Atmosphäre, u. s. w.) nicht kennen. — Die Symmetrie im Raume weicht von der rhythmischen in dem merkwürdigen Puncte ab, daſs in einer ungeraden Anzahl von Gliedern im Raume leicht das mittlere hervortritt, während der fünffüſsige Rhythmus in der Musik ungebräuchlich, und in der That schwer anzuwenden ist, (obgleich nicht unmöglich, wenn, wie im sapphischen Sylbenmaaſse, die Mitte gehörig herausgehoben wird.) Die Succession im Auffassen des Räumlichen läſst sich leicht umkehren; nicht so beym Zeitlichen. Dem Mittleren im Raume muſs aber das Aeuſsere horizontal zu beyden Seiten stehen; sonst ist die Symmetrie nicht am Platze. Erwähnen kann man indessen der Säulenverhältnisse,"

[1] „bringt keine Symmetrie, wohl aber Succession" . . . in der 4. Ausg.

[2] Die 3. u. 4. Ausg. fahren fort: „Ursprünglich strebt der Blick nach oben, und sucht in der Spitze oder im Gewölbe die Vereinigung des Angeschauten zu erreichen. Ein gleichschenklichtes Dreyeck liegt uns verkehrt, wenn es die Grundlinie oben hat. (Der psychologische Grund liegt darin, daſs die Verschmelzung das mehr oder weniger Gleichartige zusammenzieht; das Mannigfaltige aber fand sich unten.)"

schriften unterworfen haben; welche Umrisse offenbar erst am Ende, bey der Zusammenfassung des Vorgetragenen, können bemerkt werden.[1]

§ 89.[2]

Die mangelhafte Kenntnifs der ästhetischen Elemente rührt ohne Zweifel weit weniger von den Schwierigkeiten sie zu erlangen, als von

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung.[a] Um eine scheinbare Schwierigkeit zu heben, wird es wohl nöthig seyn, über den Begriff der Abwechselung etwas zu sagen. Es giebt nämlich zweyerley verschiedene Abwechselung; eine ästhetische, und eine andre um des psychologischen Bedürfnisses willen. Die erste ist der Sitz des successiven Schönen (z. B. der Melodie), die zweyte unterbricht den Zusammenhang der ästhetischen Auffassung, sie zerreifst ihn gewaltsam, wenn der Künstler nicht selbst dafür gesorgt hat, sie herbeyzuführen. Je längere Fäden des successiven Schönen dergestalt fortlaufen, dafs das psychologische Bedürfnifs der Abwechselung weder sich meldet, noch durch fremdartige Einmischungen befriedigt wird, desto gröfser ist der Künstler. Aber die Kunst hat auch in dieser Hinsicht ihre Gränzen; ein Musikstück darf nicht eine Stunde, eine Tragödie nicht einen Tag lang dauern; das Tempo und der Gang der Handlung dürfen nicht gar zu langsam genommen werden; dies ist nicht ästhetisch, sondern psychologisch nothwendig. Ein dramatisches Werk, doppelt so lang, als SCHILLERS Don Carlos, könnte die schönsten Verhältnisse sowohl im Umrisse als in der Ausführung, haben; dennoch wäre es ein Kolofs, in dessen Auffassung der Zuschauer lange vor dem Ende ermüden — und sich nach Abwechselung sehnen würde. Auf solche Weise wird das Schöne selbst lästig; und gilt bey allem innern Reichthum für einförmig, weil der Auffassende überall nicht mehr schauen, sondern selbst irgend etwas thun will, wäre es auch das Gemeinste und Unbedeutendste."

In der 3. und 4. Ausgabe findet sich noch folgende
„Anmerkung 2. Was die Symmetrie anlangt: so wird sie zuweilen ignorirt, wo sie sich nicht unmittelbar aufdringt. — Höchst selten wird ein Maler ein Portrait ganz von vorn zeichnen; und niemals wählt der Bildhauer die Stellung des Soldaten vor dem Unterofficier. Sie verhüllen also die Symmetrie. Stünde aber die Nase eines Menschen so schief wie in der perspectivischen Zeichnung; oder wären die Glieder des Menschen so ungleich lang, wie die Bildsäule sie verschiedentlich gestreckt oder verkürzt zeigt: so würde mit einer solchen Figur sich weder der Maler noch der Bildhauer befassen wollen. Nur wo die Regel gesichert und über allen Zweifel erhaben ist, da erlaubt sich der Künstler abweichende Darstellungen; voraussetzend, Jedermann wisse, wie dieselben auf das Regelmäfsige zurückweisen. Die Abweichung setzt den vesten Punct voraus, von wo abgewichen wird; und nur darum sind die plastischen Darstellungen unendlich mannigfaltig, weil sie sämmtlich als abweichend von der verborgenen Symmetrie angesehen werden. Giebt es überhaupt irgend eine weitreichende Formel zur Erklärung des Schönen, so ist es diese: am Regelmäfsigen verlieren, um es sogleich wieder zu gewinnen. Und darnach streben wohl manche Darstellungen, deren Aufgabe gar nicht einmal darin besteht, das Schöne zu suchen."

[2] An Stelle von § 89 der 1., 2. u. 3. Ausg. folgt in der 4. Ausg.:

„§ 102. Obschon es den ästhetischen Elementen nicht wesentlich ist, aus der Erfahrung zu stammen: so bietet gleichwohl die Erfahrung dieselben nicht selten dar; und zwar nicht blofs an Naturgegenständen, sondern auch im Laufe des menschlichen Lebens; in den Beschäfftigungen, Spielen, Sitten, im Umgange, im Gespräche, in der Anordnung von Festlichkeiten, u. s. w. Käme es nur auf den Vorrath an, so würden Malerey und Plastik an Figuren, Poesie an Charakteren, Handlungen, Situationen, stets

[a] „Anmerkung 1." in der 3. und 4. Ausg.

Vernachlässigung her. Auf die Winke, welche die Musik geben konnte, ist nicht geachtet worden; es fehlt viel, dafs die sittlichen Elemente anerkannt wären; selbst die Symmetrie schien etwas Untergeordnetes. Denn man hat nicht Lust, sich bey der Kenntnifs des Einfachen, des blofs Richtigen, aufzuhalten, man strebt nach dem *Effect*; und wirft sich eben damit in das Meer der Eindrücke, welche die Künste hervorbringen. Die einflufsreichste der Künste, die Poësie, wird am meisten gemifshandelt; denn während man Pinsel und Meifsel erst führen, ein Instrument erst spielen lernt, und bey der Gelegenheit doch noch zuweilen die von den Meistern aufgefundenen Elemente sich zeigen läfst: glaubt jeder *sprechen* zu können, daher will jeder dichten; nachahmend auf gut Glück, hintennach die Sprache mehr als das Auszusprechende studirend; endlich sich auf sein Gefühl verlassend, weil die grofsen Genie's auch ohne genaue Kenntnifs der einfachen Elemente das Schöne getroffen haben. [79] Uebrigens sind ohne Zweifel die poëtischen Elemente schon ihrer grofsen Mannigfaltigkeit wegen am schwersten zu finden.

Sollen aber irgend einmal die ästhetischen Elemente vollständig entdeckt, und damit eine allgemeine Aesthetik möglich gemacht werden: so mufs man durchgängig das Schöne von dem Stoff, an welchem, und den Bedingungen, unter welchen es erscheint, genau unterscheiden, und dann noch das Successive, als das Schwierigere, von dem Simultanen, als dem Kläreren, abtrennen. Die analytischen Betrachtungen über das bekannte Schöne müssen dabey bis auf die allerletzten Verhältnisse, an denen noch etwas gefallendes oder misfallendes wahrzunehmen ist, zurückgeführt werden; und das Interesse der gründlichen Kenntnifs vielmehr als der künstlerischen Production mufs die Untersuchung leiten. Die Metaphysik endlich mufs ganz entfernt gehalten werden. (§ 74—78.) [1]

Ueberflufs haben; die Schwierigkeit zeigt sich erst im Absondern des Gemeinen, Unbedeutenden, und dessen, was in einen gegebenen Zusammenhang nicht pafst. Unterstützt wird dagegen die schärfere Auffassung des Schönen durch Gegenüberstellung des Häfslichen; welches ohnehin eben sowohl unter dem Gattungsbegriffe des Aesthetischen enthalten ist als das Schöne, und für die Theorie nicht darf von der Untersuchung ausgeschlossen werden."

[1] In der 2. u. 3. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Obgleich theoretisches Wissen und ästhetisches Urtheilen gänzlich verschieden sind: so soll doch hiemit nicht geleugnet werden, dafs jenes helfen könne, um dieses zur Deutlichkeit zu bringen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, dafs eine bessere Aesthetik nicht eher als im Gefolge einer bessern Psychologie erscheinen werde. [a] Der Verfasser, der vieljährige Nachforschungen wegen der letztern angestellt hat, glaubt wahrzunehmen, dafs die Verschiedenheit der Gemüthszustände bei verschiedenen ästhetischen Urtheilen, und hiemit auch die Uebergänge und Mischungen dieser Zustände, ungleich mannigfaltiger seyen, als man es sich ohne speculative Psychologie irgend mag vorstellen können. Alles dies Verschiedene gesondert, und deutlich, vestzuhalten, und jedes Einzelne in seiner ganzen Bestimmtheit zu erkennen, dies scheint einen Grad von Ausbildung des speculativen Denkens zu erfordern, dessen Mangel sich durch blofs ästhetische Betrachtung schwerlich ersetzen läfst."

---

[a] Die Worte bis zu Ende der Anmerk.: „Der Verfasser ... schwerlich ersetzen läfst." fehlen in der 3. Ausg.

Viertes Capitel.

Von den Künsten und den Kunstlehren.[1]

§ 90.[2]

Jede Kunst bedarf eines Stoffes, an welchem sie das Schöne darstellt, und es giebt für sie Bedingungen, unter welchen ihre Darstellungen aufgefasst und gewürdigt werden. Ist der Stoff zu spröde, sind die Bedingungen zu schwer zu erfüllen, so entsteht für die meisten Künste die Frage, wozu denn überhaupt die Existenz des Kunstwerks nöthig sey? Es ist erlaubt, darauf verneinend zu antworten, und die Kunst liegen zu lassen.[3]

---

[1] Die Ueberschrift lautet in der 4. Ausg.: „Von der Verbindung der ästhetischen und theoretischen Auffassung."

[2] Für diesen Paragraphen heifst es in der 4. Ausg.:

„§ 103. Der bisher gefoderten Abstraction, welche nur ästhetische Elemente, und diese von einander gesondert auffassen soll, steht eine mannigfaltige Determination gegenüber. Eine solche kommt schon da vor, wo das Schöne oder Häfsliche zugleich noch auf andre Weise als Gegenstand eines Vorziehens oder Verwerfens gedacht wird; als nützlich, oder belustigend, oder angenehm, oder als schädlich, gefährlich, anstrengend, Trauer und Schmerz erregend, flüchtig, verführerisch, u. s. w. Hierauf bezieht sich eine Menge von Klugheitsregeln des täglichen Lebens."

[3] In der 4. Ausg. ist hier eingeschoben:

„§ 104. Die Auffassung eines Gegenstandes, an welchem aufser Einem ästhetischen Verhältnisse noch irgend etwas Anderes gedacht wird, ist an sich schon eine theoretische; denn der Gegenstand wird eben dadurch von seinem ästhetischen Prädicate als Subject desselben unterschieden, dafs er nicht durch dieses allein soll bestimmt seyn. Die andern Merkmale können nun selbst entweder ästhetische, oder ein andres Vorziehn und Verwerfen ausdrückende, oder endlich selbst theoretische (blofs zur Erkenntnifs des Gegenstandes gehörige) seyn. Im letztern Falle betreffen sie entweder das, was der Gegenstand schon ist, oder was er werden kann. Ist der Gegenstand gegeben: so können praktische Aufgaben entstehn, entweder ihn in seinem Werthe zu erkennen, oder ihm den Werth zu geben, dessen er fähig ist.

I. Von der Tugendlehre und Religionslehre.

§ 105. Der Mensch ist für sich selbst ein gegebener Gegenstand des Beyfalls und Misfallens; die Gesellschaft, in der er lebt, ist es gleichfalls; überdies überblickt er sich und die ganze Menschheit in einer Abhängigkeit, die es ihm zum Bedürfnisse macht, das höchste Wesen wenigstens in Bezug auf die menschlichen Angelegenheiten zu erkennen. Die Aufgaben, welche hieraus entstehen, können nicht abgelehnt werden. Jedem Versuch des Ablehnens widersetzt sich die Stimme des Gewissens; und der Lauf des Lebens führt beständig erneuerte Mahnungen herbey. Das Erkennen der vorhandenen Erhabenheit, Würde, Vortrefflichkeit, sammt

§ 91.[1]

[2] Hier aber scheidet sich die erhabenste der Kunstlehren, die *Tugendlehre,* ganz und gar von den übrigen. [80] Ihr Stoff, der Mensch, ist einmal vorhanden; die Auffassung des Werks geschieht mindestens im eigenen Gewissen; das Misfallen schon an der mangelnden Tugend ist unvermeidlich; und dieses Misfallen ist das bleibendste unter allen Motiven menschlicher Handlungen und Gesinnungen.

Die Kenntnifs des Stoffes wird hier theils durch Erfahrung gewonnen, theils durch Psychologie. In so fern also bekommt die Metaphysik einen Einflufs auf die Kunstlehren, den sie auf die allgemeine Aesthetik nicht haben durfte.

Ein paar Hauptzweige der Tugendlehre sind die *Politik* und *Pädagogik.* Für jene ergeben sich aus den ursprünglichen praktischen Ideen (§ 80—84) eben so viele abgeleitete, welche mit der Erwägung menschlicher Schranken und Hülfsmittel müssen verbunden werden. Die Idee des Rechts (§ 83) macht dabey die Grundlage, weil ohne sie gar keine vernunftmäfsige Anordnung der Gesellschaft kann gedacht werden. Die Pädagogik beruhet unmittelbar auf den ursprünglichen praktischen Ideen; unter denen jedoch die Idee der Vollkommenheit (§ 81) besonders herauszuheben ist; nicht zwar wegen gröfserer Wichtigkeit, sondern weil der durch sie bestimmte Theil des Zwecks der Erziehung (Belebung eines vielseitigen Interesse) den gröfsten Aufwand mannigfaltiger Bemühungen erfordert, und weil hiedurch zugleich die Grundlage der übrigen sittlichen Bildung gewonnen wird.

(Die Religionslehre gehört gewissermafsen[3] auch[4] hierher, in sofern die *Idee* von Gott aus den einfachen praktischen Ideen mufs zusammengesetzt werden. Allein die Grundlage des Wissens und Glaubens hängt

---

der damit verbundenen Verehrung des höchsten Wesens giebt nun die Grundlage der Religionslehre; das Erkennen der eignen Schwäche die Grundlage der Tugendlehre, in so fern mit dem Ideal der Tugend die Aufgabe verbunden ist, demselben so weit nachzustreben, als die menschliche Schwäche es gestattet."

[1] „§ 106." in der 4. Ausg.

[2] Statt der Worte: „Hier aber scheidet . . . auf die allgemeine Aesthetik nicht haben durfte." (Z. 10) hat die 4. Ausg.: „Das Ideal der Tugend beruhet auf der Einheit der Person, welche von der Beurtheilung nach allen praktischen Ideen zugleich getroffen wird, während sie durch den mannigfaltigen Wechsel des Thuns und Leidens herdurch gehen mufs. Die Jugendlehre aber bedarf der Kenntnifs des Menschen; und sie wird um desto mehr praktisch anwendbar, je mehr sie theils von der Erfahrung, theils von theoretischer Einsicht in der Natur des Menschen dasjenige in sich aufnimmt, was über die Veränderlichkeit des Menschen zum Bessern und zum Schlechteren Aufschlufs giebt. Daher ihre Abhängigkeit von der Psychologie, und mittelbar von der Metaphysik."

[3] „gewissermafsen" fehlt in der 2., 3. und 4. Ausg.

[4] „auch" fehlt in der 4. Ausg.

hier dennoch von der Metaphysik ab; daher auch das Weitere von diesem Gegenstande bis dahin wird verschoben werden.) [1]

§ 92. [2]

Alle übrigen [3] Künste beruhen in der Ausübung auf dem willkühr-

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. [a] Wegen der Staatslehre kann sich der Verfasser berufen auf seine allgemeine praktische Philosophie. Was aber die Religionslehre anlangt, so hätte in jenem Buche, am Ende des ersten Theils, die Idee der beseelten Gesellschaft (abgeleitet von der der innern Freyheit) noch erhöhet werden sollen zu jener Gemeinschaft der Geister, welche KANT (in seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten) das Reich der Zwecke, CICERO in den Büchern de legibus die societas hominum atque Deorum nennt. Alsdann wäre der Uebergang offen gewesen zur Idee von Gott und von der Kirche.

Die Idee von Gott enthält zuvörderst Weisheit und Heiligkeit, — zusammen genommen innere Freyheit; dann Allmacht, als höchste Vollkommenheit; reine und allumfassende Güte, das Wohlwollen; endlich Gerechtigkeit, insbesondere die sogenannte distributive, die nichts anderes ist als Billigkeit in dem Sinne des § 84. — Mögen nun Diejenigen, welche sich erlauben von den praktischen Ideen geringschätzig zu denken, einmal versuchen, die vorbenannten göttlichen Eigenschaften aus der Idee von Gott herauszunehmen; mögen sie alsdann ihr Residuum ins Auge fassen! Entweder enthält es noch dieselben Grundgedanken, nur unter andern Namen: oder es wird Nichts übrig bleiben als ein nackter, gleichgültiger theoretischer Begriff, wo nicht offenbare Schwärmerey. Mögen sie auch versuchen, eine jener Eigenschaften höher als eine andre, oder über alle etwas Höheres zu stellen; — mancherley entgegengesetzte Künsteleyen können daraus hervorgehn, aber Nichts, was den Lehrer der Religion nicht im Stiche liefse, wenn es darauf ankömmt, Menschen von geradem Verstande mit Ehrfurcht und Vertrauen gegen das höchste Wesen zu erfüllen."

Hieran schliefst sich in der 4. Ausg.:

„§ 107. Die Religionslehre hängt zwar aufs engste mit der Tugendlehre zusammen, indem beyde dahin wirken, den Menschen zu demütigen und zu bessern. Allein sie soll auch den in der Besserung begriffenen beruhigen; sie tröstet überdies den unschuldig Leidenden, und erhebt das Gemüth in einen höhern Gedankenkreis. Sie gewährt Feyerstunden, in welchen der Arbeiter sich erholt; sie beschäfftigt und erheitert. Hier trifft sie zusammen mit den schönen Künsten, die von jeher dem Aufschauen zum Höheren ihre edelsten Erzeugnisse widmeten."

[2] „§ 108." in der 4. Ausg. Dieser Paragraph leitet einen neuen Abschnitt ein, der in der 4. Ausg. überschrieben ist:

II. Von den Künsten und den Kunstlehren.

[3] „Alle übrigen Künste . . . so bedarf die Willkühr" heifst in der 4. Ausg.:

„Wie dem Ideal der Tugend die Einheit der Person, so liegt der Vorstellung eines Kunstwerks die Einheit der Wirkung zum Grunde, wozu alle seine Theile beytragen sollen; allein mit einem grofsen Unterschiede für die Anwendung. Wirkliche Personen sind gegebene Gegenstände; was ihnen zur Tugend fehlt, unterliegt ihrem eignen Tadel, und dem der bürgerlichen und religiösen Gesellschaft. Kunstwerke hingegen sollen erst werden; oder es gab doch eine Zeit, in welcher ihre Production unterbleiben konnte, und vielleicht sollte. Denn das Sollen ist hier ganz pro-

---

[a] „Wegen der Staatslehre . . . von Gott und von der Kirche." (bis zu Ende des 1. Absatzes) fehlt in der 3. und 4. Ausg.

1 lichen Entschlusse,[1] einen gewissen Stoff zu [81] bearbeiten; und erst hintennach folgt die ästhetische Beurtheilung, durch welche der Mensch sich angetrieben findet, das Schöne zu suchen, und das Häfsliche zu meiden. So werden selbst Werke, deren Verfertigung eine ganz andre
5 Absicht hat, als Darstellung des Schönen, dennoch den ästhetischen Forderungen unterworfen. Aber wenn der Verfertiger blofs in der Absicht, ein Kunstwerk zu liefern an die Arbeit ging, so bedarf die Willkühr dieses

---

blematisch. Der Stoff konnte unbearbeitet bleiben; der Künstler konnte sich anders beschäfftigen; er konnte seine Neigung bezwingen. Zwar dem
10 ächten Künstler darf man Glück wünschen, wenn er wenig von blofser Willkühr, und dagegen desto mehr Begeisterung, in sich spürt. Aber die Begeisterung kennt weder ihren Ursprung noch ihre Bildungsstufen; sie allein bringt selten ein Kunstwerk zur Vollendung; am wenigsten ist sie im Stande, Aesthetik zu lehren. Wie nach HORAZens ars poetica nicht
15 eine einzige horazische Ode würde gedichtet werden, so findet man durchgehends die Reflexionen grofser Künstler viel mangelhafter und viel einseitiger, als ihre Werke. Und die Bewunderung der schon vorhandenen Werke ist keine so vollständige Sympathie, dafs in ihr die Begeisterung sich wiederfände; das zeigt sich in der Menge verunglückter Nachahmungen,
20 die von den Bewunderern ausgehn. Während nun das vollendete Kunstwerk, nachdem sein Werth entschieden ist, seine Existenz durch sich selbst rechtfertigt, erscheint es *vor* dieser Entschiedenheit als etwas Entbehrliches, zufällig Entstandenes; dessen Urheber eine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, die man der Arbeit, wozu er sich entschlossen hatte, füglich versagen kann. Daher bedarf die Willkühr" . . .

[1] „auf dem willkührlichen Entschlusse . . . so bedarf die Willkühr" (bis Z. 7) . . . heifst in der 3. Ausg.: „auf dem willkührlichen Entschlusse und auf dem Geschick, der Kenntnifs und Gewandtheit, einen gewissen Stoff zu bearbeiten. [2]Zwar dem Künstler darf man Glück wünschen, wenn er wenig von blofser Willkühr, und dagegen desto mehr Begeisterung, in sich spürt. Aber die Begeisterung kennt weder ihren Ursprung noch ihre Bildungsstufen; sie allein bringt selten ein Kunstwerk zur Vollendung; am wenigsten ist sie im Stande, Aesthetik zu lehren. Wie nach HORAZens ars poetica nicht eine einzige Horazische Ode würde gedichtet werden, so findet man durchgehends die Reflexionen grofser Künstler viel mangelhafter und viel einseitiger, als ihre Werke. Auch die Bewunderung der schon vorhandenen Werke ist keine so vollständige Sympathie, dafs in ihr die Begeisterung sich wiederfände; das zeigt sich in der Menge verunglückter Nachahmungen, die von den Bewunderern ausgehn. Weit kälter ist im Allgemeinen die ästhetische Beurtheilung, durch welche der Mensch sich angetrieben findet, das Schöne zu suchen und das Häfsliche zu meiden. So werden selbst Werke, deren Verfertigung eine ganz andre Absicht hat, als Darstellung des Schönen, dennoch den ästhetischen Foderungen unterworfen. Wenn der Verfertiger blofs in der Absicht ein Kunstwerk zu liefern, an die Arbeit ging, so bedarf die Willkühr" . . .

[2] Die folgenden Worte bis 11 Zeilen weiter stimmen bis auf einige unbedeutende Abweichungen mit dem Texte der 4. Ausg. (s. oben Z. 9 bis Z. 20).

Entschlusses, (wofern nicht vom blofsen Zeitvertreibe die Rede ist) einer Gunst, welche selten durch das Schöne allein, und den darauf gelegten Werth, kann erreicht werden. Wenigstens wo uns zur Betrachtung des Werkes eine länger anhaltende Aufmerksamkeit angemuthet wird, da fordern wir, im Aufmerken unterstützt zu werden durch Abwechselung; wir fordern *Unterhaltung*.

Deshalb mischt sich in allen gröfseren Kunstwerken das Unterhaltende als ein beträchtlicher Zusatz zum Schönen. [1]So pflegt sich die Poësie an eine Fabel zu lehnen, und der Maler und Bildhauer wählt gern einen recht ergreifenden Moment aus der Mitte der Fabel, besonders wo er nicht durch den Reichtum seiner Darstellung (wie in der Landschaft, in welcher das Auge lustwandelt) die Beschauer zu fesseln hofft.

Hieraus nun[2] entspringen in allen Kunstlehren eine Menge von Regeln, wie das Unterhaltende zu erzielen, wie seine Gegentheile, das Langweilige, das Anstöfsige, das Unfafsliche, das Unwahrscheinliche, zu vermeiden seyen. Z. B. die drey Einheiten im Drama, welche[3] offenbar nicht auf Production des Schönen, sondern auf Fafslichkeit und Concentration der Aufmerksamkeit berechnet sind.[4]

---

[1] Der folgende Satz; „So pflegt sich ... zu fesseln hofft." fehlt in der 4. Ausg.

[2] „nun" fehlt in der 4. Ausg.

[3] „welche offenbar nicht auf Production des Schönen" heifst in der 3. und 4. Ausg.: „welche, so sehr sie verdienen, beachtet, und nicht leichtfertig verletzt zu werden, doch offenbar nicht auf Production des Schönen" ...

[4] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. [a]Bey den drey letzten Paragraphen dieses Abschnitts kann auf keine andre Schrift des Verfassers verwiesen werden; und in Anmerkungen sie genügend zu erläutern, ist innerhalb der hier zu beobachtenden Gränzen unmöglich. — Wer über das Verhältnifs des Stoffes und des an ihm dargestellten Schönen in einem Kunstwerke, nachdenken will: der nehme sich ein Beyspiel, dessen Stoff, noch unbearbeitet, in einer andern Darstellung bequem zur Vergleichung vor Augen liegt. Das Beyspiel sey etwan jenes von den kämpfenden Horatiern und Curiatieren; Livius erzählt die Geschichte, Corneille giebt das Drama, und zugleich ein Urtheil darüber. Der Stoff ist günstig; er bietet eine Menge ästhetischer Verhältnisse dar; und, was das Beste ist, diese Verhältnisse stehn in sehr inniger Verbindung, sie machen fast von selbst ein Ganzes. Auf zwey Familien fällt die Last des Kampfes zweyer Völker; während die Frauen davon tief leiden, (wiewohl nicht ohne Standhaftigkeit) erhebt sich der Muth der Männer; aber unter diesen hebt der Dichter den Römersinn des Horatiers, dem der Sieg beschieden bis zu einer Härte und Uebertreibung ,die den Schwestermord vorbereitet, und dadurch dem Stücke wahrhaft Einheit giebt; obgleich Corneille selbst — ungerecht, wie es scheint, gegen sein eignes Werk — der Handlung Schuld giebt, sie spalte sich in zwey Theile. Dies ist der Fall beym Livius, wo die Schwester uns erst hintennach begegnet; nicht so im Gedichte, wo sie und ihr Schicksal uns von Anfang bis zu Ende beschäfftigen, und wo der Charakter des Horatiers kunstvoll alles zusammenhält. Kunstvoll wickeln sich die Situationen auseinander; die Verhältnisse wechseln stark, obgleich die Handlung langsam fortschreitet; ächt tragisch verwandelt Ein Augenblick den siegprangenden Helden in einen Verbrecher, unterwirft ihn einer Anklage, und verleitet ihn fast zum Selbstmorde. Auch hier scheint der Dichter ungerecht gegen sein Werk; er findet diesen Uebergang gar zu plötzlich, er will eine aus-

---

[a] Der folgende Satz: „Bey den drey ... zu beobachtenden Gränzen unmöglich." fehlt in der 3. und 4. Ausg.

§ 93.[1]

Aber nicht blofs Unterhaltendes, sondern auch Reizendes, Theilnahme Weckendes, Imponirendes, — Lächer[82]liches — wird dem Schönen beygemischt, um dem Werke Gunst und Interesse zu schaffen. So erlangt das Schöne gleichsam verschiedene Farben; es wird anmuthig, prächtig, tragisch, komisch, — und es *kann* alles dieses werden, denn das für sich ruhige ästhetische Urtheil erträgt gleichwohl die Begleitung mancher, ihm fremdartiger Aufregungen des Gemüthes. Die Formen der Kunstwerke werden hiedurch vervielfältigt; und die verschiedenen Denkungsarten und Stimmungen zur Aufnahme des Schönen empfänglicher gemacht. Aber die Kunst kann durch Misbrauch der genannten Zusätze entarten; dann nämlich, wenn sie über dem blofs Interessanten das Schöne vergifst; welches sich durch den Mangel eines bleibenden Eindrucks, einer bleibenden Hochschätzung verräth. Denn alles fremdartige Interesse erkaltet sehr bald; ja die Gunst, die es Anfangs schaffte, verwandelt sich gar leicht in den Verdrufs über das willkührliche Machwerk, welches sich anmaafste mit unsern Gefühlen sein Spiel zu treiben. Die ästhetischen Urtheile allein besitzen den Vorzug der unveränderlichen Dauer, und ertheilen ihn dem Gegenstande, der ihnen entspricht.[2]

---

führlichere Darstellung, wodurch jedoch die Glieder des Verhältnisses nicht deutlicher, sondern nur das Eintreten desselben etwas fafslicher hätte werden können. Nur am Ende scheint das Werk nicht kräftig genug; der Richterspruch ist eine Art von Ceremonie, anstatt dafs die Schmach, angeklagt zu stehn vor den Seinen und dem Volke, mehr hervortreten, und auch den Schuldigen tiefer verwunden — dennoch aber seinen Sinn nicht brechen sollte. — [a]Dieses vortreffliche Kunstwerk wird unter uns minder geschätzt, als es zu verdienen scheint. Warum? — Vielleicht würde man nicht ganz irren, wenn man antwortete: darum, weil es zu streng, zu abgeschlossen, — weil es in seiner Art gar zu vollkommen ist. Für uns ist es nicht bunt genug; wir lieben noch mehr Unterhaltung und Abwechselung."

[1] „§ 109" in der 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung.[b] Eine Fluth von Schriften, welche mit wahren Kunstwerken nicht blofs die äufsere Form, sondern auch den lebhaften Beyfall der Leser für eine kurze Zeit gemein haben, ohne ihn behaupten zu können, — so dafs die Verfasser einen grofsen Ruhm gewinnen und wieder verlieren, — würde zur letzten Hälfte dieses Paragraphen die Beyspiele liefern können. Alles, was durch weichliche Sentimentalität, oder durch seltsame und grausenhafte Phantasmagorie, oder durch Sinnenkitzel, oder auch durch ein Gemenge von dergleichen Materialien, seine Geltung erlangt, mufs sich gefallen lassen, verdrängt zu werden durch andre, nicht bessere, aber neue und mit noch flüchtigeren Reizen ausgestattete Machwerke. Soll einmal irgend ein anderes Interesse, als das rein ästhetische, vorwiegen, so mufs dies ein historisches, weltbürgerliches, religiöses, kurz ein bleibendes und kein zufälliges seyn; (wobey wir für einen Augenblick vergessen dürfen, dafs in dem religiösen und weltbürgerlichen doch ein ästhetisches versteckt liegt, und das historische nur relativ bleibend und wesentlich ist, nämlich in so fern sich die Nachkommen für diejenigen interessiren, die sie in irgend einem Sinne als ihre Vorfahren und Angehörigen betrachten.) Hier kann SCHILLERS

---

[a] Die folgenden Worte bis zu Ende der Anmerk.: „Dieses vortreffliche Kunstwerk ... Unterhaltung und Abwechselung." fehlen in der 3. und 4. Ausg.

[b] „Anmerkung 1." in der 4. Ausg.

§ 94.[1]

Der Stoff und das ihm eigene Interesse, dient in der Regel zum Verbindungsmittel (gleichsam zum Gerüste) für ein sehr manigfaltiges, daran gefügtes Schönes. Die Einheit eines Kunstwerks ist nur selten, vielleicht niemals,[2] eine ästhetische Einheit; und man würde in sehr falsche Speculationen gerathen, wenn man sie[3] dafür halten wollte. Ein Gemälde enthält ästhetische Verhältnisse der Farben: diese bestehen für sich. Es enthält ästhetische Verhältnisse der Gestalt, der Zeichnung; diese bestehen wieder für sich; sie hätten selbst ohne bunte Färbung (in getuschter Manier, oder im schwarzen Kupferstich) erscheinen können. Es enthält endlich ästhetische Verhältnisse in dem dargestellten Gedanken; diese sind poëtischer Art; viel[83]leicht vom Dichter entlehnt, oder sie können doch durch Worte, abgesondert von dem begleitenden räumlichen Schönen, ausgesprochen werden. Nun beruht allerdings der Werth des Gemäldes nicht blofs auf der *Summe* jener verschiedenartigen Schönheiten, sondern auch auf deren schicklicher Verbindung. Z. B. dem tragischen Gedanken entspricht das düstere Colorit, und der kühne Wurf in der Zeichnung; dem heitern, lachenden Gedanken schmiegt sich an, die Helligkeit der Tinten, die zierliche Ausarbeitung aller Theile, vielleicht selbst die niedliche Klein-

---

Wilhelm Tell genannt werden; ein auffallendes Gegenstück zu jenem Werke des CORNEILLE. Ein ganzes Land trägt hier den Druck, und widerstrebt ihm; alle Stände wirken zusammen; jeder thut Etwas, keiner etwas Ganzes; man sieht eine grofse Bewegung, aber bey so viel aufgeregten Kräften scheint die Hauptperson kaum nöthig, um das Ziel zu erreichen. Ein unaufhörlicher Wechsel von Scenen erschwert die Zusammenfassung; der Schauplatz ist nicht ein Ort, sondern eine Provinz; eine Menge von Verhandlungen wird dargestellt, die vielfach anders seyn könnten, ohne in der Hauptsache etwas zu ändern. — Ungeachtet dieser höchst lockern Verknüpfung hängt dennoch Alles zusammen, nämlich in dem Einen Hauptinteresse, welches der Geschichte eigen ist. Die Gröfse des Gemäldes und die Wichtigkeit des Gegenstandes entschädigen uns wegen der dramatischen Mängel.“

Hieran schliefst sich in der 4. Ausg.:

„Anmerkung 2. Es ist hier nicht der Ort, über Kunstgeschichte zu reden, die in Ansehung der Sagenkreise, welche den Künsten ihren Stoff darbieten, und der Sitten, welche das für schicklich oder unschicklich gehaltene verschiedentlich begränzen (z. B. in den Verhältnissen des weiblichen Geschlechts), zunächst psychologische Betrachtungen erfodert. Nur das mag bemerkt werden, dafs die Künste selbst mehr ernst oder mehr spielend mit dem Gedankenkreise jedes Zeitalters umgehn. Die Plastik hat den Ernst der wahren Geschichte; sie errichtet den Helden der nächst vorhergehenden Zeit sein Denkmal; während ihn die dramatische Poesie noch nicht wagt auf die Bühne zu bringen, weil für poetische Licenzen die Wirklichkeit noch zu nahe steht. In der Musik ist der Künstler wenigstens aufrichtig; er schreibt in s e i n e m Geschmack, und versetzt sich nicht leicht in den eines Andern. Die Architektonik dagegen ist nach Belieben griechisch oder gothisch; und die Poesie versetzt sich in die Fremde, wohin es auch sey, wenn sie nur darauf hoffen kann, dafs ihr die eben vorhandene Laune des Zeitalters willig folge; — eine Laune, die oft genug das Regelmäfsige verschmäht, um sich am Seltsamen zu ergötzen; und welcher sich nur zu oft eine dienstbare Begeisterung zuvorkommend bezeigt.“

[1] „§ 110.“ in der 4. Ausg.

[2] „vielleicht niemals“ fehlt in der 2., 3. und 4. Ausg.

[3] „sie allgemein“ . . . in der 4. Ausg.

heit des Formats. Allein dies Schickliche ist dennoch, ästhetisch betrachtet, etwas höchst[1] Untergeordnetes, und welches vielmehr an der Beschaffenheit des Stoffes hängt als an irgend einer Gattung des in ihm dargestellten mannigfaltigen Schönen. Die Farbe konnte nicht hinweisen auf die Zeichnung; die gefällige Form noch weniger auf den Gedanken: der Gedanke eben so wenig auf das Ebenmaafs der Figuren; der vielseitig gebildete Geist des Künstlers war es, welcher alle diese Schönheiten an Einer Stelle versammelte.[2]

---

[1] „höchst" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[2] Die 3. und 4. Ausg. fahren fort: „Wo nun die Begeisterung das richtige Gefüge des Mannigfaltigen und Ungleichartigen von selbst trifft: da bedarf es keiner Aesthetik; sondern nur da, wo der Künstler bedenklich wird, wo er sich in Reflexionen verwickelt, die er nicht zu endigen, in Fragen, die er nicht mit Sicherheit zu lösen weifs. Und hier würde das Verdienst der Aesthetik desto gröfser seyn, wenn sie nicht sowohl die höchsten, als die mittlern Stufen und Bedingungen der Production, — gleichsam[a] die richtige Vorzeichnung, die Anlage des Werks gegen Fehlgriffe zu sichern im Stande wäre. Die letzte Feile anzubringen ist leicht, wenn das beynahe vollendete Werk schon ein entschiedenes Urtheil für sich hat; aber es ist schwer, peinlich, unnütz, wenn sich ein Fehler fühlbar macht, den man entweder nicht genau angeben kann, oder der sich mit dem Ganzen unzertrennlich verwachsen zeigt."

Ferner folgt in der 2., 3. und 4. Ausg. folgende

„Anmerkung. Die Ungleichartigkeit dessen, was einem Kunstwerke die Einheit giebt, mit den ästhetischen Verhältnissen selbst, die seine Hauptbestandtheile ausmachen, zeigt sich sehr klar in der Thierfabel; wo der eigentliche Sinn, in dem Kreise der menschlichen Angelegenheiten, das gesammte anschauliche Mannigfaltige hingegen, worauf das Poetische der Darstellung beruht, aufserhalb dieses Kreises, in der Thierwelt liegt. Man erinnere sich an Reineke Fuchs, die gröfste, schönste, (von GÖTHE mit der Fülle des epischen Lebens ausgestattete) Fabel solcher Art. Der Gegenstand derselben ist die Frage: wie machen es die Verbrecher, unter schwachen Regierungen der Strafe zu entgehn? und die Antwort: sie benutzen die Begierden, worin die Schwäche der Mächtigen besteht. Dieser Gedanke ist an sich nicht im mindesten poetisch oder ästhetisch; gleichwohl liegt er der ganzen Erzählung zum Grunde. Das herrschende ästhetische Verhältnifs aber liegt hier, wie in so vielen komischen Kunstwerken, in der Idee der Vollkommenheit, (§ 81). Es ist die Schlauheit des Fuchses, welche als Stärke gefällt. Gegenüber steht ein Analogon der Billigkeit, indem die Thoren ihren Schaden sich selbst zuziehn. Mit der gröfsten Sorgfalt aber mufs in Erzählungen solcher Art verhütet werden, dafs kein höheres moralisches Interesse rege werde,[b] und dafs keine Theilnahme für die Leidenden erwache. [c]Der Leser selbst mufs absichtlich ein Auge zudrücken, um die Schändlichkeit des Fuchses für jetzt zu ignoriren. Eben darum aber sind alle Poesien dieser Art von flüchtiger Wirkung, und können sich niemals in den Rang der ernsten Gattungen erheben."

---

[a] „gleichsam" fehlt in der 4. Ausg.

[b] „kein höheres moralisches Interesse rege werde," heifst in der 4. Ausg.: „kein höheres moralisches Interesse sich spanne und sich beleidigt finde,"

[c] „Der Leser selbst . . . der ernsten Gattungen erheben." (bis zu Ende der Anmerk.) fehlt in der 4. Ausg.

Am auffallendsten[1] ohne Zweifel ist diese Aggregation eines mannigfaltigen Schönen in der Oper. Hier wirken Musik, Malerey, Poësie zu-

[1] „Am auffallendsten... ganz abgelenkt wird." (bis S. 143, Ende des 2. Absatzes) heifst in der 4. Ausg.:

„§ 111. Nach dem Vorstehenden kann es nicht befremden, wenn man die Kunstwerke auf eine Weise eingetheilt findet, die keine strenge Nothwendigkeit der Sonderung anzeigt, weil ihr keine wahrhaft ästhetischen Unterschiede zum Grunde liegen. Sehr bekannt ist die Eintheilung der Poesie in die epische, dramatische, lyrische und didaktische. In der epischen herrscht das Unterhaltende einer Begebenheit vor; in der dramatischen die Theilnahme für Personen; in der lyrischen das Gefühl, welches der Dichter ausdrückt, in der didaktischen die Meinung, deren Gewicht er gelten macht. Man bemerkt bald, dafs diese Unterschiede nicht der Poesie allein angehören; dafs theils andere Künste, theils kunstlose Gegenstände daran Theil haben. Vom Homer kann man zum Ariost, vom Ariost zu arabischen Mährchen, vom Mährchen zu gewöhnlichen Romanen, ja zu blofsen Geschichten herabsteigen, und immer noch in der Sphäre des Unterhaltenden bleiben. Die Opernmusik, lyrisch im Einzelnen, ist unterhaltend im Ganzen; ein mährchenhafter Text pafst ihr besser als ein ächt tragischer oder hochkomi[140]scher. Die Arabesken-Malerey ist ebenfalls unterhaltend; die Landschaftsgemälde sind es um so mehr, je mannigfaltiger das Auge in ihnen lustwandelt. Dagegen giebt es auch tragische Gemälde und Bildsäulen (z. B. den Laokoon); und komische (wie die hogarthschen); es giebt viele lyrische, welche irgend eine Gemüthsbewegung darstellen; es giebt didaktische, wohin die Portraits gehören. — Man kann Schiller's Wallenstein ein dramatisirtes Epos nennen, ohne damit gerade einen Tadel auszusprechen; wenigstens fragt sich noch, ob nicht das Unterhaltende einer grofsen Begebenheit neben dem theilnehmenden Interesse an den Personen bestehen könne.

Führt man die obige Eintheilung auf eine frühere in objective und subjective Poesie zurück: so erscheint nicht blofs die didaktische, sondern auch die lyrische Poesie zweifelhaft, indem alles Schöne objectiv ist, schon nach seinem ersten Grundbegriff. Aber die Eintheilung trifft überhaupt nicht das Schöne als solches.

§ 112. Die epische und die dramatische Poesie schöpfen ihre eigentlichen ästhetischen Elemente aus den nämlichen Quellen; sie benutzen gemeinschaftlich Charaktere, Handlungen, und Situationen.

Die Handlung beruht darauf, dafs ein Zustand der Dinge dargestellt werde, der nicht so bleiben kann, wie er liegt. Hier unterscheidet man leicht Anfang, Mittel, und Ende. Das Ende wird der grofse Dichter nicht, als ob es überraschen sollte, herbeyführen (ein solcher Eindrusk wäre flüchtig); sein Werk bekommt daher das Ansehen einer recht deutlichen Erklärung, wie Alles gekommen sey, ja wohl habe kommen müssen. Er schaltet ein; er entwickelt langsam und pünctlich. Zuerst treten die Personen auf; sie wollen etwas; man lernt sie theilweise kennen. Zweytens müssen sie weiter; es entsteht Noth, und die Personen gerathen in Situationen. Drittens zeigt sich eine unge[141]wisse Lage der Dinge,

sammen zur Erregung gewisser Empfindungen der Theilnahme an den handelnden Personen. Aber dieser Vereinigungspunct der verschiedenen

deren Gang die Personen nicht bestimmen können. Viertens: die Katastrophe läfst sich vermuthen; denn die Hauptpersonen versuchen, durchzugreifen, während die Nebenpersonen zurücktreten. Fünftens: die Katastrophe ereignet sich, breitet sich aus, ergreift eine Person nach der andern, bis Ruhe eintritt. Diese Reihenfolge giebt dem Drama fünf Acte; sie läfst sich aber auch ziemlich deutlich, nur mit noch mehrern Einschaltungen, an der Ilias und Odyssee nachweisen. In dramatischen Werken ist jedoch nicht immer (wie der Name vermuthen läfst) die Handlung das Wichtigste, sondern oft überwiegen die Charaktere, zuweilen die Situationen. Nur die Komödie kann (wenn sie nicht satyrisch ist) sich dem Ernst der Charakter-Entwickelung weniger hingeben; sie neigt sich zur Intrike, während die Tragödie durch Intriken leicht zu bunt wird, und mit der Einfachheit zugleich an Würde verliert. Was den Zusammenhang der Charaktere mit der Handlung anlangt, so ist wohl die wichtigste Regel jene des Aristoteles, dafs nicht eigentliche Bosheit, sondern ein Fehltritt eines rüstigen Charakters (nicht eines schlaffen Menschen) die Katastrophe herbeyführen soll. Man dürfte vielleicht hinzufügen: das Ende soll diesem Fehltritte angemessen seyn, aber nicht ohne Motiv etwas Ueberflüssiges enthalten. Die poetische Gerechtigkeit soll nicht mangeln, jedoch auch nach keiner Seite zu viel thun; und eben so wenig mit Leichen freygebig seyn, als mit Glücksgütern für die zuvor leidende Tugend. (Schiller's Don Cesar in der Braut von Messina giebt sich sehr besonnen, und desto unnöthiger, den Tod, anstatt als Büfsender zu leben; während der Oedipus tyrannus des Sophokles in höchster Verzweiflung sich nur der Augen beraubt.)

§ 113. Ein Hauptunterschied der epischen und dramatischen Poesie entsteht daraus, dafs die letztere, eben weil sie einen Theil der Handlung auf die Bühne bringt, [142] einen andern nur erzählen oder andeuten kann. Der dunkle Hintergrund gestattet manches Geheimnifsvolle im Drama, was der epische Dichter eben so sorgfältig, wie Homer den Olymp, würde beleuchten müssen. Allein es giebt auch ein Verhältnifs zwischen dem Hintergrunde und der hervorgehobenen Handlung. Zuviel Erzählung dehnt und verzögert (so in Göthe's Iphigenie); zuviel Wichtigkeit dessen, was man im Hintergrunde erwartet, verkleinert die Hauptperson, (besonders wenn sie nicht gröfser ist als Göthe's Eugenie.)

Je länger das Werk, desto langsamer müssen sich die Charaktere entwickeln, damit diese Hauptquelle des Schönen nicht versiege. Dies gilt natürlich weit mehr dem Epos als dem Drama. Achill und Odysseus zeigen sich erst gegen das Ende in ihrer ganzen Stärke; während Schiller's Wallenstein und Göthe's Tasso gleich Anfangs auf der Höhe stehn.

§ 114. Von der lyrischen Poesie läfst sich die didaktische nicht allgemein trennen; so wenig als sich Meinungen von Gesinnungen und Gefühlen sondern können. Die lyrische Poesie ist auch keinesweges blofs subjektiver Ergufs des Dichters; sie wird oft genug dramatischen Personen in den Mund gelegt, und dient, um diese, und ihre Stellung, zu bezeichnen. Religiöse Gesänge, und eben so das Lob der Helden, Kämpfer, Sieger,

Künste ist selbst gar nicht von ästhetischer Art; noch mehr, die bloſse dramatische Poësie, ohne Musik, ohne so lebhafte Beschäfftigung des Auges, würde denselben Haupt-Effect viel sicherer erreicht haben, denn das Gemüth wäre weniger zerstreut worden. In der That aber ist das, was hier die Einheit bildet, Nebensache; die Fabel ist der bloſse Träger aller der Eindrücke, deren Summe man für dasmal zu einem Maximum hat steigern wollen. Daher ist auch alle ängstliche Genauigkeit im Zusammenfügen der heterogenen Schönheiten übel angebracht. Die Malerey [84] bildet hier doch eine Reihe von Kunstwerken für sich; die Musik entwickelt ihre Gedanken vielemal schneller, und ist daher in einem gegebenen Zeitraum ungleich gedankenreicher, als die syllbenweise abgesungene Poësie; und so ist es ganz vergeblich, diese Künste einen gleichen Schritt lehren, sie zu einer wahren ästhetischen Einheit verbinden zu wollen.

Die Hauptabsicht dieser Bemerkungen aber ist, den falschen Deutungen zuvorzukommen, zu welchen so sehr zusammengesetzte Kunstwerke Anlaſs zu geben pflegen, und wodurch vielfältig die Aufmerksamkeit vom Aufsuchen der wahren, einfachen ästhetischen Elemente ganz abgelenkt wird. — [1]

Herrscher, oder die Trauer und die Sehnsucht, ermangeln nicht der Gegenstände und Verhältnisse, die sie darstellen können. Aber je kleiner das Ganze, desto mehr bedeutet jedes Einzelne. Daher treten hier Sprache und Rhythmus noch weit mehr hervor als im Epos und Drama. Der kühnste Ausdruck muſs zugleich der treffendste seyn; und das bewegte Gefühl sich wiegen auf dem Rhythmus der Verse und Strophen. Uebrigens gehn die Gattungen der Poesie, und zum Theil ihnen analog die Gattungen der übrigen Künste, in unzählige Arten auseinander; und schwerlich wird Jemand unternehmen, der Mannigfaltigkeit der Kunstformen veste Gränzen zu setzen."

[1] In der 2. und 3. Ausg. folgt folgende Anmerkung, welche in der 4. Ausg. § 115 bildet:

„Anmerkung. Auf die ganze bisherige Darstellung wird mehr Licht fallen, wenn wir zur Vergleichung die alte Ansicht daneben stellen, welche bis in die neueste Zeit einen unverkennbaren Einfluſs behauptet hat.

Platon und Aristoteles stimmen darin zusammen, daſs sie das Wesentliche der Kunst in der Nachahmung suchen. Der letztere vergiſst auch nicht anzumerken, (gleich im Anfange seiner Poetik,) daſs die Nachahmung eben sowohl auf das Gleichgültige, und auf das Schlechte, als auf das Schöne und Gute gehe. Wobey sogleich die Fragen entstehn: was für einen Werth hat die bloſse Nachahmung? was für einen Werth insbesondere die Nachahmung des Gleichgültigen und Schlechten? Und welcher Künstler wird bloſser Nachahmer seyn wollen; da ja alle das Nachgeahmte zu vergröſsern, zu übertreffen, und mit der kühnsten Phantasie der wirklichen Welt zu entrücken suchen; welches offenbar ein Fehler wäre, wenn in der Nachahmung das Gesetz der Kunst bestände. Endlich was kann denn unsre heutige Musik nachahmen; die schlechterdings kein Vorbild in der Natur antrifft, und die fast immer, wo sie es unternimmt etwas zu malen, von ihrer Würde herabsinkt?

Alle diese Fragen beantworten sich von selbst, — aber auch die Untauglichkeit des Princips der Nachahmung für die Aesthetik verräth sich sogleich, — wenn man bemerkt, daſs in der Nachahmung ein Reiz zur Lebensthätigkeit liegt. Hierin kommt die Kunst des schnödesten Possenreiſsers oftmals der edelsten Kunst des Dichters ganz nahe; und eine gemeine Tanzmusik zeigt sogar deutlicher, als die erhabenste Fuge, was die Musik nachahme —

Zum Schlusse[1] mufs noch angezeigt werden, dafs die hier gegebene Ansicht der Aesthetik, insonderheit der praktischen Philosophie, von der

nämlich den Flufs der menschlichen Bewegungen, Vorstellungen und Empfindungen. Mit einem Worte: es ist der psychologische[a] Mechanismus, den alle Künstler aus demselben Grunde studiren sollten, aus welchem die Maler und Bildhauer sich das Studium der Anatomie angelegen seyn lassen, — nicht um das Schöne, sondern um das Natürliche hervorbringen zu lernen. Denn diese Art von Natürlichkeit, welche den Lauf des psychologischen[b] Mechanismus nachahmt, ihm entspricht, und eben dadurch ihn anregt, — fodert man von jedem Kunstwerke zuerst; und das drückt man populär so aus: das Kunstwerk soll lebendig seyn und belebend wirken.

Aber aus demselben Grunde, aus welchem PLATON die Dichter nicht in seiner Republik dulden wollte, — und der ist in der That nur der, dafs der Lebensreiz der Natürlichkeit dem Schlechten eben sowohl als dem Schönen und Guten eigen ist, — mufs man das Princip der Nachahmung in der Aesthetik, zwar nicht ganz verwerfen, aber unterordnen. Auch geschieht das wirklich, nur allmählig. Mit den homerischen Göttern, die dem PLATON so anstöfsig waren, wird heut zu Tage kein Dichter mehr Glück machen; auch das Schicksal spukt nur auf unsern Bühnen,[c] es wird bald entfliehen. Und wenn die Kunst sich vollends wird gereinigt haben, dann wird Niemand mehr Bedenken tragen, die praktische Philosophie in die Mitte der Aesthetik zu stellen."

[1] „Zum Schlusse . . . anderer Meinungen vorzubehalten." (bis S. 145, Z. 3) heifst in der 3. und 4. Ausg.:

„Schlufs-Anmerkung zu diesem Capitel. Bey allen Kunstwerken entsteht die Frage, in welchem Grade von Strenge sie auf Einheit Anspruch machen. Denn dafs sie die Auffassung nicht zerstreuen, das Urtheil nicht theilen dürfen, wenn eine grofse Wirkung von ihnen ausgehn soll, liegt am Tage. Man unterscheide nun:

Architektonik,	schöne Gartenkunst,
Plastik,	Malerey,
Kirchenmusik,	unterhaltende Musik,
Klassische Poesie,	romantische Poesie;

und man bemerkt sogleich, dafs auf der einen Seite Kunstgattungen stehn, die sich von allen Seiten zeigen, und der Untersuchung darbieten; auf der andern Seite solche, die etwas in Halbdunkel stellen, keine Vollständigkeit des Nachsuchens gestatten, wohl aber allerley Verzierung sich aneignen mögen, wenn man wegen des Zusammenhangs mit dem Ganzen nur nicht zu genaue Rechenschaft fodert. Die erste Klasse fodert die Kritik heraus, vor der nur die seltensten und höchsten Kunstschöpfungen bestehn; die zweyte gewinnt Liebhaber und Bewunderer, welche rühmen, sich eines heitern Spiels erfreut, von gemeiner Sorge befreyt, ja zum Unendlichen erhoben gefühlt zu haben; daher es am Ende fast zweifelhaft scheint, welche von beyden Klassen dem Ideal näher stehn. Wirklich können diejenigen zweifelhaft werden, die es der Kunst zur Pflicht machen, dafs sie irgend etwas ausdrücken solle. Gerade aber da, wo es darauf ankommt, das Höchste auszudrücken, wo es also die Kunst nicht erniedrigen kann, sich zum Zeichen für etwas aufser ihr herzugeben, — bey religiösen Gegenständen, macht der ächte Künstler an sich selbst die strengsten Ansprüche, und erlaubt sich am wenigsten, in fremdartige Verzierungen auszuschweifen.

Jedoch darf die Strenge gewisser Kunstgattungen nicht die Kunst selbst beschränken. Sucht einerseits die Kunst, gegenüber der Natur, Wahrheit und Leichtigkeit: so verschmäht sie, wo die Natur nicht ihr nothwendiger Maafsstab ist, auch nicht Schmuck und Putz, um sich neu und geistreich zu zeigen. Der Stil aller Nationen und Zeiten mufs ihr dabey dienstbar werden.

[a] „psychische" in der 3. und 4. Ausg.

[b] „psychischen" in der 3. und 4. Ausg.

[c] „spukt nur auf unsern Bühnen" heifst in der 4. Ausg.: „ist auf unsern Bühnen nicht einheimisch;"

gewöhnlichen beträchtlich abweicht; daher diejenigen, welche mit der gegenwärtigen zuerst bekannt werden, Ursache haben, sich eine unbefangene Prüfung auch anderer Meinungen vorzubehalten.

Insbesondre[a] gehn die Gattungen der Poesie in fast unzählige Arten auseinander. In der lyrischen Poesie tritt sogar die bewegte Empfindung, gewiegt vom Rhythmus und begleitet vom Klange des Reims, durch alle Redefiguren sich des mannigfaltigsten Ausdrucks bemächtigend, an die Stelle des objectiven Schönen; wobey sie freylich auf Sympathie rechnet; ohne welche selbst die Ode, so sehr sie den Gedanken zusammenprefst, und den Hörer ins Nachsinnen versetzt, — vollends aber das leichte Lied, keiner Gunst sich zu erfreuen hat. Mehr Mühe als die Ode, giebt sich das Lehrgedicht, um verstanden zu werden; aber es ist eine Art von Genre-Malerey; es bezeichnet etwas Allgemeines, und kann dessen Unbestimmtheit selten genug individualisiren. Vollkräftig dagegen zeigt die epische und dramatische Poesie das objective Schöne. Das eigentliche Epos ist nicht Erzählung eines noch unbekannten Ereignisses, sondern Erklärung, wie es habe durch Personen und Umstände bis dahin kommen können, dafs ein staunenswerther Ausgang erreicht sey. Es hat den Schein der genauesten, lückenlosesten, umständlichsten Darlegung; es gleicht hierin der Bildsäule, die sich von allen Seiten sehen läfst; und fast so sehr wie diese, mufs es vermeiden, eine unruhige Spannung zurückzulassen. Dies gilt selbst dem Roman und der Novelle, dem Epos für Leser auf dem Sopha. Das Drama dagegen vergegenwärtigt Personen in ungewisser Lebenslage; es liebt Geheimnisse, Zauber, zweydeutige Orakel; es bedarf einer schärfern Psychologie, und wird dadurch tiefsinniger als das Epos. Vieles aber geschieht hinter der Scene; daraus entsteht ein dunkler Hintergrund wie in der Malerey. Unterschiede dieser Art, sammt ihren Folgen für den Künstler, müssen jedoch den Systemen der Aesthetik überlassen bleiben."

---

[a] **Die folgenden Sätze bis zu Ende der Anmerkung:** „Insbesondre gehn . . . der Aesthetik überlassen bleiben." **fehlen in der 4. Ausg.**

[85] Vierter Abschnitt.

Einleitung in die Metaphysik.

Erstes Capitel.

Nachweisung der gegebenen, und zugleich widersprechenden, Grundbegriffe.

§ 95.[1]

Die gleich zu Anfange aufgestellten Zweifel (§ 19—28) haben schon den Glauben wankend gemacht, als ob unsre Erfahrung, so wie sie im gemeinen Verstande vorgefunden, und durch empirische Wissenschaften erweitert wird, ein zuverlässiges Wissen darböte. Es ist jetzt nothwendig, einen schärfern Blick auf das Obige zurückzuwenden, damit fürs erste der Zweifel sich in eine bestimmte Kenntnifs der metaphysischen Probleme verwandele.

[2] Dieses nun würde sich auf einem kürzeren Wege, als dem jetzt einzuschlagenden, erreichen lassen. Die drey Hauptprobleme wenigstens, an deren Auflösung das Uebrige sich von selbst anschliefst, — die Begriffe des Dinges mit mehrern Merkmalen, der Veränderung, und des Ich, — [86] lassen sich in ihrer doppelten Eigenschaft, erstlich als gegeben, zweytens als mit innern Widersprüchen behaftet, einem vorurtheilsfreyen, natürlich hellen Kopfe ohne Schwierigkeit kenntlich machen.

Allein[3] aufser der Kenntnifs der Probleme soll auch noch eine Leichtigkeit gewonnen werden, den langen Weg der Untersuchung, wodurch die Probleme gelöst werden, ohne Ermüdung zurückzulegen; [4] und eine Kraft, die allmählig zu erwerbenden Aufschlüsse in eine veste und wohl verbundene Ueberzeugung zusammenzudrängen. Schon deshalb würde eine vorbereitende, mehrseitige Beschäfftigung mit den metaphysischen Gegenständen anzurathen seyn; wenn es auch nicht Pflicht wäre, die be-

---

[1] „§ 116." in der 4. Ausg.

[2] Die folgenden Sätze bis zu Ende dieses Absatzes: „Dieses nun ... kenntlich machen." fehlen in der 4. Ausg.

[3] „Allein" fehlt in der 4. Ausg.

[4] Der folgende Satz: „und eine Kraft ... zusammenzudrängen." fehlt in der 4. Ausg.

schränkende Angewöhnung an die Vorstellungsarten eines einzigen Systems zu vermeiden.[1]

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. [a]Nicht blos die ganze Möglichkeit metaphysischer Einsicht, sondern selbst die Möglichkeit, auch nur die ersten Anfänge metaphysischer Nachforschung zu gewinnen, hängt davon ab, daſs man das Widersprechende in den gegebenen Erfahrungs-Formen scharf auffasse. Diese Behauptung ohne Scheu vor der Befremdung, die sie erregt, und vor dem Tadel,[b] den sie sich zuzieht, streng und bestimmt auszusprechen, so lange, und so oft, bis man endlich anfangen wird, darüber ernstlich nachzudenken, — ist Pflicht des öffentlichen Lehrers der Philosophie. Es ist Pflicht zu erinnern, daſs die scholastische Philosophie, die sich in den Schriften der Wolffischen Periode noch gröſstentheils wiederfindet, anerkannter Weise die eigentlichen Anfänge der Speculation verloren hatte über einer Tradition aus alter Zeit, deren Ursprung sie nicht begriff; und daſs Kant bey seinem kritischen Geschäffte überall auf der einen Seite an vorgefundenen Irrthümern haftete, die er wegschaffen wollte, und anderseits an gewohnten Irrthümern, (der Seelenvermögen und der Pflichtenlehre) deren Druck er nicht abzuwerfen vermochte. Es ist Pflicht zu wiederhohlen, daſs Platon und die Eleaten, in ihrem Streite gegen die Lehren vom beständigen Flusse der Dinge, und daſs Fichte in unserer Zeit, Widersprüche nachgewiesen haben, jene in den Formen der äuſsern, dieser in denen der innern Erfahrung. Hier sind die verlornen und verkannten Anfänge der Metaphysik. Sie müssen aber noch sorgfältiger und vollständiger nachgewiesen, und besser zusammengestellt werden; das ist in diesem Buche geschehn; und früher in des Vfs. Hauptpuncten der Metaphysik.

Aber (so wendet man ein,) wie können denn die Erfahrungsbegriffe wirklich gedacht, und von Jedermann gedacht werden, die unmöglich sind, die sich widersprechen? — Es ist seltsam, daſs ein solcher Einwurf ernstlich vorgebracht werden kann von Männern, deren Jeder vielmals seinen Gegner gesucht hat ad absurdum zu führen. Der Gegner könnte ja auch[c] sagen: was ich wirklich denke, das muſs denkbar, also kann es nicht absurd seyn. Auf die Weise wären alle Irrthümer gerechtfertigt. — Und wäre man denn verlegen um die Antwort, die einem solchen Gegner gebührte? Man würde ihn doch wohl sogleich[d] auf sein dunkles, verworrenes Denken aufmerksam machen, in welchem er die widerstreitenden Merkmale nicht gesondert, also nicht verglichen hatte; gleich einem Träumenden, der das Ungereimteste wirklich träumt, beym Aufwachen aber diese Wirklichkeit keineswegs für einen Beweis von der Denkbarkeit des Geträumten hält. — [e]Alle Philosophie sucht die Träumenden aufzuwecken; und diese Einleitung braucht wenigstens nicht leise zu reden aus Schonung für die angenehmen Träume einiger schlummernden Philosophen, gesetzt auch, es wären darunter Träume vom Uebersinnlichen, vom Unbedingten, und ähnlichen, des wachenden Denkens sehr würdigen Gegenständen."

[a] Statt der Sätze bis zu Ende des Absatzes: „Nicht blos . . . und früher in des Vfs. Hauptpuncten der Metaphysik." hat die 4. Ausg.:

„Anmerkung. Die scholastische Philosophie, die sich in den Schriften der Wolffischen Periode noch gröſstentheils wiederfindet, hatte die eigentlichen Anfänge der Speculation verloren über einer Tradition aus alter Zeit, deren Ursprung sie nicht begriff; und Kant lieſs bey seinem kritischen Geschäffte manche vorgefundene Irrthümer stehen. Platon und die Eleaten, in ihrem Streite gegen die Lehren vom beständigen Flusse der Dinge, und Fichte in unserer Zeit, haben Widersprüche nachgewiesen, jene in den Formen der äuſsern, dieser in denen der innern Erfahrung. Hier sind die verlornen und oft verkannten Anfänge der Metaphysik."

[b] „und vor dem Tadel . . . darüber ernstlich nachzudenken," heiſst in der 3. Ausg.: „streng und bestimmt auszusprechen," . . .

[c] „ja auch" fehlt in der 4. Ausg.

[d] „doch wohl sogleich" fehlt in der 4. Ausg.

[e] Die Worte bis zum Ende der Anmerk.: „Alle Philosophie . . . sehr würdigen Gegenständen." fehlen in der 4. Ausg.

§ 96.[1]

Die erhobenen Zweifel waren von zweyerley Art. Die ersteren traten der Meinung entgegen, als ob wir durch die Sinne eine Kenntniſs von der wahren Beschaffenheit der Dinge zu erlangen hoffen dürften. Die folgenden betrafen die Form der Erfahrung, und es wurde der Verdacht erregt, daſs diese Form überhaupt nicht gegeben, sondern ersonnen sey.

In Ansehung des Ersten wird sich leicht der Zweifel in die Gewiſsheit verwandeln lassen, daſs wir das *Was* der Dinge nicht erkennen, wenigstens nicht auf dem Wege einer, auch noch so weit fortgesetzten Erfahrung und Beobachtung. Dazu gehört nur eine bestimmtere Erneuerung der schon oben angedeuteten Reflexionen.

Was hingegen die Formen der Erfahrung betrifft: so ist eben die Consequenz, mit welcher oben die sämmtlichen Formen zugleich angegriffen sind, das sicherste Heilmittel wider diese Art des Zweifels. Man erträgt es allenfalls, die eine oder die andre Form, z. B. der Causalität, oder der Zweckmäſsigkeit, ernstlich in Verdacht zu nehmen: [87] wer aber sich auf einen Augenblick überwinden wollte, sich alle seine einfachen Empfindungen als eine völlig formlose, chaotische Masse vorzustellen, den würde sehr bald die Nothwendigkeit, ihnen die längst bekannten Formen von neuem beyzulegen, von allen Seiten ergreifen; und es würde von dem vorigen Zweifel nichts anders als die sehr gerechte Verwunderung übrig bleiben: *wie es möglich sey,* so mannigfaltige Formen jeden Augenblick wirklich wahrzunehmen, die doch in der That weder für sich allein, noch in der Materie des Gegebenen können angetroffen werden. — Indem man nun diese, allerdings höchst[2] schwierige, aber *die Grundlage der Metaphysik gar nicht berührende,* vielmehr lediglich psychologische Frage noch auf langehin bey Seite setzt; indem man zugleich zur vesten Anerkennung der Thatsache zurückkehrt, *daſs* die Formen gegeben; *und für jeden einzelnen sinnlichen* Gegenstand auf eine *ihm eigne, bestimmte Weise* gegeben sind: findet man sich dadurch zuvörderst wieder auf den Standpunct der gemeinen Welt-Ansicht zurückversetzt; [3]man kann aber dennoch, einmal aufmerksam gemacht, jetzt schwerlich umhin, die *Begriffe,* welche wir in Hinsicht jener Formen gemeinhin hegen, ein wenig[4] genauer anzusehn und zu prüfen. — Es wird sich zeigen, daſs diese Begriffe, während sie uns durch die Erfahrung wirklich aufgedrungen werden, sich dennoch *nicht denken lassen;* daſs wir das Gegebene nicht als ein solches *behalten* können, als welches es sich vorfindet, daſs wir folglich, da das Gegebene sich nicht wegwerfen läſst, es im Denken umarbeiten, es einer nothwendigen Ver-

---

[1] „§ 117." in der 4. Ausg.

[2] „höchst" fehlt in der 4. Ausg.

[3] Statt der folgenden 5 Zeilen: „man kann . . . *nicht denken lassen;*" hat die 4. Ausg.: „Allein es wird sich zeigen, daſs uns Begriffe durch die Erfahrung wirklich aufgedrungen werden, welche sich dennoch *nicht denken lassen;*"

[4] „ein wenig" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

änderung unterwerfen müssen; welches eben die Absicht der Metaphysik ist.

[1] Jetzt soll eins nach dem andern genauer durchgegangen werden.

§ 97.[2]

Das *Was* der Dinge wird uns durch die Sinne nicht bekannt. Denn

[88] Erstlich: die sämmtlichen, in der Wahrnehmung gegebenen Eigenschaften der Dinge sind *relativ*. Die Umstände mischen sich nicht blofs *ein* in die Wahrnehmung, (wie im § 20 bemerkt ist) sondern *bestimmen* sie *dergestalt*, dafs offenbar[3] die Dinge diese Eigenschaften ohne diese zufälligen Umstände gar nicht haben würden. Ein Körper hat Farbe; aber nicht ohne Licht; was ist nun diese Eigenschaft im Dunkeln? Er klingt;

---

[1] Der Satz: „Jetzt soll eins ... durchgegangen werden." fehlt in der 2., 3. und 4. Ausg. Es folgt aber folgende

„Anmerkung. Sehr viele Menschen bleiben während ihres ganzen Lebens auf dem Standpuncte der gemeinen Erfahrung; andre erheben sich darüber mehr oder weniger; die meisten finden eine materielle, veränderliche Welt, ja den Wechsel in ihrer eignen Person, ganz ohne Anstofs begreiflich. In diesem Sinne ist es wahr, dafs Erfahrung nicht auf eine erste Ursache, eben so wenig auf Selbstbestimmung, eben so wenig auf absolutes Werden hinführe, noch auf irgend eine andre von den hier zu behandelnden Vorstellungsarten der Speculation. Wer nicht denkt, für den bleibt Vieles denkbar, was für den Denker undenkbar ist; und die Erfahrung führt ihn nicht darüber hinaus.

[a] Nun hat es aber in der Welt der Menschen auch einige Denker gegeben, von denen ein speculativer Gedanke nach dem andern ist erzeugt worden. Eine Tradition davon ist auch an Manche gekommen, die für sich allein nichts dergleichen würden erzeugt haben. Ja selbst sehr vorzüglichen Geistern ist es ganz natürlicher Weise[b] begegnet, dafs sie den Anfang ihrer Gedanken aus den Augen verloren, und sich nicht wieder darauf besinnen konnten.

Daraus hat sich erst eine Verwunderung, woher doch die speculativen Begriffe stammen möchten? — und allmählig eine immer vestere Behauptung gebildet, es gebe noch eine andre Quelle des Wissens unabhängig von der Erfahrung, und was aus beyden komme, das stimme nicht durchgehends zusammen, sondern aus der Mischung seyen allerley Mishelligkeiten entsprungen. Darauf hat man denn auch die hier im Folgenden anzugebenden Widersprüche gedeutet; ohne übrigens sich auf eine pünktliche Untersuchung einzulassen.

Der Leser kann[c] sich leicht eine Probe hierüber verschaffen, wenn er nur sein Augenmerk zunächst auf den Causalbegriff richtet. Was lehrt die Erfahrung über die Veränderung? Denjenigen, der nicht nachdenkt, lehrt sie nichts, als eine Succession. Dem Nachdenkenden zeigt sie den Widerspruch, dafs ein Ding vor und nach der Veränderung dasselbe seyn soll, obgleich es anders geworden, und folglich nicht mehr genau dasselbe ist. Um dem Widerspruche zu entgehen, ruft schon der gemeine Verstand eine Ursache herbey, (§ 109). Solchergestalt liegt der Ursprung des Causalbegriffs, und seine Nothwendigkeit, am Tage; die Erfahrung hat durch ihren Widerspruch darauf geführt. Gleichwohl suchte HUME ihn aus Gewohnheit, und KANT aus einer Kategorie zu erklären! Sapienti sat."[d]

[2] „§ 118." in der 4. Ausg.

[3] „offenbar" fehlt in der 4. Ausg.

---

[a] Die folgenden Worte (bis 4 Zeilen weiter): „Nun hat ... erzeugt haben. Ja" fehlen in der 4. Ausg.

[b] „ganz natürlicher Weise" fehlt in der 4. Ausg.

[c] Der Abschnitt bis Ende der Anmerk.: „Der Leser kann ... Sapienti sat." fehlt in der 4. Ausg.

[d] „Sapienti sat." fehlt in der 3. Ausg.

aber nicht ohne Luft: was ist diese Eigenschaft im luftleeren Raume? Er ist schwer; aber nur auf der Erde; auf der Sonne wäre seine Schwere gröſser; im unendlichen leeren Raume wäre sie nicht mehr vorhanden. Er ist zerbrechlich, wenn man ihn bricht; hart oder weich, wenn man in ihn eindringen will; schmelzbar wenn Feuer dazu kommt; — und so giebt keine einzige Eigenschaft dasjenige an, was er, ganz ruhig gelassen, für sich selbst ist.

Zweytens: die Mehrheit der Eigenschaften verträgt sich schlechterdings[1] nicht mit der Einheit des Gegenstandes. Wer auf die Frage: *was* ist dies Ding? antworten will, der antwortet durch die Summe seiner Kennzeichen; nach der Formel: dies Ding ist *a* und *b* und *c* und *d* und *e*. Wollte man diese Antwort buchstäblich nehmen, so wäre sie ungereimt; denn die Rede war von Einem, also nicht von Vielem, das bloſs in eine Summe sich zusammenfassen, aber zu keiner Einheit sich verschmelzen läſst. Aber man soll die Antwort so verstehen, das Ding sey der Besitzer jener Eigenschaften, und an denselben zu erkennen. Eben darum nun, weil man es erkennen muſs an dem was es *hat* und nicht durch das, was es *ist:* sieht man sich gezwungen zu gestehen, daſs das Ding selbst, der Besitzer jener Kennzeichen, unbekannt bleibt.

Diese Betrachtung aber ist selbst nur die Vorbereitung zu einer andern, welche bald folgen wird, (im § 101.)

[89] § 98.[2]

[3]So unbegreiflich es auch ist (nach § 23 und 24) wie wir von der Gestalt, Gröſse, Solidität der Körper, von dem Vorher und Nachher der Ereignisse, auch nur das Geringste erkennen mögen: so steht dennoch Alles in bestimmten räumlichen und zeitlichen Begränzungen vor uns, die wir zwar wohl durch Abstraction ganz hinwegheben, aber durch kein willkührliches Vorstellen so umwandeln können, daſs uns jetzt andre und entgegengesetzte Begränzungen statt der vorigen erschienen. Auch ist uns unmöglich, die Körper für bloſse Oberflächen zu halten, denn sie erscheinen uns als *Etwas* (das Erscheinende ist positiv bestimmt); unter einer Fläche aber verstehen wir eine bloſse Grenze (die sich nur durch Negation denken läſst); so daſs wir genöthigt sind, das Etwas als ein Ausgedehntes, Solides, zwischen die Oberflächen hineinzudenken.

[4]Wären wir nun nur in diesem Denken einig mit uns selbst! Das Ausgedehnte soll sich dehnen durch viele, verschiedene, auſser einander liegende Theile des Raums; hier erinnert schon der Ausdruck, daſs Eins, welches sich dehnt, dasselbe seyn soll mit dem Vielen, worin es durch

[1] „schlechterdings" fehlt in der 4. Ausg.

[2] „§ 119." in der 4. Ausg.

[3] Statt der Worte (Z. 1—3): „So unbegreiflich es auch ist . . . erkennen mögen:" heiſst es in der 4. Ausg.: „Wäre es auch unbegreiflich (nach § 23 und 24), wie wir Gestalt, Gröſse, Solidität der Körper, sammt dem Vorher und Nachher der Ereignisse, erkennen mögen:"

[4] Statt: „Wären wir nun . . . mit uns selbst!" heiſst es in der 4. Ausg.: „Allein dieses Denken ist nicht einig mit sich selbst!"

die Dehnung zerreifst. Indem wir *Materie* denken, beginnen wir eine Theilung, die wir ins Unendliche fortsetzen müssen, weil jeder Theil noch als ein Ausgedehntes soll gedacht werden. Eine bestimmte Angabe dessen, was wir eigentlich gedacht haben, ist hier unmöglich; denn unsre Vorstellung der Materie ist jederzeit noch im Werden begriffen, sie wird niemals fertig. Wir begnügen uns also mit der allgemeinen Formel, und erklären die Materie für das, was immer noch weiter getheilt werden könne.

Nun ist zwar offenbar, dafs wir im Denken von der Einheit (dem Theilbaren) angefangen haben, und zu dem Vielen (den Theilen) allmählig fortgeschritten sind. Dennoch liegt es nicht im Begriffe der Materie, dafs das wirkliche [90] Ding, der Körper, auch so aus einer zerfliefsenden Einheit erst erzeugt werde, sondern dafs es vorhanden sey ohne Vermehrung der Theile; vorhanden als die Summe *aller* Theile, deren jeder für sich bestehen könne, unabhängig von den übrigen Theilen; welches gerade die Theilung selbst beweisen werde. Denn man kann theilen wo und wie vielfach man will; immer wird das Getrennte gerade dasselbe seyn und bleiben, wie zuvor in der ihm völlig zufälligen Anhäufung.

Dieses unabhängige Daseyn aller materiellen Theile nun erreichen wir im Denken niemals, so lange wir die Theile erst durch die Theilung aus dem Theilbaren hervorgehn lassen; wie es doch der Begriff des Ausgedehnten, des Raum-Erfüllenden mit sich bringt. Wir erreichen demnach niemals das, was, unserer Meinung nach, an der Materie wahrhaft ist; denn wir kommen nie zu *allen* Theilen, nie zu den *letzten* Theilen, weil wir die Unendlichkeit der aufgegebenen Theilung sonst überspringen müfsten. [1]

Wollen wir rückwärts versuchen, von dem Einfachen auszugehn, und aus ihm die Materie eben so im Denken zusammenzusetzen wie sie aus

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Es ist der Mühe werth, den Gegenstand etwas ausführlicher darzustellen, und die Begriffe mehr zu entwickeln. — Es reicht nicht hin, dafs man sich das Theilen als eine endlose Arbeit vorstelle. Vielmehr, noch ehe man durch den vorliegenden Klumpen den ersten, bestimmten Schnitt herdurchführt, liegt die unendliche Möglichkeit am Tage, dafs man diesen nämlichen Schnitt auf unendlich vielfache Weise anders herdurchführen könnte. Hiemit ist wirklich die ganze, unendliche Theilung auf einmal vollzogen; und man hat die letzten Theile erreicht, nämlich in Gedanken, worauf es allein ankam. Aber, indem man sich die Frage vorlegt: was sind nun diese Theile? erfolgt die Antwort: jeder Theil mufs gleichartig seyn dem als gleichartig gedachten Ganzen. Es ist aber eben in so fern als gleichartig gedacht worden, wiefern dasselbe Materie ist, um deren Qualität man sich übrigens hier nicht kümmert. Also: jeder Theil ist wiederum Materie. Demnach ist er ausgedehnt; und kann wiederum getheilt werden. Durch diese Betrachtung wird nun die vorige Voraussetzung der schon fertigen Theilung umgestofsen; man beginnt von neuem zu theilen, und geräth hiemit in einen Zirkel, der keinen Ruhepunct darbietet. Daraus sollte man nun sogleich schliefsen, wie schon LEIBNITZ schlofs: Es ist falsch, dafs Materie zuletzt wieder aus Materie bestehe: ihre wahren Bestandtheile sind einfach. Und so ist es der Wahrheit gemäfs. Aber diese Wahrheit verstand selbst LEIBNITZ nicht vestzuhalten; und KANT versuchte es nicht einmal; aus einem geometrischen Grunde, der hier sogleich folgt. [a] Die Meinungen der beyden genannten Philosophen wird man in der Abhandlung, welche in der Note angeführt ist, zusammengestellt und beleuchtet finden."

---

[a] Dieser Schlufssatz: „Die Meinungen . . . beleuchtet finden." fehlt in der 3. und 4. Ausg.

ihm wirklich bestehn mag: so fragt sich, wie viele Einfache wir wohl zusammen nehmen müſsten, um von ihnen einen *endlichen* Raum anzufüllen? Offenbar müſste die vorige Unendlichkeit jetzt rückwärts übersprungen werden; denn wir haben hier nur Zusammensetzung anstatt der vorigen Theilung. — Aber die Geometrie verbietet uns sogar, den Raum aus Puncten, also das Raum-Erfüllende, aus einfachen Theilen zu construiren. Es kann also die Materie gar nicht aus dem Einfachen bestehen, denn es giebt überall keinen Uebergang von dem Einfachen zum Ausgedehnten.

Wenn dieses wahr ist, und sich hier in die Anwendung der Geometrie nicht irgend ein Misverständniſs einmischt: so haben wir nun in der Materie den doppelten, vollständigen Widerspruch: erstlich, einer endlichen Gröſse, [91] welche ist eine Menge unendlich vieler Theile; zweytens, ein Etwas, welches wir uns als ein Reales vorstellen, obgleich wir das wahrhaft für sich bestehende Reale (die letzten Theile) nie erreichen, vielmehr immer an der ihm zufälligen, nichtigen Form der Aggregation kleben bleiben, ja sogar aus dem vorausgesetzten Realen zu dem erscheinenden Etwas im Denken niemals zurückkehren können. — Ein endliches Reales meinten wir zu haben, indem wir Materie sahen und fühlten; die Unendlichkeit schiebt sich in das Endliche hinein, und doch kann sie den endlichen Umfang nicht im geringsten[1] vergröſsern; die Realität weicht zurück, sie verliert sich im Unendlich-Kleinen, und wenn sie selbst da noch wäre, wir könnten sie eben so wenig als Grundlage des vor uns stehenden Realen gebrauchen, als wenig wir geneigt sind, diese Realität fahren zu lassen, und die Materie für bloſsen Schein zu erklären.

Wenn nun auch *die* Philosophen Recht hätten, welche der Materie eine endlose Fülle von Theilen ernstlich zugestanden, sie selbst aber dagegen für bloſse *Erscheinung* (einen beständigen, gesetzmäſsigen Schein) erklärt haben: so wäre eben damit bewiesen, daſs man den gemeinen Erfahrungsbegriff der Materie einer Veränderung im Denken habe unterwerfen müssen.*[2]

* Die wahre Construction des Begriffs der Materie, und zwar aus dem Einfachen, habe ich zu leisten versucht in meiner Abhandlung: *theoriae de attractione elementorum principia metaphysica:* wobey meine Hauptpuncte der Metaphysik vorausgesetzt werden. — Wer jedoch das Problem selbst noch ausführlicher beleuchtet sehn will, wird für diesen und die nächstfolgenden Gegenstände vor allen Dingen die Lehre von den Antinomien in KANTs Kritik der reinen Vernunft zu vergleichen haben. — (Diese Fuſsnote fehlt in der 3. und 4. Ausg. D. Her.)

---

1 „im geringsten" fehlt in der 4. Ausg.

2 In der 2. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung 1. In der Reihe der Einwürfe, die in frühern Anmerkungen beantwortet worden, findet sich bey diesem § einer, der zwar der Vollständigkeit wegen erwähnt werden muſs, der aber den Leser nur stören kann, indem er weiter nichts lehrt, als daſs einmal angewöhnte Lieblingsideen sich auch da zudrängen, wohin sie gar nicht gehören. Und hier kommt uns ein Begriff in die Quere, der weder in die Einleitung, noch in das System, sondern blos in die Geschichte der Philosophie hineinpaſst; der Begriff einer Unendlichkeit, die gar nicht durch Raum, Zeit, noch durch irgend ein Gröſsenverhältniſs kann gedacht werden. Daſs an eine solche Unendlichkeit bey Gelegenheit der Materie, die den Raum erfüllt, niemand denkt, versteht sich von selbst; daſs sie in dem Systeme des Verf. gänzlich verworfen wird, hätte der Gegner aus den Haupt-

[92] § 99.[1]

Dieselben Betrachtungen, wie von dem Realen im Raume, gelten von dem Geschehen in der Zeit.

Zuvörderst: wenn in Ansehung der *Zeit selbst*, uns Jemand fragte, wie viele Theile ein gegebenes Quantum derselben in sich fasse: wir würden darauf eben so wenig zu antworten wissen, als auf die Frage, wie

---

puncten der Metaphysik, (daselbst § 2) wissen sollen. Und worin besteht nun der Einwurf? In dem Traume, dafs diese sogenannte metaphysische Unendlichkeit, die ein Prädicat des Einfachen seyn soll, hier mit der unbestimmbaren Vielheit in der Materie verwechselt sey! Im § ist die Rede von unendlicher Menge des Einfachen aufser einander."

Die hierauf folgende Anmerkung 2 haben auch die 3. und 4. Ausg., ohne natürlich diese Anmerkung als 2te zu bezeichnen.

„Anmerkung 2. Der Verdacht, dafs sich hier in die Anwendung der Geometrie auf die raumerfüllende Materie ein Misverständnifs einmische, ist gegründet. Die Nachweisung davon gehört nicht hieher; wohl aber ist hier der Ort, an die (im § absichtlich übergangene) veränderliche Dichtigkeit der Materie zu erinnern. Diese tritt in unserer heutigen Chemie so auffallend hervor, dafs schon die Erfahrung auf den Gedanken führen sollte, die Materie sey kein bestimmtes räumliches Quantum, also möge wohl dem Realen, was ihr zum Grunde liegt, die Räumlichkeit überhaupt nicht wesentlich zugehören. Die Alten waren in Betrachtungen dieser Art nicht geübt, weil ihnen die Thatsachen fehlten. Daher findet Sextus Empiricus (Pyrrh. Hyp. III, 6) es ungereimt, dafs ein Becher Schierlingssaft mit zehn Bechern Wasser gemischt, sich darin gleichmäfsig vertheilt, also einen zehnfach gröfsern Raum einnimmt, als ihm zukommt.

Andre Schwierigkeiten findet Sextus in der Berührung; und auch dieser Gegenstand mufs durchdacht werden. Die Berührung soll nicht Durchdringung seyn, weder des Ganzen, noch einiger Theile; auch nicht der Oberflächen. Und wenn man der Oberfläche zwey Seiten giebt, eine, an welcher die Berührung geschieht, eine andre entgegengesetzte, mit welcher sie gegen den Körper gekehrt ist, dem sie zugehört; wie wird man vermeiden, ihr eine Dicke zu geben? — Für denjenigen, der die metaphysischen und psychologischen Untersuchungen über die Reihenformen als Producte unseres Vorstellens [a](Hauptpuncte der Metaphysik § 7, und Lehrbuch der Psychologie § 33 u. 168, wo man aber sich sehr hüten mufs, die beyden ganz verschiedenen, zu verschiedenen Standpuncten gehörigen Untersuchungen nicht zu vermengen) noch nicht kennt: verwickeln sich diese Betrachtungen noch mehr durch die Berührungen höherer Ordnungen in der neuern Geometrie: und durch die Anziehungen glatt geschliffener Körper."[b]

[1] „§ 120." in der 4. Ausg.

---

a Die Parenthese: „(Hauptpuncte . . . nicht zu vermengen)" fehlt in der 3 und 4. Ausg.

b Die 4. Ausg. fährt fort:

„— Die Auflösung des Räthsels wird hier, (und eben so in den folgenden Paragraphen,) deswegen noch verschwiegen, weil man sie hier noch nicht verstehen, und eben so wenig brauchen kann; denn dazu gehören gerade die Kenntnisse, welche man aus diesem und den folgenden Kapiteln erst schöpfen, und unter einander verbinden soll. Uebrigens bemerke man gleich hier, dafs, wiewohl sich die Materie in Ansehung ihrer Gestaltung sehr vieles gefallen läfst (beym Drücken, Drehen, Hämmern, u. s. w.), doch jede Materie, bey freyem Erstarren, eine ihr eigene, bestimmte Gestalt annimmt, wovon die Krystallisationen und der Bruch der Mineralien schon im Reiche des Unorganischen, auf andre Weise aber der Bau der Organismen, die Proben liefern. Ausführlich wird davon in der Metaphysik und Naturphilosophie gehandelt. (Metaphysik II, § 267 u. s. f.)"

viele aufser einander liegende Stellen ein gegebenes Quantum des Raums in sich schliefse? Die Geometer antworten, dafs Zeit und Raum ins Unendliche theilbar seyen. — Ferner, die Erfüllung der Zeit durch das Geschehen und durch die Dauer erfordert noch offenbarer, als beym Raume, dafs auf das Erfüllende die Unterscheidung der unendlich vielen Zeittheilchen übertragen werde; denn der Raum zwar gestattet dem Körper der ihn erfüllt, leere Zwischenräume, aber ähnliche leere Zwischenzeiten würden Vernichtung und Wieder-Entstehen dessen bezeichnen, was in der Dauer und dem Geschehen begriffen ist.

Was geschieht, nimmt die Zeit ein; es ist in derselben gleichsam ausgedehnt. Was geschehen ist, zeigt sich im Erfolge als ein endliches Quantum der Veränderung. Dies Endliche soll die unendliche Menge dessen in sich fassen, was in allen Zeittheilchen nach einander geschah. Das wirkliche Geschehen, aus dem sich der Erfolg zusammensetzt, zerfliefst, wie klein wir es fassen mögen, immer wieder in ein Vorher, ein Nachher, eine Mitte zwischen beyden; es ist immer selbst schon Erfolg, also *kein* wirkliches Geschehen. Aus einfachen Veränderungen die ganze Veränderung zusammenzusetzen, verbietet man uns, wie aus einfachen Zeitpuncten die Zeit zu construiren. Unsre Vorstellung vom Geschehen also ist ein Wahn, denn je mehr wir sie zergliedern, desto deutlicher sehn wir, dafs sie ihren eigentlichen Gegenstand nicht enthält, sondern vergebens sucht; und nur darum sucht, damit Unendlich-Vieles in endliche Gränzen eingeschlossen werde.

[93] § 100.[1]

Wie das Unendlich-Kleine, so hat auch das Unendlich-Grofse in Zeit und Raum seine Schwierigkeiten. Zwar in Hinsicht der Zeit und des Raumes selbst sind dergleichen Schwierigkeiten nur eingebildet, und sie können höchstens entstehen, wenn man sich selbst die gemeine und richtige Vorstellungsart verdirbt, nach welcher Zeit und Raum, als leere Formen, blofs die Möglichkeit anzeigen, dafs in beliebigen Distanzen ein Daseyn und Geschehen könne angetroffen werden. Das Leere kann dieser Möglichkeit keine Gränzen setzen; daher müssen Zeit und Raum als unendliche Gröfsen, jene von Einer, dieser von drey Dimensionen, gedacht werden, jedoch mit gutem Bewufstseyn, dafs es Gedankendinge sind, die nur entstehen, indem *wir* jene Möglichkeit in ihrer ganzen Weise zu umfassen suchen; und die nichts mehr bedeuten, wenn abstrahirt wird von der Absicht, das Daseyende und das Geschehende in seinen gegebenen und denkbaren Gränzen aufzufassen.

Aber von der Welt hat man die Frage aufgeworfen, ob sie endlich oder unendlich sey in Zeit und Raum? Und hier kann es eben so schwer scheinen, Gränzen anzunehmen, jenseit deren nur das Leere, also kein Begränzendes, mehr läge, als die wirklich vorhandenen Dinge, die wirklich geschehenden Ereignisse, in unendliche, also unbestimmbare Weiten hinaus zu verfolgen. Doch die Misverständnisse, welche sich dahinter verstecken, sind minder bedeutend; und liegen überdies aufser dem Kreise des Ge-

[1] „§ 121." in der 4. Ausg.

gebenen, also der metaphysischen Principien, mit denen wir es hier allein zu thun haben.[1]

§ 101.[2]

Im § 97 haben wir die Betrachtung der Dinge mit mehreren Merkmalen so weit geführt, dafs der Begriff von dem Dinge selbst, als dem unbekannten Besitzer mehrerer Eigenschaften, zum Vorschein kam. Dahin treibt uns die, [94] zwar räthselhafte, aber dennoch unläugbare Form des Gegebenen, nach welcher die Materie desselben (die einfachen Empfindungen) nicht einzeln, sondern in bestimmten Gruppen angetroffen wird. (§ 25, vergl. § 96.) Denn obgleich gar kein *Band,* das die Merkmale zusammenhalte, weder für sich allein, noch in und mit den Merkmalen wahrgenommen wird; so finden wir es dennoch unmöglich, das Gegebene so anzuschauen, als ob die Merkmale. aus ihren Gruppen heraustretend, andre neue Verbindungen eingingen, und dadurch neue sinnliche Dinge bildeten, in denen die Kennzeichen der gegenwärtigen Dinge unter einander vertauscht wären. Wir finden es schon schwer, von aller Gruppirung zu abstrahiren, und statt der Dinge die blofse Materie dessen wodurch Dinge gegeben werden, uns vorzustellen; aber wenn wir vollends im willkührlichen Denken andre Complexionen dieser Materie, als die bekannten und für gegeben gehaltenen, aussinnen wollen, dann empfinden wir den Widerstreit dieses willkührlichen Denkens mit der Anschauung; die letztre will sich jene ersonnenen Complexionen nicht unterschieben lassen; wir finden uns gebunden, *nur* die bisherigen Complexionen für gegeben gelten zu lassen, und dies heifst eben so viel, als, sie sind wirklich gegeben.

Ohne nun uns weiter mit der Frage zu beschäfftigen, *wie* sie gegeben seyen; kommt es hier vor allem darauf an sich zu besinnen, dafs wir die Dinge nur durch ihre Merkmale kennen, dafs aber die mehreren Merkmale nur zusammen Ein Ding bezeichnen, dafs wir also gar nicht von Dingen reden, und nichts davon wissen würden, wenn nicht die Merkmale in ihren Complexionen vor uns lägen. Es mufs demnach der obige

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. Die Meinung, weil der Raum unendlich sey, müsse auch die Welt es gleichfalls seyn, ist alt. ARISTOTELES (Phys. III, 5, § 6) sagt ausdrücklich, ein Jeder stofse auf die Frage: warum vielmehr hier, als dort, im leeren Raume die Welt seyn solle? daher scheine es, wenn irgendwo, so müsse die Materie allenthalben seyn. — Es ist wohl nicht überflüssig, vor diesem Schlusse vom Nichts auf das Etwas — vom leeren Raume auf die Welt, — zu warnen. Der Schlufs ist, wie auch ARISTOTELES im 13. Cap. bemerkt, eine gröbliche[a] Uebereilung; deren Widerlegung man nicht erst aus der Unterscheidung zwischen Phänomenen und Noumenen herhohlen mufs. Auch würde eine solche Widerlegung nichts helfen Denn die Materie ist zwar ihrer Form nach ein blofses Phänomen, aber es liegt ihr das Reale zum Grunde, welches nicht unendlich seyn kann. Unendlichkeit ist ein Prädicat für Gedankendinge, mit deren Construction wir niemals fertig werden. Daraus erkläre man sich den seltsam scheinenden Umstand, dafs oft ein Unendliches gröfser ist als das andre, z. B. von einem Kreise mit unendlichem Radius ein Sector das Doppelte des andern; oder für $x = \infty$, $y = \infty^{\frac{1}{2}}$, wenn $ax = y^2$."

[2] „§ 122." in der 4. Ausg.

---

[a] „gröbliche" fehlt in der 4. Ausg.

Begriff des Dinges, als des unbekannten Besitzers der mehrern Eigenschaften, sich doch wenigstens mit der Mehrheit der Merkmale vertragen; damit der Anfang und das Ende unserer Vorstellung von dem Dinge nicht mit einander in Streit gerathen. [95] Nun ist es schon ein schlimmes Zeichen, daſs, wie wir gesehen haben (§ 97), dieselben Merkmale, vermöge deren wir wissen, *daſs* ein Ding da sey, gar nicht angeben können, *was* dasselbe Ding sey. Dadurch schon entfernt sich das Ding, (welches Eins seyn soll,) von den vielen Merkmalen. — Aber aus der Forderung, das Ding solle die vielen Merkmale *besitzen:* entwickelt sich gar ein klarer [1] Widerspruch. Das *Besitzen* oder *Haben* der Merkmale muſs auf was immer für eine Weise doch am Ende dem Dinge *als etwas seiner Natur eigenthümliches, als eine Bestimmung seines Was, zugeschrieben werden;* denn *von ihm selbst* wird gesagt, daſs es jene Vielen habe und besitze. Dieses Besitzen ist offenbar [2] ein eben so vielfaches, und eben so verschiedenes, als die Eigenschaften, welche besessen werden. Es ist folglich eben so wenig als sie, fähig, zur Antwort zu dienen auf die einfache Frage: *was ist dies Ding?* Diese Frage erfordert eine einfache Antwort; sie stöſst jede Vielheit aus, mit der man sie würde beseitigen wollen; jeder Umschweif ist hier entweder eine Unwahrheit, oder doch eine Verzögerung der rechten Auskunft über dasjenige, *von dem* eigentlich gesagt wird, daſs es *sey*, und Eigenschaften *habe*, die es in sich *vereinige*. Können wir nun das vielfache Besitzen der vielen Eigenschaften nicht auf einen einfachen Begriff zurückführen, der sich ohne allen Unterschied mehrerer Merkmale denken lasse: so ist der Begriff von dem Dinge, dem wir doch diesen vielfachen Besitz als seine wahre Qualität beylegen müssen, weil wir es durch die vielen Merkmale kennen lernten, ein widersprechender Begriff; der einer Umarbeitung im Denken entgegen sieht, weil er, als aus dem Gegebenen stammend, nicht kann verworfen werden. [3]

---

[1] „klarer“ fehlt in der 4. Ausg.

[2] „offenbar“ fehlt in der 4. Ausg.

[3] In der 2. und 3. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Es scheint, daſs Niemand näher dabey gewesen ist, diesen etwas versteckt liegenden Widerspruch zu finden, als ARISTOTELES. Wenigstens geht aus mehrern dunkeln, wahrscheinlich sehr verdorbenen, oder auch nachlässig geschriebenen Stellen dieses Auctors (z. B. Metaph. VII, cap. 1—7,) soviel bestimmt genug hervor: daſs er sich nicht bloſs den Begriff des Realen zerlegt hatte in den des Seyn und des Was, sondern daſs er auch dieses Was (το τι ην ειναι) sehr genau unterschied von jeder einzelnen Qualität (jedem ποιον), also auch von der Summe der Qualitäten oder der Merkmale. Eben so klar ist, (cap. 13), daſs er das Was nicht als ein Allgemeines, sondern als ein jedem einzelnen Realen für sich zukommendes, betrachtet wissen wollte. [a] Sehr deutlich ausgearbeitet ist ferner bey ihm der Begriff des ὑποκειμενον, der Substanz, welcher die Merkmale inwohnen sollen, und der ὑλη, eben derselben, sofern an ihr, als dem Beharrlichen, die Merkmale wechseln sollen. Gewiſs verdient ARISTOTELES in hohem Grade die Bemühung der Philologen, die ihn durch Reinigung des Textes, und durch Erläuterung desselben erst lesbar machen müssen, ehe er auf die heutige Philosophie einen merklichen Einfluſs wieder gewinnen kann. Und dies wird doch nöthig seyn, um der Wirkung des PLATON und SPINOZA

---

[a] Die folgenden Sätze bis zu Ende der Anmerk.: „Sehr deutlich . . . (Phys. I, 4.)“ fehlen in der 3. Ausg.

§ 102.[1]

Es folgt die Betrachtung des Causalbegriffs, deren im § 26 ist erwähnt worden; und in welcher gleich An[96]fangs verschiedene Grundgedanken müssen gesondert werden. — Es ist zwar gewifs, dafs dieser *Begriff* nicht gegeben wird; er entsteht vielmehr in einem nothwendigen Denken, wovon tiefer unten ein Mehreres. [2] Allein nichts desto weniger hat alle Kenntnifs *bestimmter* Ursachen von bestimmten Wirkungen ihre Grundlage im Gegebenen; welche das blofse Auffinden einer Zeitfolge überschreitet. Die Zeitfolge ist nur Eine für Alles, was zugleich anfängt, geschieht, und aufhört; sie wiederhohlt sich niemals, denn es kann weder das Vergangene noch einmal gegenwärtig werden, noch verbinden sich jemals in einem folgenden Zeitpuncte *alle* Ereignisse genau so, wie in einem vorhergehenden. Aber die Erfahrung bringt uns dahin, dafs wir aus allem was zugleich geschieht, *einiges* Vorhergehende herausheben, um es mit *einigem* Folgenden zu verbinden; und dafs wir zwar alles *übrige*, gleichzeitig Vorhergehende, als für jenes bestimmte folgende unbedeutend, und mit ihm nicht zusammenhängend ansehen, dagegen aber das herausgehobene Vorhergehende und Folgende als *unzertrennlich* betrachten. Noch mehr: diese herausgehobene Folge von Erscheinungen finden wir wieder, und erwarten sie wieder in der Zukunft; wir sehen die *Regel* der Folge an als eine bleibende, zum Wesen der Dinge gehörige, wir behaupten sogar, dafs Nichts Neues geschehe, indem eine solche Regel ihre Erscheinung wiederhohlt. — Fragen wir nun nach dem wahrgenommenen *Bande*, welches die Unzertrennlichen zusammenhalte, während es die zufälligen Nebenumstände zur Seite lasse: so vermissen wir freylich dessen Erscheinung; es ist weder für sich allein, noch in den Verbundenen sichtbar. Versuchen wir aber, statt des bisher angenommenen Bandes ein anderes unterzuschieben, — versuchen wir also, aus gewissen Vorzeichen andre Erfolge statt der bisherigen zu erwarten, (als ob einerley wäre, *welche* Ursachen man *welchen* Wirkungen zueignen wolle,) — so finden wir uns auch hier [97] genöthigt, es beym Alten zu lassen. Denn die bisher beobachtete Stetigkeit in der Folge der Erscheinungen bleibt sich gleich; und die Möglichkeit eines verständigen und zweckmäfsigen Handelns in der Welt beruht nach wie vor auf der Bedingung, dafs wir diese Stetigkeit so genau als immer möglich von allem zufälligen Zusammentreffen der Ereignisse zu unterscheiden, und unsre Handelsweise darnach einzurichten uns bemühen. So müssen wir also auch hier das Band der Erscheinungen für ein gegebenes gelten lassen, wenn schon wir nicht begreifen, *wie* es könne gegeben seyn.

---

ein Gegengewicht zu geben. In jedem Falle dürfen die ontologischen Versuche des Aristoteles durchaus nicht als unnütze Subtilitäten verachtet werden. Freylich war er wenig aufgelegt, die Widersprüche zu erkennen, die darin verborgen liegen; das zeigt schon seine naive Frage an die Eleaten: *δια τι ακινητον, ει ἑν; αλλοιωσις δια τι ȣκ αν ειη;* (Phys. I, 4.)"

[1] „§ 123." in der 4. Ausg.

[2] Hier ist in der 2., 3. und 4. Ausg. folgende Parenthese eingeschoben: „(Man vergleiche § 109, wo gezeigt wird, welches nothwendige Denken über das Gegebene den Causalbegriff in die Metaphysik hineinbringt.) Allein"..

Eine andre Ueberlegung mufs mit der vorigen verbunden werden. Ganz abgesehen von Vorzeichen und Erfolgen (wie wir einstweilen statt Ursachen und Wirkungen, der Vorsicht wegen sagen können), entdeckt sich uns eine merkwürdige Form im Gegebenen, die *Veränderung.* So gewifs uns Complexionen von Merkmalen, die wir *Dinge* nennen (§ 101), erscheinen: eben so gewifs nehmen wir wahr, dafs aus diesen Complexionen Merkmale verschwinden, andere, oft jenen entgegengesetzte, sich einfinden; so dafs das Ding, nach seinen Merkmalen beurtheilt, nicht mehr dasselbe ist, wie zuvor.

Diese Veränderungen nun sind es eben, zu welchen wir Ursachen nicht blofs hinzudenken, sondern auch hinzusuchen; und nicht blofs suchen, sondern sehr häufig auch angedeutet finden durch die vorbemerkte Stetigkeit in dem Zusammenhange der Vorzeichen und Folgen.

Hier mufs Zweyerley, leicht zu Verwechselndes, genau unterschieden werden. Erstlich eine gewisse, weiter zu erläuternde, Nothwendigkeit im Denken, vermöge deren wir die Ursache der Veränderung suchen, und voraussetzen, auch wenn sie unbekannt ist und bleibt. Zweytens jene gegebene Unzertrennlichkeit der Vorzeichen und Folgen. Es trifft nun häufig das Gegebene zusammen mit der Nothwendigkeit im Denken; wir halten alsdann die [98] gefundenen Vorzeichen für die gesuchten Ursachen, die Erfolge für die Wirkungen, und so schmilzt der *gedachte* Zusammenhang mit dem *beobachteten* in Eins. Häufig aber fehlt zu der Voraussetzung die entsprechende Erfahrung; dann bleibt nichts destoweniger jene in Kraft, und nach dieser wird fortdauernd in der Beobachtung geforscht.

Jetzt werde aus dieser gesammten Exposition derjenige *Begriff* herausgehoben, an welchem die ganze Vorstellungsart sich lehnt. Es ist nicht der von dem Zusammenhange der Vorzeichen und Erfolge; dieser wird vielmehr gedeutet auf den der Ursachen und Wirkungen. Es ist auch nicht der Begriff der Causalität; dieser kommt erst hinzu, nachdem das Bedürfnifs, Wirkungen aus Ursachen zu erklären, erregt ist. Sondern es ist der, mit dem Gegebenen sich unmittelbar aufdringende, Begriff der Veränderung. Indem die Veränderung angesehen wird als eine Wirkung, wird die Ursache in den stets begleitenden oder stets vorhergehenden Umständen gesucht.

Dafs nun der Begriff der Veränderung einen Widerspruch enthält, läfst sich zwar leicht zeigen: allein die damit zusammenhängenden Betrachtungen sind so wichtig, dafs ihnen das ganze folgende Capitel soll gewidmet werden. Zuvor ist noch von der Verbindung aller Vorstellungen im Ich zu reden. Die Form der Zweckmäfsigkeit aber kann hier füglich übergangen werden, da alles, was darüber zu sagen ist, in einen ganz andern Zusammenhang gehört.

§ 103.[1]

Unter den angegebenen skeptischen Vorstellungsarten wird diejenige scheinen die schwächste zu seyn, welche den gegebenen Zusammenhang der Vorstellungen im Bewufstseyn leugnen will. (§ 28.) Es ist zwar gewifs,

[1] „§ 124," in der 4. Ausg.

dafs Vorstellungen äufserer Dinge als solche nicht zugleich etwas Inneres vorstellen; und dafs unter den Merkmalen ihrer Gegenstände sich in der Regel nichts findet, was [99] auf ihre Verbindung in unserem Innern hinwiese. Allein unsre Vorstellungen selbst können wir uns von neuem vorstellen; wir können die Vorstellungen, die wir Uns zuschreiben, von den vorgestellten Dingen unterscheiden; wir sind uns mannigfaltiger Thätigkeiten, welche auf dieselben Bezug haben, bewufst, als des Denkens, Wollens, der Aufregung unserer Gefühle, Begierden, Leidenschaften, durch die theils gegebenen, theils auch nur wiedererweckten Vorstellungen. Indem nun unser Inneres zum Schauplatze wird für so mancherley auf demselben vorgehende Veränderungen: haben wir von diesem Schauplatze wiederum eine Vorstellung, vermöge deren er nicht blofs die Form des Beysammenseyns aller andern Vorstellungen, sondern selbst ein realer Gegenstand ist; nämlich die Vorstellung *Ich*, mit welchem Worte das eigenthümliche Selbstbewufstseyn eines Jeden sich ausspricht.

Von der Realität dieses Ich besitzen wir eine so starke, unmittelbare Ueberzeugung, dafs, wie mit Recht bemerkt worden, dieselbe in der Betheurungsformel: *so wahr ich bin*, zum Maafsstabe aller andern Gewifsheit und Ueberzeugung gemacht wird.

Es kann sogar die nämliche Ueberzeugung noch sehr beträchtlich verstärkt, sie kann zum eigentlichen Mittelpuncte und Bevestigungspuncte aller andern Ueberzeugung erhoben werden. Dahin leiten gerade dieselben skeptischen Vorstellungsarten, welche oben sind entwickelt worden.

Zuvörderst fasse man die skeptische Nachweisung, dafs die Formen der Erfahrung in dem wahrhaft Gegebenen nicht angetroffen werden, zusammen mit der Ueberlegung, dafs wir dennoch in ihrer Auffassung gebunden sind, und dafs ohne sie unsere ganze Erfahrung sich in einen, nichtsbedeutenden Schein verwandeln würde. Wenn nun die Formen zwar nicht gegeben, aber dennoch vorhanden sind: woher könnten sie ihren Ursprung nehmen, als in unserm eignen Inneren? — Hieraus entsteht die [100] Ansicht, unser gesammtes Wissen beruhe zwar in Hinsicht der einfachen sinnlichen Empfindungen, auf etwas Aeufserem, das heifst, auf etwas uns Fremdem, von uns Unabhängigem; allein es beruhe eben so sehr auf den formalen Bestimmungen (des Raums, der Zeit, der Begriffe von Substanz und Ursache u. s. w.) welche Wir selbst nach gewissen Gesetzen unseres Auffassens und Denkens an jener Materie des Gegebenen unwillkührlich erzeugen. Das *Recht* zu dieser Art des Auffassens und Denkens liege in der *Nothwendigkeit* und *Gesetzmäfsigkeit* derselben; aber weil eben diese Nothwendigkeit gänzlich in uns selbst begründet sey, so könne man auch das auf diesem Wege entstandene Wissen gar nicht für eine Kenntnifs wirklich aufser uns vorhandener Gegenstände halten. Es sey deshalb keine Kenntnifs von Dingen an sich, sondern nur von Erscheinungen möglich. Was aber jenes Aeufsere, Fremde, von uns Unabhängige anlange, von welchem die Materie des Gegebenen herrühren möge, so müsse der Begriff desselben weiter nicht bestimmt werden, indem jeder Versuch, denselben im Nachdenken zu verfolgen, nur vergeblich ausfallen könne.

So scharfsinnig nun auch diese Ansicht, und so nachdrücklich sie unterstützt ist durch die Auctorität eines wahrhaft grofsen Denkers; so

konnte doch nicht unbemerkt bleiben, dafs es ihr an innerer Vollendung mangelt. Es ist nämlich schon zuviel gesagt, dafs die Materie des Gegebenen von etwas Fremdem herrühren möge. Das Fremde ist keineswegs gegeben, es ist *hinzugedacht* auf eben die Weise, *wie wir überhaupt zu dem was geschieht, Ursachen hinzuzudenken pflegen.* Es gehört also selbst zu den Vorstellungsarten, die wir nach den Gesetzen unseres Denkens bilden, und die keine von uns unabhängige Realität haben. *Wir können überhaupt gar nicht aus unserem Vorstellungskreise herausgehn,* wir haben gar keinen Gegenstand des Wissens als unsere Vorstellun[101]gen und uns selbst; und die ganze Anstrengung unseres Denkens kann nur darauf gerichtet seyn, dafs uns der nothwendige Zusammenhang des Selbstbewufstseyns mit den Vorstellungen einer äufsern Welt in allen Puncten klar werde.

Diese Behauptung des strengen Idealismus hebt demnach das *Ich,* als das einzige Reale hervor, *dessen* Vorstellung alles das Uebrige sey, was man für real gehalten habe oder noch halten werde. An die Stelle der Untersuchung über Dinge, deren Eigenschaften und Kräfte, setzt sie die Untersuchung, nach welchen Gesetzen des Anschauens und Denkens wir dazu kommen, Dinge und einen Zusammenhang derselben anzunehmen. Das Princip aber für diese Untersuchung ist der Begriff des Ich selbst, höchstens noch mit Beyfügung der ursprünglich vorgefundenen Bestimmung, dafs das Ich nicht blofs Sich, sondern auch alles Nicht-Ich, *setze,* d. h. als real vorstelle.

Wie fremdartig nun diese Betrachtung den vorhergehenden scheinen mag: so gehört sie dennoch ganz in die gleiche Reihe mit jenen. Das Ich, sammt seinem Setzen des mannigfaltigen Nicht-Ich, ist ein unläugbares *Gegebenes,* d. h. vor allem Philosophiren *vorgefundenes;* es ist ein Datum zur Untersuchung. Aber noch mehr: es ist auch ein *Princip* der Untersuchung in dem oben (§ 6. 12. 32.) angegebenen Sinne. Denn dieser gegebene Begriff ist voll der härtesten Widersprüche; er kann demnach so, wie er vorgefunden wird, im Denken nicht bestehen; vielweniger ist er im Stande, das System der Metaphysik, oder gar der ganzen Philosophie, nach der Absicht des Idealismus, zu tragen. Ohne die Widersprüche hier ganz auseinanderzusetzen, welches zu weitläuftig wäre, * müssen wir als Probe folgendes bemerken:

[102] 1. Wofern das Ich als Urquell aller unserer, höchst mannigfaltigen Vorstellungen angesehen wird, (welche Mannigfaltigkeit, ungeachtet des vorhandenen Zusammenhanges, doch auch ein absolut Vieles enthält): mufs dem Ich eine ursprüngliche Vielheit von Bestimmungen beygelegt werden; auf ähnliche Art, wie einem Dinge, als dem unbekannten Besitzer mehrerer Eigenschaften, ein vielfaches Besitzen zuzuschreiben ist. (§ 101.) Damit verfällt das Ich in dem nämlichen,

---

* [a] Die vollständige Angabe und Auflösung findet sich in meinen Hauptpuncten der Metaphysik § 11.

a Die Fufsnote fehlt in der 3. und 4. Ausg.

oben nachgewiesenen Widerspruch; welcher hier sogar noch fühlbarer ist, weil das Selbstbewufstseyn das Ich als ein völliges Eins darzustellen scheint.

2. Wenn wir uns genau fragen, *was* oder *wen* wir eigentlich vorstellen, indem wir Uns selbst denken: so mufs zuvörderst das Individuum von dem reinen Ich geschieden werden. Das Individuum, — der Mensch mit allen seinen Bestimmungen, — erscheint als ein Ding unter der Zahl der übrigen Dinge, als ein Theil der Welt. Von der ganzen Welt aber ist gesagt worden, sie sey nur Erscheinung im Ich. Dieses letztere Ich, welches das Vorstellende ist zu sich selbst, dem Individuum, gerade so wie zu der übrigen Welt; wie kennt es sich selbst? — Hier ist eine neue Unterscheidung nöthig. Es kennt sich theils als vorstellend die Welt, (zu welcher seine eigne Individualität mit gehört) theils aber als vorstellend sich selbst. Allein als vorstellend die Welt mag es eine vorstellende Kraft überhaupt seyn; es ist jedoch in so fern noch nicht wahrhaft Ich, welcher Begriff blofs das in sich zurückgehende Selbstbewufstseyn bezeichnet. Das reine Selbstbewufstseyn nun also, *wen* stellt es eigentlich vor? Das Ich stellt vor Sich, d. h. sein Ich, d. h. sein Sich vorstellen; d. h. sein Sich als Sich vorstellend vorstellen; u. s. w. Dies läuft ins Unendliche. Man erkläre jedesmal das *Sich* durch *sein Ich*, und dieses *Ich* wiederum durch das *Sich vorstellen*, so wird man eine unendliche [103] Reihe erhalten, aber nimmermehr eine Antwort auf die vorgelegte Frage, die sich vielmehr bey jedem Schritte wiederhohlt. Das Ich ist also ein Vorstellen ohne Vorgestelltes; ein offenbarer Widerspruch.

Wollte man demselben dadurch ausweichen, dafs man sagte, das Ich stelle Sich vor als vorstellend die Welt: so wäre der Begriff des Ich schon aufgehoben. Denn in dieser Antwort dient zum Gegenstande diejenige vorstellende Thätigkeit oder Kraft, welche die Welt vorstellt; das ist aber nicht dieselbe mit dem Vorstellen seiner selbst; also würde hier das Ich sich vorstellen als das was nicht Ich ist. Oder wollte man dennoch sagen, beydes sey dasselbe, nämlich es sey nur Eine Kraft, welche sowohl sich als auch die Welt vorstelle: so würde auf die Frage: *was* ist die Eine? eine zwiefache Antwort erfolgen; man würde zu einer *unbekannten* Einheit, gleichsam einer gemeinschaftlichen Wurzel für beyderley Vorstellen, seine Zuflucht nehmen, — und am Ende dennoch bekennen müssen, dafs also das Ich für sich selbst unbekannt sey, dafs es keinesweges die Vorstellung von sich selbst besitze, — mithin kein Ich sey.

Weit entfernt also, dafs der Idealismus eine veste Grundlage für alles Wissen abgeben sollte, fehlt es vielmehr ihm selbst an der Grundlage. Er dient aber dazu, uns mit neuen Problemen bekannt zu machen, nämlich mit denen, die im Begriff des Ich liegen und an denselben geknüpft sind.

Nachdem diese Ansicht einmal gefafst worden, wird es nicht nöthig seyn, in der gegenwärtigen Einleitung noch weiterhin, aufser bey vorkommender Gelegenheit, des Idealismus zu erwähnen. Wie verführerisch derselbe aber für diejenigen habe seyn müssen, welche die mannigfaltigen

Schwierigkeiten realistischer Behauptungen wohl kannten: dies wird aus dem Folgenden immer mehr erhellen. [1]

---

[104] Zweytes Capitel.

Veränderung, als Gegenstand eines Trilemma.

§ 104. [2]

Der Begriff der Veränderung liegt so sehr in der Mitte unseres gesammten Vorstellungskreises, und es haben sich von den ältesten Zeiten her an denselben so mancherley philosophische Versuche angeknüpft: dafs es nothwendig wird, ihn unter den übrigen metaphysischen Problemen besonders hervorzuziehn, und von ihm aus einen längern Faden von Untersuchungen fortlaufen zu lassen. .

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Wenn die Untersuchungen über das Ich, deren Anfang hier angedeutet worden, gehörig verfolgt werden: so öffnet sich der Eingang in die speculative Psychologie, wovon tiefer unten (§ 130). Und diesen Weg hätte nach KANT und FICHTE die Philosophie gehn sollen. Bey Fichten stand der Idealismus auf seiner Spitze; von dieser hätte er müssen gerade herunterfallen, und sich selbst gänzlich zerstören. Allein man war in eine allzuheftige Bewegung gerathen; man glaubte das Fundament aller Wissenschaften reformiren zu können; sie alle sollten dem Idealismus unterthan werden. [a]SCHELLING, selbst von diesem Schwunge fortgerissen, studirte Physik, Chemie, Physiologie; es war natürlich, dafs er nicht reiner Idealist bleiben konnte. Wer diese Wissenschaften näher kennt, dem wird es nicht einfallen, sie so zu behandeln, wie FICHTE im Naturrechte, da, wo er, zur Probe der idealistischen Physik und Physiologie, Luft und Licht deducirt. Es mufste also, wenn man nicht fallen wollte, ein noch höherer Standpunct gesucht werden. Und diesen zu ersteigen, war man eingeladen durch LESSING, ja durch Fichten selbst, der den SPINOZA für den einzig consequenten Dogmatiker erklärt hatte. SPINOZA bot nun die grofse Bequemlichkeit dar, dafs bey ihm Natur und Geist gleich hoch stehe, dafs sie sich ursprünglich auf einander beziehen, (daher die Frage nach der Einstimmung zwischen dem Objectiven und Subjectiven, die KANT in der Vernunftkritik hervorgehoben hatte, sich hier durch die allgemeinste harmonia praestabilita scheinbar beantwortet fand,) und dafs alles in Gott vereinigt ist; daher nun auch die Theologie beschwichtigt war. — Aber unglücklicherweise ist das SCHELLINGische Absolute nicht gegeben! während doch das FICHTEsche Ich vom Selbstbewufstseyn schien verbürgt zu werden. Dem half man ab durch eine absolute Erkenntnifs, durch intellectuale Anschauung. Und es glückte, dafs die Schüler sich eine solche Anschauung, weil sie ihnen angemuthet wurde, wirklich einbildeten. — Aber zum noch gröfsern Unglück ist das SCHELLINGische Absolute in sich widersprechend! Darum verwarf man die Logik, [b]die nun nicht eher wiederkehren wird, als bis die Schellingianer, in ihren Streitigkeiten unter einander, sehen werden, dafs sie der Logik bedürfen."

[2] „§ 125." in der 4. Ausg.

---

[a] Statt der folgenden Sätze bis zu Ende der Anmerk.: „SCHELLING . . . dafs sie der Logik bedürfen." schreibt die 4. Ausg.: „Es ist bekannt, dafs Revolutionen nicht in der Richtung zu endigen pflegen, worin sie beginnen; dasselbe gilt von der Revolutionsperiode der Philosophie."

[b] „die nun . . . dafs sie der Logik bedürfen." heifst in der 3. Ausg.: „und suchte etwas Anderes, unter dem Namen Logik, an die Stelle zu setzen."

Gleich bey der Exposition dieses Begriffs (im § 102) ist bemerkt worden, daſs schon im gemeinen Denken sich ein Bedürfniſs fühlbar mache, zu den Veränderungen, als Wirkungen, Ursachen zu suchen; ein Bedürfniſs, dessen Grund nachzuweisen gleich hier möglich wäre, doch wird sich dazu am Ende dieses Capitels die bequemere Stelle finden. Für jetzt nehmen wir die Meinung, daſs alle Veränderung eine Ursache und zwar eine *äuſsere* Ursache habe, zuerst vor uns, eben darum, weil dies die am meisten populäre, die gewohnte Ansicht ist, mit der Jeder zur Philosophie zu kommen pflegt.

Weiterhin aber müssen wir noch zwey andere Vorstellungsarten beleuchten; eine von der Selbstbestimmung, oder der sogenannten transscendentalen Freyheit; die andere vom absoluten Werden. Zur vorläufigen Erklärung dient folgendes: Jede Veränderung hat entweder eine Ursache, oder sie hat keine; im ersten Falle hat sie entweder eine äuſsere oder innere Ursache. Veränderung ohne Ursache ergiebt [1] absolutes Werden; Veränderung aus einer innern Ursache ergiebt Selbstbestimmung; endlich Veränderung aus äuſsern Ursachen könnte man Mechanismus nennen, im weitesten Sinne des Worts.

Da die Disjunction dieser drey Glieder vollständig ist: so wird ein Trilemma entstehn, wenn man beweisen kann, [105] daſs die Veränderung in keinem der drey Fälle sich denken lasse; daſs es also überhaupt keine Veränderung geben könne. Dieses Satzes, über welchen zwar erst die Metaphysik den wahren Aufschluſs leistet, werden wir uns hier bedienen, um den Weg zum strengen und eigentlichen Begriff des *Seyn* zu finden, welches über allem Werden erhaben ist.

§ 105. [2]

Um die Untersuchung vorzubereiten, können wir einen Blick auf die Frage werfen, welche wir am Eingange der Geschichte der Philosophie aufgestellt finden: woraus ist Alles geworden? Aus dem Wasser, antwortete THALES; und gab dadurch zu erkennen, daſs er einen bestimmten und bekannten Stoff glaubte angeben zu können, als denjenigen, aus dessen Verwandlung die übrigen Dinge hervorgegangen seyen.

Nun liegt es allerdings im Begriff der Veränderung, daſs Eins aus dem Andern werde; und es scheint daraus zu folgen, das Gewordene, welchem keine neue Realität sondern nur eine neue Beschaffenheit zukomme, sey eigentlich noch das Alte, nur in neuer Verkleidung. Allein es ist eben so wenig das Alte wie das Neue. Denn wenn es seine frühere Beschaffenheit eben sowohl ablegen, als ohne die nachmalige Beschaffenheit zuvor bestehen konnte: so sind beyde, sowohl die frühere als die nachmalige, ihm gleich zufällig, und weder durch die eine noch durch die andre kann beantwortet werden, *was* es eigentlich sey. Da wir es nun nicht anders, als durch die wechselnden Gestalten, kennen: so bleibt es unbekannt und unbestimmt; es ist *Stoff* in der eigentlichen Bedeutung des Worts, welches den Begriff von einem Etwas bezeichnet, das noch

---

[1] „giebt" in der 2., 3. und 4. Ausg.

[2] „§ 126." in der 4. Ausg.

darauf warte, Was aus ihm werden solle. Vielleicht war dies der Sinn, [1]welchen die Nachfolger des THALES mit dem *απειρον* verbanden.[2]

[106] § 106.[3]

Dem Begriff des Stoffes steht gegenüber der Begriff der *Kraft*. Wie weit die Vorstellungsart herrschen mag, dafs den Dingen eine todte Masse zum Grunde liege, aus der sie geformt seyen, eben so weit verbreitet mufs auch die von einem hinzukommenden Princip seyn, welches aufrege, belebe, und bilde. Denn auf dieses Princip hat der Stoff gewartet, da er selbst, in seiner Trägheit, sich keine Gestalt geben, vollends in keinen Wechsel der Gestalten sich hineinwerfen konnte.

Wir finden uns also hier bey dem Begriffe der Causalität; und zwar auf eine Weise, welche scheint über den Ansichten des gemeinen Lebens

[1] „welchen die Nachfolger . . . verbanden." heifst in der 2., 3. und 4. Ausg.: „welchen ANAXIMANDER mit dem *απειρον* verband: ein Ausdruck, der nicht blofs das Unendliche, der Gröfse nach, bedeuten kann, sondern der auch das Unbestimmte, der Qualität nach, bezeichnet. (Vergl. Aristot. Physic. I. 5. § 7.)"

[2] In der 2. und 3. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. ANAXIMANDER verdient weit mehr, als THALES, die Ehre, an der Spitze der Geschichte der Philosophie zu stehn; denn er that den grofsen Schritt ins Uebersinnliche zuerst. [a]Aber nichts kann verkehrter seyn, als die Art, wie TENNEMANN in seiner Geschichte der Philosophie, die Lehre eines so ausgezeichneten Denkers behandelt. Er macht sie zu einem Chaos, worin die heterogensten Begriffe durcheinander schwimmen. Die Geschichte der Philosophie kann nicht mit einem Chaos beginnen. Speculative Gedanken sind bey ihrem Erfinder am klärsten; nachmals werden sie entstellt durch Misverständnisse. Darum ist es eine schlechte Manier, widersprechende Nachrichten vereinigen zu wollen; man mufs vielmehr in sich selbst den bestimmten Gedanken eines frühern Denkers wieder erzeugen; und man mufs bey jenen Alten vor PLATON, die gröfste mögliche Klarheit voraussetzen, weil ihre Gedanken nicht, wie die der heutigen Philosophen, aus hundert trüben Quellen zusammengeflossen, sondern aus reiner ursprünglicher Kraft erzeugt waren. — ANAXIMANDER widersetzte sich offenbar der Bestimmtheit des Stoffes, wodurch THALES gefehlt hatte. ARISTOTELES, kurz nachdem er dem ANAXIMANDER (dessen Lehre er mit der des ANAXAGORAS zu vermengen scheint,) das *εκκρινειν*, das Ausscheiden schon vorräthiger Gegensätze aus dem Einen, aufgebürdet hat, (zu einer so groben Operation braucht man kein *απειρον* zu erfinden,) führt ein merkwürdiges Wort an, als zusammenhängend mit einer „gemeinen Meinung" unter den Physikern; nämlich: *το γινεσθαι τοιονδε, καθεστηκεν αλλοιεσθαι.* (Aristot. Phys. I, 5.) Lateinisch: fieri tale, est variari. Deutsch umschrieben: Jede Bestimmung der Qualität ist Veränderung für das Unbestimmte. Dieser Satz erfordert, um verstanden zu werden, ein *απειρον*; und er erläutert es zugleich. Ueberdies führt er geradezu auf die *αποιος υλη*, die PLATO im Timäus sehr deutlich beschreibt, aus der aber wiederum Sextus (Pyrrh. H. III, 4) nichts zu machen weifs. [b]So gehts in der Geschichte der Philosophie! Ehemals, wie heute!"

[3] „§ 127." in der 4. Ausg.

[a] „Aber nichts kann verkehrter seyn, als die Art, wie TENNEMANN in seiner Geschichte der Philosophie, die Lehre eines so ausgezeichneten Denkers behandelt. Er macht sie zu einem Chaos," heifst in der 3. und 4. Ausg.: „Aber die Art, wie TENNEMANN in seiner Geschichte der Philosophie die Lehre eines so ausgezeichneten Denkers behandelt, macht sie zu einem Chaos," . . .

[b] „So gehts . . . Ehemals, wie heute!" fehlt in der 3. Ausg.

erhaben zu seyn. Denn es war von einem wirkenden *Princip* die Rede! wo wir aber im täglichen Erfahrungskreise von Ursachen reden, da pflegen dieselben nicht Principien, d. h. Anfangspuncte des Wirkens zu seyn, sondern sie selbst, diese Ursachen, sind zu ihrer Wirksamkeit durch andre Ursachen angetrieben worden. Es war eine Veränderung in ihrem eignen Zustande, dafs sie wirkten; wie nun zu aller Veränderung eine Ursache hinzugedacht wird, so auch zu dieser; und wie zu der Veränderung des Zustandes der nächsten Ursache, so auch bey der entferntern Ursache; und so rückwärts fort ins Unendliche. Allein hier entsteht eine Ungereimtheit. Keine der Ursachen wird gedacht als eine solche die von selbst wirke, jede nur als eine solche, die da wirken *würde, wenn* sie einen Anstofs bekäme. Die ganze, wenn gleich unendliche Reihe, ist daher in Ruhe, es geht aus ihr keine Wirkung hervor, und kann aus ihr keine erklärt werden. Und dennoch hatte man nur zum Behuf solcher Erklärung die ganze Reihe angenommen.[1]

Giebt es dagegen ein wirkendes Princip: so fällt die Schwierigkeit[2] weg. Bey diesem gehört das Wirken zu seiner Natur, und ist keinesweges eine Veränderung in ihm, die einer äufsern Ursache bedürfte.

[107] Allein der Gewinn ist nur scheinbar. Bey dem wirkenden Princip so gut als bey der unendlichen Reihe mufs ein Eingreifen des Thätigen ins Leidende gedacht werden; dieses Eingreifen ist widersinnig. Das Thätige geht dabey aus sich heraus; das Leidende nimmt etwas fremdartiges in sich auf; dabey gerathen beyde in Widerspruch mit sich selbst. — Das Thätige wird zuvörderst an und für sich selbst irgend etwas seyn; man wird eine bestimmte Qualität als die seinige, als das, Was es ist, ansehn müssen. Nun soll es aus sich herausgehn; es soll eine Wirkung vollziehen in einem Anderen und Fremden. Bey diesem Wirken wird das Fremde vorausgesetzt; es ist ein Begriff der sich durch die *eigne* Qualität des Thätigen allein, nicht denken läfst. Gleichwohl soll auf die Frage, Was das Thätige sey, geantwortet werden, es sey ein Wirkendes; denn *ihm* wird das Wirken zugeschrieben. Hier entsteht der Widerspruch, *dafs der Qualität des Wirkenden das Nämliche beygelegt, und auch abgesprochen wird.* Das Thätige erscheint als ein solches, welches, um das zu seyn, was es ist, sich selbst nicht genügt; welches eine fremde, d. h. ihm *nicht*

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. Diesem regressus in infinitum hat KANT, in der Vernunftkritik zu viel Ehre erwiesen; weil er selbst, sich von der unzulässigen Meinung, als gehe die Ursache der Zeit nach vor der Wirkung vorher, nicht los machen konnte. In der Metaphysik wird gezeigt, dafs die Succession der Begebenheiten weder zum Realen, noch zu dem wirklichen Geschehen im strengen Sinne, zu rechnen ist; und dafs sie gänzlich auf der Bewegung, und einer, derselben ähnlichen, Modification der innern Zustände der einfachen Wesen, beruht. Schon Sextus (Pyrrh. H. III, cap. 2) berichtet, Einige zwar betrachteten das Gegenwärtige als Ursache des Künftigen, Andere aber liefsen dies nicht zu, weil der Begriff der Ursache sich beziehe auf den der Wirkung, und folglich der letzteren nichts vorangestellt werden könne. In der That leuchtet unmittelbar ein, dafs die Ursache eben dann Ursache ist, wann sie wirkt. JACOBI hat dies eingesehen (Werke, zw. Band, S. 196); er erzählt, MENDELSSOHN zuerst habe ihm seinen paradoxen Satz, Succession sey blofse Erscheinung, unbedenklich zugegeben."

[2] „die obige Schwierigkeit" . . . heifst es in der 2., 3. und 4. Ausg.

eigene, Bedingung, als *Eigenschaft* seiner Natur in sich einschliefst; und gerade von eben demselben Fremden scheint es bedingt, was von ihm leiden, seinem Einflusse unterworfen seyn soll.

Nicht besser geht es dem Leidenden. Auch dieses soll, unabhängig von dem Leiden, und selbst im Gegensatze gegen die Veränderung die es erfährt, für sich selbst etwas seyn. Aber durch die Veränderung soll etwas Neues, vielleicht selbst dem Vorigen Widerstreitendes, in ihm werden. Beyde verschiedenen Bestimmungen sollen dem Leidenden, und zwar eben in so fern es *leidet, was wider seine Natur ist,* zusammengenommen beygelegt werden. Auf die Frage, Was es sey, erfolgt also eine vollkommen [108]widersprechende Antwort. *Es ist im Leiden dasselbe und auch nicht dasselbe was es ist.*[1]

Schon an diesem Orte nun ist es Zeit, eine Erinnerung beyzufügen, welche eigentlich bey allem Nachfolgenden erneuert werden müfste. Es giebt nämlich Personen, welche in dem Augenblick, wo sie das Ungereimte eines metaphysischen Begriffs erblicken, ins Staunen gerathen, und sich dadurch für die wahre Metaphysik ganz und gar abstumpfen. Sie glauben eben in der Ungereimtheit die wahre, hoch erhabene Weisheit zu erblicken, und freuen sich ihrer fortgeschrittenen Einsicht um so mehr, je weiter aller Sinn und Verstand von ihnen weicht. Wer die Geschichte der Philosophie noch nicht kennt, wird sich nimmermehr vorstellen, wie viele hochberühmte Denker der verschiedensten Zeiten, von solchem verkehrten Erstaunen, bald über diesen, bald über jenen Begriff, sind gefafst und gleichsam starr und blind gemacht worden, so dafs sie über einen gewissen Punct nicht mehr hinwegkommen konnten. — Einmal ergriffen, *wollen* die Meisten nicht mehr geheilt seyn. Die aber deshalb Philosophie studiren, um einen so hartnäckigen, und wie sie meinen, angenehmen Rausch sich zuzuziehn, — diese werden zwischen mancherley philosophischen Systemen die Wahl haben, denn es giebt auf dem Wege zur Metaphysik der Ungereimtheiten, welche das Gemüth verfinstern können, mehrere und verschiedene.

Das Staunen bey Seite gesetzt, wird man einsehn, dafs die Begriffe des Thätigen und Leidenden nicht denkbar sind, dafs sie also aus unserm fernern Nachdenken weichen müssen, falls sie nicht einer Verbesserung fähig sind, — die noch nicht genug vorbereitet ist.[2]

---

[1] In der 4. Ausg. findet sich hierzu folgende Fufsnote:

„Der influxus physicus zwischen Leib und Seele gehört als ein besonderer Fall hierher. Vergl. unten § 131." (sc. der 4. Ausg. Dem § 131 entspricht in den übrigen Ausgaben § 110.)

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Dem eigentlichen strengen Causalbegriff, so wie er in der letzten Hälfte dieses § dargestellt worden, sind alle nahmhaften Philosophen [a](wenn anders dem Verfasser sein Gedächtnifs in diesem Puncte nicht untreu ist,) auf irgend eine Weise aus dem Wege gegangen; indem sie bald die Causalität auf Erscheinungen beschränken, bald eine unbegreifliche Beyhülfe oder Veranstaltung der Gottheit herbeyrufen, bald sich entweder ganz oder doch vorzugsweise an

---

[a] Die Parenthese: „(wenn anders ... nicht untreu ist,)" fehlt in der 4. Ausg.

§ 107.[1]

Das erste Glied des aufzustellenden Trilemma (§ 104) ist nachgewiesen; es folgt das zweyte, nämlich der Versuch, die Veränderung auf Selbstbestimmung zurückzu[109]führen, also eine innere Ursache statt der äufseren anzunehmen.

Sogleich kommt uns hier eine unendliche Reihe entgegen, ähnlich der im vorigen § verworfenen. Das Veränderte soll sich selbst zu dieser Veränderung bestimmen; es ist demnach zu betrachten als das *bestimmte*, und auch als das *bestimmende*. Jenes findet die Ursache seiner Bestimmtheit in diesem. Aber das Bestimmende, in so fern es eine Thätigkeit anwenden mufste, weil sonst die Bestimmung nicht zu Stande gekommen, vielmehr ein anderer Zustand vorhanden gewesen und geblieben wäre, — würde *selbst*, falls es sich unthätig verhalten hätte, in einem andern Zustande, als dem der Thätigkeit, sich befunden haben; seine Thätigkeit ist daher schon eine Veränderung in ihm, auch abgesehen von *jener* Veränderung, die *als Wirkung aus* der Thätigkeit hervorgeht. Was mag die Ursache seyn von der eben bemerkten Veränderung, die schon blofs in dem Thätig-seyn liegt? — Wir haben keine Wahl mehr zwischen innern und äufseren Ursachen; diese letztern sind verworfen, jene bleiben allein übrig. Also der Actus des Sich-selbst-Bestimmens hat selbst eine tiefer liegende, innere Ursach; die Selbstbestimmung ist selbst-Wirkung einer Selbstbestimmung. — Nun erneuert sich die Frage. Diese tiefer liegende Selbstbestimmung ist ebenfalls ein Heraustreten aus einem andern Zustande, der, *ohne* sie, *würde gewesen seyn*, und *vor* ihrem Beginnen (wenn wir anders die unnöthige Vorstellung der *Zeit* einmengen wollen,) wirklich mag Statt gefunden haben. Dieses Heraustreten, wodurch ist es bewirkt worden? — Befänden wir uns schon bey dem Begriff des absoluten Werden, so stünde hier (und schon bey der vorigen Frage) allenfalls frey zu antworten: das Heraustreten in dem activen Selbstbestimmen *geschieht absolut*. Allein wir suchen das absolute Werden möglichst lange zu vermeiden; dagegen den Begriff der Ursa[110]chen möglichst lange vestzuhalten. Wir antworten also noch einmal: die Ursache der Selbstbestimmung ist wiederum eine Selbstbestimmung. Nun ist aber offenbar, dafs die nämliche Frage uns immer weiter verfolgen wird; dafs die Reihe der Selbstbestimmungen eine innerliche Unendlichkeit, *in* dem Sich-selbst-Bestimmenden, erlangen wird; endlich, dafs selbst die unendliche Reihe ganz untauglich ist, indem sie aus lauter bedingten Gliedern besteht. Jede Selbstbestimmung *würde*

dem absoluten Werden vesthalten. Dagegen findet man den Causalbegriff ganz deutlich bey den Physikern, wo sie chemische Verwandtschaften, oder gar Wirkungen in die Ferne annehmen; in welchem letztern Falle sie ganz unbedenklich die Kraft eines Dinges einen viel gröfsern Raum einnehmen lassen, als das Ding selbst. Zu dieser handgreiflichen Absurdität (die Newton, welchem sie von Leibnitzen vorgeworfen wurde, nicht an sich kommen liefs,) kann man sich nur dann entschliefsen, wenn man mit den meisten heutigen Physikern auf allen wahren Aufschlufs über die Naturkräfte Verzicht geleistet hat, und nur noch die Gesetze der Ereignisse zu wissen verlangt."

[1] „§ 128." in der 4. Ausg.

vorgehn, *wenn* eine andre vorangegangen wäre: damit kommt keine einzige zu Stande, und wird keine Veränderung erklärt.[1]

Diese[2] unbrauchbare Vorstellungsart ist aber auch darum völlig widersinnig, weil sie Eins und dasselbe, das Sich-Bestimmende, eben in dem Actus der Selbstbestimmung, mit sich selbst entzweyt, durch den Gegensatz der Activität und Passivität. — Dürfte man sich in irgend einem Sinne gestatten, diese Zweyheit in Einem gelten zu lassen, so würde in dem nämlichen Sinne die Ungereimtheit des vorigen § wiederkehren, indem nun das Bestimmende aus sich heraus, in das von ihm unterschiedene Bestimmte hineinginge, das Bestimmte aber dieses Eingreifen erduldete. — Allein jene Spaltung in zwey Entgegengesetzte ist so wenig zulässig, daſs schon die bloſse Zweyheit, wären auch die Zwey *nicht entgegengesetzt*, den Widerspruch des § 101 herbeybringen würde.

Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daſs die Masse dieser Ungereimtheiten noch wächst, wenn die Selbstbestimmung in dem hier erörterten Sinne, oder die transscendentale Freyheit, dem Willen endlicher Vernunftwesen beygelegt wird; wie sehr gewöhnlich geschieht, weil theils die absoluten ästhetischen Urtheile (§ 80—84) mit Selbstbestimmungen verwechselt werden, theils der Begriff der Zurechnung in einer Gefahr geglaubt wird, die für ihn nicht vorhanden ist. — Es soll nämlich dem Willen die freye Wahl zustehn, zwischen dem Guten und Bösen; [111] welches in so fern vollkommen wahr ist, als das Gute und Böse auf keine andre Weise an den Menschen kommen kann, auſser nur durch seinen eignen Willen, in welchem dasselbe einzig und allein seinen Sitz hat; so, daſs auch gerade so weit die *Handlungen* des Menschen ihm zugerechnet werden, als sie die gute oder böse Beschaffenheit *seines Willens* ausdrücken. Nun aber sieht man den Willen an als eine Selbstbestimmung mit Bewuſstseyn, —

[1] In der 2. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. LOCKE (II, 21, § 25,) hat diese ungereimte unendliche Reihe gesehen, und daraus richtig geschlossen. Freiheit ist kein Prädicat des Willens, sondern der Handlungen, die man, dem Willen gemäſs, entweder vornimmt oder nicht. Niemand kann freyer seyn, als so, daſs er thun könne, was er will. Das ganze Capitel zeigt, wieviel Mühe sich LOCKE gegeben hat, in diesem Puncte sich selbst klar zu werden. In der That ist hierin der gemeine Menschenverstand auf rechtem Wege; und die Frage, welche die Philosophen beschäfftigt, ist ihm so fremd, daſs er Mühe hat, den Streitpunct nur zu verstehn. Die Frage: steht Dein eignes Wolllen in Deinem Willen? Und willst Du abermals dieses Wollen Deines Willens? und so ins Unendliche — diese Frage kommt einem Jeden lächerlich vor, der sie zum erstenmal hört. Ginge man aber nunmehr zum absoluten Werden zurück, (wie es in der That die Freyheitslehrer thun) und sagte bestimmt und deutlich: Dein Wollen steht nicht in Deinem Willen, sondern es hat gar keinen Grund, so würde man vollends den gemeinen Verstand empören, der sehr gut weiſs, daſs sein Wollen von Motiven abhängt, wo nicht von Launen und Grillen; und der, um diesen, (dem rohen psychologischen Mechanismus,) zu entfliehen, sich sehr gern jenes, (die Motive, durch welche der gebildete Mensch auf sich wirkt,) gefallen läſst. Die Motivität (Bestimmbarkeit des Willens durch Motive) ist selbst das, was man im gemeinen Leben unter Freyheit versteht; daher muſs auch im gemeinen Gespräche der Satz, der menschliche Wille ist frey, niemals angefochten werden; man wird sonst misverstanden."

[2] „Jene" statt „Diese" in der 2., 3. und 4. Ausg.

woraus, wenn nicht dieser Selbstbestimmung ein absolutes Werden zum Grunde gelegt werden soll, sogleich folgen wird (laut obiger Entwickelung) dafs zu jedem Wollen eine unendliche Reihe innerer Selbstbestimmungen gehöre, wovon das Selbstbewufstseyn eben so wenig etwas weifs, als diese Erklärung des Wollens an sich brauchbar seyn würde. — Ferner soll es dem Willen möglich seyn, die entgegengesetzte Wahl von derjenigen vorzunehmen, die er wirklich vollzieht. Diefs füllt das Maafs' der Widersprüche. Fragen wir jetzt, *was* das Wollen sey? so enthält die Antwort nicht blofs den Gegensatz des Bestimmens und Bestimmt-Werdens, sondern auch noch die andern Gegensätze des wirklichen Bestimmens und des möglichen Bestimmens, des wirklichen Bestimmt-Werdens und des möglichen Bestimmt-Werdens; ja es wird das wirkliche Wählen aus einer Wirklichkeit und einer entgegengesetzten Möglichkeit zusammengesetzt, wobey nicht blofs die Ungereimtheit der Summe, Wirkliches *plus* Möglichem, sondern noch das, auch sonst häufige, Unternehmen zu bemerken ist, eine Möglichkeit, die als solche *nicht* real ist, unter die Prädicate eines Realen zu mengen. — Eine solche Masse des Widersinnigen, wie dieser Begriff der vorgeblichen Willensfreyheit sie in sich schliefst, vermag schon allein, denjenigen, der sie unentwickelt annimmt, um alle zum Philosophiren nöthige Besonnenheit zu bringen; ihm das Bewufstseyn dessen, *was* er eigentlich denkt, völlig zu verdunkeln.[1]

[112] § 108.[2]

Das absolute Werden ist noch übrig; eine zwar nicht sehr populäre, aber desto mehr unter den Philosophen aller Zeiten verbreitete Vorstellungs-

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung.[a] Fast alle[b] neuern Philosophen haben sich durch Kants Irrthum täuschen lassen, nach welchem Freyheit des Willens[c] Grundbedingung der Sittlichkeit seyn soll. Vor dieser falschen Ansicht hatte die Leibnitzische Schule sich gehütet. Aber man mufste darauf kommen, da man allgemein die Pflichtenlehre als die ursprüngliche Form der praktischen Philosophie betrachtete. Unter dieser Voraussetzung ist es unausbleiblich, dafs man den Grund der Pflicht in einem ursprünglichen, inneren Gebieten suche; welches man, wider Erfahrung und Psychologie, dem menschlichen Geiste als allgemeine Eigenschaft andichtet, während es ein Phänomen bestimmter Culturzustände, und nach denselben verschieden ist. Ein solches Gebieten nun kann man nicht für einen Erfolg äufserer Wirkungen gelten lassen, weil es sich sonst nach diesen richten würde, während man sich gedrungen fühlt, ihm die ästhetischen Urtheile über den Willen unterzuschieben, (§ 80—85,) ohne welche der ganze Gedanke gar keinen sittlichen Gehalt bekommen, sondern eine leere Form seyn und bleiben würde. Demnach verwechselt man die absoluten ästhetischen Urtheile mit einer absoluten Selbstbestimmung, — das Willenlose, und eben darum über dem Willen erhabene, mit dem Willen selbst; und so kommt jene Freyheit zu Stande, die Kant für die Eigenschaft des Willens erklärt, sich selbst ein Gesetz zu seyn. Uebrigens zeigt Kant eine wahrhaft philosophische

[2] „§ 129." in der 4. Ausg.

---

[a] „Anmerkung 1." in der 4. Ausg. (weil noch Anmerkung 2 folgt).

[b] „Viele" . . . statt: „Fast alle" in der 4. Ausg.

[c] „Freyheit des Willens" heifst in der 4. Ausg.: „Das Vermögen, absolut anzufangen, oder die transscendentale Freyheit des Willens" . . .

art; welche in den Systemen vielerley Formen und Ausschmückungen erhalten hat. Sie war darum willkommen, weil sie die Widersprüche der äufsern und innern Ursachen vermeidet; und sie besitzt wenigstens den Vorzug, einfacher zu seyn, und eben darum, wenn sie nur von fremdartigen Zusätzen rein gehalten wird, auch klärer, als die vorhergehenden.[2]

Hier mufs zuerst der *Zufall* beseitigt werden. Diesen würde das absolute Werden darstellen, wenn eine Veränderung, wie ohne Grund, so auch ohne Regel sich ereignete. Aber dann würde der Widerspruch sogleich zu Tage liegen. Was eine Zeitlang sich ruhig verhielte, dann sprungweise die vorige Beschaffenheit mit einer neuen verwechselte, das wäre offenbar nicht mehr dasselbe wie zuvor. Schon die Ruhe und der Wechsel würden in der Bestimmung seiner Qualität einander widerstreiten. Nicht

---

Vorsicht in der Schrift: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, im Anfange des dritten Abschnitts, wo er nur soviel voraussetzt, dafs vernünftige Wesen unter der Idee der Freyheit handeln. Anderwärts ist er minder behutsam; seine Nachfolger sind es noch weniger."[a]

In der 4. Ausg. findet sich noch folgende

„Anmerkung 2. Die eigentliche Aufklärung über die Freyheitsfrage mufs man weder in der allgemeinen Metaphysik noch in der praktischen Philosophie suchen, sondern in der Psychologie. Während die allgemeine Metaphysik blofs die irrigen Meinungen über diesen Punct zurückweiset, und die praktische Philosophie zwar den Willen, wo sie ihn antrifft, der lobenden und tadelnden Beurtheilung unterwirft, aber um seinen Ursprung sich nicht kümmert, und noch weniger etwas darüber vestsetzt: weiset die Psychologie auf die Mehrheit und Verschiedenheit der Vorstellungsmassen hin, die nicht blofs verschiedene Motive, sondern auch ein mehrfaches und verschiedenes, älteres und jüngeres, beharrliches und vorübergehendes, besseres und schlechteres Wollen in sich tragen können. Hierdurch löset sich das Wunder, dafs der Mensch oftmals ungern will, oft in seinem Wollen mit sich zerfallen ist, dafs er sich selbst bestimmt und gebietet; und zwar nicht immer in Folge deutlich gedachter Motive. Denn hier ist nicht, wie man ehemals gemeint hat, eine Wirkung des Vorstellungsvermögens auf das Begehrungsvermögen in Folge dessen, was wie ein Gut oder ein Uebel vorgestellt würde, (beyde Vermögen sind Hirngespinnste): sondern das Begehren ist ein Zustand der Vorstellungen selbst, der keinesweges immer von der Beschaffenheit des Vorgestellten, sondern weit mehr von der Construction der Vorstellungsmassen abhängt. Nach Motiven sich bestimmen zu können, ist schon Zeichen der geistigen Gesundheit: nach den besten Motiven sich zu bestimmen, ist Bedingung der Sittlichkeit. Die edelsten Entschliefsungen würden werthlos seyn, wenn der Mensch sagen könnte: ich will das Gute, aber nicht weil es gut ist, sondern weil es mir eben so beliebt!"

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. In dieser empfehlenden Einfachheit und Klarheit (nicht, wie bey Spinoza, gleich von vorn herein durch einen Haufen falscher Axiomen, Definitionen, und willkührlicher Begriffe entstellt) tritt die Lehre vom absoluten Werden auf beym Aristoteles, im zweyten Buche der Physik, gleich im Anfange. Die Natur, als der Sitz des absoluten Werden, ist ihm ein Factum, welches zu beweisen lächerlich wäre."

---

a **Die 4. Ausg fährt fort:**

„Das Gegenstück der kantischen Freyheitslehre ist der spinozistische Fatalismus, der, wo er von Freyheit redet, nur Befreyung von Affecten will, und zwar durch Erkenntnifs des Nothwendigen. Diese Lehre ist theoretisch eben so falsch als die kantische; und in praktischer Hinsicht weit verderblicher. (Hierüber sind zu vergleichen des Vfs. Briefe zur Lehre von der Freyheit des menschlichen Willens.)"

anders, wenn es in einem verschiedenartigen Wechsel bald ein solches bald ein anderes würde. — Man kann auch die Zeitbestimmung weglassen. Was ohne alle Regel ein solches ist, während es in anderem Zustande seyn könnte: auch dies stellt in seiner Beschaffenheit den Zufall dar.

Vielmehr, in einem vesten und sich selbst gleichen Begriffe mufs das absolute Werden sich auffassen lassen, damit man versuchen könne, *den Wechsel selbst als die Qualität dessen anzusehen, was ihm unterworfen ist.* — Dazu gehört, zuvörderst, dafs es nicht einmal sich ändere, ein andermal beharre; sondern dafs der Wechsel beständig fortgehe, *aus aller Vergangenheit in alle Zukunft,* ohne Anfang, ohne Absatz, ohne Ende. Ferner, dafs er *mit gleicher Geschwindigkeit continuirlich* anhalte; also dafs in gleichen Zeiten allemal ein gleiches Quantum der Umwandlung vollbracht werde. Endlich dafs die *Richtung* [113] der Veränderung stets die gleiche sey und bleibe; wodurch das Rückwärts und wieder Vorwärts-Gehen, das Wiederhohlen früherer Zustände, gänzlich ausgeschlossen ist. —

Die erste Schwierigkeit, welche sich zeigt, ist nun sogleich diese, dafs eine solche strenge Gleichförmigkeit des Wechsels in der Natur der Dinge nicht angetroffen wird. Wohl bezeugt die Erfahrung einen Kreislauf der Dinge; aber auch diesen nur ungefähr, und nicht mit der Genauigkeit, welche der obige Begriff schlechterdings fordert.[1]

In der That[2] kann man hier nur mit Ausflüchten antworten. Man kann annehmen, dafs Verschiedenes auf verschiedene Art wechsele, in verschiedener Richtung, Geschwindigkeit und Zeit. Man mufs alsdann hinzu-

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende „Anmerkung. Ein Kreislauf der Dinge würde etwas ähnliches erfordern, wie die Kreisbewegung nach bekannten Grundsätzen der Mechanik; nämlich aufser dem absoluten Werden noch eine äufsere Kraft, um die Richtung der Veränderung jeden Augenblick von neuem zu verändern. Ohne diese einwirkende Kraft müfste ein beständiger Flufs der Dinge stets gerade fort gehn, und könnte nie in sich zurücklaufen. Es scheint nicht, dafs irgend Einer von den vielen Anhängern des absoluten Werden dieses eingesehen habe. HERAKLIT sollte es einsehen; PLATON, der in frühern Jahren die Lehren des eben genannten Philosophen gehört hatte, sollte davon wissen. Allein im Theätet (pag. 77 ed. Bip.) wird das Handeln und Leiden mit dem absoluten Werden vermengt; woraus man sogleich begreift, warum in den übrigen, hieher gehörigen Lehrmeinungen, die Consequenz fehlt. Im Phädon nimmt PLATON geradezu einen Kreislauf an zwischen Leben und Tod; und zwar in der Meinung, dafs die Consequenz ein Werden in doppelter Richtung sogar fordere. (pag. 163; *ουκ ανταποδωσομεν την εναντιαν γενεσιν, αλλα ταυτῃ χωλη εςαι ἡ φυσις; η αναγκη αποδȣναι τῳ αποθνησκειν εναντιαν τινα γενεσιν; Παντως πȣ.*) Dieser Irrthum ist aber nicht zu verwundern. In PLATONs Lehre ist nicht das Werden, sondern das unveränderliche Seyn der eigentliche Gegenstand des Wissens. Der ganze Phädon, mit Ausnahme weniger Stellen, handelt vom Werden, und ist eine populäre, sehr schöne, aber nicht wissenschaftlich genaue Darstellung, welche sich ganz der Veranlassung des Gesprächs anschliefst. Daher viel Mythisches; sogar Gespenster bey Gräbern (pag. 185) und Seelenwanderung in Thiere! Wer sich nicht etwan einbildet, dies seyen ernstlich gemeinte Lehrsätze, der lerne aus diesem Beyspiele, wie sorgfältig man beym PLATON die Hypothesen und Ausschmückungen unterscheiden müsse, von dem Wesentlichen des Systems."

[2] Der Satz: „In der That . . . antworten." heifst in der 2., 3. und 4. Ausg.: „In der That kann man die Ungleichförmigkeit des Wechsels nur mit Ausflüchten entschuldigen."

setzen, es möge dieses Verschiedene einen Einflufs, wenigstens scheinbar, auf einander ausüben, sich gegenseitig stören und hemmen: — wobey man aber schon auf irgend eine Weise in den oben verworfenen Causalbegriff verfällt. Man kann noch die Bemerkung geltend machen, der Wechsel sey ohne Zweifel auch in unserm Gemüthe, (welches ja als veränderlich in seinen Zuständen sich unmittelbar im Bewufstseyn ankündigt;) dadurch werde uns, den in eigner Umwandlung fortgerissenen, die klare Auffassung des von uns unabhängig Wechselnden getrübt, und die Gleichförmigkeit des Werdens entziehe sich, wenn schon wirklich vorhanden, unserer Kenntnifs: –– wobey nur der Fehler wird begangen werden, dafs von einer *trüben* Auffassung die Rede ist, wo *gar keine* statt findet, wenn durch kein Causal-Verhältnifs zwischen uns und dem Aeufseren, Vorstellungen in uns erzeugt werden.

Die erwähnten Ausflüchte treffen ungefähr zusammen mit den Vorstellungsarten des Heraklit und Protagoras, von denen jener, vielleicht der älteste entschiedene Verkündiger des beständigen Flusses aller Dinge, die Freundschaft und Feindschaft bey der Welterklärung zu Hülfe [114] rief; dieser den Menschen für das Maafs aller Dinge erklärte. Von neueren Wendungen wird im folgenden Capitel noch etwas vorkommen.

Im Vorbeygehen sey hier erwähnt, dafs der Begrift des absoluten Werden genau mit dem ächten Begriffe des Schicksals (*ἑιμαρμενη*) zusammentrifft. Von allen Gottheiten ist das Schicksal scharf unterschieden, und über sie hinausgestellt, wie das absolute Werden über aller Causalität und Freyheit hervorragt, denen es, wenn man sie übrigens zulassen will, *wenigstens ihre Reihen anfangen mufs*, damit der Anfang nicht selbst im Unendlichen vergeblich gesucht werde. Von einem *gütigen* und *grausamen* Schicksal kann deshalb nicht die Rede seyn; nicht einmal von einem Zwange, den es ausübe; welches Causalität wäre: sondern nur von der *vorbestimmten Gewifsheit* der Erfolge, die keine Klugheit noch Gewalt abwenden könne.

Abgesehen nun von allen möglichen Nebenbestimmungen, durch welche man versuchen kann, diesen Gedanken der Erfahrung anzupassen; ist der Begriff des absoluten Werden in sich selbst widersprechend;[1] so dafs er in allen Gestalten, worin bisherige oder künftige Systeme ihn erscheinen lassen, mufs verworfen werden. Denn *was* ist das Werdende? Seine Qualität soll im Werden selbst bestehen; aber dieser Begriff läfst sich nicht anders denken, als durch die wechselnden Beschaffenheiten, welche in der Umwandlung durchlaufen werden. Man mufs also diese, unter einander entgegengesetzten Beschaffenheiten, welche in der unendlichen Reihe des Wechsels vorkommen sollen, zusammenfassen, und sowohl durch die verschwundenen, welche als Vorläufer zu der jetzigen gehören, als durch die zukünftigen, welche in der jetzigen prädestinirt liegen, die Qualität des Werdenden bestimmen. Hiebey werden alle in eine Einheit concentrirt,

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. findet sich hierzu folgende Fufsnote:
„* Der Widerspruch ist kurz und kräftig ausgedrückt in dem Heraklitischen Lehrsatze: *ταναντια περι το αυτο ὑπαρχειν*. Sextus Pyrrh. H. I, 29, § 80 und Aristot. Phys. I, 3. § 9. Der letztere setzt hier recht derb hinzu: *ȣ περι τȣ ἑν ειναι τα οντα, ὁ λογος εϛαι, αλλα περι τȣ μηδεν*.“

worin sie sich aufheben; denn sie werden eigentlich alle zugleich dem Werdenden beygelegt. Will man dagegen sich auf die [115] Succession berufen, wodurch der Widerspruch vermieden werde, indem jedesmal von zweyen entgegengesetzten die vorige weiche, ehe die folgende eintrete, folglich das Werdende in jedem Zeitpuncte nur eine einzige Qualität wirklich besitze: so hat man sich den Begriff verdorben, und dabey gar nichts gewonnen. Der Begriff erfordert, dafs nicht irgend eine unter den einzelnen Beschaffenheiten, sondern das gesammte Werden, welches sie alle durchläuft, als Qualität des Werdenden gelte; und dabey wird nur der Fehler begangen, dafs man an dem *abstracten Gedanken des Werdens* sich vesthält, der freylich keinen Widerspruch in sich enthalten *würde, wenn er nur ohne die Beziehung auf die mannigfaltigen, wechselnden Beschaffenheiten, überall Sinn und Bedeutung hätte.* Wer nun lieber von der Höhe des abstracten Gedankens herabsteigen, das Werdende in seinen einzelnen Zuständen näher betrachten, und zusehn will, wie die nächstfolgende Beschaffenheit aus der nächstvorhergehenden hervortritt: der hat gar nichts mehr, woran auch nur eine Täuschung sich anlehnen liefse. Denn nun soll die Vorhergehende *sich selbst aufheben,* und überdies *ihr eigenes Gegentheil erzeugen.* Das Werdende war etwas bestimmtes; eben darum weil es dieses war, soll es dasselbe nicht mehr seyn, sondern das Gegentheil werden. Das heifst, *A*, weil es *A* ist, soll nicht *A* seyn, sondern ein Gegentheil von *A* werden! Ferner, in dem Augenblicke des Ueberganges soll die eine Beschaffenheit aufhören, die andre eintreten. Läfst man jene *ganz* aufhören, bevor diese eintritt, so zerreifst die Continuität des Werdens; ein Ding verschwindet, ein völlig Anderes, Fremdes, mit dem vorigen nicht zusammenhängendes entsteht in dem nächsten Augenblicke. Läfst man, damit Eins *aus* dem Andern werde; die vorige Beschaffenheit noch *nicht ganz* aufhören, indem die andre, entgegengesetzte schon eintritt: so fafst *ein* Zeitpunct die widersprechenden zusam[116]men; er enthält Aufhören und Anfangen, wovon jenes, Seyn und doch nicht mehr Seyn, dieses, Seyn und doch noch nicht Seyn bedeutet.

Diese letztere, offenbar ungereimte Vorstellungsart, wird bey geübten Denkern sich höchstens als Uebereilung einschleichen; die erste tritt um so dreister auf; besonders wenn noch hinzugesetzt wird, der gesammte Wechsel sey nur *Erscheinung* eines nicht wechselnden, aber in so fern auch nicht erscheinenden, Grundes. Doch dies ist kaum Verhüllung, es ist Verschlimmerung des Widerspruchs. Besäfse der Grund, das wahrhaft Seyende hinter dem Werden, eine einfache Qualität, so würde aus dem einfachen Grunde gar nichts weiteres werden, er würde sich selbst gleich seyn und bleiben; — am wenigsten würde er *erscheinen*, welches eine Relation zu der Auffassung dieses Erscheinens in sich schliefst. Diese Auffassung mag nun was immer für einem auffassenden Subjecte zugeschrieben werden: so ist damit allein schon ein doppelter Widerspruch zugelassen. Erstlich, dafs zu demjenigen, *was* das Erscheinende (welches nicht *blofse Erscheinung*, d. h. ein nichtiges Bild seyn kann) selber *ist*, noch das *Erscheinen* hinzukommt, dies bringt Zweyerley in die Qualität desselben hinein; womit der Widerspruch des § 101 herbeygeführt wird. Zweytens, dafs dasselbe Erscheinende für ein auffassendes Subject vorhanden seyn soll,

welches Subject wenigstens *in so fern* von jenem unterschieden, und ihm entgegengesetzt werden mufs, — dieser Umstand fordert zu ähnlichen Betrachtungen auf, wie oben (§ 106) über das Thätige angestellt wurden. Es wird nämlich auch hier ein solches gedacht, welches, um das zu seyn was es ist, sich selbst nicht genügt, sondern die Voraussetzung eines ihm entgegengesetzten in die Bestimmung seiner eigenen Qualität aufnimmt. — — In diese Ungereimtheiten nun sich zu verstricken, ist völlig unnütz für den Begriff des absoluten Werden; es mildert dessen Widersprechen-[117]des nicht im mindesten. Denn immer bleibt die Menge, es bleiben die Gegensätze der wechselnden Beschaffenheiten; wenn schon dieselben nur Erscheinungen seyn sollen. Indem sie alle aus Einem und demselben Grunde erwartet werden, *tritt es nur deutlicher hervor, dafs in diesem, nicht wechselnden, Grunde alle Mannigfaltigkeit und aller Widerspruch concentrirt sey, woraus das Viele und Entgegengesetzte der Erscheinung sich entfalten soll.* Der Grund würde nicht *Grund* seyn, wenn man *in ihm* nicht alles das unentwickelt, also zusammengedrängt, voraussetzen sollte, was aus ihm hervorgehn wird. Es käme alsdann nicht *aus* ihm, sondern *zu* ihm; es würde nicht von ihm getragen, sondern es flöge ihm an; und selbst wenn man dies, im höchsten Grade widersinnige, *zufällige Ankleben des Wechselnden an das Beharrliche,* ernstlich annehmen wollte, würde nicht einmal in dem Ankleben, nicht einmal in der Berührung zweyer so völlig Heterogenen, ein Sinn angetroffen werden.

§ 109.[1]

Die Aufstellung des Trilemma, wodurch die Veränderung als etwas ganz Undenkbares erkannt wird, ist vollendet. Bevor wir erwägen, welche Richtung unser Nachdenken durch diese Einsicht erhalten müsse: finden einige Nebenbetrachtungen hier ihre rechte Stelle.

Der gemeine Verstand pflegt sich zwar alle drey Vorstellungsarten zu erlauben, sowohl die der äufsern Ursachen, als der Selbstbestimmung, als des absoluten Werden oder des Schicksals. Er bedient sich der ersten in Hinsicht der Körperwelt, der zweyten in Ansehung des Willens, der dritten da, wo vom Laufe der Dinge im Allgemeinen die Rede ist. Allein offenbar versteckt sich im gemeinen Leben bey der Erwähnung des Schicksals nur die Unwissenheit über die Reihe der Ursachen: und was den Willen anlangt, so pflegen selbst Philosophen den Be[118]griff der Selbstbestimmung nicht in die obige Reihe hinaus zu verfolgen, sondern sie lassen die *erste* Selbstbestimmung *absolut werden,* und meinen dadurch die Zurechnung zu sichern; — obgleich eine solche sogenannte intelligible That, die nicht einmal ein regelmäfsig fortlaufendes Thun darstellt, die sogar ohne alle Succession gedacht werden soll, und eben deshalb gar keine weitere Entwickelung, noch *Verbesserung,* zuläfst, — nicht mehr noch weniger als der klare *Zufall* selbst ist. — Man sieht hieraus, dafs in der Regel der gemeine Verstand (und mit ihm die Naturforscher und Historiker) sich mehr zum Mechanismus, die Philosophen sich mehr zum absoluten Werden hinüberneigen; während mit der Selbstbestimmung, so

[1] „§ 130." in der 4. Ausg.

hoch sie unter dem Namen der Freyheit auch gepriesen wird, es Niemandem wahrer und strenger Ernst ist.[1]

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. An diesem Orte nun läfst es sich erst zeigen, dafs die Freyheitslehre[a] nicht blofs falsch, sondern auch dem praktischen Interesse schlechthin, und in jeder Rücksicht,[b] zuwider ist. Die Betrachtung darüber zerfällt in zwey Theile.

1. Will man die einzelnen Entschliefsungen des Menschen als frey betrachten? So hat der Mensch keinen Charakter. Jeder Actus des Willens, jeder Entschlufs ist nun etwas für sich, ohne Zusammenhang mit frühern und folgenden Entschlüssen. Die einzelnen Willensbestimmungen fallen zwar unter das sittliche Urtheil: aber das ganze Leben des Menschen ist ein loses Aggregat von Selbstbestimmungen, deren jede von vorn anfängt, die Einheit ist verloren, und der Werth des ganzen Menschen ist dahin. Wer gestern der Beste war, der kann heute der Böseste seyn. — KANT hat diese Ansicht ganz aufgegeben. Nach ihm hat der Mensch Charakter, und dieser beruht auf einer zeitlos-intelligibelen That, von der alle zeitlichen Entschliefsungen nur Erscheinungen sind. Hiemit fällt das zeitliche Leben nun gerade umgekehrt unter das Gesetz einer eisernen Nothwendigkeit. Wie der Mensch einmal ist, so ist er immer; wie das ganze Geschlecht der Menschen, und aller Vernunftwesen überhaupt, jetzt ist, so bleibt es; denn es giebt nun in sittlicher Hinsicht keinen Unterschied mehr zwischen dem Jetzt, Ehemals und Künftig. Besserung und Verschlimmerung ist blofser Schein. — Hieraus sieht man, dafs man sich hüten mufs, das Sittliche in dem ursprünglich-Realen zu suchen, welches allerdings zeitlos ist. Darum dürfen Metaphysik und Aesthetik nicht vermengt werden. Das ursprüngliche Reale ist gar nicht die Gegend, wohin unsere sittlichen Wünsche sich wenden müssen; diese beziehn sich auf das Gebiet des Geschehens.

2. Will man die vorgebliche zeitlose, intelligibele Entschliefsung des Menschen als frey betrachten? — Gesetzt, es gebe eine solche: so hängt sie nicht ab von der Einsicht in das Gute und Rechte; denn sonst wäre sie durch diese Einsicht nothwendig geworden. Sie trifft demnach mit dieser Einsicht blofs zufällig zusammen, oder weicht eben so zufällig davon ab; und es klebt vermöge dieser Zufälligkeit, an dem besten Entschlusse immer noch die Möglichkeit des Bösen, so wie an dem bösesten immer noch die Möglichkeit des Guten. Daher kann Gott, der Heilige, schlechterdings nicht als frey[c] gedacht werden; denn für ihn ist das Böse unmöglich. Mit richtigem Sinne hat man daher die Freyheit in dem Abfalle von Gott gesucht, aber nicht in der Gottähnlichkeit, worin sie liegen müfste, wenn das praktische Interesse dafür, und nicht dawider seyn sollte."[d]

[a] „Lehre von der sogenannten transcendentalen Freyheit" in der 3. und 4. Ausg.

[b] „schlechthin, und in jeder Rücksicht," fehlt in der 4. Ausg.

[c] „als frey gedacht werden;" heifst in der 3. und 4. Ausg.: „als frey in dem hier angenommenen Sinne des Worts gedacht werden;"

[d] Die 3. und 4. Ausg. fahren fort:

„Uebrigens hat die Lehre von der transcendentalen Freyheit ihr schädliches Uebergewicht jetzt schon gröfstentheils verloren. Sie wird es auch nicht leicht wieder gewinnen. Denn die heutige Zeit erzieht nicht so viele willenlose Menschen als früher es der Fall war; daher können die Schulen der Philosophen kein Verdienst mehr darin suchen, die Menschen daran zu erinnern, dafs sie einen Willen haben. Vielmehr liegt in den jetzigen Bewegungen der Köpfe, der Gemüther, und der öffentlichen Angelegenheiten die stärkste Auffoderung, dafs man sich ernstlich um wahre Psychologie bekümmere; hiemit aber werden die überspannten Vorstellungen von der möglichen und pflichtmäfsigen Selbstbestimmung in ihre rechten Gränzen allmählig zurückkehren. Und darin liegt die Bedingung, unter welcher allein man von der Erziehung — sowohl im Einzelnen als im Grofsen von der Volksbildung — die richtigen Begriffe wird fassen können."

Da nun eigentlich alle drey Vorstellungsarten völlig gleich ungereimt sind, so mufs es befremden, dafs dennoch einer vor der andern ein Vorzug könne ertheilt werden. Dieser hängt in der That nur davon ab, dafs einige der entwickelten Widersprüche fühlbarer sind, andre weniger. Am unmittelbarsten dringt sich die Undenkbarkeit des Zufalls auf. Ein Ding, welches im nächsten Augenblicke nicht mehr dasselbe ist, was es im vorigen war, fällt selbst dem gemeinen Verstande als etwas Widersprechendes auf. Da nun das Ding gleichwohl in der Wirklichkeit vor ihm steht, so nimmt er sogleich die nothwendige Richtung des Denkens, welche auch die Metaphysik (nach der Methode der Beziehungen) verfolgen mufs: er verbessert den gegebenen Begriff; er bleibt bey der Anschauung nicht stehen, sondern erhebt sich darüber im Denken.

Das Veränderte ist ihm gegeben: er aber ladet die Schuld der Veränderung auf etwas Anderes und Fremdes, welches als Ursache *müsse* herbeygekommen seyn, um [119] das Neue zu stiften, was in dem Alten von selbst nicht habe werden können. So entspringt der Causalbegriff; er wird *erzeugt* in einem nothwendigen Denken, dessen Nothwendigkeit *nicht innerlich im Gemüth ihren Sitz* hat, sondern in dem Gegebenen so vielemal *entsteht*, als vielemal die widersprechende Form, Veränderung genannt, in der Sinnenwelt vorkommt.

Es ist aber der Causalbegriff nicht gleich bey seiner ersten Erzeugung auch schon vollendet: sondern er wird als ein roher Gedanke, welchem eine viel weitere Ausbildung bevorsteht, von den Philosophen vorgefunden, die sich auf allerley Weise an ihm versuchen. So lange sie nun den Begriff des *Eingreifens* des Thätigen ins Leidende nicht zu vermeiden wissen: können sie nicht anders, als sich in dem vorgefundenen Gedanken verwickeln; der ihnen endlich verdächtig werden mufs, so dafs sie ihn aufgeben, und auf mancherley Wegen zum absoluten Werden zurückkehren. Dieses nämlich läfst hoffen, es werde einer Veredelung fähig seyn, indem man ihm selbst, dem Wechsel und Wandel, die Unwandelbarkeit eines Gesetzes, die Gleichförmigkeit des Verlaufs zueigne, und ihn dadurch dem Zufall gerade entgegensetzte. Nun mischen sich mancherley ästhetische und idealistische Vorstellungsarten mit ein, welche schon allein die Verwirrung aufs äufserste treiben würden, wenn auch nicht das religiöse Interesse, ja gar allerley kirchliche Meinungen, sich anmaafsten, über diesen rein speculativen Gegenstand mitzusprechen.

§ 110.[1]

Unter jenen Einmischungen soll hier nur die wesentlich in der Sache liegende Beziehung zwischen dem absoluten Werden und dem strengen Idealismus (§ 103) angezeigt werden. Sie ist wechselseitig; so dafs der Idealismus das absolute Werden in sich schliefst, und rück[120]wärts dieses, verbunden mit strenger Verwerfung des Causalbegriffs, nur den Idealismus übrig läfst.

Wendet man nämlich die obigen drey Vorstellungsarten auf die Frage vom Ursprunge unserer Erkenntnifs an: so bietet sich zuvörderst die ge-

---

[1] „§ 131." in der 4. Ausg.

meine Meinung dar, von dem Einwirken der äufsern Dinge auf die Sinne, dem fernern Einwirken der Sinne aufs Gehirn, endlich dem Einwirken des Gehirns auf die Seele, wobey die Bewegungen in jenem den nächsten Grund der Vorstellungen in dieser ausmachen sollen.[1] LEIBNIZ richtete seine Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten des Eingreifens des Körpers in die Seele, und rückwärts;[2] er verwarf den physischen Einflufs, und setzte die vorbestimmte Harmonie an die Stelle; ohne die Frage, was uns denn überall für eine Gewifsheit vom Daseyn unseres Leibes und der Aufsenwelt übrig bleibe, gehörig zu beantworten; und ohne die Undenkbarkeit der Seele, als des Einfachen, das zu einer ins Unendliche gehenden Mannigfaltigkeit von Vorstellungen die Gründe enthalten sollte, anzuerkennen.

Die zweyte Vorstellungsart, nach welcher Selbstbestimmung den Ursprung der Erkenntnifs ausmachen soll, kann nur bey denen vorkommen, welche eine intellectuale Anschauung annehmen; falls sie nämlich dieselbe als ein Werk, nicht des Glücks, noch einer höhern Eingebung, sondern der Freyheit, des eignen Aufschwunges ansehn. Wegen der gewöhnlichen Inconsequenz, womit die Selbstbestimmung, statt der Entwickelung in eine unendliche Reihe, vielmehr selbst auf ein absolutes Werden gestützt wird, (§ 107. 109) findet sich eine solche Annahme auch bey denen, welche eigentlich dem absoluten Werden anhängen.

Verwirft man den Causalbegriff: so ist eben damit die gesammte sinnliche Erkenntnifs verworfen, welche als Wirkung der unsere Sinne afficirenden äufsern Dinge angesehen ward. Man kommt demnach, falls keine Incon[121]sequenz dazwischen tritt, auf den strengen Idealismus, nach welchem wir nur selbsterzeugte, das heifst hier, in uns absolut gewordene, Vorstellungen haben, und rückwärts diesen Vorstellungen keine von uns unabhängige Realität beylegen dürfen.

---

[1] „ausmachen sollen ... er verwarf den“ ... (bis 2 Zeilen weiter) heifst in der 4. Ausg.: „ausmachen sollen. Diese Meinung ist bekannt unter dem Namen des systema influxus physici.

Anmerkung. In WOLF's rationaler Psychologie verdient das Capitel, welches hiervon handelt, nachgelesen zu werden. Besonders § 568 und 576: si corpus physice in animam influit, vis quaedam motrix transit ex corpore in animam, et in eadem transformatur in aliam, — vis aliqua motrix, quae materiae cuidam inhaerebat, in gratiam animae perit. Desgleichen § 567 und 577: si anima physice influit in corpus, vis quaedam animae transit in corpus, et in eo abit in motricem, — vis aliqua motrix oritur, quae antea nulli materiae inhaerebat, in gratiam animae. In neuerer Zeit ist längst bemerkt, die scheinbare Unbegreiflichkeit müsse in einem falschen Begriffe von der Materie ihren Sitz haben. Allein man kann den Begriff der Materie nicht für dieses Problem besonders abändern; vielmehr mufs man ihn dazu schon anderwärtsher berichtigt mitbringen; und überdies ist der Causalbegriff dabey nicht etwan zu beseitigen, sondern man mufs ihn ebenfalls schon berichtigt haben, so, dafs jenes fehlerhafte transire vermieden sey. — Dafs die ganze Frage nur ein specieller Fall der allgemeinen von der vis transiens überhaupt ist; dafs sie auch auf Wirkung und Gegenwirkung unter mehrern Körpern kann ausgedehnt werden, entging schon den früheren Zeiten nicht. Wolf. psych. rat. § 611.

LEIBNIZ verwarf den“ ...

[2] „und rückwärts“ fehlt in SW.

Eben so nun führt die Voraussetzung des Idealismus auf das absolute Werden unserer Vorstellungen, indem dieselben unwillkührlich, aber ohne alle äufsere Beyhülfe, in uns entstehn. Diesem Grundgedanken ist es alsdann ganz angemessen, mit FICHTE'n das ruhende Seyn und Bestehen der *Seele*, als etwas Todtes (nicht im Werden begriffenes) zu verwerfen; und dem Ich nur in sofern Realität beyzulegen, als es lauter innere Thätigkeit, lauter Leben, (lauter absolutes Werden) sey; welchem gleichwohl die *zeitliche* Entwickelung müsse abgesprochen werden, indem die Zeitlichkeit nur zur Erscheinung gehöre; — nach der am Ende des § 108 erwähnten Vorstellungsart.

Das absolute Werden und der Idealismus stehen und fallen demnach Eins mit dem andern; und die Widerlegung eines jeden von beyden trifft beyde zugleich.

Drittes Capitel.

Vom absoluten Seyn.[1]

§ 111.[2]

Wo der Ausweg aus dem nachgewiesenen Trilemma zu suchen sey, ist schon hinlänglich angedeutet worden. Den Begriff der äufsern Ursachen haben wir oben nach einer mehr populären Vorstellungsart, nicht vermöge einer wissenschaftlich strengen Ableitung, in die Prüfung genommen; da-

---

[1] Die Überschrift lautet in der 4. Ausg.: „Vom absoluten Seyn, und dessen Gegentheilen."

[2] Für § 111 und den ersten Abschnitt des § 112 (S. 181) hat die 4. Ausg.:

„§ 132. Seyn und Scheinen zu unterscheiden, ist nach allem Vorhergehenden nothwendig. Niemand wird glauben, dafs gar Nichts sey; denn es ist klar, dafs alsdann auch nichts erscheinen würde. Was aber sey, soll aus dem gegebenen Schein auf ähnliche Art in der Metaphysik erforscht werden, wie in der Astronomie aus den scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper die wahren gefunden werden. Unsern Vorstellungen, wie sie schon sind, steht eine Umwandlung bevor, welche in besserer Erkenntnifs künftig endigen soll.

Ganz eine andere Frage ist, wie unsere jetzt vorhandenen Vorstellungen entstanden seyn mögen. Diese zweyte Frage, welche in die Vergangenheit zurück schaut, wurde schon oben berührt, als die Möglichkeit, die Formen der Erfahrung wahrzunehmen, Zweifel erregte. (§ 29.) Damals schon wurde diese Frage der Psychologie zugewiesen. Jetzt kann man ihr ein Paar andre beyfügen, nämlich, wie die sinnlichen Empfindungen entstehen mögen (§ 131) und wie es zugehe, dafs in den Begriffen von jenen Formen Widersprüche gefunden werden. Es ist nicht überflüssig, diese psychologischen Fragen, welche oft mit den metaphysischen vermengt vorkommen, hier mehr auseinander zu setzen. Dazu veranlafst besonders KANT; der den Raum und die Zeit zu den Formen der Sinnlickeit rechnete, hingegen die Begriffe von Substanz und Ursache dem

durch ist dieser Begriff zu eng geworden. Das Eingreifen des Thätigen ins Leidende ist zwar unstatt[122]haft befunden, gleichwohl ist an dieser Stelle eine Lücke in dem Trilemma, weil der Beweis von der Unrichtig-

---

Verstande zuwies, und für das Ich eine reine, ursprüngliche Apperception annahm. Verbindet man dies mit dem vorigen, so lassen sich fünf psychologische Fragen unterscheiden, in folgender Ordnung:

1. Wie entstehen die Empfindungen? (die Materie der Erfahrung.)
2. Wie die Reihenformen? (wohin aufser Raum und Zeit auch Zahl und Grad gehören.)
3. Wie die gemeinen Erfahrungsbegriffe? (Kategorien, § 73. Anm. 2.)
4. Wie das Selbstbewufstseyn? (welches vom innern Sinne, der Auffassung des in Uns Wechselnden, noch unterschieden wird.)
5. Wie die Reflexionen, mit welchen die Geschichte der Metaphysik begonnen hat?

Nimmt man hierzu noch die Fragen vom Ursprunge des logischen Denkens, und vom Entstehen des mannigfaltigen Vorziehens und Verwerfens, dessen bey Gelegenheit der ästhetischen Urtheile erwähnt ist, sammt den dabey vorkommenden Gemüthsbewegungen (§ 82—87), so sieht man, dafs alle Theile der Philosophie von psychologischen Fragen begleitet werden. Wie aber diese Fragen nicht in die Logik gehören, und wie sie von der Aesthetik schon mufsten zurückgewiesen werden: eben so nöthig war es hier, zu erinnern, dafs die bevorstehenden metaphysischen Untersuchungen nicht mit Rückblicken auf den Ursprung unserer Vorstellungen dürfen verwechselt werden. Wüfste man auch hier schon, was die Psychologie von der bis auf den gegenwärtigen Punct abgelaufenen Geschichte unseres Vorstellens lehrt: so würde noch immer die Vorschrift fehlen, wie unser jetziges Denken fortzusetzen und weiter auszubilden sey. Davon spricht die Metaphysik.

Anmerkung. Mit Recht erinnerte KANT, in der Vorrede zur Vernunftkritik, an den COPERNICUS. Aber unrichtig setzte er hinzu; „wenn die Anschauung sich nach der Beschaffenheit der Gegenstände richten müfste, so sehe ich nicht ein, wie man a priori von ihr etwas wissen könne; richtet sich aber der Gegenstand (als Object der Sinne) nach der Beschaffenheit unseres Anschauungsvermögens, so kann ich mir diese Möglichkeit ganz wohl vorstellen.“ Diese Meinung ist ähnlich der, als ob Jemand den Fehler in der Erscheinung vom Auf- und Untergange der Sonne, der freylich an der Sonne nicht liegen kann, dagegen in der Einrichtung des menschlichen Auges suchen wollte. Die Augen sind so wenig Schuld als die Sonne. Das Unwahre der Erscheinung liegt an der **Stellung des Beobachters** gegen Das, was er zu beobachten hat. Was in dieser Stellung erscheint, bedarf einer Berichtigung; und diese Berichtigung vollzieht die Wissenschaft. Anstatt dies zu begreifen, übertrieb FICHTE den kantischen Idealismus; und hiermit war die Philosophie auf eine falsche Bahn geleitet. Die Entdeckung der Widersprüche im Begriff des Ich versprach etwas Besseres; aber FICHTE's Gesichtskreis war zu beschränkt: er kannte die Natur nicht.

§ 133. Während nun die Fragen vom Werden unserer Vorstellungen nicht eher wieder hervortreten können, als bis der Begriff vom Werden überhaupt seine Berichtigung empfangen hat: ist es dagegen die nächste Angelegenheit der Metaphysik, das reine Seyn von denjenigen Wirklichkeiten zu unterscheiden, welche den Eigenschaften, Verhältnissen, und Ver-

keit des ersten Gliedes der Disjunction nicht den wahren Begriff dieses Gliedes in seinem ganzen Umfange trifft. Die Auseinandersetzung hievon mufs dem systematischen Vortrage der Metaphysik überlassen werden;* unser gegenwärtiges Geschäfft aber ist, demselben noch ferner in allen Puncten vorzuarbeiten.

Zu solchem Zwecke nutzen wir nun zuvörderst das schon bekannte Trilemma; welches vollständig ist in Hinsicht eines Begriffs, dessen nähere Bestimmung durch alles Bisherige ist vorbereitet worden; nämlich des Begriffs von demjenigen, was als seyend könne gedacht werden.

Wenn man dem Seyenden einen ursprünglichen inneren Wechsel beylegen will: so hat ein solcher Wechsel entweder, noch aufserdem dafs er geschieht, eine Wirkung, oder keine. Hat er eine Wirkung, so ist dieselbe entweder eine innere Wirkung, oder eine äufsere. — Keine Wirkung, sondern blofses Geschehen des ursprünglichen innern Wechsels, ist absolutes Werden; Wirken im Innern ist active Selbstbestimmung; Wirken nach aufsen ist die Thätigkeit einer äufsern Ursache. — Alle drey Glieder sind aufgehoben, durch die obigen Beweise: *also giebt es im Seyenden keinen ursprünglichen inneren Wechsel.*

Man darf sogleich hinzusetzen: es giebt auch keinen abgeleiteten, von Aufsen hineingetragenen Wechsel, *wofern* derselbe nicht anders als unter Voraussetzung einer [123] ursprünglich nach Aufsen gerichteten Thätigkeit möglich ist, welche schon zurückgewiesen worden.

Die letztere Clausel allein hält noch die Pforte zur Metaphysik (als der zur Natur-Erklärung gehörigen Wissenschaft) offen; denn angenommen, man könne keinen andern Begriff von äufsern Wirkungen gewinnen als den bisher bekannten, so fügt sich an das obige Trilemma noch folgendes Dilemma:

* Man kann die Auskunft finden im § 4 und 5 der Hauptpuncte der Metaphysik. Auch gehören §§ 11—14 der Abhandlung *de attractione elementorum* hieher; wo aber der dortigen Absicht gemäfs, die Probleme viel weniger vollständig entwickelt sind, als in diesem Buche. — (Diese Fufsnote fehlt in der 3. Ausg. D. Her.)

neinungen zukommen mögen. Von dem Versuch, die Eigenschaften, abgesondert von den Gegenständen, als das Reale zu betrachten, handelt das nächstfolgende Capitel. Hier aber wird dem reinen Seyn zuerst der Begriff der Bewegung entgegentreten, welcher aus Verhältnissen und Verneinungen zusammengesetzt ist. Denn indem das Bewegte selbst ganz unbestimmt bleibt, wird ihm doch ein Ort, oder ein räumliches Verhältnifs der Lage unter andern Gegenständen, dergestalt zugeschrieben, dafs es diesen Ort nur habe um ihn zu verlassen, indem es im Durchgange durch denselben begriffen ist. Dafs nun der Begriff der Bewegung in der Metaphysik ganz anders müsse behandelt werden als der des Realen, könnte zwar unmittelbar einleuchten. Allein zwischen Bewegung und Veränderung ist eine täuschende Analogie, welche Vermengungen, und hiermit falsche Systeme veranlafst hat, wovon ein Paar Proben hier nicht dürfen übergangen werden. Historische Anknüpfungspuncte bieten uns die Eleaten, LEUKIPP (nebst DEMOKRIT und EPIKUR), BRUNO und SPINOZA."

Der Wechsel im Seyenden ist entweder ursprünglich oder abgeleitet. Nun ist der ursprüngliche durch jenes Trilemma verworfen; und eben dadurch auch dem abgeleiteten seine Bedingung, die nach aufsen gehende Thätigkeit, geleugnet worden. *Folglich giebt es gar keinen Wechsel im Seyenden; d. h. es ist nichts wechselndes vorhanden.*

Der letzte Satz nun mufs so lange als gültig angesehen werden, wie lange nicht nachgewiesen ist, dafs es eine andere Art von äufserlicher Causalität gebe, als die oben untersuchte.[1]

§ 112.

Hier erhebt sich ein grofser Streit zwischen der Speculation und der Erfahrung. Nicht nur einige, sondern alle unsere innern und äufseren Erfahrungen zeigen uns Gegenstände, die dem Wechsel unterworfen sind. Die Speculation auf ihrem jetzigen Standpuncte mufs den Wechsel geradezu leugnen. Dafs hier die *Gewalt* auf Seiten der Erfahrung ist, als welche sich durch alle Sinne unaufhörlich einem Jeden aufdringt, kann dem *Recht* der Speculation nichts benehmen; noch die Schwäche deren entschuldigen, welche, obschon unfähig die Speculation weiter zu bringen, dennoch der Erfahrung anhängen.

[2] Sehr würdige Männer des Alterthums, die *Eleatischen* Philosophen und PLATON (vielleicht vor dem letztern schon SOKRATES) suchten sich mit reiner Wahrheitsliebe in dem [124] Gedanken zu bevestigen, dafs nur ein unwandelbares Seyn den Gegenstand des Wissens ausmachen, und dafs von allem Wechsel nur als von einem Wahn, aufs gelindeste als von einer Meinung, die jedoch vom Wissen streng zu scheiden sey, geredet werden könne. Auch schliefsen sich die Grundgedanken der Eleaten und des PLATON zu einem solchen Ganzen, dafs sie *die beyden nächsten Vorstellungsarten*, welche nach Verwerfung des Wechsels möglich sind, *vollständig* angeben. [3] Beyde sollen hier vorgelegt werden; die Ansicht der Eleaten zur Bevestigung des richtigen Begriffs vom Seyn, die Lehre des PLATON in ihren speculativen Grundzügen als Probe eines alle Theile umfassenden Systems der Philosophie.

§ 113.[4]

Die Eleaten können angesehen werden als die Erfinder des höchst wichtigen[5] metaphysischen Hauptsatzes:

Die Qualität des Seyenden ist schlechthin einfach; und darf auf keine Weise durch innere Gegensätze bestimmt werden.

---

[1] In der 2. und 3. Ausg. folgt:

„Für recht rasche Köpfe würde man am besten sorgen, wenn man hier unmittelbar die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen der einfachen Wesen folgen liefse. Diejenigen, welche ein lebhaftes wissenschaftliches Interesse empfinden, und das Vorhergehende vollkommen verstanden haben, mögen sogleich den § 128 aufschlagen; sie mögen von da an das Buch zu Ende lesen, und versuchen, wieviel sie fassen können."

[2] Hier beginnt „§ 134." in der 4. Ausg.

[3] Der folgende Satz bis zum Ende des §: „Beyde sollen ... Systems der Philosophie." fehlt in der 4. Ausg.

[4] „§ 135." in der 4. Ausg.

[5] „höchst wichtigen" fehlt in der 4. Ausg.

Der zweyte Theil dieses Satzes, obgleich im ersten schon enthalten, ist dennoch demselben ausdrücklich beygefügt worden, um anzudeuten, dafs die gewöhnlichen Erfahrungsbegriffe vom Seyn müssen abgehalten werden.

Der Beweis liegt schon im § 101, wo bemerkt worden, dafs jeder Versuch, eine Mehrheit von Bestimmungen in die Qualität des Seyenden hineinzubringen, immer die Frage nach dem Einen aufrege, *welchem*, als dem Seyenden, das an sich Viele, da es doch nicht als Vieles Seyendes soll gedacht werden, eigentlich zuzuschreiben sey. Indessen mag noch folgende Auseinandersetzung hinzukommen.

Gesetzt, das Seyende *A* enthalte in seiner Qualität die, gegenseitig unabhängigen, Merkmale *a* und *b*; so sind [125] diese schon durch blofse Verschiedenheit, vollends aber, wenn sie einen conträren Gegensatz bilden, die Urheber des contradictorischen Gegensatzes *a* und *non a*, *b* und *non b*. Nun entsteht zwar dieser Gegensatz nur im Denken, welches *a* mit *b* vergleicht; ohne dafs darum die Prädicate *non a*; und *non b* dem *A* beyzulegen wären. Aber es verhelfen uns dieselben zu der Bemerkung, dafs, wenn dem *a* das Seyn zugeschrieben wird, es darum noch nicht dem *b*, und rückwärts, wenn dem *b*, es darum noch nicht dem *a* zugeschrieben ist. Da nun beyde, *a* und *b*, in *A* befafst sind, so sollen beyde verschiedene Behauptungen, *a* sey, und *b* sey, zugleich Statt finden. Dieses heifst zunächst soviel, als, es giebt zwey Seyende, erstlich *a*, und zweytens *b*. Allein das ist gegen die Meinung. Nicht dem *a*, so fern es unverbunden mit *b* gedacht würde, noch dem *b*, als gesondert von *a*, vielmehr der Verbindung beyder, wird Ein Seyn beygelegt. Hier sind sowohl *a* als *b*, ihrer Verbindung entgegengesetzt worden. Auf die Frage: Was ist das Seyende? erfolgt demnach die Antwort: weder *a* als *a*, noch *b* als *b*, sondern die Verbindung beyder. Dieses hat, genau genommen, gar keinen Sinn, denn die Verbindung ist eine blofse Form; und *ihr* das Seyn zuschreiben, heifst gerade soviel als es dem *a* und dem *b* zuschreiben, welches wieder zwey Seyende statt eines einzigen giebt. Aber man denkt sich statt der Verbindung, der blofsen Form, ein Etwas, — jenes *A*, — welches eigentlich Eins sey, obschon es durch die Merkmale *a* und *b* könne gedacht werden. Hier stehn einander entgegen die Einheit im Seyn, und die Vielheit im Gedacht-Werden. Dieses kann in der That sehr wohl mit einander bestehn, aber es darf das eine mit dem andern nicht verwechselt werden. *A*, sofern es gedacht wird, d. h. der Begriff von *A*, kann allerdings in mehrere und verschiedene Merkmale sich auflösen und gleichsam übersetzen lassen; diese Mehrheit aber mufs wieder [126] verschwinden, sobald vom Seyn die Rede ist. Denn das Seyn wird Einem, folglich nicht Vielem als solchem zugeschrieben; und darin liegt die Forderung, dafs, wenn der Begriff *A* sich als Begriff in *a* und *b* übersetzen, (durch beyde zusammengenommen richtig ausdrücken) läfst, dann auch wieder *a* und *b* sich müssen in *A*, als einen *einfachen* Begriff, zurück übersetzen lassen, wofern das Seyn darauf soll bezogen werden, ohne dafs eine Mehrheit von Dingen herauskäme.*

---

* Vergl. Hauptp. der Metaphysik § 1 u. 2; wo die Uebersetzung des *A* in *a* und *b* eine *zufällige Ansicht* ist genannt worden. — (Diese Fufsnote fehlt in der 3. und 4. Ausg. D. Her.)

Es ist gleich Anfangs vorausgesetzt worden, *a* und *b* seyen gegenseitig unabhängig. Wären sie es nicht oder nicht *ganz*, so würden sie gerade *in so fern* auch keine wahre Mehrheit ausmachen, wie doch sollte angenommen werden.

§ 114.[1]

Der vorstehende Beweis mufs sich auf einen Einwurf gefafst halten, den manche für wichtig genug ansehn, um ihm bedeutenden Einflufs auf ihr ganzes System zu gestatten.

Es ist nämlich offenbar, dafs in dem geführten Räsonnement alles auf den Begriff von dem, Was Ist, ankommt; welcher consequent soll vestgehalten werden, so dafs nicht der Voraussetzung Eines Seyenden die Angabe eines vielfachen Was, unvermerkt untergeschoben werde. Diese Consequenz *im* Denken, was kann sie helfen, um das *aufser* dem Denken, aufser uns vorhandene *Seyende selbst*, zu erkennen? Warum sollte das, was wahrhaft und an sich Ist, sich nach unserer subjectiv nothwendigen Vorstellungsart richten?

Die ganze Erwiederung ist eine Gegenfrage: *Wie kann man sich einfallen lassen, eine solche Frage auf*[127]*zuwerfen?* Der Fragende unternimmt, *sich vorzustellen*, dafs etwas sey, welches von unserer nothwendigen Vorstellungsart abweiche: er unternimmt also, *in sein eignes* Denken diejenige falsche Vorstellungsart *wirklich aufzunehmen*, welche er sich so eben verboten hatte. Dazu gebraucht er den Vorwand, von Dingen zu reden, die unabhängig vom Denken vorhanden seyn könnten; während es eben so ungereimt ist, Möglichkeiten anzunehmen, die für Unmöglichkeiten sind erkannt worden, als Dinge an sich zu sehen ohne Augen, und zu fühlen ohne irgend ein Organ des Fühlens.

Demnach mufs ein für allemal bemerkt werden, dafs die Gültigkeit und reale Bedeutung dessen, was wir über das Seyende in einem nothwendigen Denken vestsetzen, gar nicht kann bezweifelt werden, weil der Zweifel nichts anders ist, als ein Versuch, sich dem nothwendigen Denken zu entziehen. Wir sind in unsern Begriffen völlig eingeschlossen; und *gerade darum, weil* wir es sind, entscheiden Begriffe über die reale Natur der Dinge. Wer dies für Idealismus hält, (wovon es ganz und gar verschieden ist) der mufs wissen, dafs nach seinem Sprachgebrauche es kein anderes System giebt als Idealismus.[2]

---

[1] „§ 136." in der 4. Ausg.

[2] In der 2. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung 1. Ueber diesen Paragraphen ist eine Bemerkung gemacht worden, die man, nach Englischer Art zu reden, einen irländischen Bull nennen würde. Sie lautet so: „Um zu einem solchen Resultate (??) zu gelangen, bedurfte es nicht der Einleitung durch die Skepsis, man brauchte ihr Argumente nicht ehrenvoll zu erwähnen, um sie ohne weiteres als ungereimt von der Hand zu weisen; und man verfuhr consequenter, wenn man die Begriffe zu bearbeiten anfing, als ob es gar keine Skepsis gebe."

Damit der Leser wisse, wie dieser Einwurf zu verstehen sey, mufs bemerkt werden, dafs derselbe aus der nämlichen Quelle kommt, woher die realen Reihen von Begebenheiten geflossen sind, deren in der Vorrede erwähnt ist. Man glaubt noch an solche reale Reihen, daher verlangt man auch Erklärungen derselben aus dem Realen; ebendaher vermengt man nicht blofs die-

§ 115.[1]

Aus dem Satze des § 113 folgt unmittelbar, dafs dem Seyenden als solchem weder räumliche noch zeitliche Bestimmungen zukommen können.

jenigen skeptischen Argumente, deren oben, im § 19 u. f. ehrenvoll erwähnt worden, mit dem Fragepuncte, von dem hier die Rede ist: sondern man erwartet auch noch Widerlegungen der Skepsis in Ansehung dessen, worin sie recht hat, und blofs darin fehlt, dafs sie nicht entscheidend spricht. Man wolle demnach lieber sein eignes System gegen die Skepsis retten, in welchem Systeme man sich ohne Zweifel nicht in seinen eignen Begriffen eingeschlossen findet, sondern das Reale erkennt ohne in dieser Erkenntnifs selbst der Erkennende zu seyn! — Aber dieser „Man“ ist nicht der Verfasser dieses Buchs, der da, wo die Skepsis recht hat, nicht wider dieselbe, sondern mit ihr geht, und das was sie andeutete, bestimmt ausspricht. Wo der Verfasser vom Realen redet, da besinnt er sich zugleich an sein Denken desselben, und verlangt von einem andern, höhern, der Skepsis in diesem Puncte überlegenen Realen, kein Wort mehr zu hören. — Dies konnte man für Idealismus halten, der die Skepsis noch übertrifft; darauf deutet das Ende des Paragraphen; aber eine Widerlegung der letztern hier suchen, heifst soviel als um Mitternacht den Sonnenschirm gebrauchen.“

In der 2., 3. und 4. Ausg. schliefst sich folgende Anmerkung an:

„Anmerkung 2.[a] FICHTE, in der Wissenschaftslehre S. 273, (Ausgabe von 1794) sagt sehr richtig: „dafs der endliche Geist nothwendig etwas absolutes aufser sich setzen mufs, (ein Ding an sich,) und dennoch von der andern Seite anerkennen mufs, dafs dasselbe nur für ihn da sey, (ein nothwendiges Noumen sey,): dies ist derjenige Cirkel, den er ins Unendliche erweitern, aus welchem er aber nie herausgehn kann.“ Es ist der Mühe werth, dafs die ganze Stelle im Zusammenhange gelesen werde. FICHTE hat sich, wider seinen Willen, im Idealismus vestgehalten gefunden; weil er glaubte, bey der absoluten Position des Ich beharren zu müssen, während er das Nicht-Ich immer nur in der Relation zum Ich, demnach nicht als ein wahres Ding an sich, dachte. [b]Der Verfasser hingegen ist nicht Idealist, ungeachtet der im Paragraphen vorgetragenen Lehre. [c]Denn das Ich ist widersprechend, folglich nichts weniger als real, sondern blofse innere Erscheinung; das Substrat dieser Erscheinung, die Seele, kommt keinesweges allein durch sich, sondern nur in Verbindung mit solchen Wesen, die von ihr schlechthin unabhängig sind, zu dem, was wir Selbstbewufstseyn nennen. Warum werden nun diese Wesen, diese Dinge an sich, behauptet? Vermöge einer Reihe von Schlüssen aus dem Gegebenen. Wie aber, wenn vielleicht diese Schlüsse nur Produkte des Denkens, mithin jene Dinge an sich, Gedankendinge wären? — Das sind sie ganz unfehlbar; es ist gar nicht nöthig und nicht angemessen, diefses blofs zweifelnd auszudrücken; vielmehr verräth der Zweifel hier, mehr als irgendwo, den Anfänger. Alles, was die Skepsis wollen kann, ist ihr im Voraus zugegeben. Damit aber fallen die Schlüsse nicht um, die auf ein von uns unabhängiges Reales geführt haben; nimmt man die Ueberzeugung von diesem Realen hinweg, so kommen alle die alten Ungereimtheiten wieder, welche zu den schon angestellten Untersuchungen getrieben und genöthigt haben; sie treiben und nöthigen noch einmal, und man mufs den schon betretenen Weg zu demselben Ziele noch einmal gehn. [d]Diese Mühe war zu ersparen; es liefs sich voraussehn, dafs ich in meinem Denken mir selbst widersprechen würde, wenn ich von der Auflösung der Widersprüche, die durch ein nothwendiges Schliefsen gefunden worden, das Gegentheil annehmen wollte. Ein Zweifel, der das nicht voraussehn will, ist baare Thorheit; und keine ehrenvoll zu erwähnende Skepsis.“

[2] „§ 137.“ in der 4. Ausg.

[a] Die Bezeichnung der Anmerkung als 2. fehlt natürlich in der 3. und 4. Ausg.

[b] Der folgende Satz: „Der Verfasser ... Lehre.“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[c] Statt: „Denn das Ich“ haben die 3. und 4. Ausg.: „Aber das Ich“

[d] Die folgenden Sätze: „Diese Mühe ... zu erwähnende Skepsis.“ fehlen in der 3. und 4. Ausg.

Wäre das Seyende ausgedehnt: so enthielte es ein *Vieles;* und zwar *aufser einander;* und der Gegensatz in diesem Aufser, — dafs dieses hier, sich nicht dort, und jenes dort, sich nicht hier befinde — wäre sogar ein Prädicat von dem Was des Ausgedehnten. Es bestünde also die Realität zum Theil in einer Verneinung, und die Setzung derselben in einer Aufhebung. — Hiemit wird nicht geleugnet, dafs *mehreres* Seyendes sich neben einander befinden könne. In diesem Falle liegen die Gegen[128]sätze des Aufsereinander blofs im Denken, und zwar so, dafs sie gar nicht als Prädicate des einzelnen Seyenden in dasselbe hineingedacht, sondern als blofse Form der Zusammenfassung im Vorstellen angesehen werden.

Wäre das Seyende dauernd, in dem Sinne nämlich, als ob die Dauer eine innere Eigenschaft desselben ausmachte: so enthielte es ein Vieles; und zwar Nacheinander; und der Gegensatz des Aufhörens und Wiederbeginnens, der sich in jedem Augenblick der Zeit wiederhohlt, wäre mit seinen Verneinungen ein Prädicat des Seyenden, wobey wiederum die reine Affirmation des Seyn durch Negationen verdorben wäre. — Hiemit wird nicht gefordert, dafs sich das Seyn auf einen Augenblick, einen Punct in der Zeit, beschränken solle. Vielmehr, wenn auf irgend eine Weise das Geschehen als etwas im Seyenden kann gerechtfertigt werden, folglich das Seyende *in dieser Beziehung* in die nämliche Zeit, welche dem Geschehen gehört, hineingedacht werden mufs: so ist es nothwendig, ihm die ganze unendliche Zeit einzuräumen, damit nicht die Negationen des Noch-nicht-seyn und Nicht-mehr-seyn in das Seyende hineinkommen. — Es ist hier ein Unterschied zwischen dem Raume und der Zeit. Eine Stelle im Raume ist nicht nur bleibend, sondern sie kann auch unabhängig von ihren Gränzen, sie kann als Anfangspunct einer beliebig fortzusetzenden oder abzubrechenden Raumauffassung, und wenn man will als Mittelpunct des unendlichen Raums gedacht werden. Ein Zeitpunct dagegen ist als solcher ein Durchgang, ein Anfangen und Aufhören; er setzt das Vergangene voraus und das Zukünftige hinter sich, man mufs durch jenes zu ihm gelangen und in dieses von ihm fortschreiten. Daher kommt dem Seyenden im Raume eine einfache Stelle, ein mathematischer Punct, zu; in der Zeit aber die ganze Ewigkeit, jedoch ohne Unterscheidung der Momente; beydes damit das Seyn im Raume sowohl als der Zeit die ihm gebührende [129] Gleichheit mit sich selbst behaupte; aber keins von beyden als reales Prädicat, sondern nur in der Zusammenfassung theils mit anderem Seyenden im Raume, theils mit dem Geschehen in der Zeit.

§ 116.[1]

Völlige Abwesenheit aller Negationen, vom Seyn, als dem rein Positiven, ist der Hauptgedanke bey den Eleaten, und namentlich beym Parmenides.* Um diesen vestzustellen, erinnert der letztere, das Nichtseyn

* Man sehe dessen Fragmente bey Fülleborn im sechsten Stück der Beyträge zur Geschichte der Philosophie. — (Diese Fufsnote fehlt in der 4. Ausg. D. Her.)

[1] „§ 138.“ in der 4. Ausg.

sey nicht; als ob der Begriff des Nichts sich selbst aufhöbe; — eine unrichtige Meinung: deren Stelle dadurch ersetzt wird, dafs, wenn Nichts wäre, auch Nichts erscheinen sollte, denn ein blofser, realer Schein ist ein Unding. — Um nirgends das Nichts zuzulassen, und um dem Seyenden keine Gränzen zu geben: versetzen die Eleaten das Seyende eben so continuirlich (ohne Absatz und Scheidung der verschiedenen Stellen) in den unendlichen Raum, wie es in der unendlichen Zeit ohne Unterschied der Momente mufs gedacht werden; wobey übersehen ist, dafs das Räumliche als eine Summe neben einander steht, während das Zeitliche keine Vielheit ergiebt, sobald der Wechsel der Momente, welcher sich nur auf das Geschehen bezieht, von dem keines Wechsels fähigen Seyn hinweggedacht wird. — Die Bedeutung der Raum-Ausfüllung aber, so wie der zeitlichen Ewigkeit; dafs sie nämlich nicht als reales Prädicat, sondern blofs als ein Ausdruck der Freyheit von aller Negation soll angesehen werden: ergiebt sich aus der geforderten *Einheit*, *Untheilbarkeit*, und *Homogeneität* im Raume,* und aus der [130] Verneinung der Vergangenheit und Zukunft für das gleichwohl nicht entstehende noch vergehende.** Ja man kann noch zweifeln, ob die Ausdehnnng nicht blofses Bild seyn soll, denn ein andrer Ausdruck scheint vielmehr *Intension* anzukündigen, und zwar um alle Vielheit abzuwehren, und reine Identität gelten zu machen.*** Ein reales Prädicat bekommt das Seyende, und dieses ist das *Wissen;*† ohne Zweifel von sich selbst, denn alle gewöhnlichen Vorstellungsarten sind als blofser Wahn aufs entschiedenste verworfen. Und eben hierin liegt die gröfste Vortrefflichkeit dieser alten Speculation, dafs sich das Bedürfnifs, den Widersprüchen der Erfahrungswelt zu entgehen, in seiner vollkommensten Reinheit zeigt, und zu einer Naturlehre auch nicht die geringste ernstliche Anstalt gemacht, vielmehr das unvermeidliche Meinen über die Natur, als trüglicher Wortschmuck (*κοσμος επεων απατηλος*) von dem Vortrage der Wahrheit (*πιςος λογος ηδε νοημα Αμφις αληθειης*) gänzlich abgesondert wird.††

[131] [1] Gar sehr mufs hieneben SPINOZA in Schatten zurücktreten, der in neuern Zeiten auch auf die Vorstellungsart eines einzigen, ewigen, unendlich ausgedehnten, und denkenden Wesens kam. Denn bey ihm stehn Ausdehnung und Denken als zwey gleich reale Prädicate des Einen, neben einander, wodurch er schon in den Widerspruch des § 101 verfällt. Vollends

* v. 76. *ουδε διαιρετον εςιν, επει παν εςιν ὁμοιον — ουδε τι χειροτερον, παν δε πλεον εςιν εοντος.*

** v. 59. *Ουδεποτ᾽ ην, ουδ᾽ ἐςαι. επει νυν εςιν ὁμȣ παν, Ἑν συνεχες.*

*** v. 83. *Ταυτον τ᾽ εν ταυτῳ θεμενον. καθ᾽ ἑαυτο τε κειται.*

† v. 45. *χρη το λεγειν το νοειν το ον εμμεναι.* d. h. nicht wie FÜLLEBORN übersetzt: *das Sagen, Denken, und das Seyn hat also Realität*, sondern: *Das Denken und Erkennen mufs das Seyende seyn.* Die beygefügte Stelle des SIMPLICIUS selbst konnte zur Erklärung dienen. Es folgt aber noch weiter v. 88. *Ταυτον δ᾽ εςι νοειν τε και ȣ ἑνεκεν εςι νοημα. Ου γαρ ανευ τȣ εοντος — Ἑυρησεις το νοειν. ουδεν γαρ εςιν η εςαι Αλλο παρεξ τȣ εοντος.*

†† Man nehme noch hiezu v. 92. *παντ ονομ᾽ εςιν, Ὁσσα βροτοι κατεθεντο πεποιθοτες ειναι αληθη, Γινεσθαι τε και ολλυσθαι, ειναι τε και ουχι, Και τοπον αλλασσειν, δια τε χροα φανον αμειβειν.*

[1] Der folgende Abschnitt bis zum Ende des §: „Gar sehr . . . ausschliefsend, besitzt.“ fehlt in der 4. Ausg.

die Ausdehnung ist nicht homogen, sondern sie ist nicht mehr noch weniger als die gesammte Sinnenwelt mit allen ihren Materien und allen ihrem Wechsel. So ist das Endliche in das Unendliche, das absolute Werden in das absolute Seyn, HERAKLIT in den PARMENIDES ohne alle Umstände hineingeschoben, wodurch der, im übrigen seiner Consequenz wegen mit Recht berühmte SPINOZA sichs freylich leicht gemacht hat, weiterhin folgerecht zu bleiben, nachdem die ärgste aller Inconsequenzen schon in das Princip selbst hineingelegt war. Man nennt den SPINOZA ganz passend einen Pantheisten; auf die Eleaten kann diese Benennung gar nicht angewendet werden, denn das All ist hier keine Welt, (deren Daseyn vielmehr geleugnet wird,) sondern ein durchaus einförmiges Eins, welches statt aller andern Prädicate der Gottheit nur das reine Seyn und Selbstbewufstseyn, dieses aber einzig und ausschliefsend, besitzt. [1]

§ 117. [2]

Das Bestreben, der gemeinen Erfahrung gegenüber die Behauptung des reinen Seyn zu vertheidigen, hat die merkwürdigen Gründe des ZENO

---

[1] In der 2. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. Herr Professor BRANDIS, in seinen commentationibus eleaticis, hat die Parmenideische Lehre der Spinozistischen viel zu nahe gerückt. Er schiebt in jene eine praenotio, eine Ahndung hinein, von dem Unterschiede zwischen der natura naturans und naturata — zwey monströsen Unbegriffen, die auf dem absoluten Werden und der innern Causalität zugleich beruhen (vergl. § 107 und 108) das heifst, in welchen die Ungereimtheit einer jeden dieser beyden Vorstellungsarten noch wächst durch ihre Vermengung und Verwechselung. Wenn so unrichtige Voraussetzungen, wodurch im gegenwärtigen Falle dem PARMENIDES das höchste Unrecht geschieht, — bey einer gelehrten Arbeit zum Grunde liegen, so ist sie nicht zuverlässig; und man müfste sie noch einmal machen, um auszumitteln, wieviel Schaden der Irrthum möge angerichtet haben. Ein ähnliches, ganz neues Beyspiel ist in der Anmerkung zu § 121 am Ende, angeführt."

Diese Anmerkung ist in der 3. Ausg. durch folgende ersetzt:
„Anmerkung. SPINOZA war ein jüdischer Aufklärer; für seine Zeit und seine Lage unstreitig ein sehr ausgezeichneter Denker. Da er weit zusammenhängender geschrieben hat als LEIBNITZ, so ist seine Wirkung auf die Nachwelt gröfser. Man mufs ihn zuerst aus seinem tractatus theologico-politicus kennen zu lernen suchen; denn seine Ethik zeigt zwar sein System, aber nicht so deutlich, was er wollte und was ihn drängte. In jenem findet man unter andern: miracula res naturales, — Pentateuchon non a Mose, — Scriptura accommodata non tantum captui prophetarum sed etiam vulgi, — libertas accommodandi etiam hodie concedenda, — utrumque testamentum nihil est praeter obedientiae disciplinam, — inter theologiam et philosophiam nullum commercium, — fides summam philosophandi libertatem concedit unicuique, — ius circa sacra est omnino penes summas potestates, — Deus nullum regnum in homines habet nisi per eos qui imperium tenent, — nemo promissis stabit, nisi metu vel spe, — ius naturale sola potentia determinatur, — pacta nullam vim habent nisi ratione utilitatis, — Dei voluntas et intellectus in se revera unum et idem sunt, — melior pars nostri est intellectus, — omnia quae honeste cupimus, referuntur ad tria: res per primas suas causas intelligere, passiones domare, et secure sanoque corpore vivere, — in materia nihil datur praeter mechanicas texturas et operationes, etc. Kennt man einmal diese seine Ansichten, so wird man sich über Vieles in seiner Ethik nicht mehr wundern. — Ueber den Pantheismus vergleiche man das Werk des Herrn Staatsrath JÄSCHE; eine so ruhige historische Darstellung, als man sie von einem Nicht-Pantheisten nur irgend erwarten kann."

[2] „§ 139." in der 4. Ausg.

von Elea, gegen die *Bewegung* herbeygeführt. In dem nämlichen Zusammenhange wird der Gegenstand auch hier seine passende Stelle finden.

Das Bewegte kann nicht von der Stelle kommen; denn von jedem endlichen Raume muſs es eher die Hälfte als den ganzen Weg, von dieser Hälfte abermals zuerst die Hälfte, und so fort immer die Hälfte der Hälfte frü[132]her, als auch nur das kleinste Ganze durchlaufen. So kann es nie anfangen, weil kein Anfang klein genug ist. — Von zweyen Bewegten auf einerley Bahn durchläuft das vordere, langsamere, anstatt sich einholen zu lassen, immer noch einen Raum, während das hintere, schnellere zu dem Puncte vorrückt, wo nur eben zuvor jenes sich befand. — In jedem Augenblicke ruht das Bewegte in der Stelle seines Weges, wo es gerade jetzt sich befindet; also ruht es immer.

Dieser letztere Satz des Zeno ist offenbar irrig, aber eben durch den Irrthum geeignet, die wahre Natur des Gegenstandes ins Licht zu setzen. Ruhete wirklich das Bewegte jemals auch nur einen Augenblick an der Stelle wo es sich befindet; so würde es da liegen bleiben, nach dem Satze der Physiker, daſs kein Körper aus der Ruhe von selbst in Bewegung übergeht. Umgekehrt also, jede Stelle des Weges ist nur ein Durchgangspunct; das Bewegte ist unaufhörlich im Kommen und Gehen begriffen; man kann gar nicht sagen, daſs es während der Bewegung irgendwo *sey*, denn es ist, und ist auch nicht mehr in der Stelle, aus der es kommt, und es ist, und ist auch noch nicht in der Stelle, in die es eintritt. Dieser Widerspruch, der nämliche, welcher das absolute Werden betrifft, ist aus dem Begriff der Bewegung nicht wegzubringen.

Die ersten beyden Zenonischen Gründe lassen sich ebenfalls benutzen, um tiefer in die Sache einzudringen. Sie beruhen auf der vorausgesetzten unendlichen Theilbarkeit des Raums; und man glaubt sie gewöhnlich zu heben durch die entsprechende unendliche Theilbarkeit der Zeit. Dadurch nun werden sie gar nicht gehoben, (so wenig als in der Metaphysik der Weg eines Körpers geradezu für unendlich theilbar darf genommen werden.) Sollen hier Zeit und Raum einander entsprechen: so muſs man zwey unendliche Gröſsen vergleichen. Wie viele wahrhaft auſser einander liegende Stellen dem Wege [133] zukommen mögen, so viele gerade müssen auch der Zeit zugeschrieben werden; damit das Bewegte in jedem neuen Zeitpuncte eine neue Stelle erreiche. Nun habe ein anderes Bewegtes in derselben Zeit eine gröſsere oder kleinere Geschwindigkeit; z. B. die doppelte oder die halbe. Die *Zeit* soll allem dem Successiven entsprechen, was sich in ihr ereignet, aber das *Quantum der Succession, welches durch die Länge der zu durchlaufenden Wege gemessen wird,* zeigt sich hier als etwas von der Zeit völlig verschiedenes. Die Zeit, als Quantum des Nacheinander, müſste demnach nicht bloſs ins Unendliche theilbar, sondern *auf unendlich vielerley Weise* ins Unendliche theilbar seyn, wenn sie allen in ihr möglichen Bewegungen entsprechen sollte, deren jede auf eigne Weise ihre unendliche Theilbarkeit in Anspruch nähme. Da nun im Gegentheil die Zeit für alles, was in ihr vorgeht, dieselbe ist, so entspricht sie keiner einzigen von den verschiedenen möglichen Bewegungen. Sie wird zwar für die Form des Nacheinander gehalten, aber dieser Begriff geräth in Verwirrung, wenn zwischen den nämlichen Zeitgränzen ganz verschiedene Quanta

des Successiven, mit gleich vollkommener Continuität liegen sollen; wenn ferner von dem Unterschiede dieser Quantitäten abstrahirt, und dennoch die Vorstellung einer *bestimmten* Zeit zwischen den gegebenen Gränzen soll vestgehalten werden. Die Zeit wäre auf die Weise gar nicht mehr *als Quantum* bestimmt, sondern nur durch die, gleichsam zufällig, und ohne ihren Verlauf in sie hineinkommenden, Abschnitte; ihr selbst könnte kein Ablaufen mehr zugeschrieben werden; und dennoch ist eben dieses Ablaufen, diese beständige Folge des Vorher und Nachher, welche zwischen bestimmten Gränzen als eine nicht gröfsere noch kleinere Menge gedacht wird, mit Abstraction blofs von dem, *was* verläuft und einander folgt, — die Zeit selbst!

Die Berichtigung dieser Schwierigkeiten geschieht in der Metaphysik vermittelst des Begriffs der *Geschwindig*[134]*keit;** welcher von der Zeit, die ihn multiplicirt, gänzlich mufs unterschieden werden. Er enthält aber selbst noch eine Bestimmung durch Succession ohne Zeit, und hiemit einen Widerspruch. Eine solche Auflösung würde beym absoluten Werden, welches qualitativ seyn soll, nicht hinreichen; hier genügt sie, weil Bewegung kein reales Prädicat des Bewegten ist.

§ 118.[1]

Eben so, wie der Begriff der Bewegung, kann gegen die Erfahrung der von ihr gleichfalls gegebene, aber in Widersprüche sich verwickelnde, Begriff des *organischen Lebens* aufgestellt werden; während man gerade im Gegentheil[2] in neuern Zeiten gehofft hat, durch ihn über die andern Schwierigkeiten erhoben zu werden.[3]

Organismen (Pflanzen und Thiere) sind nicht unpassend mit Maschinen verglichen worden, an denen jeder Theil, bis ins Unendliche, wieder Maschine wäre. Man mufs aber, der Erfahrung gemäfs, (so weit hier Beobachtung möglich ist,) hinzudenken, daſs kein Theil sich gegen die in ihm vorgehende Bewegung und Veränderung blofs leidend verhalte, sondern jeder selbstthätig mit einwirke. — Schon in dem Begriff der Maschine liegt das Merkmal des Zusammenwirkens aller Theile zu Einem Totaleffect: im Organismus hat das ganze nur Ein Leben; der abgesonderte Theil erstirbt.

Allein das Wirken der zerlegbaren Theile ist dennoch diesen Theilen nur fremd und geliehen. Denn man zerlege wirklich: so hört zwar das Leben auf, aber nichtsdestoweniger bleibt die todte Masse, der Stoff; und eben derselbe war auch zuvor schon in Form von Nahrungsmitteln vor-

* Hauptpuncte der Metaphysik § 8. — (Diese Fufsnote fehlt in der 3. und 4. Ausg. D. Her.)

[1] „§ 140." in der 4. Ausg.

[2] „gerade im Gegentheil" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[3] In der 4. Ausg. folgt: „Zwar der historischen Anordnung wäre es gemäfs, hier zuerst von der Atomen-Lehre des Leukipp und Demokrit zu sprechen; allein diese kann mit der Lehre des Spinoza in so fern zusammengestellt werden, als weder die Atomen noch die spinozistische Substanz gegebene Gegenstände sind; während dagegen die Bewegung und das organische Leben zu dem erfahrungsmäfsig Gegebenen gehören."

handen, *aus* denen erst der Organismus sich selbst seine lebendigen Glieder gebildet hat.

[135] Stoff und Leben sind demnach zweyerley in dem Organismus; und während dem einen die Mannigfaltigkeit und das zufällige Beysammenseyn zukommt, kann man nur das andre als Eins und als das Vereinigende betrachten.

Aus diesem Gegensatz entsteht vorläufig eine dualistische Ansicht; die aber schon ihre Schwierigkeiten hat. Fragt man: Was ist das Leben? so kann nicht eine einfache Antwort erfolgen, wie sich gebührte, wenn das Leben für sich etwas wäre (§ 101. 113); sondern die Antwort setzt sich zusammen nach allen den vielen und verschiedenen, ja entgegengesetzten Thätigkeiten, welche das Leben in den verschiedenen Gliedern des lebenden Leibes, also in den verschiedenen Theilen des von ihm beherrschten Stoffes auszuüben scheint. Ueberdies bezieht sich die ganze Antwort auf den Stoff, also auf etwas vom Leben unterschiedenes, dergestalt, dafs wiederum das Leben nichts für sich, sondern nur etwas in einem Andern ist. (Vergl. § 106.)

Da nun nicht einmal der *Begriff* des Lebens für sich allein kann gedacht werden: so wäre es vollends ungereimt, ihm ein selbstständiges Daseyn beylegen zu wollen, (so oft auch gemeinhin Dinge als mit allerley Vermögen und Kräften, die auf ein äufseres Wirken zielen, ausgerüstet, und dennoch als für sich bestehend gedacht werden.)

Dasselbe gilt von dem Stoffe. Hat dieser Empfänglichkeit für die Belebung, und ist diese Empfänglichkeit wirklich eine reale Eigenschaft in ihm, so kann er, als das was er vermöge dieser Eigenschaft ist, nicht unabhängig von dem Leben gedacht werden, viel weniger von ihm unabhängig seyn.

Wir müssen also den obigen Dualismus aufgeben, und statt dessen dem Stoff und dem Leben ein einziges Seyn beylegen. — Aber hier verfallen wir in ganze Massen von Widersprüchen. Der mannigfaltige Stoff, zusammen genommen mit dem mannigfaltig sich offenbarenden Leben, [136] sollen das Was zum Seyn hergeben, — ein Seyendes mit der buntesten Qualität, und voll von Gegensätzen. Statt der Thätigkeit und des Leidens kommt absolutes Werden zum Vorschein, indem der Organismus seine Regsamkeit in sich selbst besitzt, und das Thätige und Leidende jetzt in Eins verschmolzen sind. Aber nicht einmal ein consequent fortlaufendes Werden, wobey das Werdende wenigstens dem Scheine nach seine Identität behauptete: sondern Assimilation und Excretion, vermöge deren die trägen Massen der Nahrungsmittel für eine Zeitlang, in ein *anfangendes* und *aufhörendes* Werden sich versetzt finden; wider die erste Bedingung, unter welcher des absoluten Werdens überhaupt nur darf gedacht werden. (§ 108.)[1] Es ist eine schwache Nothhülfe, wenn Einige,

[1] In der 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. An dieser Stelle kommt es nur darauf an, den allgemeinsten Fragepunct in Ansehung des Lebens richtig aufzufassen; und zu erkennen, dafs sich darin die frühern Fragen wiederholen. Zur genauern Betrachtung mufs man in den Schriften der Physiologen die Versuche vergleichen, welche sie machen, um das Leben zu definiren. Hier nur ein Paar Proben. Treviranus, (Biologie I,

[1]um wenigstens dem letztern Vorwurfe zu entgehen, das ganze Universum ins absolute Werden versetzen möchten, worin die sämmtlichen Bedingungen des Lebens einzelner Organismen eingeschlossen seyen: denn oben im § 108 ist schon gezeigt, dafs die Ungleichförmigkeit des Laufs der Erscheinungen sich gar nicht auf die strengen Forderungen von beständiger Geschwindigkeit und Richtung reimen lassen, ohne welche nicht einmal ein bestimmter Begriff vom absoluten Werden möglich ist. Macht man aber gar Anspruch darauf, das Werdende als ein sich selbst gleiches Seyendes darzustellen, so wird das widersprechende Werden mit dem nicht widersprechenden Seyn identificirt, nach Art des SPINOZA (§ 116).

Das Phänomen des Lebens hätte demnach dem ZENO VON ELEA weit besser zur Unterstützung seiner Ansicht dienen können, als es dem JORDAN BRUNO,* und den Neuern die mit ihm nach der *Weltseele* forschten, gedient hat, ein haltbares System zu entwerfen.[2]

* Man vergleiche die erste Beylage zu dem Werke von F. H. JACOBI: *Ueber* SPINOZA's *Lehre.*

S. 18) wo er das Leben von mechanischer, chemischer, geistiger Wirksamkeit unterscheidet, führt folgende Erklärungen an: 1. von STAHL: Derjenige Zustand eines, vermöge seiner Mischung zu baldigster Verderbnifs geneigten Körpers, in welchem jene Mischung unverändert bleibt; 2. von HUMBOLDT: belebte Körper werden ungeachtet des ununterbrochenen Strebens ihre Gestalt zu ändern, durch eine gewisse innere Kraft daran gehindert. 3. seine eigne Erklärung: Leben ist ein Zustand, den zufällige Einwirkungen der Aufsenwelt hervorbringen und unterhalten, und in welchem dennoch eine Gleichförmigkeit der Erscheinungen herrscht. Ueberall ein Ungeachtet und ein Dennoch. Fast als ob Jemand sagte: ungeachtet ich zu wissen meinte was Materie ist, so pafst mein Begriff von ihr doch nicht auf die belebte Materie. Dem ähnlich könnte ein Anderer, welcher das Leben nach der Analogie der geistigen Regsamkeit aufgefafst hätte, nun das Bekenntnifs aussprechen: obgleich ich das Geistige als ein lediglich Inneres kenne, so sehe ich dennoch, dafs es auch Bestimmungsgrund des Aeufseren seyn kann. Hieran erinnert eine Stelle, welche TREVIRANUS dort von JAKOB aufführt: Nichts könne Leben heifsen, als wo Vorstellungen die Bewegungen verursachen. Kein inneres reales Princip sey uns bekannt, aufser den Vorstellungen. — RUDOLPHI (Physiologie I, § 224) sagt: Die Schriftsteller treten gewöhnlich zuerst sehr bescheiden auf, als meinten sie mit dem Worte Lebenskraft nichts als das unbekannte Ursachliche des Lebens; allein bald verläfst sie diese Bescheidenheit, sie thun als wäre die Sache damit klar. — Obgleich er die Annahme mehrerer Lebenskräfte tadelt, (wegen der mangelnden Einheit, die gleichwohl statt finde) unterscheidet er doch Spannkraft, Muskelkraft, Nervenkraft; verwirft dagegen die absondernde, Blut-antreibende, widerstehende, Kälte machende Kraft. Besser wäre gewesen, das Annehmen von Kräften überhaupt zu verwerfen. Mit dem Annehmen ists nicht gethan; man mufs untersuchen, und zwar von Grund aus."

[1] Der Satz: „um wenigstens dem letztern Vorwurfe zu entgehen," fehlt in der 4. Ausg.

[2] In der 3. und 4. Ausg. folgen folgende Anmerkungen:

„Anmerkung 1. Das Vorstehende ist gegen Diejenigen gesagt, welche, indem sie das reine Seyn aufsuchen, demselben durch den Erfahrungs-Begriff des organischen Lebens näher zu kommen glauben, als durch irgend einen andern in der Erfahrung sich darbietenden Begriff. Dadurch hat dieser Gegenstand hier seine Stelle bekommen. Wünscht man ihn näher kennen zu lernen, so gehören folgende Bemerkungen zu den Präliminarien der Untersuchung:

[137] § 119.[1]

Noch eines speculativen Hauptgedankens aus dem Alterthume mufs ganz kurz Erwähnung geschehn, der von einer auffallenden Wahrheit ausgeht, sich aber sehr bald in Irrthümer verstrickt; und der während aller

1. Im ganzen Pflanzenreiche zeigt sich organisches Leben ohne das geistige. Im Thierreiche sieht man ein Minimum des geistigen Lebens in Verbindung mit dem rasch fortschreitenden organischen Leben des Embryo; dagegen im Alter das erste noch lange fortschreitet, während das andre dem Erlöschen sich nähert. Endlich läfst sich das eine nicht ohne Raumbestimmungen, das andre nicht durch dieselben denken. Die Begriffe müssen also streng gesondert werden.

2. Schon durch die Raumbestimmungen aber unterscheidet sich die lebende Materie von der unorganischen. Sie ist weder vollkommen starr, noch vollkommen flüssig, sondern schwebt zwischen beyden in beständigen Uebergängen.[a]

3.[b] Durch den Tod kehrt die früher belebte Materie noch keinesweges zurück in das Gebiet des ursprünglich unorganischen. Holz, Knochen, Zucker, Fett, mancherley Gift, behält sehr lange seine Eigenthümlichkeit, die ohne vorgängiges Leben nirgends vorkommt. Die Chemie hat ihre eigenen Processe, in welchen sie verhütet, diese Eigenthümlichkeit zu zerstören.

4.[c] Dieses Behaupten der Eigenthümlichkeit bekommt eine nähere Bestimmung da, wo die schon früher belebte Materie zum bessern oder selbst einzig brauch-

[1] „§ 141." in der 4. Ausg.

a Die 4. Ausg. fährt fort:

„3. In erstorbenen Organismen, deren ponderable Masse man chemisch untersucht, finden sich nicht blofs die nämlichen Stoffe, welche aus der unorganischen Natur bekannt sind, sondern in jedem finden sich deren mehrere verschiedene, und zwar in gehörigem Verhältnifs der Menge. RUDOLPHI (Physiologie I, § 134) giebt in der Antropochemie an: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Kohle, Eisen, Natrium, Kalium, Calcium, Talcium, Chlor. Diese verschiedenen Stoffe konnten durch einerley chemische Behandlung der Masse nicht hineinkommen: die Verschiedenheit mufste schon da seyn. Hiemit verschwindet die eingebildete reale Einheit des zweckmäfsigen Zusammenwirkens, sobald man aus dem Vorigen begriffen hat, dafs eine Lebenskraft für sich allein, ohne Stoff, Nichts ist.

4. Anstatt der bestimmten Configuration der Elemente, wodurch jede unorganische Materie eine solche oder andre ist, (§ 119, Anmerkung) findet sich in jedem Organismus ein Gesetz, wornach die Configuration der in den Stoffwechsel eingehenden Nahrungsstoffe sich ändern mufs. Hat man nun aus dem Vorigen begriffen, dafs dem Realen, welches als Stoff der Materie zum Grunde liegt, die Räumlichkeit an sich **gar nicht** zukommen kann, dafs vielmehr bey blofs chemischen Verhältnissen die Form ihren Grund in der Mischung haben mufs, so sieht man sogleich soviel, dafs im Organismus die Elemente noch besondere Bestimmungen ihrer Qualität müssen angenommen haben, welche als innere Zustände ein Gesetz der Veränderung in sich tragen, wovon die veränderliche Configuration nur die äufsere Folge ist. (RUDOLPHI, indem er § 223 gesteht, dafs das Leben nur aus der Form und Mischung organischer Materie hervorgehe, fügt das zweyte Geständnifs hinzu, die organische Materie werde hier schon vorausgesetzt. Kurz vorher erinnert er, es sey unrecht, die Form deshalb wegzulassen, weil sie schon aus der Mischung entspränge. Er hätte hinzu setzen können, dafs schon bey blofs chemischen Verhältnissen nicht die Chemie, sondern die Metaphysik die Erklärung liefern mufs, wie es möglich sey, dafs aus der Mischung bestimmter Elemente auch die Bestimmung folgt, welche Form die Materie bey freyem Erstarren annehmen müsse. (Man vergleiche hierüber Metaphysik II, § 274.)"

b u. c Die Abschnitte 3 und 4 werden in der 4. Ausg. 5 und 6.

folgenden Zeiten sehr viel gewirkt, aber fast mehr durch sein Irriges geschadet als durch sein Wahres genützt hat. Er ist neuerlich als ein Ver-

baren Nahrungsmittel für einen noch lebenden Organismus wird. Sie hatte dazu nicht getaugt, wenn der Tod das Leben völlig zerstörte.

Man kann hieraus schliefsen, dafs die Untersuchung zuerst von der starren und flüssigen Materie beginnen, dann die Möglichkeit eines Schwankens zwischen beyden, einer Aufbewahrung solcher Eigenschaften, die nicht an Raumbestimmungen gebunden sind, und eines Uebergangs zu höhern Lebensstufen begreiflich machen mufs. Der Gegenstand gehört daher gewifs nicht zu den ersten, womit begonnen werden kann, sondern zu den letzten und schwersten."[a]

„Anmerkung 2.[b] Wer die, in der Note angeführte, Darstellung der Lehre des BRUNO nachlesen will, der wird gleich im Anfange sich durch einige Reste aristotelischer Philosophie aufgehalten finden. Daher mag hier mit zwey Worten bemerkt werden, dafs ARISTOTELES, indem er das *ὑποκειμενον* erfand, den — Träger der mehrern Merkmale, welcher eben als solcher den Namen Substanz führt, (vergl. § 101,) — diesem die ganze Beschaffenheit, unter der Benennung *ειδος* oder *μορφη* gegenüber stellte; und nun jedes wirkliche Ding als aus beyden bestehend dachte. Das *ὑποκειμενον* enthielt nun blofs die Möglichkeit, die *μορφη* that die Wirklichkeit des Dinges hinzu; und so entstand eine Trennung und Zusammensetzung der Möglichkeit und Wirklichkeit, [c]die auf die widersinnigste Weise bis in die Zeit der WOLFFischen Philosophie gespukt hat, und die erst durch KANT und JAKOBI ist vertrieben worden, indem beyde fast zugleich dem Begriff des Seyn, welches unmittelbar die absolute Position des Gegenstandes bezeichnet, seine wahre Bedeutung zurückgaben. Jenen falschen Gedanken des ARISTOTELES erkennt man ganz deutlich in seiner Definition der Seele, oder vielmehr der Lebenskraft, womit er die Seele verwechselt: *ἡ ψυχη ουσια εςι, ως ειδος σωματος φυσικου δυναμει ζωην εχοντος· ἡ δε ουσια εντελεχεια τοιουτου αρα σωματος εντελεχεια.* (De anima II, cap. 1.) Hiemit ist ein Dualismus gesetzt, den BRUNO aufhob. — [d]Doch weder von diesem, noch von dem Gespräche, welches SCHELLING in dessen Geiste und unter dessen Namen geschrieben hat, soll hier weiter die Rede seyn. Jedes Wort würde

[a] Die 4. Ausg. fährt fort: „— RUDOLPHI ist im Vorhergehenden deshalb vorzugsweise angeführt worden, weil er von den schwärmerischen Meinungen, denen manche Physiologen zugänglich sind, sich sehr fern gehalten hat. Er hätte tiefer sehen können, wenn er sich nicht gleich anfangs (§ 3) den Satz erlaubt hätte: Der Organismus sey nicht blofs die Quelle der körperlichen, sondern auch der geistigen Thätigkeit. Gleich darauf spricht er von einer „psychischen Seite des Lebens"; und scheint ganz zu vergessen, dafs das Pflanzenleben keine psychische Seite darbietet; und dafs die Rudimente von psychischem Leben bey der grofsen Mehrzahl der Thiere gegen ihr ausgebildetes leibliches Leben gar nicht in Vergleich kommen. Soviel aber ist wahr, dafs die vorerwähnten veränderlichen innern Zustände der Elemente, von welchem die äufsere Veränderlichkeit nur die Folge ist, von uns nur dann klar und in wissenschaftlichem Zusammenhange können aufgefafst werden, wenn wir uns solcher Analogien bedienen, die von der Psychologie herzunehmen sind. Die Psychologie giebt der Physiologie weit mehr Licht, als sie von ihr empfangen hat und jemals empfangen kann. Nur der frühere Zustand der Psychologie war Schuld, dafs man dies verkannte. Freylich, wo sie in Ansehung der im § 132 aufgestellten Fragen noch im Dunkeln tappt, da hat sie selbst kein Licht, und kann keins geben. Und eine Metaphysik, die nicht das Daseyn der Körper zu erklären weifs, kann das Licht der Psychologie, auch wenn es vorhanden ist, nicht gebrauchen."

[b] Die folgende Anmerkung hat auch die 2. Ausg. (Die Ziffer 2 fehlt natürlich.)

[c] Die folgenden Worte: „die auf die widersinnigste ... gespukt hat, und" fehlen in der 4. Ausg.

[d] Die folgenden Sätze bis zu Ende der Anmerk.: „Doch weder ... der ihnen bereitet ist." fehlen in der 3. und 4. Ausg. [e]

[e] Diese in der 3. und 4. Ausg fehlenden Worte haben SW nicht verzeichnet.

such, das Eleatische System zu verbessern, angesehen worden; und er mag als solcher hier anhangsweise[1] eine Stelle finden.[2]

Offenbar nämlich wird die Eleatische Lehre von dem Vorwurf niedergedrückt, dafs sie das Seyn von der Erscheinung gänzlich losreifse, und diese durch jenes nicht erkläre. So preiswürdig die Consequenz im Denken, während das Band zwischen beyden noch nicht gefunden war, so ungenügend ist jede Vorstellungsart, welche dieses Band nicht aufzuzeigen vermag. Denn die Erscheinung eben deutet aufs Seyn; und wenn nichts erschiene, würden wir vom Seyn nichts zu reden haben.

Aus dem wahrhaft Einen, sagte Leukipp, wird nie Vieles; aus dem wahrhaft Vielen nie Eins. Vieles aber ist gegeben; also mufs ein ursprünglich Vieles zum Grunde gelegt werden.

Sehr natürlich, und in gewissem Sinne nothwendig, (nämlich in Beziehung auf das zusammenfassende Denken) wird dies Viele in den Raum neben einander gestellt. Aber hier ist auch schon die Uebereilung nahe, reale Prädicate jedes einzelnen Seyenden vom Raume abzuleiten: den verschiedenen Wesen Ausdehnung durch einen, wenn auch nur sehr kleinen Raum, verschiedene Figuren, und ursprüngliche Bewegung beyzulegen; alsdann aber alle Veränderung aus Anhäufung und Trennung der verschieden gestalteten *Atomen* zu erklären.

Dafs hiebey die räumlichen Gegensätze in das Was des Seyenden hineinkommen, dafs die angefochtene Be[138]wegung ohne Vertheidigung wiederum zugelassen wird: braucht kaum einer Erinnerung. Zu erwähnen ist noch, dafs hier der Ursprung des *Materialismus* sich findet, nämlich der thörichten Meinung, dafs auch das Denken sammt allen geistigen Phänomenen, aus Bewegungen von Atomen zu erklären sey; die doch nur *an* einander, niemals *in* einander gelangen können, vielweniger aber die Einheit des Bewufstseyn zu erzeugen vermögen.[3]

---

unnütz seyn für diejenigen, die nicht von selbst merken, dafs gerade in der Mitte des Labyrinths aller Widersprüche, aus welchem die Metaphysik herausführen soll, Schelling seine bleibende Wohnung aufgeschlagen hat. Das ist bequem für den, der sich in solcher Wohnung behelfen kann; jedoch noch bequemer sind Empirismus und Schwärmerey, die nicht ermangeln werden, den Platz einzunehmen, der ihnen bereitet ist.“

[1] „anhangsweise“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[2] Die 3. und 4. Ausg. fahren fort: „die ihm ohnehin gebührt, weil durch ihn der Irrthum, als könnte man das Reale unmittelbar wie ein Räumliches denken, zu seinem bestimmtesten Ausdrucke gelangt; und weil eben dieser Irrthum auf dem Wege zur Naturphilosophie unmöglich kann unberührt bleiben, vielmehr zu den Puncten gehört, gegen die man sich stemmen mufs, um weiter zu kommen.“

[3] In der 4. Ausg. folgt:

„§ 142. Seyn, Werden, Ausdehnung, Bewegung, und Vorstellen, findet man bey Spinoza nicht untersucht, sondern dergestalt verkettet, als ob es, um allen Fragen auf einmal zu genügen, nur nöthig wäre, sich eine Substanz zu denken, in welcher Ausdehnung und Vorstellen sich in paralleler Entwickelung befänden; nach dem Satze: ordo et connexio idearum idem est, ac ordo et connexio rerum. Seine Körperlehre beruht auf dem Satze:

Viertes Capitel.

Von den absoluten Qualitäten, oder den Platonischen Ideen.

§ 120.[1]

Zwar ein beträchtlicher Schritt der Annäherung zur Wahrheit wird gewonnen, indem man den Begriff des reinen Seyns nach Anleitung der Eleatischen Philosophen auffafst. Aber dieselbe, scheinbar unübersteigliche, Kluft, welche das Seyn von den Erscheinungen trennt, läfst auch keine

---

corpora ratione motus et quietis, celeritatis et tarditatis, sed non ratione substantiae ab invicem destinguuntur. (eth. II, erstes lemma hinter prop. 13.) Es giebt bey ihm corpora simplicissima; und er kommt den Atomisten so nahe, dafs er Härte und Weichheit aus den gröfsern oder kleinern Berührungsflächen der Körpertheile erklären will. Der beständige Stoffwechsel im menschlichen Leibe (eth. II, propr. 19) ist bey ihm der eigentliche Grund, weshalb die Seele, obgleich sie nichts Anderes als das Vorstellen des Leibes seyn sollte (II, pr. 11 und 13), doch keine adäquate Kenntnifs der Theile des Leibes besitzt. (prop. 24.) Dies mufs man sich stets gegenwärtig halten, um seine Lehre von den Affecten (den Mittelpunct seines Hauptwerks) zu verstehen, deren Hauptsatz dieser ist: mentis actiones ex solis ideis adaequatis oriuntur, passiones autem a solis inadaequatis pendent. (III, 3.) Hierauf beruht die Erklärung am Ende des dritten Theils: affectus est confusa idea, qua mens maiorem vel minorem sui corporis existendi vim, quam antea, affirmat; et qua data ipsa mens ad hoc potius, quam ad illud cogitandum determinatur. Der Affecten-Lehre folgen die beyden Theile de servitute und de libertate humana; mit der Freyheit ist es aber bey ihm so übel bestellt, dafs er behauptet: qui credunt, se ex libero mentis decreto loqui vel tacere, vel quicquam agere, oculis apertis somniant. (III, prop. 2. schol. am Ende.) Zur Begründung der Lehre von den Affecten hat er die beyden Theile de Deo und de mente vorangeschickt, nach welchen die unendliche Ausdehnung, in Verbindung mit dem unendlichen Denken, die Gottheit seyn soll, oder auch die Natur; (aeternum et infinitum ens, quod deum seu naturam appellamus, eadem, qua existit, necessitate agit; IV, praefatio). Wie aber das Endliche sich dazu verhalte, sieht man aus dem Satze: idea rei singularis, actu existentis, Deum pro causa habet, non quatenus infinitus est, sed quatenus alia rei singularis actu existentis idea affectus consideratur; cuius etiam Deus causa est quatenus alia tertia affectus est, et sic in infinitum. — SPINOZA war ein jüdischer Aufklärer, der in LESSING's Aufklärungs-Periode Beyfall fand, nachdem er früher unbillig war geschmähet und beynahe vergessen worden. Seine Lehre heifst mit Recht Pantheismus. (Man vergleiche darüber das Werk des Hrn. Staatsrath JÄSCHE. Ueber die Philosophen des Alterthums das Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie von BRANDIS.)“

[1] „§ 143.“ in der 4. Ausg.

Verbindung zwischen dem Wissen vom Seyn, und demjenigen Wissen zu, das sich auf *sittliche,* oder überhaupt auf *ästhetische;* und auf *mathematische* Wahrheiten bezieht. Vielmehr, diesen Wahrheiten ist ihr ganzes Gebiet weggenommen, wenn alles das, *wovon* sie gelten, in den Abgrund des Scheins versinken mufs; denn auf das einförmige, alle innere und äufsere Verhältnisse ausstofsende Seyn, können sie nicht angewendet werden. Aber die Evidenz dieser Wahrheiten ist zu grofs, und beschäfftigt gerade den speculativen Denker zu lebhaft, als dafs eine Vorstellungsart, die sich mit ihnen nicht verträgt, neben ihnen bestehen sollte. Ohne Zweifel hat dieser Grund mehr noch als der Andrang der Erfahrung, dazu beyge[139]tragen, die Lehre der Eleaten um den Beyfall der späteren Zeiten zu bringen.

Die Natur der Dinge, wie sie uns erscheint, wird theils durch das Schöne und Zweckmäfsige, was sie enthält, theils durch ihre mathematische Gesetzmäfsigkeit, so stark gegen die oben aufgezeigten, allerdings in ihr selbst liegenden, und gegen sie geltend gemachten Widersprüche, vertheidigt: dafs selbst vortreffliche Denker es sich lieber eine Inconsequenz haben kosten lassen, der Natur wenigstens irgend eine Art von Wahrheit zu erhalten, als dafs sie dieselbe gänzlich hätten verwerfen sollen. — Nun ist zwar der Irrthum die Folge der Inconsequenz gewesen; und auf ein ächtes Begreifen der Erfahrung ist nicht zu hoffen, so lange man nicht die nämlichen Begriffe, in welchen die Widersprüche liegen, auf eine methodische Weise verbessert, — zunächst nach Anleitung des oben angeführten logischen Satzes, dafs aus der Unrichtigkeit eines Gedankens allemal die Richtigkeit seines contradictorischen Gegentheils zu erkennen sey. — Dennoch belohnt es die Mühe, und gehört mit zu den Vorbereitungen auf eignes Forschen, dafs man wenigstens einen von den vielen geistreichen Versuchen, die verschiedenen Theile des philosophischen Wissens einander näher zu bringen, nach seinen Hauptzügen kennen lerne. Der Vorzug aber gebührt hier der Platonischen Lehre. Das Originelle und Paradoxe ihres Grundgedankens (welches vielfach verfälscht ist um es verständlicher zu machen) bedarf schon an sich der Erläuterung; aber es erläutert auch selbst die vorhergehenden Untersuchungen; indem es sie ergänzt, ja sogar auf den ersten Blick die Vorstellungsart der Eleaten unnöthig zu machen scheint. Dazu kommt der Einflufs des PLATON auf die spätern, und selbst auf die heutigen Philosophen.* [1]

* [2] Zu der nachfolgenden Darstellung finden sich die Belege meistentheils in meiner *commentatio de Platonici systematis fundamento*, (*Gottingae* 1805), und den dort aus PLATONS Schriften ausgezogenen Stellen. — Diese Abhandlung hat mehrere Angriffe erfahren, meine Ueberzeugung aber ist dadurch nicht geändert worden. Vielleicht werde ich sie im gegenwärtigen Zusammenhange verständlicher darstellen können. Für den jetzigen Zweck ist übrigens die Frage, ob PLATONS eigentliche Speculationen (denn von

[1] In der 3. und 4. Ausg. folgt noch: „Dieser Einflufs des PLATON zunächst auf ARISTOTELES, dann auf die Stoiker, später auf die Neu-Platoniker und hiemit auf Darstellungen des Christenthums; in neuester Zeit entfernter auf LEIBNITZ und KANT, näher auf JACOBI, auf SCHELLING und HEGEL, — ist der entscheidende Grund, weshalb in einer Einleitung in die Philosophie

[2] Die folgende Fufsnote fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[140] Im Uebergange zwischen LEUKIPP und PLATON kann beyläufig noch des ANAXAGORAS gedacht werden; dessen *Homoiomerien,* in so fern sie nicht der Figur nach bestimmt waren, sondern andre eigenthümliche Qualitäten besitzen sollten, einen Irrthum weniger enthielten, als LEUKIPPS und DEMOKRITS Atomen; dessen *νȣς* hingegen (der ordnende Weltgeist) schon die Auffassung der Welt als eines durch Weisheit und Macht gebildeten Ganzen verräth; eine ästhetische Auffassung, während die vorhergehenden Weltbetrachtungen rein metaphysisch waren. [1] Uebrigens zeigt der nackte Dualismus des ANAXAGORAS wenig Ueberlegung der früher schon erwogenen Schwierigkeiten; und ist deshalb hier weiter nicht merkwürdig. [2]

---

allem übrigen was den Mann und seine Schriften merkwürdig macht, ist hier nicht die Rede) genau mit den hier aufzustellenden Wendungen im Denken zusammentreffen, nicht einmal von entscheidender Wichtigkeit. Neben der Eleatischen Ansicht liegt, *der Natur der Sache nach,* eine andre, die von den absoluten Qualitäten; diese nun haben so viel Aehnlichkeit mit den Platonischen Ideen, dafs man annehmen darf, PLATON habe das, was zu finden vor ihm lag, wirklich gefunden.

---

die platonische Lehre nicht fehlen darf. Ein anderer sehr wichtiger Grund liegt in dem Kunstwerthe der platonischen Schriften, durch welchen ihre sittliche und religiöse Gemüthlichkeit einen eigenthümlich wohlthätigen Reiz gewinnt, den alle Zeitalter empfunden haben. Er geht nicht verloren, wenn man auch in der Ideenlehre, speculativ betrachtet, nur den Versuch eines frühern Zeitalters erkennt, zu welchem wir nicht zurückkehren können."

[1] Der Schlufssatz: „Uebrigens . . . weiter nicht merkwürdig." fehlt in der 4. Ausg.

[2] In der 2. und 3. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Aus Simplicius führt TENNEMANN (Gesch. d. Philos. B. I, S. 310) eine Stelle an, nach welcher ANAXAGORAS sich die Miene gab, die Griechen über das Werden und Vergehen belehren zu wollen, welches sie sich nicht richtig zu denken verständen. Hierin liegt eine Bestätigung dessen, was in der Anmerkung zum § 105 gesagt worden. Hätte nämlich ANAXIMANDER schon die Meinung des ANAXAGORAS, von dem Gemenge und der Entmischung (*συγκρισις και διακρισις*) vorgetragen, so wäre diese Lehre nicht mehr neu gewesen; eine Ehre, die ANAXIMANDER dem ANAXAGORAS zu beneiden nicht Ursache haben würde. Es ist aber wichtig für die Geschichte der Philosophie, dafs man die Vorstellungsart des ANAXIMANDER in ihrer Reinheit auffasse, und sie nicht in dem Anaxagorischen Gemenge versinken lasse.

[a] Uebrigens ist die Lehre des ANAXAGORAS doch [b] in so fern merkwürdig, als sie einen Gedanken aufstellt, [c] den wir mit dem Ausdrucke: chemische Zerlegbarkeit der Materie ins Unendliche, bezeichnen könnten. (Man sehe Aristot. Phys. III, c. 4, § 9 und Phys. I, c. 5, § 7.) In der That ist die unendliche Theilbarkeit in ungleichartige Elemente um nichts ungereimter, als die blofs räumliche; wer die letztere annimmt, mag sich auch mit jener vertragen. Die Materie erfüllt aber den Raum überhaupt gar nicht als ein gleichförmiges Continuum, sondern mit ungleicher Intensität, wie man aus den Krystallisationen längst hätte schliefsen sollen. Doch dies läfst sich hier nicht ausführen."

---

[a] Die Worte (bis zur letzten Zeile der Anmerk.): „Uebrigens ist die Lehre . . . längst hätte schliefsen sollen." sind in der 4. Ausg. Fortsetzung des Textes und schliefsen sich oben (Z. 8 des Textes) den Worten: . . . „metaphysisch waren." an.

[b] „doch" fehlt in der 4. Ausg.

[c] „aufstellt" heifst in der 4. Ausg. „veranlafst".

§ 121.[1]

Nach PLATON besteht der Gegenstand des wahren Wissens in den *Ideen;* welches Wort aber nur durch einen sehr allgemeinen Misverstand der Platonischen Lehre, die Bedeutung von *Vorstellungen* irgend welches denkenden Wesens, bekommen hat. CICERO (in den Academischen [141] Untersuchungen, im achten Capitel des ersten Buchs) übersetzt es durch *species,* und beschreibt die Ideen durch *id, quod semper est simplex, et uniusmodi, et tale, quale est.* Der Geist, sagt er, sieht *(cernit)* die Ideen; sie selbst sind folglich nicht Vorstellungen, sondern *Gegenstände* der Erkenntnifs; als Widerspiel der sinnlichen Gegenstände, welche durch ihre Untreue, (durch das *continenter labi et fluere*) ihre Unwahrheit dem Geiste verrathen, der sie durchschaut (als *index rerum.*) Diese Andeutungen stimmen mit PLATONS eigenen, vielfältigen Aeufserungen eben so genau, als mit derjenigen, fast nicht zu verfehlenden Ansicht zusammen, welche sich aus dem Obigen von selbst ergeben mufs.[2]

Man stelle sich auf den Standpunct, auf welchem die Veränderung, ihrer innern Ungereimtheit wegen verworfen wird, (oben § 108. vergl. PLATONS *Timaeus* pag. 342. *ed. Bip.* und *republ. VII.* pag. 144 und andre Stellen.) Man nehme hiezu die Evidenz des Schönen, Guten, Rechten, des mathematisch Wahren: so kann man das einförmige Seyn eben so

---

[1] „§ 144." in der 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Es wird die Auffassung des Nachfolgenden erleichtern, wenn wir hier zuerst eine der populärsten Darstellungen, die PLATON selbst von den Ideen gegeben hat, einschalten, ohne uns noch um den Ursprung der ganzen Lehre näher zu bekümmern. Im Anfange des zehnten Buchs über die Republik findet sich folgendes Beyspiel: Es giebt viele Stühle und Tische; aber nur zwey Ideen davon; eine des Stuhls, eine des Tisches. Der Handwerker blickt auf jede von beyden, indem er Tische und Stühle macht; aber die Ideen selbst kann er nicht machen. Aber es giebt Einen, der nicht blofs Tische und Stühle, und alle andern Geräthe machen kann, sondern der auch Pflanzen, Thiere, — ja sich selbst macht; und überdies die Erde und den Himmel und die Götter und alles im Himmel und in der Unterwelt. Oder glaubst Du, es gebe keinen solchen Werkmeister? — Du selbst könntest gewissermaafsen das alles machen. Nimm nur einen Spiegel, und trage ihn überall umher. — Ja, da werde ich Bilder machen, doch nicht wirkliche Dinge. — Richtig; so wie der Maler, der auch den Stuhl macht, nämlich im Bilde. Und wie denn der Stuhlmacher? Verfertigt er etwas anderes als Bilder? Den Stuhl selbst, den Einen, macht er ja nicht, sondern nur irgend einen. — Es giebt also dreyerley Stühle; den wahren, der in der Natur ist, — diesen, möchten wir (glaube ich) sagen, hat Gott gemacht; den andern macht der Stuhlmacher, den dritten der Maler. Aber der Stuhl der ersten Art, der wahre, ist nur einmal vorhanden, sey es nun, dafs Gott nur einen machen wollte, oder dafs eine Nothwendigkeit im Spiele war. Denn wären zwey vorhanden, so gäbe es wiederum einen höhern, von dem jene beyden die Beschaffenheit an sich trügen; dann wäre dies der wahre Stuhl. Das wufste Gott; und weil er den wahren Stuhl machen wollte, so machte er nur einen. — — Dafs diese fast wörtlich ausgezogene Darstellung höchst populär ist und seyn soll, fühlt gewifs Jeder; eben deshalb taugt sie nichts, wenn man beweisen will, PLATON habe ganz eigentlich, und in wissenschaftlichem Ernste, die Ideen für Geschöpfe Gottes gehalten. Gleichwohl führt TENNEMANN (Geschichte d. Philos. B. 2, S. 370) diese Stelle zu solchem Zwecke an. Doch über die Misverständnisse dieses Geschichtschreibers etwas mehr in den folgenden Anmerkungen."

wenig genügend finden, als die sinnlichen Wahrnehmungen. Die ästhetische und mathematische Erkenntnifs steht *als Factum* da; es kommt darauf an dies Factum gehörig zu deuten; wie mit *diesen* Erkenntnissen, so wird es sich ohne Zweifel mit noch mehrern verhalten. (Dies ist leitender Gedanke bey PLATON wie bey KANT.) Wer nun erkennt, der erkennt Etwas; dieses Etwas Ist. (*de rep. V. pag. 59 πως γαρ αν μη ον γε τι γνωσθειη;*) Folglich sind zum wenigsten die Gegenstände der Geometrie und Arithmetik, sowie der sittlichen und überhaupt der ästhetischen Beurtheilung, *reale* Gegenstände. Wie verhalten sich nun diese zu den sinnlichen Dingen? Sie sind deren Vorbilder, Muster (*παραδειγματα*), oder dasjenige als [1] *Qualität* (*ειδος*) an den Dingen zu bemerken seyn würde, wenn in der Erscheinung etwas anderes als eine unreine Nachbildung jener Vorbilder Platz finden [142] könnte. Im Sinnlichen ist alles nur halb, und mit innern Widersprüchen das, *was* es ist. (*de rep. 5. p. 64* und an vielen Orten.) Der Arzt heilt Kranke, aber nicht alle; der Steuermann lenkt Schiffe, aber er läfst deren auch scheitern; der Regent leitet die öffentlichen Angelegenheiten; aber er hegt auch Privat-Absichten, u. s. w. *Man lasse also, um nun die Ideen vollständig zu finden, aus dem Sinnlichen die Widersprüche weg, indem man die einzelnen Qualitäten rein hervorhebt;* — dieselben Qualitäten, welche sich unter einander aufheben, so lange sie Einem und demselben Dinge zugleich oder im Wechsel zugeschrieben werden.

Man führe diese Qualitäten auf ihre allgemeinen Begriffe zurück; denn wie jeder allgemeine Begriff nur Einmal vorhanden ist (§ 35), so auch jedes Muster als solches. *Man betrachte endlich diese allgemeinen Begriffe als Erkenntnisse realer Gegenstände,* nach Analogie jener ästhetischen und mathematischen Begriffe (der Zahlen, des Triangels, Cirkels, u. s. w.); *diese realen Gegenstände,* deren jeder in seiner Art, gleich dem entsprechenden Begriffe, nur einmal vorhanden ist, *sind die Platonischen Ideen.*

Kürzer: Man zerlege das Sinnliche in das Seyn und das Was. Das letztere so wenig wie das erstere wird einen Widerspruch enthalten, sobald man nur nicht mehr ein mannigfaltiges, und entgegengesetztes Was in Ein Ding zusammendrängt. Indem nun die Dinge verworfen werden, kann man entweder das Seyn (mit den Eleaten) oder das Was (mit PLATON) absolut setzen; wodurch dort der Satz: *das Seyn ist;* hier: *die Qualitäten sind,* herauskommt. Beyde Vorstellungsarten zusammengenommen schliefsen den Kreis des strengen Rationalismus, der die Erfahrung geradehin verwirft. Aber es wird sich bald zeigen, dafs hierin die zweyte Form nicht so consequent seyn kann wie die erste; und eben ihrer Inconsequenz [143] wegen ist sie mehrern Misverständnissen ausgesetzt wie jene. [2]

---

[1] „dasjenige, was als" in der 2., 3. und 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Die Platonische Lehre steht nicht einzeln in der Geschichte, sondern es zeigt sich in ihrem Ursprunge, so wie in ihrem Uebergange in die des ARISTOTELES, die ganz natürliche Weise, wie ein System aus den andern zu erwachsen pflegt. Seit THALES und ANAXIMANDER war das Entstehen und Vergehen der Punct, den man entweder zu erklären suchte, oder, weil der Stein des Anstofses sich nicht aus dem Wege räumen liefs, lieber umgehen und möglichst vermeiden wollte. PLATON hatte in jüngern Jahren die Heraklitischen Meinungen gekostet; wie aber ein Jeder sich späterhin über frühere Vorurtheile

§ 122.[1]

Während die Eleatische Lehre auf einen einzigen positiven und ein paar negative Sätze ihrer Natur nach beschränkt ist; breitet sich die Lehre von den absoluten Qualitäten in eine unabsehliche Weite aus. Jedoch die Form der Untersuchung ist immer dieselbe; es ist die Frage nach der Definition des Begriffs, in welchem die Erkenntnifs der Idee enthalten seyn soll. (Was ist das Rechte? Was ist das Wissen? Was ist das Schöne? Was ist das Fromme? Was ist das Wissen? Was ist das Seyn? Was ist *Dasselbe?* [ταυτον] Was ist das Andere? [ετερον], und so weiter ohne Ende.)

Bey diesen Untersuchungen aber müssen sich alle logischen Verhältnisse der Begriffe fühlbar machen. Da die Ideen für real gehalten werden, so erscheint es nun als ein Wunder, und die Bemerkung als höhere Offenbarung, dafs Eine Idee in Vielen, ja rückwärts Unendlich-Viele unter einer einzigen enthalten, gemäfs den Verhältnissen der Begriffe nach Inhalt und Umfang, angetroffen werden. (Man sehe die prächtige Ankündigung im *Philebus* pag. 219.)

Der offenbare Widerspruch, dafs Viele Seyende in gewisser Rücksicht Ein Seyendes ausmachen sollen, ist unvermeidlich, nachdem einmal die logischen Verhältnisse der Arten zu ihrer Gattung, für reale Verhältnisse gehalten werden. Bedarf die Ideenlehre einer Widerlegung, so findet sie dieselbe in diesem Puncte. Den einmal befangenen Denker blendet hier das im § 106 erwähnte Staunen.

Zum Verstehen der Platonischen Schriften ist indessen die Bemerkung nothwendig; dafs hier, wo an eigentliche Naturlehre gar nicht zu denken ist, (weil die Veränderung [144] verworfen ist,) logische (und teleologische) Betrachtungen durchgängig den Platz der physikalischen einnehmen müssen.

zu erheben sucht, so auch Er, da ihm durch die Pythagoräer und durch den SOKRATES eine andre Art der Forschung bekannt wurde. Eine dunkle Andeutung hievon findet sich in der letzten Hälfte des PHÄDON (pag. 218 ed. Bip.). Der Zusammenhang mit der Pythagoräischen Lehre aber läfst sich wohl am deutlichsten erkennen beym Sextus, Pyrrh. H. III, cap. 18. Hier wird gesagt: die unkörperlichen Elemente der Dinge seyen nach den Pythagoräern σχηματα και ιδεαι και αριθμοι. Es kommt ferner vor eine αοριςος δυας, mit der Erklärung: ης κατα μετουσιαν αι κατα μερος γιγνονται δυαδες, δυαδες; welche Worte nichts anders bedeuten können, als die Platonische Idee[a] der Zweyheit, die sich zu allen Paaren, und zu allem, was sich als ein Zwiefaches betrachten läfst, wie die Gattung zur Art verhält. Es findet sich eben daselbst eine Nachweisung, dafs die Zahlen etwas an sich, aufser den zählbaren Dingen seyen, indem sonst nicht verschiedenen Gegenständen einerley Zahlen zukommen könnte. Sind diese Ansichten älter als PLATON, so durfte er sie nur von Zahlen auf Qualitäten erweitern. — [b]Ganz kürzlich hat Herr Prof. BÖCKH ein sehr gelehrtes Werk herausgegeben: PHILOLAOS, des Pythagoräers, Lehren. Leider hat es ihm gefallen, SCHELLINGische Sätze dem Alten unterzulegen; von der höchsten Einheit der Einheit und des Gegensatzes. Diese Lehre, — welche eine willkührliche Ungereimtheit veststellt, statt dafs die wahre Wissenschaft aus dem Gegebenen die Ungereimtheiten fortschafft, — gehört nicht der werdenden Philosophie, sondern der verdorbenen; also zweyen sehr verschiedenen Zeitaltern, die ein Historiker nicht vermischen sollte."

[1] „§ 145." in der 4. Ausg.

[a] „Lehre" statt „Idee" in der 4. Ausg.

[b] Die Sätze bis zum Schlufs: „Ganz kürzlich . . . nicht vermischen sollte." fehlen in der 3. und 4. Ausg.

§ 123.[1]

Für die logischen und moralischen, überhaupt ästhetischen Entwickelungen einzelner Hauptbegriffe, ist die Ideenlehre im hohen Grade vortheilhaft. Schon das längere Verweilen bey einem einzigen Begriffe, in der Voraussetzung dafs ihm ein realer Gegenstand entspreche, ist nützlich, um die Merkmale, Gegensätze, Beyspiele zu demselben zu finden. Aber vorzüglich das Herausheben des Begriffs aus allem Beschränkenden, was ihn in der Sinnenwelt verdunkeln kann, ist ganz unentbehrlich bey den moralischen Begriffen, welche in der Erfahrung kein einziges genaues Beyspiel antreffen, sondern im reinen Denken erzeugt werden müssen. Die Ansichten von der *Bestimmung des Menschen, der Liebe, der Erziehung, der Gesetzgebung,* (in Hinsicht deren beym Platon sehr viel höchst Vortreffliches gefunden wird, was kein Zeitalter wird vergessen dürfen,) können nicht eher berichtigt werden, als bis man den Ideen *Realität* (oder statt deren die *Gültigkeit der Musterbegriffe,* welche aber Anfangs sehr natürlich mit jener verwechselt wird) zugesteht. — Nicht minder wohlthätig wirkt die Ideenlehre auf Religion, indem sie zuerst einen vollkommen würdigen Begriff vom höchsten Wesen darbietet; wobey sie jedoch eine Veränderung ihrer eigenen Grundlage erleidet, wiewohl keine so grofse, dafs das gewöhnliche, in die Platonische Lehre hineingetragene Misverständnifs dadurch gerechtfertigt würde. (Diesem Misverständnifs zufolge sollen nämlich die Ideen weder *selbstständig* noch *real* seyn, obgleich Platon dieses an sehr vielen Stellen ausdrücklich fordert, z. B. im Symposium *pag. 247*; sondern sie sollen lebendige Gedanken der Gottheit seyn, wodurch die Ideenlehre [145] ihren eigenthümlichen speculativen Charakter ganz und gar verlieren, und sich in einen Versuch verwandeln würde, die Ansicht des Anaxagoras ein wenig zu verbessern, ohne Kenntnifs der Schwierigkeiten, welche seit den Zeiten des Heraklit und Parmenides bekannt genug seyn mufsten. Bei der Lesung der Platonischen Schriften kann man diese Ansicht nur dann vesthalten, wenn man sich jeden Augenblick erlauben will, etwas in den Schriftsteller — der von *selbstständigen* Ideen redet, — hineinzutragen, was nicht da steht; und die nothwendigsten Aeufserungen der Ungewifsheit in den zahlreichen Fällen, wo er über die Ideenlehre hinausgeht, für übergrofse, ja für angenommene[2] Bescheidenheit zu nehmen;* die eines Platon höchst unwürdig wäre.)[3]

* Ein auffallendes Beyspiel giebt die Wieder-Erinnerung, wodurch Wahrheiten *a priori* erkannt werden sollen. Diese ist blofs eine annehmliche Hypothese beym Platon; keinesweges ein Lehrsatz des Systems. An der Hauptstelle, im Menon, findet sich der Schlufs: *ουκ αν πανυ ὑπερ του λογου διισχυρισαιμην.* Die Bewunderer des Platon sind viel minder behutsam.

[1] „§ 146." in der 4. Ausg.

[3] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. Nichts ist denjenigen, die ein fremdes System studiren, bequemer, aber auch nichts führt sie so sicher auf Misverständnisse, als das Ausgehn von ihren alten, einmal angewöhnten Meinungen. Wie viel Platon vom wahren

[2] „ja für angenommene" fehlt in SW.

Der Philosoph findet die Vorstellung von der Gottheit vor, als allgemein verbreitet unter dem Volke; ihm selbst ist es Anfangs ein Problem, in welcher Gestalt dieser noch ungeschliffene Edelstein ihm erscheinen solle; aus seinen eigenen Ueberzeugungen mufs diese Frage beantwortet werden; und dem erhabensten seiner Begriffe wird er den erhabensten Namen nicht versagen wollen; vielmehr mit dem Namen zugleich von bekannten Vorstellungsarten so viel aufnehmen als sich aufnehmen läfst. Dieses ist der natürliche, ja unvermeidliche Gang der religiösen Vorstellungen eines denkenden Menschen; und so unrecht es ist, dafs Einer den Andern wegen der mit gleicher Wahrheitsliebe gebildeten Religionsbegriffe verketzere und [146] verfolge, eben so wenig schickt es sich, dafs Einer dem Andern wegen der Gleichheit des Namens auch die gleiche speculative Bedeutung unterschiebe.[1]

Gott möge gewufst haben? — das war von jeher die Frage, womit man die Werke des Philosophen aufschlug; ohne daran zu denken, dafs man mit gar keinen Fragen und vorgefafsten Meinungen kommen, sondern sich bereit halten müsse einen ganz neuen Unterricht zu empfangen. — Mit andern hat dem eingewurzelten Vorurtheil von den Ideen, als Gedanken im göttlichen Verstande, auch TENNEMANN gehuldigt; merkwürdig ist die Verlegenheit, in welche ihn deshalb ARISTOTELES setzt, der sowenig wie SEXTUS und CICERO, von jener Grille etwas weifs; noch merkwürdiger die Dreistigkeit, mit der er sich herauszieht. ARISTOTELES habe misverstanden; dafs PLATON die Ideen für real gehalten, sey nicht erweislich, (vermuthlich soll ARISTOTELES gegen TENNEMANN die Last des Beweises übernehmen!) widerspreche vielmehr allem, was wir von PLATON aus seinen eignen Schriften wissen; [a](nichts weniger! der Verfasser dieses Buchs hatte den ARISTOTELES noch nicht gelesen, als er gerade dieselbe und keine andre Lehre im PLATON fand wie jener; auch GARVE, in der Uebersetzung der Aristot. Ethik, bezeugt dasselbe,) ja ARISTOTELES soll gar sich selbst in diesem Puncte widersprechen! [b]Das letzte ist das Aergste von Allem! ARISTOTELES sagt, wie sichs gebührt, die Ideen seyen Nirgends; daraus schliefst der Kantianer TENNEMANN, sie seyen keine Substanzen; statt dafs jeder Unbefangene schliefsen würde, hier wenigstens hätte ARISTOTELES hinzusetzen müssen, zwar nirgends im Raume, aber im göttlichen Verstande; wie dieses PLATON selbst an unzähligen Orten beyfügen müfste, (z. B. im Symposium,) — wenn ihm etwas der Art in den Sinn gekommen wäre. — Die Wahrheit ist kurz diese: der Stellen im ARISTOTELES, wo er, [c]wenn nicht völlig kopflos und gedächtnifslos; von Ideen im göttlichen Verstande sprechen müfste, wofern etwas daran wäre, sind so viele, dafs sie sich kaum zählen lassen. Sextus Pyrrh. H. II, cap. 20 spricht und schweigt wie ARISTOTELES. CICERO kennt wohl Ideen, aber keine im göttl. Verstande. Endlich PLATON selbst müfste seinen Untersuchungen eine durchaus andre Wendung geben, wie er überall thut; er sollte ausgehn vom göttl. Verstande, ungefähr wie SCHELLING vom Absoluten; er thut es nicht. [d]Also an dem ganzen abentheuerlichen Mährchen ist kein wahres Wort."

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt:

„Die religiöse Gesinnung, welche jedem nur etwas zartfühlenden, und nicht ganz roh aufgewachsenen Menschen, höchst natürlich ist, ihn niemals im Leben verläfst, ihm vielmehr stets theuer und werth bleibt, — diese nimmt in verschiedenen Systemen eine verschiedene Form an; und

---

[a] Der folgende Satz in Parenthese: „(nichts weniger! ... bezeugt dasselbe,)" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[b] „Das letzte ist das Aergste von Allem!" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[c] „wenn nicht völlig kopflos und gedächtnifslos;" fehlt in der 4. Ausg.

[d] „Also ... wahres Wort." fehlt in der 3. und 4. Ausg.

Die Ideenlehre kann keine populären Begriffe von Gott, als einem Geiste nach Analogie der menschlichen Seele, als einem Wesen in nothwendiger Verbindung mit der Welt, zulassen. Sie mufs *unter den Ideen* Eine finden, welche hervorrage unter den andern; und dadurch, wenn überhaupt ein Uebergewicht, dieses zu allererst in der Mitte *der Ideen selbst* sich erwerbe. Von einer Welt, ist hier überall noch nicht die Rede.

Nun findet sich die Idee des *Guten;* als diejenige, welche vermöge der Bedeutung des Wortes unmittelbar für die absolute Vortrefflichkeit erkannt wird. Die erste Frage ist hier wie bey allen Ideen: *was ist das Gute?* Und die erste Antwort setzt dasselbe in das ästhetische Gebiet, mit Hinzufügung einiger specifischen Merkmale. (Im Philebus wird das Gute definirt durch Schönheit, Maafs und Wahrheit; aber es finden sich auch schon hier die Bestimmungen der Vollendung und absoluten Zulänglichkeit; — *ἱκανον τἀγαθον, και παντων γε εις τȣτο διαφερει των οντων.* pag. 227.) Aber das Gute, so fern es noch mehr ist als das Würdige, führt eine Beziehung mit sich auf etwas anderes, *dem* es gut sey.* Dies verbunden mit der Zulänglichkeit, die ihm zugestanden werden mufs, damit nicht die Güte selbst von äufsern Bedingungen abzuhängen scheine, führt auf den Begriff des Wohlthuns, und zwar des *absoluten Wohlthuns;* welches diejenigen selbst schafft, denen es wohlthut. So finden wir es wieder als die *Sonne im Gebiete der Ideen.* (Es kommt hinzu das *βασιλευειν νοητȣ γενȣς.*) Es übersteigt selbst die Realität an Würde, [147] und ist der Ursprung der Realität; *(de rep. VI. pag. 120.)* Es trägt das Reale, es erhält es im Seyn. (Dazu pafst die Definition: *αγαθον, αιτιον σωτηριας τοις ουσι.* Definit. p. 296.) Mit einem Worte, das Gute ist Gott: so wie rückwärts, auf die

* Man kann hiebey das Ende des dritten Capitels im ersten Buche meiner allgemeinen praktischen Philosophie vergleichen.[1]

sie bricht in denselben sich oftmals eine Bahn, welche die schon vorhandenen Gänge durchkreuzt, und dadurch zu erkennen giebt, dafs in dem einzelnen Menschen, wie in dem Menschengeschlechte, die Religion älter ist als die Philosophie. Wer nun ein fremdes System — nicht etwan sich aneignen, sondern — fürs erste wenigstens, — als eine Thatsache kennen, und dessen Construction begreifen lernen will: der mufs das Religiöse in dem System nicht gleich Anfangs mit den theoretischen Grundlagen verwechseln und vermengen; sondern da, wo sich die religiöse Gesinnung wirksam zeigt, sorgfältig die hieraus entstandene Abänderung von dem Veränderten und zum Grunde liegenden unterscheiden. Sonst lieset man ein philosophisches Buch wie ein Erbauungsbuch, welches zwar an sich nicht zu tadeln, doch aber dem Zwecke, mit welchem man gerade ein solches Buch und nicht lieber ein absichtlich der Erbauung wegen geschriebenes, zur Hand nahm, nicht ganz angemessen ist. Für manche Leser des PLATON scheint diese Erinnerung sehr[a] nothwendig zu seyn."

[1] Die vorstehende Fufsnote fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[a] „sehr" fehlt in SW.

Frage, warum schuf Gott die Welt? die Antwort erfolgt: *er ist gut. (Timaeus pag. 305.)*[1]

§ 124.[2]

So fern nun also von den Ideen geredet wird mit Rücksicht auf das Gute, (dessen letzte Bestimmung als ein zu der vorigen Theorie neu hinzukommender, und schon deshalb nicht überall durchgreifender Aufschlufs anzusehen ist,) besitzen sie nicht mehr, wie ursprünglich, ein selbstständiges Seyn; sie nehmen vielmehr jetzt ihre Realität zu Lehn von der aus ihrer Mitte emporgestiegenen höchsten Idee. Dennoch sind und bleiben sie real; sie verwandeln sich keinesweges in blofse Gedanken; und brauchen nicht erst realisirt zu werden durch ihre Nachbilder in der Sinnenwelt.

Das System aber, welches auf diese Weise schon seine erste Veränderung erlitten hat, wird sich selbst noch viel mehr ungetreu werden, indem auch noch von der Weltbildung die Rede seyn soll. Es geräth bey diesem Puncte in grofse Verlegenheit wegen der Einstimmung mit sich selbst. Auf der einen Seite beruht es ursprünglich ganz und gar auf dem Gegensatze gegen das Wandelbare und Wechselnde; auf der andern Seite finden sich mitten im Wandelbaren zahllose Gegenstände, an welchen die Nachahmung der Ideen gar nicht zu verkennen, und eben so wenig gering zu schätzen ist; ja der Mensch, der die Ideen erkennt, und der Staat, der ihnen eine glänzende Darstellung bereiten soll, gehören selbst mit zu der wechselnden sinnlichen Welt. Da nun eine so harte Verurtheilung des Scheins, wie bey den Eleaten, hier gar nicht angebracht seyn würde; so mufs es zuvörderst ein *Mittel*[148]*ding* geben zwischen *Seyn und Nicht-*

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Die Stelle im sechsten Buche der Republik (pag. 112—125) ist im ganzen Umfange der Platonischen Schriften wohl einzig in ihrer Art. Es wird darin die Idee des Guten, welche sonst nur als eine unter den übrigen Ideen betrachtet werden kann, über alle gesetzt; und es ist kein Zweifel, dafs darunter die Gottheit verstanden werden mufs. Zugleich wird darin gefordert, das eigentliche, wahre Wissen solle vom Princip des Ganzen ausgehn, und das Gebiet der Ideen von hieraus durchlaufen. — Wenn man diese Stelle aufmerksam lies't, so sieht man: das Gute ist das Verknüpfende, und darum das Lebensprincip der Ideenwelt. Denn erstlich: das Gute ist nicht selbst das Seyn, aber es ertheilt dasselbe allen Ideen. Was heifst dieses im genauen Zusammenhange der Ideenlehre? Nichts anders als dies: da die andern Ideen in so fern sind, als sie an der Idee des Seyn Theil nehmen, (man vergleiche hier den ganzen Sophista,) so ist das Gute das Vermittelnde dieser Gemeinschaft. Zweytens: das Gute giebt Erkenntnifs dem Erkennenden, und Wahrheit dem Erkannten, gleich dem Lichte der Sonne. Um dies zu verstehn, mufs man wissen, dafs (nach der Darstellung im Timäus,) die Intelligenzen selbst aus Ideen bestehn, demnach das Wissen wiederum nur eine Gemeinschaft der Ideen untereinander ist. Auch hier also ist das Gute das Vermittelnde dieser Gemeinschaft. Eben darum aber steht es, drittens, höher als alle andern, und ist das Princip des Wohlthuns im Ideenreiche, weil sie sonst starr und vereinzelt stehn, und den Werth nicht haben würden, der im Erkennen und Erkanntwerden (in der φρονησις) liegt. — Weit entfernt nun, dafs die Idee des Guten, sammt den übrigen Ideen, im göttlichen Verstande sich befände: liegt, gerade umgekehrt, der göttliche Verstand in dem Guten, welches selbst das Princip alles Verstandes, und eben darum die Gottheit und das erhabenste der Wesen ist."

[2] „§ 147." in der 4. Ausg.

seyn (*de rep. V, p. 56*; ein Begriff, dessen völlige Ungereimtheit eben so offenbar ist als seine Unentbehrlichkeit an dieser Stelle.) Dieses Mittelding ist aber nur Gegenstand des *Meinens*, nicht des *Wissens;* und aller weitern Theorie wird sorgfältig der Satz vorangeschickt: *wie das Seyn zum Wechsel, so verhält sich die Wahrheit zum Glauben. (Timaeus pag. 303.)*[1]

Es kann nun die Welt nicht *ohne* die Ideen, aber auch nicht blofs *aus* Ideen (denen der Wechsel fremd ist,) zusammengesetzt werden. Schon indem die nöthigen Ideen mit einander verbunden werden, braucht es *Gewalt*; (*Timaeus p. 312, την θατερον φυσιν δυσμικτον ουσαν εις ταυτο ξυναρμοττων βια*); welche Gewalt wäre erspart worden, wenn die Welt, diese wunderliche Mischung des Sich-selbst-Gleichen und des Gegensatzes, nicht für etwas Halb-Reales hätten gelten sollen. Aber es bedarf nun auch noch der *Materie*, (*μικτεον το της πλανωμενης ειδος αιτιας, χαλεπον και αμυδρον, Timaeus pag. 340. 341.*) Genau gemäfs dem oben (§ 105) aufgestellten Begriffe des *Stoffes*. Also als etwas völlig Formloses (*αμορφον*), eigentlich als ein Seyn ohne Was, ist diese Materie ursprünglich noch aufser und neben den Ideen vorhanden; diese letztern werden alsdann darin nachgebildet durch die Gottheit; — wobey denn freylich weder eine gesetzmäfsige Natur, noch eine Theodicee, noch ein consequentes System gewonnen wird.

Alles Weitere mufs hier wegbleiben, nachdem das System auf seinen drey verschiedenen Stufen, als reine Ideenlehre (welche in allen Platonischen Schriften die Grundlage macht), als Lehre vom Guten, dem Haupte erstlich des Ideenreiches und dann der Sinnenwelt, (welche Vorstellung sich allmählig scheint ausgebildet zu haben, und nur an wenigen Stellen sich deutlich ausspricht), endlich als ein Versuch, von der Sinnenwelt eine annehmliche Meinung vorzubringen, (im Timaeus, der ausdrücklich *nur* [149] für einen solchen Versuch will genommen seyn,) — in den einfachsten Grundzügen ist nachgewiesen worden. Belehrend ist das System in *speculativer* Hinsicht vorzüglich durch seine Inconsequenz, worin es sich mit vielen neueren und neuesten Systemen vergleichen läfst. Die allgemeinen Hauptgedanken zu solcher Vergleichung sollen hier folgen.[2]

---

[1] „*(Timaeus pag. 303; de rep. VII, pag. 166.)*“ in der 2., 3. und 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Wäre die durchaus[a] mythische Beschaffenheit des Dialogs, der vom Timäus benannt ist, gehörig beachtet worden: so hätte die Platonische Lehre niemals so sehr misverstanden werden, ja sie hätte nie so dunkel und schwer scheinen können, als der Fall gewesen ist. Gleich der Anfang des Dialogs verräth denen,[b] welche die Augen öffnen wollen, den mythischen Geist ganz deutlich. Er erinnert an die heilsame Lüge, durch welche PLATON im dritten Buche der Republik (pag. 319) die Bürger seines Staats zu überreden wünscht, sie seyen Erdgeborne mit allen ihren Werkzeugen und Einrichtungen. Ganz in diesem nämlichen Geschmack ist die vorgebliche Erzählung des SOLON von dem, was er in Aegypten gehört habe, (Timäus pag. 289). Indessen leuchtet PLATOS Gesinnung und Meinung überall deutlich[c] durch. Wie er im Phädon äufsert,

---

[a] „durchaus“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[b] „verräth denen, ... Geist ganz deutlich.“ heifst in der 3. und 4. Ausg.: „verräth den mythischen Geist.“

[c] „deutlich“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

§ 125.[1]

Jedes System, dessen Urheber nicht ohne vorgängigen Unterricht gearbeitet hat, sucht irgend welche Schwierigkeiten und Irrthümer zu vermeiden: in welche die Früheren verfallen waren. Zum Verstehen ist es die erste Bedingung, diese vermiedenen Klippen zu kennen. Daraus ersieht man nicht blofs die *Bedeutung* der ersten Grundsätze, sondern man lernt auch die *Anfangspuncte* des Systems unterscheiden von den *Zusätzen*, welche späterhin, oftmals folgewidrig genug, hineingekommen sind, und welche, wenn sie vorangestellt werden, das Ganze unbegreiflich machen. (So ist durchs Voranstellen der Meinungen im Timaeus, die Platonische Lehre von den Meisten ganz[2] unverständlich vorgetragen worden.) Die Aufmerksamkeit hierauf ist um so nöthiger, je beschränkter bey den allermeisten[3] Denkern die erste Auffassung der philosophischen Probleme zu seyn pflegt; und je mehrern, oft höchst dringenden, Rücksichten auf das zu spät bedachte sie weiterhin nachgeben.

Ferner, jedes System, das nur mit irgend einiger Kenntnifs der Probleme gearbeitet ist, entfernt sich Anfangs von der Erfahrung, und sucht sich ihr am Ende wieder zu nähern. Das erstere kann nicht fehlen, weil eben die Unmöglichkeit, es bey der Erfahrung bewenden zu lassen, das Philosophiren hervortreibt; das zweyte wird nicht leicht fehlen, weil jeder am Ende Bestätigungen und Rechnungsproben sucht. — Hieran sind nun wiederum die spätern Theile des Systems von den früheren zu unter[150]scheiden. Die gezwungenen Erklärungen der Phänomene gehören immer ans Ende hin; und um so sicherer, je weniger Scharfsinn, je mehr Ermüdung im Denken, je mehr gespaltene Rücksichten auf Vielerley zugleich, sie verrathen.

Endlich und hauptsächlich: jedes System, welches seinen praktischen Theil nicht ganz bestimmt vom theoretischen sondert, hat verborgene Quellen, die der Urheber selbst nicht recht kennt; die aber bey der

---

er habe die teleologische Welterklärung beym ANAXAGORAS zu finden vergeblich gehofft (pag. 221), so liefert er sie nun selbst im Timäus, ganz[a] unbekümmert um eigentliche Naturgründe. Wie er im Sophista (pag. 265) die κινησις nöthig hat, um sich das Leben zu denken, übrigens aber das ταυτο und das ἑτερον zu Repräsentanten des Wahren und des Scheins macht, so mischt er auch im Timaeus die Seele aus diesen beyden Ideen, welche hier Vernunft und Sinnlichkeit vorstellen, sammt der des Seyn, ohne welche das Ganze nicht real seyn könnte; dann aber setzt er das Gemischte in Bewegung, damit im Umschwunge die Gegenstände der Erkenntnifs angetroffen, und innerlich aufgenommen werden. Hier sind nun Ideen in dem lebenden Wesen, und das ist kein Wunder; denn es besteht aus ihnen, wie etwa nach unsrer Chemie Wasser aus Sauerstoff und Wasserstoff, so dafs diese Bestandtheile das Reale in dem Zusammengesetzten sind; aber auch hier ist an Ideen im heutigen Sinne, als Vorstellungen in einem vorstellenden Wesen, als Attribute einer Substanz, — nicht aufs entfernteste zu denken."

[1] „§ 148." in der 4. Ausg.

[2] „ganz" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[3] „meisten" in der 3. und 4. Ausg.

---

[a] „ganz" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

Prüfung aufgedeckt werden müssen. Es sind nämlich die ästhetischen Urtheile ihrer Natur nach unabhängig von aller Theorie; es ist eben so die Reihe der metaphysischen Probleme unabhängig von jenen Urtheilen. (Vergl. § 75. 79.) Jeder Denker nun, der diese Unabhängigkeit nicht anerkennt, wird, sich selber unbewufst, von zweyen Kräften getrieben, indem er zugleich erklären will, und Vorschriften geben; zugleich das Wahre sucht, und das Vortreffliche. Wie dem PLATON das Gute zum Realprincip wurde, welches die Ideenlehre in ihren ersten Gründen verdarb: so sehen wir durchgängig die theoretische Philosophie von der praktischen verdorben; wir sehen in neueren Systemen, wider die Consequenz, Dinge an sich beybehalten, damit praktische Postulate Raum haben; wir sehen eben so folgewidrig eine Mehrheit von Vernunftwesen zugestanden, damit für Recht und Pflicht nicht der Boden verloren gehe. Nicht minder sehn wir umgekehrt das Praktische unter dem Theoretischen leiden; es wird der Musterbegriff des Guten im Dunkeln gelassen, weil eine strahlende *Sonne* allzuvoreilig sich daraus erhob; so wie anderwärts (bey SPINOZA) sogar dem Recht und der Macht einerley Gränzen gesetzt werden, weil alle Macht, theoretisch betrachtet, für eine Aeufserung des höchsens Wesens gehalten wird.

Jedes System der beschriebenen Gattung hat eben deshalb eine doppelte Einseitigkeit, eine praktische, und eine [151] theoretische. Denn sobald die ästhetischen auf die metaphysischen Grundgedanken, und rückwärts, einen Einflufs verlangen, so hindern sie sich unfehlbar gegenseitig in ihrer Entwickelung; und daher können sie am wenigsten zu derjenigen gesetzmäfsigen Vereinigung gelangen, zu der sie am Ende sollten verknüpft werden. [1]

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Vorzüglich um zu diesem letzten Paragraphen Gelegenheit zu geben, [a](welchen alle diejenigen, die noch Rath anzunehmen fähig sind, beherzigen mögen,) und aufserdem um der historischen Wichtigkeit willen, ist im vorstehenden Capitel die Platonische Lehre mit mehr als verhältnifsmäfsiger Ausführlichkeit behandelt worden. Denn für die Metaphysik hat sie weiter kein Interesse, als in so fern sie auf ziemlich bestimmter Auffassung des Widersprechenden in der Sinnenwelt beruht. Uebrigens ist die Ideenlehre eine Mythologie, die man[b] aus demselben Grunde, wie andre Mythologien, studiren mag, nämlich weil sie den Schlüssel zu so vortrefflichen Kunstwerken, wie mehrere Werke des PLATON unstreitig sind, darbietet; z. B. zu dem Phädon und dem Symposium. Wer aber in der Bewunderung des PLATON gefangen ist; wer sich nichts besseres wünscht, als mit diesem philosophiren zu können: der hat es in der Philosophie nicht gar weit gebracht. Bewundert man ihn als Religionslehrer? Wenn seine Schriften neben das neue Testament gelegt werden, so erbleicht der Mond vor der Sonne. Oder als Staatslehrer? Die äufsersten Umrisse der Staatslehre beym PLATON sind vortrefflich; (unendlich besser als bey ROUSSEAU;) aber das reicht nicht zu, um die politische Schwärmerey abzuhalten; hiezu mufs man den Staat einerseits als eine Rechtsgesellschaft, andererseits als ein nothwendiges, und nothwendig wandelbares Erzeugnifs der menschlichen Natur kennen. Oder bildet man sich gar ein, zur Naturlehre, — gleichviel ob zur geistigen oder zur körperlichen — beim PLATON die Schlüssel zu

---

[a] „(welchen alle . . . beherzigen mögen,)“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[b] „die man aus demselben Grunde,“ . . . heifst in der 3. und 4. Ausg.: „die man theils, weil sie eine sehr wichtige Stufe der Erhebung zum philosophischen Denken historisch bezeichnet, theils aus demselben Grunde,“ . . .

Fünftes Capitel.

Vorblick auf Resultate metaphysischer Untersuchungen.

§ 126.[1]

Nachdem ARISTOTELES sich zu sehr an die Erfahrung gehalten hatte, um einem ernstlichen Mistrauen gegen sie Raum zu geben, und zu sehr der blofs logischen Bearbeitung der Begriffe geneigt gewesen war, ohne doch selbst hierin etwas Vollendetes zu liefern: blieben lange Jahrhunderte beschäfftigt in dem einmal vorhandenen Gedankenkreise; sie mischten und modificirten den empfangenen Vorrath, ohne dafs recht bedeutende speculative Erfindungen zum Vorschein gekommen wären.

Auch selbst die glückliche Zeit, in welcher die Algebra sich erhob, die Rechnung mit veränderlichen, und mit Verhältnissen unendlich kleiner Gröfsen erfunden wurde, — ist für die Metaphysik nicht sehr fruchtbar gewesen. Wohl aber hat die, der empirischen Physik so nützliche Reform des BACO, bedeutenden Nachtheil für die Metaphysik gebracht, indem man verachten lernte, was man nicht erreichen konnte; und sich gewöhnte zufrieden zu seyn mit Erfahrungskenntnissen, zu denen ohne Metaphysik immerfort die Denkbarkeit der Begriffe fehlt.

Sehr natürlich zogen sich jetzt die Philosophen von der Naturbetrachtung, die einen kostbaren Apparat, oder [152] weitläuftige Rechnungen erforderte, mehr zurück zu der Betrachtung *innerer* Thatsachen; und schon deshalb mufste allmählig alles Philosophiren einen vorherrschenden *psychologischen* Charakter annehmen. — Indem man nun das Erkennen selbst zum Gegenstande des Nachdenkens machte, entstand der Gedanke, mit Hülfe der zuvor bestimmten Gränzen des Erkenntnifs-Vermögens die Anmaafsungen der Metaphysik immer weiter zurückzuweisen, damit nicht länger Zeit und Mühe mit Untersuchungen verdorben werde, welche aufser der Sphäre des menschlichen Verstandes lägen. — Dafs dieser Gedanke von einer gänzlich falschen Ansicht der Metaphysik ausging, mufs aus dem vorigen von selbst klar sein. *Die Metaphysik hat keine andre Bestimmung, als die nämlichen Begriffe, welche die Erfahrung ihr aufdringt, denkbar zu machen.* Wenn nun das,[2] was wir Verstand nennen, vorzüglich darin sich äufsert, dafs wir das Ungereimte vermeiden, und diejenigen Begriffe, die wir nun einmal haben, und *nicht* vermeiden *können,* wenigstens von Wider-

finden? Freylich hat der Urheber[a] der neuesten sogenannten Naturphilosophie den ungeheuern Mifsgriff gemacht, sich nicht blofs an KANT und an SPINOZA (diese konnten zwar nichts helfen, aber doch nicht so auffallend schaden,) sondern auch an den PLATON anzulehnen, der die Teleologie nicht etwan neben die Naturbetrachtung stellt, sondern deren Platz hiedurch ganz und gar ausfüllen will! — Kein Hauch des Platonismus darf die eigentliche Naturforschung anwehen; diese beruht unwandelbar auf den Begriffen der Substanz, der Kraft und der Bewegung; nicht auf einer Verbindung von Ideen und formloser Materie."

[1] „§ 149." in der 4. Ausg.

[2] „Wenn nun das, . . . liegen zu lassen." fehlt in der 4. Ausg.

[a] „der Urheber der neuesten sogenannten Naturphilosophie" heifst in der 3. und 4. Ausg.: „SCHELLING" . . .

sprüchen säubern: so liegt keine Wissenschaft so sehr in der Mitte der Sphäre unseres Verstandes, als eben die Metaphysik. Der Ursprung derselben in den ältesten Zeiten, und aus den, in den vorigen Capiteln nachgewiesenen Problemen, mufste erst ganz und gar verkannt oder vergessen werden, ehe man den Rath geben konnte, Erfahrungen fort und fort anzuhäufen, die Begriffe aber, durch welche diese Erfahrungen müssen gedacht werden, ohne Ausbildung liegen zu lassen.[1]

Was nun vollends das Unternehmen anlangt, *erst* die Gränzen des menschlichen Erkenntnifsvermögens auszumessen, und *dann* die Metaphysik zu kritisiren: so setzt dieses die ungeheure[2] Täuschung voraus, als ob das Erkenntnifsvermögen leichter zu erkennen sey, denn das, womit die Metaphysik sich beschäfftige. Es liegt aber vor Augen, dafs alle Begriffe, *durch die* wir unser Erkenntnifsvermögen denken, selbst metaphysische Begriffe sind. Erlauben [153] wir uns, von unserem Geiste zu reden, als ob in ihm eine Mannigfaltigkeit von Vermögen (wenn auch nur der Sensation und Reflexion) vorhanden sey: so verfallen wir in den Widerspruch des § 101. Sprechen wir von der *Wirksamkeit* dieser Vermögen, *von der Veränderung unserer Gedanken durch das Denken:* so gerathen wir in das Trilemma, welches der Veränderung überhaupt entgegen steht; und welches schon die Eleaten müssen durchschaut haben, da sie die Veränderung so entschieden läugneten. Halten wir unsere Seele für eine unbeschriebene Tafel, auf welche durch Hülfe der Sinne, Eindrücke von äufsern Dingen gemacht werden: so stehn uns die Widersprüche in den Begriffen des Thätigen und Leidenden im Wege.

Zum Beweise[3] der Schwäche ganzer philosophirender Zeitalter sind dennoch Versuche dieser Art von Beschränkung der Metaphysik, zu wiederhohlten malen nicht nur gemacht, (die Täuschung einzelner geistreicher Männer wäre nicht wunderbar, sondern sie haben auch die Meinung verbreiten können, dafs durch sie über die Metaphysik entschieden sey. LOCKE in seinem Werke über den menschlichen Verstand, erklärte die Absicht, der menschlichen Erkenntnifs ihre Gränzen nachzuweisen, deutlich genug

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. Wenn der Sinn eines Wortes sich nach dem Gebrauche richten sollte, den Dieser oder Jener davon macht, so wäre Metaphysik ein höchst vieldeutiges, und darum kaum verständliches Wort. Wer wissen will, welche Bedeutung dieses Namens uns die frühere Zeit überliefert hat; der sehe die älteren Metaphysiken durch, von ARISTOTELES bis WOLFF und dessen Schule: es wird sich finden, dafs die Begriffe vom Seyenden, von dessen Qualität, von der Ursache, und ihrer Wirkung, vom Raume, und von der Zeit, überall den Gegenstand dieser Wissenschaft ausgemacht haben; es wird sich finden, dafs diese Begriffe als aus der Erfahrung bekannt, und in ihr gegeben, sind vorausgesetzt worden, dafs man alsdann versucht hat, sie logisch zu bearbeiten, und dafs man hierüber in Streitigkeiten aller Art gerathen ist. Diese Streitigkeiten, und ihr in den Erfahrungsbegriffen verborgener Grund, — nicht aber die Künste, durch welche man hie und da dieselben zu umgehen oder zu überspringen gesucht hat, weil man zum strengen Denken zu schwach oder zu träge war, — bestimmen den Begriff der Metaphysik."

[2] „ungeheure" fehlt in der 3. Ausg.

[3] Der folgende Satz: „Zum Beweise ... Metaphysik entschieden sey." fehlt in der 4. Ausg.

gleich auf den ersten Blättern. Bey ihm konnte ein scheinbarer Erfolg der Absicht um so leichter entsprechen, indem er die Leser zu keinem besonders scharfen Nachdenken anregte. Als aber ein ohne Vergleich tieferer Denker unter uns, als KANT denselben Weg noch einmal betrat: da erwachte die Metaphysik, anstatt einzuschlafen; denn eine so kräftige Aufregung war ihr seit Jahrhunderten nicht zu Theil geworden. Gerade darin liegt KANTS Ruhm, dafs seine Nachfolger bey dem Ziele, wohin er sie führte, unmöglich still stehn konnten.[1]

§ 127.[2]

Schon oben (im § 103) ist angegeben worden, weshalb sich die Kantische Lehre zu dem strengen Idealismus [154] FICHTE's hinüberneigt. Es kommen noch mehrere Gründe hinzu, warum jene Lehre, oder eine ihr ähnliche, nicht genügen kann; darunter lassen sich folgende hier kurz anzeigen, und dem im vorigen § Gesagten beyfügen.

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. [a] Gleichwohl versucht das Zeitalter jetzt, ob es nicht still stehen könne? Man hofft immer noch das Geheimnifs zu finden, in einer Besinnung auf sich selbst, einer innern Anschauung, den Stein der Weisen zu gewinnen. Dafs es den Menschen der früheren Zeit auch frey gestanden habe, sich auf sich selbst zu besinnen, und sich innerlich wahrzunehmen, dies vergifst man entweder, oder man sucht die wahre Selbstanschauung in so weiter Ferne, (bey den Indiern, oder bey den ältesten Vätern des Menschengeschlechts,) dafs keine klare Geschichte mehr verhindert, beliebig zu deuten und zu dichten.

[b] Wenn ein ruhiger, nüchterner Kopf, der von diesen Thorheiten frey ist, versucht, sich selbst aufzufassen: so wird er sich gestehen müssen, dafs ein vestes Wissen hiedurch, ohne Hülfe der Metaphysik zu erlangen, schlechterdings [c] unmöglich ist. Beyspielshalber wollen wir einen solchen Versuch hier anstellen. Nichts scheint klärer und unleugbarer als der Satz: Ich finde mich denkend und wollend. Ist nun dieser Satz eine tadelfreye Aussage einer empirischen Grundwahrheit? — Erstlich ist in ihm die Thatsache, die er aussagen soll, kläglich [d] verstümmelt. Denn zwischen dem Denken und Wollen giebt es eine unzählige Menge von Mittelzuständen, die man alle auch in sich findet; als das Meinen, Hoffen, Wünschen, Phantasiren, u. s. w. dergestalt, dafs ein ganz scharfes Denken und ein ganz entschlossenes Wollen nur die seltenen Culminationspuncte der innern Zustände ausmachen, die man, wenn es darauf ankommt, eine gute Beobachtung gut darzustellen, gar [e] nicht aus dem Zusammenhange mit jenen herausreifsen darf. — Zweytens: Wer sich als denkend und wollend auffafst, der fängt damit an, Sich zu entzweyen, und dies Zweyerley, das Denken und das Wollen, für dasjenige auszugeben, als was er Sich, den Einen und untheilbaren, finde. Hiebey denke man zurück an § 101, 103, 107, 109, oder vielmehr an das ganze Vorhergehende. Wäre auf diesem Wege, worauf ein so ausgezeichneter Kopf, wie FICHTE, sich versuchte, die wahre und genügende Philosophie zu finden, so besäfsen wir sie längst."

[2] „§ 150." in der 4. Ausg.

---

[a] Statt des folgenden Satzes (Z. 1 u. 2): „Gleichwohl versucht . . . Man hofft immer noch das Geheimnifs zu finden," . . . hat die 4. Ausg.: „Noch immer hofft Mancher, das Geheimnifs zu finden," . . .

[b] Der folgende Abschnitt bis zum Ende der Anmerkung: „Wenn ein ruhiger . . . so besäfsen wir sie längst." fehlt in der 4. Ausg.

[c] „schlechterdings" fehlt in der 3. Ausg.

[d] „kläglich" fehlt in der 3. Ausg.

[e] „gar" fehlt in der 3. Ausg.

1. Der speculative Charakter des Kantischen Systems wird durch dessen Grundfrage bestimmt: woher kommen die Formen der Erfahrung? und mit welchem Rechte werden sie auf die Erscheinungen übertragen? — Allein es fehlt viel daran, dafs in dieser Frage die Auffassung der metaphysischen Probleme vollständig enthalten wäre. Das Motiv der Forschung ist zu beschränkt gewesen, um die Wissenschaft gehörig begründen zu können.

2. Die Grundfrage ist durch das System nicht aufgelöst. Man mag Raum und Zeit, Kategorien und Ideen als im Gemüth liegende Bedingungen der Erfahrung ansehn: damit erklärt sich nicht die *Bestimmtheit* jedes einzelnen Dinges in der Erscheinung. *Das Gemüth hält für alles Gegebene dieselben und die sämmtlichen Formen bereit.* Will man jedem Gegebenen überlassen, sich *nach seiner Art* diese Formen gehörig zu bestimmen oder *auszuwählen:* so müssen im Gegebenen *gerade so viele Beziehungen auf unsre Formen* vorkommen, als wir Figuren, Zeiträume, zusammengehörige Eigenschaften Eines Dinges, zusammengehörige Ursachen und Wirkungen, u. s. w. in der Erfahrung bestimmt finden. Da nun das Gegebene (die Materie der Erfahrung) am Ende von den Dingen an sich hergeleitet wird: so bekommen diese eine eben so grofse Mannigfaltigkeit von Prädicaten, als wir mannigfaltige Bestimmungen in der Erscheinung wahrnehmen; wider den Kantischen Satz, dafs wir die Dinge an sich nicht erkennen. — Das Unrichtige der Auflösung verräth sich aber auch dadurch, dafs der schwierigste Fragepunct dadurch gar nicht getroffen wird. *Wie* nehmen wir die Formen wahr, da wir diese Wahrnehmung weder *in* noch *aufser* der Materie des Gegebe[155]nen nachzuweisen vermögen? *Dafs* wir sie wahrnehmen, ist sehr gewifs, (man sehe das erste Capitel dieses Abschnitts,) aber es kommt noch darauf an zu erklären, dafs wir hier eine runde, dort eine viereckige Figur *darum* wahrnehmen *müssen, weil* in der Art und Weise, wie uns das Farbigte gegeben wird, *gewisse* (bis jetzt nicht[1] aufgezeigte, aber aufzuzeigende) *Bedingungen* enthalten sind. Wie in diesem Beyspiel, so in den übrigen.

3. Es kann gar nicht zugestanden werden, dafs im Gemüth eine ursprüngliche Mannigfaltigkeit von Formen enthalten sey; wegen § 101.[2]

4. *Die psychologischen Voraussetzungen,* nach welchen die verschiedenen Seelenvermögen angenommen sind, und worauf die ganze Kritik des Erkenntnifsvermögens gebaut wird,[3] *sind selbst als Auffassungen der Thatsachen des Bewufstseyns in jedem Puncte unsicher, und voll von Erschleichungen.* — Die *wahren* Thatsachen des Bewufstseyns sind die ganz individuellen und momentanen innern Ereignisse in dem Gemüth eines Jeden; diese können nicht nur schlechterdings nicht *vollständig* an-

---

[1] „(bis jetzt nicht" . . . heifst in der 4. Ausg.: „(von KANT nicht" . . .

[2] Die 4. Ausg. hat hier folgende Fufsnote:

„* Auf Einheit der Seelenkraft drang zwar schon WOLF, (psych. rat. § 57) er erwähnt, dafs aus Annahme mehrerer Kräfte unauflösliche Schwierigkeiten in der Bestimmung ihres gegenseitigen Causalverhältnisses entstehen würden. Dennoch ist er von derjenigen Einheit, worauf es in der Psychologie ankommt, weit entfernt geblieben. Er nimmt eine Menge von Gesetzen der verschiedenen Seelenvermögen aus der empirischen Psychologie herüber. § 76. 77."

[3] „ist" statt „wird" in der 2., 3. und 4. Ausg.

gegeben werden (indem neue Culturzustände auch neue innere Erscheinungen hervorbringen,) sondern sie verdunkeln sich ohne Ausnahme schon während der Auffassung, so dafs alle innere Wahrnehmung nur *Bruchstücke* liefern kann, die um so mehr verstümmelt ausfallen, je absichtlicher die Selbstbeobachtung war. — In die hieraus gebildeten Begriffe von Seelenvermögen mischen sich die Erklärungen, welche wir hinzudenken, und der Wahrnehmung unvermerkt unterschieben. Dahin gehört KANTS (erweislich falsche)[1] Voraussetzung, dafs zur *Verbindung* des gegebenen Mannigfaltigen eigene Handlungen des Gemüths, mithin Seelenvermögen nöthig seyen; während die Erfahrung nur das schon Verbundene, aber niemals eine ganz rohe, formlose Materie des Gegebenen, noch weniger eine [156] Handlung des Verbindens eines noch formlosen Stoffes, zu erkennen giebt.

Ueber die unrichtige Behandlung der Aufgabe, synthetische Sätze *a priori* zu rechtfertigen, desgleichen über die damit zusammenhängenden Irrthümer in Hinsicht des Raums, der Zeit und der Kategorien, [2](unter andern namentlich über das so sehr leicht[3] täuschende Argument, Raum und Zeit seyen *nothwendige* Vorstellungen, folglich *a priori* gegeben,) ferner über den unbehutsamen Gebrauch mancher in sich selbst widersprechenden Begriffe; als der ursprünglichen Repulsion und Attraction der Materie, des absolut-nothwendigen Wesens, der transscendentalen Freyheit; über die unrichtige Voraussetzung vom Sittengesetze als einem ursprünglichen *Gebote* (statt einer ursprünglichen Beurtheilung) vom Rechtsbegriff als einer Norm blofs für äufsere Handlungen (während er wesentlich zur Berichtigung der Gesinnungen gehört): über diese und viele andre Puncte läfst sich nicht füglich anders etwas deutliches sagen, als unter Voraussetzung eines systematischen Vortrags der Philosophie.[4] —

[5]Was aber die spätern Systeme seit KANT anlangt, so mufs es hier genügen, auf dasjenige zu verweisen, was über Idealismus, abso-

---

[1] „(erweislich falsche)“ fehlt in der 4. Ausg.

[2] Der folgende Satz in Parenthese: „(unter andern . . . *a priori* gegeben,)“ fehlt in der 2., 3. und 4. Ausg.

[4] Hier folgt in der 3. und 4. Ausg.: „Ungeachtet alles dessen aber, was hier und anderwärts gegen KANT's Lehre vorgetragen worden, gehören seine Schriften noch heute zur gegenwärtigen Philosophie. Das Studium derselben mufs Diejenigen, welche sich auf Philosophie legen wollen, noch nöthiger und anhaltender beschäfftigen, als SPINOZA und PLATON; ja selbst mehr als die älteren und besseren Schriften FICHTE's; während Unzähliges, worin etwa durch eine scharfe Frömmigkeit der Mangel an wissenschaftlicher Schärfe soll bedeckt werden (wie in FICHTE's Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters, die jedoch durch ihre, nun glücklich verschwundene, Zeit konnten entschuldigt werden), seinen Tag lebt und dann verschwindet.

[5] Der folgende Satz: „Was aber die spätern Systeme seit KANT anbelangt, so mufs es hier genügen,“ . . . lautet in der 3. und 4. Ausg.: „Uebrigens mufs es in Ansehung der Systeme seit KANT hier genügen,““ . . .

---

[3] „so leicht“ in SW.

lutes Werden und Organismus schon oben (§ 103. 108. 118) ist gesagt worden.[1]

§ 128.[2]

Die Philosophie[3] mufs (nach beyden vorhergehenden §§) die in neuern Zeiten ihr fälschlich zum Verdienst angerechnete, psychologische Richtung, — in so fern durch Betrachtung des Erkenntnifsvermögens die *Grundlage* metaphysischer Untersuchungen gewonnen werden soll, — gänzlich wieder verlassen. Um dagegen ruhig auf dem Wege der Alten fortwandeln zu können, mufs sie anfänglich die Frage, ob wir die Dinge an sich, oder nur Erscheinungen erkennen können, unentschieden bey Seite [157] setzen; und sich begnügen, einen *vorläufigen* Realismus erst in seiner Art zu vollenden, nämlich durch gehörige Bearbeitung der widersprechenden Er-

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende
„Anmerkung. Um die Kantische Philosophie mit der schuldigen Billigkeit zu beurtheilen, darf man nicht vergessen, welchen Gegenstand KANT vom Anfang an im Auge hatte. Er wollte eine Kritik der Vernunft zu Stande bringen; d. h. er wollte diejenigen Untersuchungen, welche nach einem Wissen streben, das man nicht erreichen kann, abschneiden durch Nachweisung der Unzulänglichkeit unserer Mittel. Er sah ein, dafs die sogenannten Beweise für das Daseyn Gottes, für die Unsterblichkeit der Seele, für die sittliche Fähigkeit des Willens (denn als solche betrachtete er das, was er Freyheit nannte), nicht Ueberzeugung, sondern ihrer Schwäche wegen nur Zweifel hervorbrachten. Nun bewog ihn das Interesse für das Wohl der Menschheit, den Uebermuth der Schulen, in ihrem vorgeblichen Wissen, einzuschränken, damit der Glaube der Menschen desto muthiger werden möchte. (Man sehe z. B. Krit. d. r. V. S. 769: „ich bin zwar nicht der Meinung, dafs man hoffen könne, man werde dereinst noch evidente Demonstrationen der Sätze: es ist ein Gott, es ist ein künftiges Leben, erfinden. Vielmehr bin ich gewifs, dafs dies niemals geschehen werde. Denn woher will die Vernunft den Grund zu solchen Behauptungen, die sich nicht auf Gegenstände der Erfahrung und deren innere Möglichkeit beziehen, hernehmen? Aber es ist auch apodiktisch gewifs, dafs niemals irgend ein Mensch auftreten werde, der das Gegentheil mit dem mindesten Scheine behaupten könne.") Mit wahrer Weisheit entwickelte nun KANT das Bedürfnifs des Glaubens in praktischer Hinsicht; und zwar, welches die höchste Billigung verdient, obgleich man es nachmals verworfen hat, für den ganzen, den sinlich-vernünftigen Menschen; der ganz, und vollständig, in der Religion mufs ruhen können. Zugleich schaffte KANT hiedurch dem speculativen Denken die nöthige Freyheit; denn nun erst hörte die Philosophie auf, die Magd der Theologie zu seyn, da es sich zeigte, dafs sie die aufgegebene Arbeit nicht verrichten könne. — Um nun zu diesen, praktisch wichtigen Resultaten zu gelangen, würde ein Andrer nicht so weitläuftige Vorbereitungen gemacht haben, wie man sie in der transscendentalen Aesthetik und Logik findet. KANT aber verdient hiedurch das Lob eines ganz vorzüglichen und seltenen Strebens nach Gründlichkeit; obgleich man eben diese transsc. Aesthetik und Logik für sich allein, und ohne Rücksicht auf die Endabsicht, voll von Schwächen aller Art[a] findet."

[2] „§ 151." in der 4. Ausg.

[3] „Die Philosophie . . . in seiner Art zu vollenden." heifst in der 4. Ausg.: „Die Philosophie mufs anfänglich die Frage, ob wir die Dinge an sich oder nur Erscheinungen erkennen können, unentschieden bey Seite setzen. Zuerst ist nöthig, den Realismus in seiner Art zu vollenden, nämlich" . . .

---

[a] „aller Art" fehlt in der 4. Ausg.

fahrungsbegriffe, wenigstens der allgemeinsten unter denselben, des Begriffs der Veränderung und des Dinges mit mehrern Merkmalen, an welche die Untersuchungen über Raum, Zeit, und Bewegung sich von selbst anschliefsen. Nachdem hierüber erst[1] eine *denkbare* Vorstellungsart auf dem Wege eines *nothwendigen* Denkens ist gewonnen worden: läfst alsdann das idealistische Problem sich auf eben dem Wege entscheiden wie die vorigen; nämlich durch gehörige Behandlung derjenigen Widersprüche, die in den Begriffen des Ich, und eines Subjects mit vielen Vorstellungen, gefunden werden.[2]

---

[1] „erst" fehlt in der 4. Ausg.

[2] In der 2. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Das höchst schädliche Hineilen zu den Betrachtungen des Idealismus, ehe man den Realismus, der dadurch in eine Lehre von blofsen Erscheinungen soll verwandelt werden, in sich selbst gehörig ausgearbeitet, und seine innern Verhältnisse geordnet hat, rührt her von den Mitteln, deren sich KANT bediente, um die Vernunft (das heifst, das menschliche Nachdenken,) von dem Unternehmen speculativer Vestsetzungen in Ansehung des Uebersinnlichen, zurückzurufen. Er begann damit, Raum und Zeit für blofse Form des Vorstellens, also das Räumliche und Zeitliche für blofse Erscheinung zu erklären. Wie sind seine Gründe beschaffen? Der erste Grund: damit gewisse Empfindungen auf etwas aufser mir bezogen werden, dazu mufs die Vorstellung des Raums schon zum Grunde liegen, — ist nichts als eine petitio principii; an deren Stelle die Betrachtung des § 23 u. 24 dieses Buchs treten mufs, welche wahrscheinlich den Punct angiebt, den KANT eigentlich im Sinne hatte, aber nicht aussprach. Der zweyte Grund: der Raum ist eine nothwendige Vorstellung, das Nothwendige aber lernen wir nicht durch Erfahrung, — ist ein Schlufs mit vier Hauptbegriffen. Denn das Nothwendige wird hier in doppeltem Sinne genommen. Dafs ein Wirkliches nothwendig sey, lehrt die Erfahrung nicht; aber das Wirkliche lehrt sie allerdings, und hiemit nöthigt sie uns, die Möglichkeit des Wirklichen bestehn zu lassen, wenn wir das Wirkliche wegdenken. Diese nothwendige Möglichkeit, welche übrig bleibt, wenn die Körperwelt hinweggedacht wird, ist der Raum. — Der dritte Grund, sammt dem vierten: der Raum werde als eine einzige, unendliche, gegebene Gröfse vorgestellt, und die endlichen Räume seyen nur durch Einschränkung aus jener herausgehoben, — ist factisch falsch. Niemand, selbst nicht einmal der Geometer, denkt sich wirklich den unendlichen Raum, sondern nur die Regel, jeden endlichen Raum beliebig zu erweitern. Jedermann macht sich den Raum jedesmal so grofs, als er ihn eben braucht. Hätte KANT die mindeste Ahndung gehabt von dem psychologischen Grunde der Erzeugung unserer Raumvorstellungen (vergl. mein Lehrbuch der Psychologie, § 168 etc.), so würde er so grofse Fehler vermieden haben. Eben so würde seine transscendentale Logik anders aussehn, wenn er den psychologischen Ursprung des Begriffs der Substanz gekannt hätte, (a. a. O. § 195.) Uebrigens vergleiche man den Anhang zu SCHOPENHAUERS Werke: Die Welt als Vorstellung und Wille; worin viel Geistreiches, und einiges Gegründete gegen KANT gesagt ist."

Diese Anmerkung heifst in der 4. Ausg.:

„Anmerkung. Der Idealismus richtet sich jederzeit nach dem Realismus, den er vorfindet. Diesen sucht er umzukehren. Alsdann ergiebt sich, ob der vorhandene Realismus schwach genug ist, sich umkehren zu lassen, oder nicht. Der wahre Realismus (der freylich nicht die Materie für ein räumliches Reales nimmt,) darf die Probe nicht scheuen; und sich ihr nicht entziehen. Eben durch die Unmöglichkeit eines haltbaren Idealismus erlangt er seine ganze Stärke. Um aber dies einzusehn, mufs man die wechselnden Gestalten des Idealismus zu unterscheiden wissen von seinem Grundcharakter. Dieser liegt nicht etwan in jenen kantischen Meinungen von den Erfahrungsformen a priori: sondern in der, jedem Realismus entgegentretenden Behauptung: das für real Gehaltene sey nur Vorstellung, und der Grund dieser Vorstellung liege einzig in dem Vorstellenden

§ 129.[1]

Es entscheidet aber[2] das idealistische Problem sich dahin: dafs es wirklich eine Menge von Wesen aufser uns giebt, deren eigentliches und einfaches Was wir zwar nicht erkennen, über deren innere und äufsere Verhältnisse wir aber eine Summe von Einsichten erlangen können, die sich ins Unendliche vergröfsern läfst.

Und die Probleme von der Veränderung und den mehrern Eigenschaften Eines Dinges werden aufgelöst durch die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen. Nämlich von dem an sich unerkennbaren, einfachen Was der Wesen, läfst sich so viel bestimmen, dafs dasselbe nicht blofs bei verschiedenen verschieden sey, sondern dafs es auch conträre Gegensätze bilde. Diese Gegensätze sind nun an sich nicht reale Prädicate der Wesen; daher mufs noch eine formale Bedingung, das Zusammen mehrerer Wesen, hinzukommen, damit die Gegensätze einen realen Erfolg haben können. Der Erfolg ist Leiden und Thätigkeit zugleich, ohne Uebergang irgend einer Kraft aus dem einen ins andre. Die Wesen erhalten sich selbst, jedes in seinem eignen Innern, und nach [158] seiner eignen Qualität, gegen die Störung, welche erfolgen *würde*, wenn das Entgegengesetzte der mehrern sich aufheben könnte. Die Störung gleicht also einem Drucke, die Selbsterhaltung einem Widerstande.

Damit man im Denken die Begriffe hievon gehörig auseinandersetzen könnte, sind zweyerley Hülfsbegriffe nothwendig, erstlich von zufälligen Ansichten, zweytens vom intelligibeln Raume, sammt der ihm entsprechenden Zeit und Bewegung.

Zufällige Ansichten gebraucht schon die Mechanik, wenn sie Kräfte zerlegt und zusammensetzt. Die Richtung der Schwere z. B. ist an jedem Orte nur Eine, aber sie kann und mufs auf unendlich verschiedene Weise in mehrere Richtungen zerlegt *gedacht* werden, damit die Phänomene der aus der Schwere entstehenden Bewegungen erklärt werden. So kann und mufs auch das einfache Was der Wesen zerlegbar gedacht werden in mehrere Begriffe, die gleichwohl keinesweges eine Vielheit in dem Seyenden bilden dürfen. Ohne die Voraussetzung einer solchen Zerlegbarkeit würde von den Gegensätzen, von den Störungen und Selbsterhaltungen nicht mit Bestimmtheit geredet werden können.

Der intelligible Raum ist ein Hülfsbegriff, welcher entspringt, indem von den nämlichen Wesen sowohl das Zusammen als Nicht-Zusammen soll gedacht werden. Dieses aber ist nothwendig, weil Bewegung der Veränderung mufs vorausgesetzt werden. Es giebt eine ursprüngliche Bewegung, blofs darum, weil der Raum, und folglich die Ruhe an einem Orte, gar kein reales Prädicat der Wesen seyn kann; daher es ein Wunder ist, wenn sich nicht Alles gegen einander auf alle mögliche Weise (jedoch ein jedes gleichförmig) bewegt.

---

selbst, ohne Zuthun irgend eines Realen aufser ihm. Solchergestalt aber entsteht ein ungereimter Begriff von dem Vorstellenden; und dies ist der Punct, worauf Alles ankommt."

[1] „§ 152." in der 4. Ausg.

[2] „aber" fehlt in der 4. Ausg.

Die Widersprüche im Begriff der Bewegung bedürfen, anerkannt und gehörig entwickelt zu werden; sie schaden nichts, weil die Bewegung nichts reales ist. Eben dasselbe [159] gilt von den Widersprüchen im Gebiete des Raums und der Zahlen, deren es verschiedene giebt, die mit den Begriffen der Continuität, der Irrationalität, der Auflösbarkeit in Factoren u. s. w. zusammenhängen; und welche der Gültigkeit der Mathematik so wenig Abbruch thun dafs vielmehr die sichersten Rechnungen mitten durch sie hindurch ihren Weg nehmen.

Alle diese Hülfsbegriffe sind eben so wenig real, als die Logarithmen, die Sinus und Tangenten, aber sie dienen, wie diese, zu Durchgängen für das Denken, welches seinen eignen Weg verfolgen mufs, um in den erkennbaren Hauptpuncten mit der Natur der Dinge wieder zusammenzutreffen. [1]

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Diesen Paragraphen ganz erläutern, hiefse, die allgemeine Metaphysik selbst vortragen; aber er steht hier nur, damit diejenigen, welche das ganze Vorhergehende sorgfältig durchdacht haben, ihre Kräfte nunmehr prüfen können.

Zuerst mufs man eingesehen haben, dafs an Veränderungen, und schon an simultane Mehrheit der Attribute eines Wesens, nicht in dem Sinne zu denken ist, als ob in der That das eigentliche Was des Realen sich mehrte oder änderte. Man mufs eingesehen haben, dafs der Satz: in allem Wechsel beharrt die Substanz, nicht eine wirkliche Trennung der Substanz von dem, was an ihr wechselt, auch nicht ein Wechseln in ihr, also gar keinen Wechsel in Beziehung auf das, was sie eigentlich ist, ausdrücken dürfe. Für das Seyende giebt es gar keinen Wechsel; und das wirkliche Geschehen ist demnach für das wahre Reale so gut als völlig nicht geschehen.

Was heifst denn nun wirkliches Geschehen? Bildlich kann man antworten, es heifst Uebersetzung des Was der Wesen in eine andre und andre Sprache; in andre, gleichbedeutende Ausdrücke. Wer mit SCHELLING [a] bekannt ist, dem werden hiebey dessen Gegenbilder, Scheinbilder, Symbole, Manifestationen, Selbstbejahungen des Absoluten einfallen; worin, ungeachtet der gräulichen Verwirrungen, die es verunstalten, doch etwas von halber Wahrheit liegt. Bestimmter könnte man sagen: Von SPINOZA's Gott ist die Summe der endlichen Dinge nur eine zufällige Ansicht. Wenigstens würde SPINOZA's Lehre eine, und die erste Bedingung der Wahrheit, erfüllen, wenn sie sich so denken liefse.

Ein solches Geschehen aber [b] wäre ein blofses Gedankending, und nichts, in irgend einem Sinne, Wirkliches, wenn nicht mehrere Wesen einander dahin brächten, auf bestimmte Weise wider einander als das zu [c] bestehen, was sie sind. Daher der Ausdruck: Selbsterhaltung; und daher die Voraussetzung eines Zusammen derjenigen Wesen, die einander stören, [d] d. h. jedes eine Selbsterhaltung des andern bestimmen. Daher ferner die Veränderlichkeit dieses Zusammen im intelligibeln Raume. Daher endlich die Mannigfaltigkeit des Geschehens in Einem Wesen.

Vom wirklichen Geschehen ist nun noch zweyerley zu unterscheiden. Erstlich: die Hemmung, in die es sich versetzt, wenn ein mehrfaches entgegengesetztes Geschehen in einem und demselben Wesen stattfindet. Zweytens, die Raumbestimmungen, die damit zusammenhängen. Die letztern sind blofse Erscheinungen im engsten Sinne des Worts. Auf diesen beruht die sichtbare Natur; auf jenen Hemmungen das Geistige: auf beyden zusammen das organische Leben."

---

[a] Wer mit SCHELLING ... (bis 6 Zeilen weiter) wenn sie sich so denken liefse." fehlt in der 4. Ausg.

[b] „aber" fehlt in der 4. Ausg.

[c] „zu" fehlt in der 4. Ausg.

[d] Die 4. Ausg. fügt hier ein: „mithin, (da es zu einer wirklichen Abänderung der Qualität nicht kommt) jedes eine Selbsterhaltung" ...

§ 130.[1]

Nachdem auf die angedeutete Weise die allgemeine Metaphysik ist bevestigt worden: kann man fortschreiten zur Psychologie und Naturphilosophie.

[1] § 130 und § 131 lauten in der 2., 3. und 4. Ausg.:

„§ 130.[a] Nachdem auf die angedeutete Weise die allgemeine Metaphysik ist bevestigt worden, kann man fortschreiten zur Psychologie und Naturphilosophie.

Unter diesen beyden Wissenschaften nimmt nothwendig die Psychologie die erste Stelle ein. Denn ihr erster und nächster Gegenstand ist das wirkliche Geschehen, von welchem man in der Naturlehre nur den Widerschein erblickt. Alle unsre einfachen Vorstellungen, und hiemit der ganze Grundstoff unseres Bewufstseyns, sind wirkliches Geschehen in unserer Seele, nämlich deren Selbsterhaltungen; in der Naturlehre aber giebt es nichts, was frey wäre vom Begriffe der Bewegung; und diese geschieht nicht wirklich, sondern blofs für den Zuschauer; auch sind ihre Bestimmungen meistens nur entfernte Folgen der innern Zustände der einfachen Wesen.

Anmerkung. In einem andern Sinne kann man allerdings sagen, die Bewegung geschehe wirklich. Nämlich sie ist nicht in dem Sinne blofse Erscheinung, als ob man sie auf idealistische Weise lediglich als eine unserer Vorstellungsarten, und einzig aus der Natur des denkenden Wesens erklären müfste. Vielmehr mufs zuvor die allgemeine Metaphysik Wesen in den intelligibeln Raum setzen, und annehmen, dafs sich dieselben darin auf bestimmte Weise bewegen; ehe die Psychologie Rechenschaft geben kann von denjenigen Verschmelzungen unserer Vorstellungen, um derentwillen wir nicht blofs etwas Räumliches überhaupt, sondern Körper in bestimmten Distanzen, und diese Distanzen in bestimmter Veränderung, uns vorstellen. Aber die Wesen bekommen dadurch keine realen Prädicate, dafs sie im intelligibeln Raume hier oder dort sind; es ist auch nicht eine Veränderung ihrer innern Zustände, wenn sie sich bewegen, (wenigstens nicht unmittelbar, obgleich die Veranlassung zu neuen Causalverhältnissen derselben unter einander, in ihren Bewegungen liegt;) ja man kann nicht einmal bestimmt sagen, welches von beyden da, wo ihrer zwey sich einander nähern, eigentlich die Bewegung gemacht habe; kurz, die Bewegung ist blofs so zu denken, dafs ein Zuschauer, der die Wesen kennte, in seiner zusammenfassenden Vorstellung derselben ihnen eine bestimmte gegenseitige Lage, und eine Abänderung dieser Lage zuschreiben müfste. Dies alles findet sich gerade so in der Sinnenwelt, es ist nichts Neues, und schwer zu Begreifendes; [b] daher in diesem Puncte Verwirrungen und Misverständnisse nicht besonders zu befürchten sind.

Die Seele ist die erste Substanz, auf deren bestimmte Annahme die Wissenschaft führt. Sie ist nämlich dasjenige einfache Wesen, welches um der ganzen Complexion willen gesetzt wird, die wir vor Augen haben, indem wir alle unsre Vorstellungen als die unsrigen betrachten; (§ 28 und 103.) Die Einheit dieser Complexion erfordert ein einziges Wesen; welches schon weil es real ist, im strengsten Sinne des Worts einfach seyn mufs; (§ 113.) Die Unsterblichkeit der Seele versteht sich wegen der Zeitlosigkeit des Realen von selbst.

Die Psychologie geht demnach aus der allgemeinen Metaphysik hervor, indem die Forderung erfüllt wird, die Andeutung zu verfolgen, welche

[a] „§ 153." in der 4. Ausg.

[b] Der folgende Schlufssatz: „daher in diesem Puncte ... zu befürchten sind." fehlt in der 4. Ausg.

Alle unsere Vorstellungen sind Selbsterhaltungen der Seele; eines einfachen Wesens; dessen Unsterblichkeit so gewifs ist, wie ein mathematischer

der Schein auf das Seyn giebt. Sie allein aber kann dieser Andeutung nicht hinreichend entsprechen, sondern sie wird ergänzt durch die Naturphilosophie, mit der sie eben deshalb in nothwendiger Verbindung steht; und überdies noch durch die Religionslehre, weil die Zweckmäfsigkeit, womit im Menschen, (ja sogar in den edlern Thieren,) der psychologische[a] Mechanismus sich entwickelt, nicht aus Naturgründen allein zu erklären ist; indem er auch anderer, verkehrter Entwickelungen fähig wäre, wovon im Traume und im Wahnsinn sich die Spuren zeigen.

Die Psychologie wirkt auch auf die allgemeine Metaphysik zurück, indem sie den Ursprung der Formen der Erfahrung erklärt, welche dort blofs als gegeben angenommen worden. Daher dient sie der allgemeinen Metaphysik als Rechnungsprobe. Sie zeigt, dafs, und warum diese Formen mit allen den Widersprüchen behaftet seyn müssen, wodurch sie den Stoff zur Metaphysik hergeben.

Anmerkung. Was in diesem[b] Paragraphen gesagt worden, das kehrt der gemeine Verstand um; der Idealismus hingegen übertreibt es. Aus der ersten Substanz, worauf die Wissenschaft führt, macht der Idealist die einzige; und anstatt sie blofs als Substanz zu denken, deren eigentliches einfaches Was uns unbekannt

[a] „psychische" in der 3. und 4. Ausg.

[b] Statt der folgenden Sätze (bis S. 219. Z. 13): „Was in diesem . . . der wahre Realismus hervorgeht." hat die 4. Ausg.:

„Anmerkung. Die Absonderung der empirischen Psychologie von der rationalen war ursprünglich ein Nothbehelf. Wolf, der Urheber dieser Sonderung, sagt in der Vorrede: si quis hebetioris fuerit ingenii, quam ut psychologiam rationalem capiat, is eadem seposita ad philosophiam practicam statim progrediatur. Hiervon abgesehen macht sich das logische Bedürfnifs fühlbar, das Mannigfaltige der innern Erfahrung übersichtlich, so weit dies gelingen kann, zusammenzufassen, bevor die genauere Untersuchung beginnt. Dazu bedient sich Wolf in beyden Werken der doppelten Eintheilung in unteres und oberes Erkenntnifs- und Begehrungsvermögen; in der rationalen Psychologie kommt alsdann noch eine ausführliche Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Seele und Leib hinzu; desgleichen eine Erweiterung der Psychologie auf Geister überhaupt und auf Thierseelen. In der empirischen wird zuerst Perception und Apperception unterschieden. Jene ist Vorstellen überhaupt, diese das Bewufstseyn, dafs man vorstelle. Auf Beydes bezieht sich der Unterschied der Klarheit und Dunkelheit. Dann wird vom Sinn, von der Einbildungskraft, dem Dichtungsvermögen, von Gedächtnifs und Erinnerung, als den untern Vermögen gehandelt. Einbildungen gleichen (aequipollent) schwächern Sinnesvorstellungen; sie können verdunkelt, aber auch hervorgerufen werden. (Hierbey vom Traume.) Das Dichten beruht auf dem Theilen und Verbinden der Einbildungen. (Hierbey von Hieroglyphen.) Gedächtnifs soll die Fähigkeit seyn, das Reproducirte wiederzuerkennen; die Reproduction selbst war der Einbildungskraft zugeschrieben. Die Meinung, das Gedächtnifs sey ein Behältnifs der Vorstellungen, wird verworfen. Das Gedächtnifs ist verschieden nach der nöthigen Dauer der Auffassung, der Menge des Wiedererkannten, dem öfter oder seltner nöthigen Wiederholen, der Zeit, wie lange das Eingeprägte behalten wird. Mittelbare Reproduction und Anerkennung soll Erinnerung heifsen. Zum obern Erkenntnifsvermögen wird der Weg gebahnt durch Betrachtungen über Aufmerksamkeit und Reflexion. Die Apperception vermag, aus zusammengesetzten Perceptionen Theile hervorzuheben; dies heifst Aufmerken; das umher wandelnde Aufmerken heifst Reflectiren; die Vorstellung des Gegenstandes wird dadurch deutlich. Vergleichung verschiedener

Lehrsatz, indem dem Seyn keine Zeitgränze kann gesetzt werden. Dafs auch die einmal empfangenen Vorstellungen fortwirken werden, ist psycho-

---

ist, bestimmt er ihre Qualität ursprünglich durch ihr Thun, durch ihr Vorstellen und Wollen, (ideale und reale Thätigkeit nach FICHTE.) Den Idealismus widerlegen seine innern Widersprüche; es bleibt aber wahr, dafs die Seele nicht Vorstellungen von aufsen bekommt, sondern sie innerlich erzeugt, jedoch nur als Selbsterhaltungen, die sich nach Störungen (mittelbar durch die Sinnesorgane) richten.

Der gemeine Verstand hat, gerade umgekehrt, längst eine äufsere Welt, ehe es ihm einfällt, im Leibe eine Seele zu suchen; die er alsdann noch sehr gern mit der Lebenskraft verwechselt, obgleich es deutlich genug ist, dafs die letztere in amputirten Gliedern noch eine Zeitlang fortdauert, ohne Verlust für den Geist. — Dieser ganze, rohe Realismus ist die unfehlbare Beute des Idealismus; aus dessen Widerlegung allein der wahre Realismus hervorgeht.

KANT bemerkte richtig,[a] die Auffassung des denkenden Subjects im Bewufstseyn, sey weit entfernt von der Erkenntnifs der Seele als Substanz. Aber

---

deutlich gemachter Gegenstände ergiebt Vorstellungen von Arten und Gattungen. Die Fähigkeit, deutlich vorzustellen, heifst der Verstand, der um desto gröfser ist; je mehr jemand sich deutlich vorstellen kann. (Doch klagt schon WOLF über die Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit dieses Worts.) Er ist rein, in so weit den Vorstellungen nichts Verworrenes und Dunkles inwohnt; denn das Verworrene (Ungeschiedene) gehört dem Sinne und der Einbildung. Doch ist er niemals ganz rein. Könnten wir die Erscheinungen der Körperwelt aus den Begriffen der einfachen Substanzen a priori ableiten, so würden wir uns der göttlichen Welterkenntnifs annähern. (psych. emp. § 315.) Vernunft ist die Fähigkeit, den Zusammenhang allgemeiner Wahrheiten zu durchschauen. Je mehr allgemeine Wahrheiten im Zusammenhange, und je länger die Reihen dieses Zusammenhanges, desto gröfser die Vernunft. Die Erwartung ähnlicher Fälle ist ein Analogon der Vernunft. — Was das Begehren anlangt, so entsteht aus Erkenntnifs zuerst Vergnügen oder Unlust; daraus das Urtheil, der Gegenstand sey gut oder übel; hieraus Begierde oder Abscheu. Nämlich zuvörderst ist Vollkommenheit die Zusammenstimmung im Mannigfaltigen; Zusammenstimmung aber ist Richtung auf einerley Ziel. Vergnügen ist Anschauung wahrer oder scheinbarer Vollkommenheit. Je gewisser das Urtheil über die Vollkommenheit, desto gröfser das Vergnügen am Gegenstande. Gemischte Vollkommenheiten geben ein gemischtes Vergnügen; dabey kann Verdunkelung des Vergnügens oder der Unlust vorkommen. Deutliche Erkenntnifs gewährt besonderes Vergnügen. Beyfall und Misfallen richtet sich nach Vergnügen und Unlust; schön ist, was gefällt; gut, was unsern Zustand vollkommner macht; nicht immer, was vergnügt, denn es giebt scheinbare Vollkommenheit. Sinnliche Begierde entsteht aus verworrener Vorstellung eines Gutes. Zwischen Begierde und Abscheu, giebt es einen Zustand der Indifferenz; sobald wir aber etwas als ein Gut vorstellen, begehren wir. Affecten sind heftige sinnliche Begierden. Selbstzufriedenheit ist der angenehmste Affect. Vernünftige Begierde entsteht aus deutlicher Vorstellung eines Gutes; und heifst Wille. Das conträre Gegentheil ist das Zurückweisen (noluntas), wozu besondere Gründe gehören. Hinreichende Gründe zum Wollen oder Zurückweisen sind Motive; und ohne Motive giebt es kein Wollen und kein Zurückweisen; dagegen wollen wir sogleich, wann wir etwas deutlich als ein Gut vorstellen. — Zu diesem kurzen Abrisse von WOLF's empirischer Psychologie mag man nun immerhin solche Verbesserungen hinzudenken, wie die Unterscheidung der Gefühle von den (nicht immer damit verbundenen) Begehrungen, der Affecten von den Leidenschaften, der reinen Apperception vom innern Sinne. Alsdann aber vergleiche man sie mit den an die Psychologie ergehenden Fragen, (§ 132) und es wird sich leicht zeigen, wie wenig sie fähig ist, dieselben zu beantworten. Nicht einmal dem Idealismus ist sie gewachsen, der eine Ableitung sämmtlicher geistiger Thätigkeiten aus dem Ich, als einzigem Princip, fodert. Die rationale Psychologie bleibt immer Bedürfnifs."

[a] „Zwar bemerkte KANT richtig," . . . in der 4. Ausg.

logisch gewifs; in Hinsicht der künftigen äufsern Verhältnisse der Seele aber kann man sich nur an teleologische Betrachtungen wenden.

ihm selbst begegnete ein arger Paralogismus, indem er auf diese Weise die rationale Psychologie umzustürzen gedachte. Er verwechselte das Ich, welches das Behältnifs unserer sämmtlichen Vorstellungen zu seyn scheint, indem wir sie alle Uns zuschreiben, — mit der Durchdringung dieser Vorstellungen unter einander, vermöge deren sie verschmelzen oder einander verdunkeln, sich gegenseitig als gröfser und kleiner, als ähnlich und unähnlich bestimmen. Hierin liegt die Einheit der Complexion, um derentwillen eine einzige Substanz für alle anzunehmen ist; jenes Ich, welches nur als Subject des Denkens, und nicht als Prädicat gedacht werden kann, ist dabey ganz[a] überflüssig. Will man es gebrauchen, um auf die Substanz der Seele zu kommen, so mufs man es ganz anders auffassen wie KANT; man mufs die Widersprüche aufdecken, die es einschliefst; alsdann zeigt sich, dafs es nichts als ein Resultat anderer Vorstellungen ist, die aber, um dies Resultat zu ergeben, in einer einzigen Substanz beysammen seyn, und einander durchdringen müssen.

§ 131.[b] Die Naturphilosophie geht aus der allgemeinen Metaphysik schon auf dem realistischen Standpuncte, einstweilen mit problematischer Gültigkeit, hervor; und zwar an der Stelle, wo die Lehre vom Raume und der Bewegung auf die Annahme eines unvollkommenen Zusammen der einfachen Wesen hinführt. Hieraus entspringt eine [209] scheinbare Attraction und Repulsion, und aus dem Gleichgewichte beyder etwas, das ein Zuschauer Materie nennen würde; mit räumlichen Kräften, dergleichen es der Wahrheit nach nicht geben kann, während für die Erscheinung die bestimmtesten Gesetze der Bewegung sich aus den metaphysischen Gründen ableiten lassen.

Eine blofs realistische Naturphilosophie aber würde sich selbst nicht verbürgen können. Erst in der Verbindung mit der Psychologie erklärt sie die Erscheinungen, welche für uns, das heifst, in uns, vorhanden sind. Weil aus der Seele, dem einfachen Wesen, für sich allein, auch nicht das Mindeste von den psychologischen Erscheinungen erklärbar wäre, darum geht die Andeutung des Seyn durch den Schein noch weiter; sie führt zu andern einfachen Wesen aufser der Seele, und zu dem Zusammen und Nicht-Zusammen derselben. Hier vereinigt sich diese Betrachtung mit der vorerwähnten realistischen Naturphilosophie; die nun in dem Kreise unseres nothwendigen Denkens eingeschlossen bleibt; und denjenigen Theil desselben ausmacht, wodurch wir uns bestimmte Complexionen von Merkmalen, sammt deren in der Erfahrung gegebenen Veränderungen, durch die Annahme bestimmter Substanzen erklären, — oder wenigstens durch Voraussetzung bestimmter Verhältnisse unter den uns übrigens freylich unbekannten Substanzen.

In der allgemeinen Metaphysik konnte nämlich nur von Substanzen überhaupt, nicht von diesen und jenen, die Rede seyn, weil darin von der Thatsache, dafs die uns erscheinenden Dinge sich als Complexionen von mehrern und veränderlichen Merkmalen darstellen, nur der allgemeine Begriff vorkommt, der auf die allgemeine Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen hinführt. Hingegen wird diese Theorie schon in der

[a] „ganz" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[b] „§ 154." in der 4. Ausg.

Alle Gesetze des Denkens, Wollens, und Fühlens entspringen lediglich aus der Einheit der Seele, und den Gegensätzen unter ihren Selbsterhaltungen.

Psychologie dadurch weiter bestimmt, dafs die möglichen Gegensätze und Hemmungen zwischen mehrern Selbsterhaltungen in Einem einfachen Wesen zur Untersuchung kommen; aber in der [210] Naturphilosophie tritt nun noch die Betrachtung von der Verschiedenheit der möglichen Gegensätze unter den einfachen Wesen selbst, — oder, welches eben soviel ist, von der Verschiedenheit der Substanzen, — hinzu. Und hiedurch entwickelt die Lehre von den Störungen und Selbsterhaltungen erst ihre ganze Geschmeidigkeit; vermöge deren sie fähig ist, das Natürliche eben so wohl als das Geistige zu erklären; nämlich innerhalb des Umfangs menschlicher, auf irdische Erfahrung gebauter Wissenschaft.[a]

Anmerkung.[b] Dem Fehler,[c] die Seele aus mehrern Substanzen zusammenzusetzen, — welche wegen der Durchdringung der Vorstellungen eine innere Einheit ausmachen müfsten, da doch keine Substanz aus der andern etwas fremdartiges aufnimmt, (§ 106,) vielmehr hiegegen durch einen Act der Selbsterhaltung ihre Identität rettet, (§ 129): — Diesem Fehler gerade gegenüber steht ein anderer, der für die Seele und für die Natur zusammen nur eine einzige Substanz annimmt; und hiedurch charakterisirt sich, einstimmig mit SPINOZA, die SCHELLINGische

---

[a] In der 4. Ausg. folgt

„Anmerkung 1. Hier endlich ist die rechte Stelle, wo das Streben nach Einheit, was in der Philosophie der neuern Zeit die gröfsten Irrthümer veranlafst hat, sich gelten machen kann und soll.

1. Am unrechten Orte ist dies Streben, wo es ein ungleichartiges Vieles als gleichartig behandeln will. Logische Formen der Begriffe, ästhetische Formen dessen, was gefällt und misfällt, metaphysische Formen der Erfahrung, wie sie gegeben ist oder gedacht werden mufs, lassen sich nicht wie ein Gleichartiges verknüpfen. Seit ein paar Jahrtausenden ist klar geworden, dafs Logik, Ethik, ja die gesammte Aesthetik, Gegenstände zu behandeln haben, worin eine unmittelbare Evidenz hervortritt, welche der Metaphysik ihrer ganzen Natur nach fremd ist, denn in ihr mufs alles Wissen erst durch Beseitigung des Irrthums erworben werden. Was aber Geist und Materie anlangt, (letztere nach Art des rohen, falschen Realismus im vollen Ernste als ein räumliches Reales betrachtet,) so werden Physiologen und Idealisten den Streit, worin sie einerseits den Geist der Materie, andererseits die Materie dem Geiste unterzuordnen sich bemühen, niemals durch einen wahren Sieg zu beendigen im Stande seyn.

2. Hat man aber einmal begriffen, dafs weder lebende noch todte Materie ein räumliches Reales seyn kann: so kommt es nun allerdings darauf an, Raumbestimmungen, als Formen der Zusammenfassung für den Zuschauer, mit den an sich unräumlichen, realen Wesen zu vereinigen. Dahin gehört das, im § erwähnte, unvollkommene Zusammen, welches mit der Dichtigkeit in Verbindung steht, die man erfahrungsmäfsig der Materie zuschreibt. Dieser Begriff ist zwar der Psychologie fremd; allein er macht es möglich, Aeufseres mit dem Innern, scheinbares Wirken im Raume mit wahrhaft innerlicher Regsamkeit dergestalt zu verbinden, dafs die niedern Stufen dieser innern Regsamkeit der Physiologie, die höhern der Psychologie zufallen; und dafs in so fern allerdings die Physiologie zum Mittelgliede wird, welches Physik und Psychologie verknüpft. So gelangt man allmählig zur gesuchten Einheit, die man dagegen sicher verfehlt, sobald man meint, sie dreist postuliren zu dürfen. Aufschlüsse dieser Art wollen erworben seyn; sie liegen nicht auf der Oberfläche. Sie können auch nicht mit kurzen Worten gegeben werden, sondern es ist deshalb auf die Metaphysik zu verweisen."

[b] „Anmerkung 2." in der 4. Ausg.

[c] „Dem Fehler,... neben einander stellte." (bis S. 222, Z. 5 der Anmerk.) fehlt in der 4. Ausg.

Der allgemeinste Erfolg dieser Gegensätze ist, dafs die Vorstellungen sich gegenseitig zum Theil, oder auch ganz in ein *Streben vorzustellen* ver-

Naturphilosophie. Dafs eine solche Universal-Substanz das Centrum aller Widersprüche seyn würde, folgt aus den vorhergehenden Capiteln [a]so offenbar, dafs darüber nichts mehr zu sagen nöthig ist. — Auch darin hatte SCHELLING Unrecht, dafs er die Lehren von Natur und Geist auf gleiche Stufen der Evidenz neben einander stellte. Erst durch Widerlegung des Idealismus lös't sich die Naturlehre von der Psychologie; von der sie sonst, (nach FICHTE's Ansicht),[b] verschlungen werden würde. Und auch dann noch liegt sie von den Quellen der Evidenz viel[c] weiter entfernt, als die Seelenlehre, indem sie ganz ins Gebiet der blofsen Erscheinung fällt, wenn man abrechnet, dafs sie ihre Erklärungsgründe aus dem Realen und dem wirklichen Geschehen hernehmen mufs. Endlich[d] bleibt sie nothwendig unvollkommen wegen der Gränzen irdischer Erfahrung. Deshalb aber heifst sie besser Naturphilosophie, als mit dem alten stolzen Namen, Kosmologie. Diese war vor KANT ungefähr das, was die gemeine Beschauung des Himmels ist, in welcher man die Gröfse der Sonne und des Mondes, desgleichen die Entfernungen der Sterne, unmittelbar zu sehen glaubt; und an die Gesichtslinien, und deren Winkel am Auge des Beobachters, gar nicht denkt. Die Dürftigkeit dieser Kosmologie verräth sich noch in KANTS Antinomienlehre; einer sonst geistreichen Zusammenstellung, die freylich durch KANTS eigne Ansichten stark gefärbt ist; z. B. von der gleichförmigen Erfüllung des continuirlichen Raums durch die Materie; von der Causalität als einer Regel für die Zeitfolge. Auch hat er den lächerlichen[e] Paralogismus darin aufgenommen, die Welt müsse dem Raume nach unendlich grofs seyn, damit es ihr nicht begegne, in ein Verhältnifs zum leeren Raume zu gerathen, — eine Gefahr, die eben darum, weil der leere Raum leer ist, blofs in der leeren Einbildung besteht, und zu keinem Argumente dienen kann."[f]

---

[a] „so offenbar . . . einander stellte." (bis Z. 5 v. o. der Anmerk.) fehlt in der 3. Ausg.

[b] „(nach FICHTE's Ansicht)," fehlt in der 4. Ausg.

[c] „viel" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[d] In der 3. und 4. Ausg.: „Endlich (was jeder Anfänger wissen kann, und was dennoch berühmte Männer vergessen haben) bleibt sie" . . .

[e] „lächerlichen" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[f] In der 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung 3. Was den Streit zwischen Physiologen und Idealisten am meisten unterhält, und die richtige Vereinigung der Naturphilosophie und Psychologie verzögert, das ist das ungleichartige Interesse auf beyden Seiten. Der Idealismus, an sich rein theoretisch, wurzelt dennoch in der Sittenlehre, wie FICHTE's Schriften deutlich an den Tag legen; und selbst abgesehen vom Idealismus soll die Psychologie einen Werth darauf legen, dafs sie dem praktischen Interesse für Menschenbildung dienen könne, nachdem sie in ihren eignen Untersuchungen unbefangen zu Werke gegangen ist. Dagegen wird die Physiologie theils vom Interesse für Arzneykunde, theils von dem rein theoretischen der Naturforschung belebt. Der Philosoph aber soll nicht einseitig seyn; sondern alle diese Interessen in sich aufnehmen können.

Uebrigens versteht sich nach allem bisher Vorgetragenen nun schon von selbst, dafs bey unserm Vorstellen, also im ganzen Gebiete unseres Erkennens, an kein eigentliches Abbilden der Dinge, wie sie an sich sind, zu denken ist; es genügt auch vollkommen, wenn wir die Verhältnisse und Zusammenstellungen richtig erkennen. Selbst dieses darf nicht nach Art des spinozistischen Satzes: ordo et connexio rerum idem est ac ordo et connexio idearum, so ausgedrückt werden, als ob es sich allgemein so verhielte; auch wird Niemand, der sich besinnt, das logische, mathematische, metaphysische Gefüge unserer Gedanken in die Dinge selbst hinein tragen wollen; und noch viel weniger den Irrthum der Meinungen, oder gar des Traums und des Wahnsinns. Das Gebiet dessen, was in uns geschieht, ist deutlich genug verschieden von dem, was sich aufser uns ereignet."

wandeln. Als solches dauern sie auch alsdann fort, wenn sie nicht im Bewufstseyn sind. Bey weitem der allergröfste Theil unserer Vorstellungen ist in jedem bestimmten Zeitpuncte in demsel[160]ben Zustande der Hemmung, worin sich alle Vorstellungen während des tiefen Schlafs befinden.

Die Gesetze der Hemmung, so wie der Wiedererweckung der Vorstellungen sind mathematischer Bestimmungen fähig. Die ganze Psychologie mufs als ein Theil der angewandten Metaphysik und Mathematik behandelt werden.* Bey der jetzigen hohen Vollkommenheit der mathematischen Analysis ist zu hoffen, dafs die Schwierigkeiten der Rechnung, worauf die psychologischen Probleme führen, wenigstens für die Meister im Calcul überwindlich seyn werden.

Mit Hülfe der mathematisch-psychologischen Betrachtungen ist man im Stande, die oft erwähnte Frage, wie uns die Formen der Erfahrung gegeben seyen, zu beantworten. Man sieht in dieser Antwort, wie es möglich ist, etwas *als* aufser einander und nach einander vorzustellen, — während in der Seele die Vorstellungen *selbst* weder räumlich geordnet seyn können, noch nach einander folgen *dürfen*, in so fern ein Successives und die ihm zugehörige Zeitstrecke auf einmal überschaut werden soll. Die psychologische Theorie von Raum und Zeit mufs aber gänzlich unterschieden werden von der allgemein metaphysischen; indem jene *erklärt*, was im gemeinen Bewufstseyn unwillkührlich vorkommt, diese *vorschreibt*, wie man Raum und Zeit als Hülfsbegriffe im Denken construiren müsse.

In Hinsicht der Begriffe von Substanz und Ursache läfst sich zeigen, warum dieselben im gemeinen Bewufstseyn [161] Anfangs nicht anders als in der widersprechenden Gestalt erscheinen können, in welcher die Metaphysik sie antrifft. Das nämliche gilt von den übrigen Widersprüchen in den Formen des Gegebenen.

Wollen, Fühlen, Urtheilen mit Beyfall oder Misfallen, sind Zustände der zum Theil gehemmten und strebenden Vorstellungen. Es gehören dazu keine besondern Seelenkräfte, wodurch die Vorgestellten erst müfsten in Objecte der Begierden, der ästhetischen Urtheile, u. s. w. verwandelt werden. Eben darum, weil jede Vorstellung in dergleichen Zustände gerathen kann, findet sich das Denken, Wollen und Fühlen so innig verflochten, dafs es kein Vorstellen giebt, womit nicht etwas vom Wollen und Fühlen verbunden wäre.

Transscendentale Freyheit (§ 107) kommt dem Willen eben so wenig als irgend einem Gegenstande in der Welt zu. Dennoch aber ist es möglich, einen hohen Grad von Gewalt und Vestigkeit des Charakters zu *erwerben*, welcher den äufsern Reizungen widerstehe. Es ist möglich, den Charakter nach derjenigen unfehlbaren, und sich immer gleich bleibenden Beurtheilung zu bilden, welche das Sittliche vom Unsittlichen scheidet. Je mehr in dieser Hinsicht eine frühzeitige Erziehung vorgearbeitet hat, desto weiter reicht in der Folge die Kraft der Selbsterziehung. Es giebt demnach allerdings eine Selbstbestimmung, die man auch *Freyheit* nennen darf; eine Fähigkeit nämlich, sich über manche Wirkungen des psychologischen

---

* Proben sind gegeben im zweyten und dritten Stück des *Königsberger Archivs für Philosophie*, *Theologie*, u. s. w. Mehr wird man finden in meiner, (noch nicht herausgegebenen) *Grundlegung der speculativen Psychologie*.

Mechanismus eben so wohl, als über die Aufregungen von aufsen, zu erheben. Aber diese Selbstbestimmung ruht nicht auf einer unendlichen Reihe früherer Selbstbestimmungen, noch auf einem absoluten Werden; sondern in ihr wirkt vollkommen gesetzmäfsig die Kraft und die richtige Verbindung der zuvor erlangten und ausgebildeten Vorstellungen.

[162] Jeder verkehrte Gebrauch der früheren Zeit wird gebüfst in der folgenden. Und es ist nicht nur möglich, sondern bestimmt zu erwarten, dafs die Zustände nach dem Tode ganz oder grofsentheils die Erfolge seyn werden von dem Grade der geistigen Gesundheit, welcher hier ist erworben worden.

§ 131.

Alle Naturkräfte sind einzutheilen in wahre und scheinbare. Die wahren sind blofs innere Thätigkeiten der einfachen Wesen; es sind die Selbsterhaltungen der letztern in ihrem Zusammen; sie können auch nach dem Aufhören des Zusammen noch fortdauern, gleich den Vorstellungen in der Seele, welche selbst als eine Art in diese Gattung fallen. — Die scheinbaren Naturkräfte sind die räumlichen, die sogenannten bewegenden Kräfte, welche den unmittelbaren Gegenstand unsrer Beobachtung ausmachen; diese beruhen zunächst auf einer *formalen Nothwendigkeit*, z. B. dafs eine einmal angefangene Bewegung (die überall nichts reales, sondern eine relative Raumbestimmung ist), in gleicher Richtung und Geschwindigkeit fortgehe, (blofs damit die einmal vorhandene Raumbestimmung sich selbst gleich bleibe.) Eben dahin gehört die Nothwendigkeit, *dafs der äufsere Zustand dem innern entspreche;* wobey sich jener nach diesem richten mufs, wenn dieser durch jenen nicht kann bestimmt werden; ein Fall, der bey der Attraction der Elemente (bey chemischen Auflösungen, bei der Cohäsion, u. d. gl.) vorkommt.*

Von den scheinbaren Naturkräften auf die wahren zurückzuschliefsen, und auf der andern Seite aus Voraus[163]setzung der wahren, mit Beyhülfe der Geometrie und der Rechnung die Erscheinungen abzuleiten: dies wird durchgängig die Aufgabe der Naturphilosophie seyn. Uebrigens hat dieselbe die widersprechenden Begriffe aufzulösen, welche von speciellen Phänomenen ausgehn, z. B. den Begriff der Polarität (einer Kraft, die nie anders als zwiefach und sich selbst entgegengesetzt erscheint, und dennoch nur für eine einzige zu halten ist, weil Zwey die sich auf einander beziehen, nicht Zwey sind sondern Eins; vergl. § 118;) desgleichen den Begriff des Lebens, (ebenfalls § 118).

Zur Erklärung des Lebens gehört wesentlich der Begriff der *innern Bildung*. Was man Assimilation nennt in den Organismen, — wozu bey allen höheren Organismen fast nur solche Stoffe taugen, die nur kurz zuvor Bestandtheile anderer, meistens niederer lebender Wesen waren, — das kann nichts anderes seyn, als eine Reihe von Störungen und Selbsterhaltungen sowohl im Nahrungsstoff als im Organismus, wodurch dieser in Bewegung erhalten, jener innerlich gebildet wird. Man darf, ja man mufs hier die Vergleichung mit der Seele anwenden, welche ebenfalls nur

* Die oben angeführte Abhandlung *de attractione elementorum* beschäfftigt sich hauptsächlich mit diesem Gegenstande.

durch geordnete Reihen von Eindrücken, das heifst, von Selbsterhaltungen, zur Bildung gelangt. Die Reizbarkeit des Organismus ist der Totaleffect aller *innern* Reizungen der einfachen Elemente, verbunden mit den entsprechenden *äufsern* Zuständen, also mit gewissen Bewegungen, und deren Folgen; — die innern Reizungen aber können nichts anders als wiedererweckte Zustände gewisser Selbsterhaltungen seyn, ganz analog den wieder erweckten Vorstellungen der Seele.

Wenn gleich Leibniz Unrecht hatte, indem er alle Monaden für vorstellende Wesen hielt: so kam er doch der Wahrheit in so fern nahe, als die Gesetze der Wirkungen und Gegenwirkungen der Vorstellungen unter einander, ganz auf ähnliche Weise auch unter solchen [164] Selbsterhaltungen (in den Elementen der Materie), welche nicht Vorstellungen sind, Statt finden können; wofern nur diese Selbsterhaltungen unter einander Gegensätze bilden.

Weil wir aber die Seele in ihren innern Zusänden unmittelbar durchs Bewufstseyn kennen, (welches gar nichts anders ist als das Vorstellen selbst in seinen mannigfaltigen gegenseitigen Verhältnissen); während wir dagegen auf die innern Thätigkeiten andrer Wesen blofs durch entfernte Andeutungen der Erfahrung hingewiesen werden; so wird es schicklich seyn, ja vielleicht nothwendig, die Psychologie der Naturphilosophie voranzustellen in der Reihe der Untersuchungen.

Was endlich den Zusammenhang der Seele und des Leibes anlangt: so verhält es sich damit eben so wie mit der Verbindung der Elemente eines Körpers unter einander. Dieselben befinden sich in einem vollkommnen oder unvollkommnen, mittelbaren oder unmittelbaren Zusammen; vermöge dessen in keinem ein neuer Zustand hervorgehn kann, welcher nicht die Störungen und dadurch die Selbsterhaltungen in jedem der übrigen abänderte. Der Wirkung nach sind daher alle, auch die entferntesten Theile, einander gegenwärtig. In einem jeden Elemente aber gehn diejenigen Selbsterhaltungen vor, welche seiner ursprünglichen Qualität und seiner erlangten Bildung und Reizbarkeit angemessen sind. Wie ungleich diese Bedingungen, so ungleich werden die Selbsterhaltungen ausfallen; daher es gar kein Wunder ist, wenn mit Begierden und Gefühlen in der Seele sich solche Selbsterhaltungen in den Elementen der Nerven und Muskeln verknüpft finden, denen als entsprechende äufsere Zustände gewisse Bewegungen zugehören.

§ 132.[1]

[2] Wunderbar ist überhaupt nicht der *Fortgang* einmal angefangener Reihen des Naturlaufes; weder in dem[3] Innern [165] der Seele, noch in der äufseren Welt; weder im organischen Reiche, noch am Himmel.

---

[1] „§ 155." in der 4. Ausg.

[2] Der Satz: „Wunderbar ist . . . Reihen des Naturlaufes;" (bis zur folgenden Zeile) heifst in der 4. Ausg.: „Der Fortgang einmal angefangener Reihen des Naturlaufes bleibt, nach den Erklärungen, die man davon zu geben im Stande ist, nicht mehr wunderbar;" . . .

[3] „im" in der 2., 3. und 4. Ausg.

Wunderbar ist eben so wenig der *Anfang irgend einer* Reihe von Begebenheiten *im allgemeinen;* dieser mufste hervorgehn aus den ursprünglichen Bewegungen. (§ 129.)

Aber wunderbar im höchsten Grade ist und bleibt das Beginnen eines *zweckmäfsigen* Naturlaufes.

Diese Verwunderung würde verschwinden, wenn es erlaubt wäre, der Seele eine inwohnende Vernunft, der Vernunft eine Reihe von ursprünglichen Maximen beyzulegen, und anzunehmen, dafs sie ihre eigene *Idee* der Zweckmäfsigkeit selbst in die Auffassung der Natur hineintrage.* Vollends dem strengen Idealismus bleibt gar nichts übrig, als nur die Frage, nach welchen Gesetzen unseres Denkens wir uns die Natur als ein zweckmäfsiges Ganzes vorstellen. — In der That ist durch solche Untersuchungen die teleologische Welt-Ansicht in neuern Zeiten so sehr in ihrem Ansehen gesunken, dafs man sich nur wundern mufs, wie doch eine[1] in der Vernunft liegende Idee so leicht könne in ihrer Wirksamkeit geschwächt werden, und das blofs durch die Vorstellungsarten eines gewissen Systems?

Es gehört hieher die allgemeine Frage, welche schon oben in Beziehung auf alle vorgeblich der Seele inwohnenden Formen erhoben wurde; wie geht es zu, dafs nicht alles Gegebene auf gleiche Weise in die Formen fällt, welche wir zu jedem Gegebenen auf gleiche Weise mitbringen? — Wie geht es zu, dafs namentlich das Zweckmäfsig nur in einigen, verhältnifsmäfsig seltenen, Fällen sich mit unwiderstehlicher Evidenz ankündigt; dafs [166] sehr vieles andre uns zwar anreizt, die Idee der Zweckmäfsigkeit anzuwenden, wir aber dabey in unauflösbaren Zweifeln stecken bleiben; dafs endlich ganze grofse Massen von Naturgegenständen uns eine blofse Regelmäfsigkeit des Mechanismus, oder auch blofse Thatsachen, ohne alle Gründe, darbieten? — Wäre die Vorstellung des Zweckmäfsigen eine inwohnende Form der Seele, so sollte sie *mindestens eben so allgemein* zur Anwendung kommen, als die Formen des Raums und der Zeit! Es fehlt also hier den Systemen, welche die teleologische Welt-Ansicht niederdrücken, sogar an der Consequenz.[2]

* Man sehe hauptsächlich den Schlufs von KANTs Critik aller speculativen Theologie, in dessen Critik der reinen Vernunft.

[1] „eine angeblich“ . . . in der 3. und 4. Ausg.

[2] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. Es ist fast unbegreiflich, wie sich mehrere höchst achtungswerthe Männer haben verleiten lassen können, zu behaupten, „der Mensch sey in sich reicher als Himmel und Erde, und habe, was sie nicht geben können. Die Weisheit und Ordnung, die er in der sichtbaren Natur finde, lege er mehr in sie hinein, als er sie aus ihr heraus nehme;“ u. s. w. (Man sehe JAKOBI's Werke Band 3, S. 269, wo diese Worte, nicht etwa von KANT, sondern — von MATTHIAS CLAUDIUS angeführt werden.) Bey der mindesten Besinnung mufsten diese Männer finden, dafs sie keine allgemeine factische Wahrheit aussprachen. Die teleologische Welt-Ansicht ist keineswegs die gemeine, natürliche, gewöhnliche; sie ist ganz und gar nicht dem menschlichen Geiste angeboren; vielmehr ist sie spät gewonnen, (in der Schule des SOKRATES,) und geht sehr leicht[a] wieder verloren. Παν θειον φθονερον, — das ist die natürliche Meinung der

[a] „sehr leicht“ . . . heifst in der 3. und 4. Ausg.: „nur gar zu leicht“ . . .

Ist aber der Idealismus überhaupt widerlegt: so mufs die bekannte Betrachtung ihre vorige Stärke wieder erlangen, nach welcher man in der zweckmäfsigen Einrichtung den Finger Gottes in der Natur erkennt.

Die Voraussetzung, dafs das Zweckmäfsige nicht blofs treffe zum Zweck, sondern ausgehe vom Zweck, welcher zuvor gedacht, gewollt, und ausgeführt wurde von einem wirksamen Geiste: mag man im Zusammenhange strenger Speculation immerhin eine Hypothese nennen, zum Unterschiede von der Demonstration. Wie stark aber diese Hypothese den Glauben zu tragen vermöge: das beweis't eine andre Anwendung derselben unwidersprechlich. Woher wissen wir, dafs *Menschen,* nicht blofs menschliche Gestalten, uns umgeben? Wir erklären uns ihre zweckmäfsigen Handlungen aus vorausgesetztem Denken, Wollen und Handeln. Niemand kann sagen, er habe dieses Vorausgesetzte wahrgenommen; niemand kann leugnen, dafs er es hinzudenkt, es hineinträgt in die Wahrnehmung.

Aber freylich, nicht in jede Wahrnehmung menschlicher Gestalten wird das Gleiche hineingedacht. Wir unterscheiden den Wahnsinnigen vom Verständigen, und beyde vom Kinde; wir beurtheilen das Maafs und die Art des Verstandes nach den Handlungen. Demnach ist wirklich das *Gegebene* die *Grundlage* dieser Vorstellungs[167]art; und es wird dem Idealismus nie gelingen, auch nur zum Schein dieselbe durch Gesetze unseres Denkens (wozu FICHTE Versuche machte) zu erklären.

So gewifs nun unsre Ueberzeugung veststeht, dafs den Erscheinungen menschlichen Handelns auch menschliche Absicht, menschliches Wissen und Wollen vorangeht; eben so gewifs mufs es erlaubt seyn, die teleologische Naturbetrachtung zur Stütze des religiösen *Glaubens* zu machen, welcher übrigens viel älter ist, und viel tiefere Wurzeln im menschlichen Gemüthe hat, als alle Philosophie.

Freylich kann auf diese Weise nicht ein wissenschaftliches Lehrgebäude der natürlichen Theologie zu Stande kommen, welches als Erkenntnifs betrachtet sich dem vergleichen liefse, was Naturphilosophie und Psychologie durch ihre, in der That ins Unendliche sich erstreckenden, möglichen Fortschritte zu werden bestimmt sind. Allein die Anmaafsungen solcher Systeme, die von Gott als von einem bekannten, in scharfen Begriffen aufzufassenden Gegenstande reden, sind keine Flügel, wodurch wir uns zu einem Wissen erheben könnten, *für welches uns nun einmal die Data fehlen,* — und vielleicht weislich versagt sind.

Es wäre überdies noch zu beweisen, dafs der Religion durch den Mangel eines solchen Wissens etwas wesentliches abgehe; dafs sie etwas gewinnen würde, wenn Gott in *scharfen speculativen* Umrissen, deutlich dem strengen und wahrheitliebenden Forscher, vor uns stünde. — Religion beruht auf Demuth, und dankbarer Verehrung. Die Demuth wird begünstigt

---

Menschen; dahin gleiten sie immer wieder zurück. Das Bessere verdankt man der Aufmerksamkeit einer kleinen Anzahl seltener Männer, auf diejenigen Naturgegenstände, die das gerade Gegentheil des φϑονος zu Tage legen; man verdankt es überdies dem Christenthum, welches die Gemüther umstimmte, und dadurch die falsche Natur-Ansicht schwächte, — ohne doch eigentlich in der sichtbaren Welt das Zweckmäfsige nachzuweisen, da es vielmehr die Betrachtung von der Natur ganz ab, und über dieselbe hinaus lenkte."

durch das Wissen des Nicht-Wissens. Die Dankbarkeit kann nicht grösser seyn, als gegen den Urheber der Bedingungen unseres vernünftigen Daseyns. Die Verehrung kann nicht höher hinaufschauen, als zu dem Unermesslich-Erhabenen. Vielleicht wird man sagen, es fehle noch das Vertrauen auf die absolute Allmacht, die freylich zu ihrer Vestsetzung ein strenges Dogma erfordert. Allein eben hier ist eine Erinnerung auf jeden Fall sehr nothwendig. Nämlich auch die Allmacht kann nicht den viereckigen Cirkel erschaffen; sie ist der geometrischen Nothwendigkeit unterworfen. In ihren Zweckbegriffen muss sie daher ungleich mehrere bloss *zulassen,* indem sie anderes eigentlich *wählt* und *beschliesst.* Der Mensch aber unterscheidet nur schwach das Erwählte vom Zugelassenen; er muss sich hier immer mit unbestimmten Begriffen begnügen; und darf nie sein Vertrauen dahin ausdehnen, irgend welche Ereignisse mit Sicherheit zu erwar[168]ten. — Gerade wegen der Unbestimmtheit aber, welche überhaupt bey diesem erhabensten aller Gegenstände die Speculation übrig lässt, darf immerhin der Sitte, der Gewöhnung, der Tradition, ja selbst der Phantasie, einige Freyheit gestattet werden. Und vor allem müssen die praktischen Ideen benutzt werden, um die Lehre[1] von Gott in so fern mit vesten Strichen zu bezeichnen, als dieses nöthig ist zur Unterscheidung des *vortrefflichsten* der Wesen von dem bloss mächtigen, ursprünglichen, Ersten, *dem an sich praktisch ganz gleichgültigen Urgrunde der Dinge.* Hiezu muss nun die metaphysische Speculation mancherley Dienste leisten. Sie muss Spinozismus und Idealismus entkräften, welche das ausserweltliche Wesen, und dessen *aus sich herausgehendes,* Uns, den Gegenüberstehenden, gewidmetes Wohlwollen, hinwegnehmen. Die göttliche Wohlthat darf nicht erscheinen als ein Nepotismus, der nur die Seinigen, die Angehörigen erhebt; denn die Liebe, welche als Selbstliebe in sich zurückläuft, verliert ihre Würde. Es genügt nicht zur Religion, dass die Welt als ein grosses Cultursystem dargestellt werde, worin der Allein-Reale nur Sich selbst vervollkommne. Sondern es fördert die Religion, dass Derjenige, der als Vater für die Menschen gesorgt hat, jetzt im tiefsten Schweigen die Menschheit sich selbst überlässt, als ob er keinen Theil an ihr habe; ohne Spur aller solchen Empfindung, welche der menschlichen Sympathie, vollends dem Egoismus gleichen könnte.

Sind diese Bemerkungen gegründet, (welche zum Theil Beleuchtung von Seiten der praktischen Philosophie erfordern,) so folgt allerdings, dass nicht jedes metaphysische System der Religion gleich gute Dienste leisten könne. Dennoch ist nicht zu verkennen, dass von jeher das religiöse Bedürfniss edler Menschen die Systeme mehr benutzt, als sich ihnen unterworfen hat. Jeder metaphysischen Ansicht lässt sich eine Seite abgewinnen, wodurch sie den Glanz der erhabensten Idee auf eine eigenthümliche Weise zurückstrahle. Die Furcht vor den Neuerungen in Systemen darf daher niemals gross werden; viel wichtiger und gegründeter ist auch in religiöser Hinsicht die Sorge, dass nicht die Forschung ihre Spannung verliere, eine bequeme Vorstellungsart sich als die beste geltend mache, — dass nicht

---

[1] „Idee“ im Original, „Lehre“ in der 2., 3. und 4. Ausg.

Dummheit die Köpfe verfinstern, und eigennütziger Trug die Gewissen nach Gefallen binden und lösen möge.[1]

---

[1] In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt folgende

„Anmerkung. [a]Diesen Paragraphen, welcher deutlich und bestimmt angiebt, wie der religiöse Glaube nicht blofs auf dem von KANT entwickelten praktischen Bedürfnisse, sondern auch auf dem Gegebenen, auf der Naturbetrachtung, als eine theoretisch nothwendige Ergänzung unseres Wissens, nach meiner Ueberzeugung beruht: finde ich in keinem Puncte abzuändern weder nöthig noch möglich; obgleich ich mit gröfster Wahrscheinlichkeit voraus sehe, dafs demselben bey Gelegenheit der gegenwärtigen zweyten Auflage die nämlichen gehässigen Deutungen bevorstehn, wie bey der ersten. „Es trete hier ein Deus ex machina auf, dessen unvorbereitetes Erscheinen mit dem Uebrigen nicht zusammenhänge.“ Dieser Bericht ist der Sache gerade so angemessen, wie ein Zerrbild seinem Original ähnlich sieht.

Freylich reicht, [b]nach den Ansichten des Verfassers, das Wissen um vieles weiter, als diejenigen zugeben wollen, die nicht Lust haben, sich um die Nothwendigkeit einer Ergänzung der Sinnenwelt durch das übersinnliche Reale, ernstlich zu bekümmern. Freylich müfsten sie, um dieses einzusehn, die bisherigen Systeme nicht so unverdient als unübertreffliche Beweise von dem Höchsten, was die Speculation erreichen könne, loben und preisen, sondern die mannigfaltigen Schwächen derselben sorgfältig durchsuchen, um wahrzunehmen, wie weit alle bisherige Speculation noch hinter dem, was sie leisten kann, zurückgeblieben, und aus welchen Ursachen dies Zurückbleiben entstanden ist. Freylich müfsten sie nicht so voreilig seyn in ihrem Schlusse: weil die bisherigen Versuche auf dem Wege bekannter logischer Vorschriften nicht weit geführt haben, so gebe es auch über die Logik hinaus gar keine Hülfsmittel des theoretischen Denkens mehr; alle Beziehung der Erscheinungen auf das Reale sey aufgehoben, und könne nur durch eine Art von Wunderglauben wieder hergestellt werden.

Wären sie aber im Stande, die Aussicht auf die, in der That unermefslichen Erweiterungen, welche dem speculativen Wissen noch bevorstehn, sich zu eröffnen: dann erst würden sie auch die Erhabenheit des Gegensatzes empfinden zwischen dem, was das Wissen erreichen, und nicht erreichen kann; zwischen dem ins Unendliche hinaus mehr und mehr Erklärbaren, und dem stets auf gleiche Weise Unerklärlichen; — und sie würden nicht verlangen, dafs man die Erscheinung des letztern vorbereiten solle in einer Abhandlung über das erstere; sie würden vielmehr fühlen, dafs die Darstellung sich dem Gegenstande um so besser anschliefse, je neuer, fremder, unerwarteter dem Wissen, dasjenige eintrete, was über das Wissen hinausgeht.

Aus theoretischen Gründen mufs der Wahnsinn eben so begreiflich werden wie die Vernunft; die Krankheit wie die Gesundheit, die Unordnung wie die Ordnung. Das Verkehrteste ist eben so natürlich wie das Rechte, die Perturbationen eben so natürlich wie die regelmäfsigen Bahnen und Perioden. Warum nun ist das Bessere die Regel, das Schlimmere die Ausnahme? Meint man, die Ausnahmen zerstören sich selbst? Man blicke doch nur[c] dahin, wo die Vorsehung keine Vorkehrungen getroffen hat; man betrachte die Staaten und deren Geschichte! Hat etwan in ihnen die Unmöglichkeit oder doch die Gebrechlichkeit der Unordnung, zu ähnlicher Ordnung geführt, wie im Planetensystem, oder wie in dem Bau der organisirten Leiber? — Das geschieht nur da, und nur in so weit, als die schwache menschliche Kunst das fortsetzt, was die unermefslich höhere Kunst anfing und bereitete.

[d] Betrachtungen dieser Art können sich durch die falsche Weisheit dieser Zeit nicht durcharbeiten; früher waren sie bekannt genug, und wiederkehren werden sie, sobald ihnen Platz gemacht ist.

Zwar dem ehrwürdigen KANT ist es nicht zu verargen, dafs er der Teleologie den Platz beengt hat. Das war die ganz unvermeidliche Folge seiner Ansichten von den Formen der Erfahrung, die wir, — so glaubte er, — in uns tragen, und dann in die

---

[a] „Diesen Paragraphen . . . ähnlich sieht.“ (bis zum Ende des ersten Absatzes) fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[b] „nach den Ansichten des Verfassers,“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[c] „doch nur“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[d] Der folgende Satz „Betrachtungen dieser Art . . . Platz gemacht ist.“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

Natur hineinschauen, während wir uns einbilden, sie in ihr zu finden. Aber diejenigen, welche von der Kantischen Lehre abgewichen, welche zum Realismus zurückgekehrt sind: sie sollten sich erinnern, dafs keine andre Hinweisung auf Gott den, noch unbefangenen, gesunden Verstand so willig findet, so leicht zu frommen Empfindungen stimmt, als die teleologische. Zwar kann auch sie nicht aufgegebene Arbeit vollführen. Aber wie viele Fragen sie auch aufregt, die sie unbeantwortet läfst: nichts desto weniger behalten solche Betrachtungen, wie die über [218] den Bau des Auges, des Herzens, u. s. w. eine wohlthätige Gewalt, die selbst wider Willen denjenigen ergreift, der es seinen eingebildeten höhern Einsichten schuldig zu seyn glaubt, sich ihrer zu erwehren. In der That ist die kleinste Spur des Schönen und Schicklichen in der Natur, mehr werth, als alle innern Anschauungen, die sich von Schwärmereyen nicht unterscheiden lassen. Dafs die Menschen es aushalten können, über die Grundlehren der Religion zu disputiren, verdanken sie den bald freundlichen, bald drohenden und schmerzlichen Eindrücken, wodurch die Gottheit mit ihnen redet, und sie aus ihren Träumen aufweckt.

Den grundlosen Besorgnissen [a] über Verminderung des Glaubens durch fortschreitendes Wissen hat ein Mann sich hingegeben, der zu den Vortrefflichsten unserer Zeit gehörte. JAKOBI, derselbe, der den Begriff des Realen wiederherstellen half aus der Verderbnifs durch die Aristotelische ὑλη und μορφη, — derselbe, der den Causalbegriff von Zeitbedingungen frey dachte, während KANT selbst ihn damit vermengte, — eben dieser JAKOBI, der den Glauben an die Vorsehung aufs lebendigste in sich besafs, befürchtete, die Welt werde ihn verlieren, und überliefs sich dem Eindrucke einer Weissagung LICHTENBERGS: „unsre Welt wird noch so fein werden, dafs es eben so lächerlich seyn wird, einen Gott zu glauben, als heut zu Tage Gespenster.“ Dieser Einfall eines der witzigsten Köpfe konnte dem Mathematiker und Physiker LICHTENBERG, schwerlich Ernst seyn; er kannte dazu die Pendelschwingungen zu gut, die, nach entgegengesetzten Seiten ausschweifend, im Gebiete des Geistigen eben so abwechseln, als in der Körperwelt. Und von JAKOBI hätte man erwarten dürfen, dafs ihm das ganz unwandelbare, in der menschlichen Natur liegende, Bedürfnifs der Religion — worüber er mit KANT übereinstimmte, — bekannt genug sey, um eine solche Weissagung geradezu für ein Traumgesicht zu erklären. Anstatt aber mit vester Zuversicht das Heilige als unverlierbar zu betrachten, entzweyte er Wissen und Glauben, oder, wie er es nannte, Verstand und Vernunft, in einem Grade, wie schwerlich irgend einer vor ihm.

Es ist nicht angenehm, einem Manne wie JAKOBI zu widersprechen; man würde sich glücklich schätzen, mit ihm zusammenstimmen zu können. Dafs aber der Verfasser genöthigt sey, hierauf Verzicht zu leisten, mufs mit Wenigem dargethan werden. Theils ergiebt es sich aus den grofsen, an KANT, FICHTE, SPINOZA, gespendeten Lobeserhebungen, als ob diese Männer, nicht etwan jeder für seine Zeit etwas Grofses, sondern überhaupt in der Speculation ungefähr das Höchste Möglichste geleistet hätten. Theils kann [219] man es erkennen aus JAKOBI's Aussagen über seine eigne Lehre; z. B. im zweyten Bande S. 34: „Meine Lehre gründet sich auf die Voraussetzung, dafs Wahrnehmung, im strengsten Wortverstande, sey, und dafs ihre Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit, obgleich ein unbegreifliches Wunder, dennoch schlechthin angenommen werden müsse; die Kantische Lehre auf die gerade entgegengesetzte, in den Schulen uralte Voraussetzung, dafs Wahrnehmung im eigentlichen Verstande nicht sey; dafs der Mensch durch seine Sinne nur Vorstellungen erhalte, die sich auf von diesen Vorstellungen unabhängig und an sich vorhandene Gegenstände wohl beziehen mögen,“ u. s. w. Hier sieht man das Bekenntnifs eines unbegreiflichen Wunders, welches dazu dient, um die Mühe zu ersparen, die der Idealismus hätte verursachen können. Dafs eine so willkührliche Bequemlichkeit blofs die Müdigkeit eines Einzelnen, nicht aber den wahren Ruhepunct des Denkens anzeige, versteht sich von selbst; indessen ist nicht zu verwundern, wenn das Beyspiel, da es nicht zur Anstrengung, sondern zur Erhohlung und zur Gemächlichkeit einladet, viele Nachahmer findet. Der Ruheplatz ist für den Müden, aber die weit offene Laufbahn für die Rüstigen; nnd das Wunder, von dem hier die Rede ist, wird gerade so lange dauern, als die Lust, daran zu glauben. — Endlich gehört hieher noch eine Stelle, die offenbar dieses Buch näher angeht. Sie lautet

---

[a] „Den grundlosen Besorgnissen ... als auf den der SCHELLINGschen.“ bis zum Schlusse der Anmerkung S. 232 fehlt in der 3. und 4. Ausg.

wie folgt, (S. 52 des zweyten Bandes): „Selbst die Herrlichkeit und Majestät des Himmels, die den noch kindlichen Menschen anbetend auf die Knie wirft, überwältigt nicht mehr das Gemüth des Kenners der Mechanik, welche diese Körper bewegt, in ihren Bewegungen erhält, ja sie selbst auch bildete. Nicht vor dem Gegenstande erstaunt er mehr, ist dieser gleich unendlich, sondern allein vor dem menschlichen Verstande, der in einem COPERNICUS, GASSENDI, KEPLER, NEWTON, und LAPLACE, über den Gegenstand sich zu erheben, durch Wissenschaft dem Wunder ein Ende zu machen, den Himmel seiner Götter zu berauben, das Weltall zu entzaubern vermochte. Aber auch diese Bewunderung, die alleinige des menschlichen Erkenntnifsvermögens, würde verschwinden, wenn es einem künftigen HARTLEY, DARWIN, CONDILLAC oder BONNET wirklich gelänge uns eine Mechanik des menschlichen Geistes vor Augen zu legen, die eben so allumfassend, begreiflich, einleuchtend wäre, als die NEWTONische des Himmels. Wir würden dann weder Kunst noch hohe Wissenschaft, noch irgend eine Tugend mehr wahrhaft und besonnen ehren, sie erhaben finden, mit Anbetung sie betrachten können. Aesthetisch zu rühren, und selbst ein bis zum Entzücken gehendes Wohlgefallen im Gemüthe zu erregen, würden [220] zwar auch dann noch die Thaten und Werke der Heroen des menschlichen Geschlechts, — das Leben eines SOKRATES und EPAMINONDAS, die Wissenschaft eines PLATON und LEIBNITZ, die dichterischen und plastischen Darstellungen eines HOMER, SOPHOKLES und PHIDIAS, —. vermögen, eben so, wie auch den ausgelerntesten Schüler eines NEWTON und LAPLACE der sinnliche Anblick des Sternhimmels noch zu rühren und sein Gemüth erfreulich zu bewegen im Stande ist; nur dürfte alsdann nach dem Grunde einer solchen Rührung nicht gefragt werden, denn die Besinnung antwortete unfehlbar: du wirst kindisch nur bethört; behalte einmal, dafs Bewunderung überall nur der Unwissenheit Tochter ist.“

Ueber diese Stelle liefse sich eine weitläuftige Abhandlung schreiben; hier müssen wenige Worte genügen. Die Fortsetzung des Laufs der Planeten um die Sonne, nachdem die Massen derselben einmal vertheilt sind, folgt allerdings ganz natürlich aus dem Gesetze der Anziehung; aber es ist eine starke Verwechselung, in das Gebiet dieses Wissens auch die Hypothesen über die Bildung der Weltkörper einzumengen. Der Astronom SCHUBERT in Petersburg sagt: „die von mir geführten Rechnungen beweisen aufs deutlichste, dafs bey einer andern Vertheilung der Planetenmassen eine gänzliche Umwandlung, bey einem andern Verhältnisse der Bahnen, vielleicht eine endliche Zerstörung des Sonnensystems erfolgen würde, dafs aber durch die wirkliche Vertheilung für ewige Dauer desselben gesorgt ist. Wer ist fähig, diese erhabenen Wahrheiten zu begreifen, ohne voll Dank und Bewunderung die unendliche Weisheit anzubeten,“ u. s. w. — Hier haben wir die Bewunderung, welche JAKOBI verloren glaubte; und die Astronomie scheint demnach unschuldig zu seyn an dem Unterschiede, der zwischen dem Gemüthe eines LALANDE und eines SCHUBERT statt findet. Gesetzt aber, man dürfte mit Recht die Vermuthung eines blofs mechanischen Ursprungs auch auf die Bildung der Weltkörper ausdehnen: so ist man hier noch immer im Gebiete dessen, was an sich völlig werthlos ist, und man bleibt noch darin, wenn man die fernere Ausbildung der Weltkörper durch Feuer und Wasser, durch Krystallisation und Schichtung, weiter verfolgt. Dies alles ist völlig gleichgültig in praktischer Hinsicht so lange, bis von der Benutzung und Ausschmückung der grofsen Massen für lebende Wesen die Rede ist. Hier aber verläfst uns die Astronomie; und hier reifst der Faden der physikalischen Vermuthungen. Wir kennen die Sonne nicht; gleichwohl ist sie der Hauptkörper unseres Systems. Wir kennen nur die Erde; und was wir hier sehen, das ist der Gegenstand einer Bewunderung, die kein NEWTONisches Attractionsgesetz jemals aufheben [221] wird. Die einzige Frage: wie es zugehe, dafs die Leiber der edlern Thiere von aufsen, der Schönheit gemäfs, symmetrisch gebaut sind, während im Innern, ohne Spur des Schönen, ohne Spur von Gleichheit des Baues der rechten und linken Seite, alles auf den Nutzen abzweckt: — Diese Frage ist unendlich viel verwickelter, als die nach dem Laufe der Weltkörper in elliptischen Bahnen. Keine Gleichförmigkeit eines geometrischen Gesetzes kann hier aushelfen. Der Mechanismus, der im Innern die Schönheit vernachlässigte, hätte sie auch auf der Oberfläche verletzt; oder wenn seine Regel sie äufserlich von selbst herbeyführte, so müfste sie sich im Innern eben sowohl zeigen; wie es bey den Krystallen wirklich der Fall ist. — An dem Mangel der Bewunderung ist hier lediglich die Thorheit der Menschen Schuld, die entweder alles anstaunen, oder alles mit gleichgültigen Augen betrachten.

Allein JAKOBI bahnt sich in der angeführten Stelle durch die Erwähnung der Himmels-Mechanik nur den Weg dahin, um den Versuch einer Mechanik des Geistes als ein schädliches Unternehmen darzustellen. Seine Aengstlichkeit geht so weit, dafs er für die Ehre der Tugend fürchtet, auf den Fall, da man ihren Ursprung begreiflich fände! Hat denn die Tugend nur den Werth eines Räthsels, dessen man nach gefundener Auflösung nicht mehr achtet? Oder hat sie den Marktpreis des Goldes, welches, wenn man es machen könnte, allzuhäufig werden würde? Bewundert auch der tugendhafte Mann sich selbst; oder, wenn nicht, ist ihm die Tugend nun weniger werth? Sollte wohl die Gottheit sich selbst bewundern? Giebt es ohne Bewunderung gar keine Schätzung, Achtung, Verehrung? — Hätte JAKOBI sich auf ästhetische Urtheile besonnen, so würde er sie weder mit demüthiger Bewunderung, noch mit flüchtiger Rührung verwechselt haben.

Die Thatsache aber, dafs ein ächter Freund der Wahrheit, und der ganzen, möglichst vollständigen Wahrheit, (ein solcher war JAKOBI gewifs,) ein System annehmen konnte, welches zu dem Wunsche führte: gewisse Untersuchungen möchten unterbleiben: — diese Thatsache ist aus der angeführten Stelle klar genug zu entnehmen, und es bedarf wohl nicht der Bekräftigung durch eine andre, wo er sich so weit vergessen hatte, zu sagen: „es sey das Interesse der Wissenschaft, dafs kein Gott sey;" und in Ansehung deren er sich, um ihre Bedeutung einzuschränken, auf den Zusammenhang beruft, den man in der Schrift von den götlichen Dingen nachsehen mag.

Kann so etwas dem Meister entschlüpfen, so läfst sich voraussehn, wie dies weiter gehn werde. Daher findet [222] der Verfasser dieses Buchs sich bewogen, auf den Beyfall der JAKOBIschen Schule hiemit eben so willig Verzicht zu leisten, als auf den der SCHELLINGschen."

In der 2., 3. und 4. Ausg. folgt als

Sechstes Capitel.

Encyklopädische Uebersicht der Psychologie und Naturphilosophie.

§ 133.[1] Psychologie und Naturphilosophie sind die beyden Zweige des Wissens, welche die Mühe des metaphysischen Forschens belohnen. Von beyden soll hier noch etwas mehr gesagt werden, als die §§[2] 130 u. 131 fassen konnten; damit es in dieser Einleitung nicht zu weitern Fortschritten entweder am Reize, oder an der Richtung fehle. Am Reize aber kann es leicht fehlen; denn die vielen Schwierigkeiten der Metaphysik, welche im Vorhergehenden mufsten nachgewiesen werden, pflegen nicht nur die schwächeren Köpfe zurückzuschrecken, sondern, (was weit schlimmer und verkehrter ist,) sie machen auch oft den Eindruck, als böte die Metaphysik nur ein negatives, und kein positives Wissen dar. An der Richtung kann es eben so leicht fehlen; nicht blofs dann, wann Jemand anstatt des religiösen Glaubens (der älter ist als alle Philosophie,) ein theologisches Wissen ergrübeln will; sondern auch dann, wann der Anfänger sich zu frühzeitig in dem Studium der Systeme einheimisch machen will, anstatt, wie sichs gebührt, gerade vorwärts in seinem Nachdenken zu gehn, so wie der Stachel der aufgegebenen Probleme ihn treibt. Zwar mufste die Einleitung der verschiedenen Systeme erwähnen, als der natürlichen, vorläufigen Versuche des menschlichen Geistes; ja sie mufste einige Hauptgedanken der-

[1] „§ 156." in der 4. Ausg.

[2] „als die §§ 130 u. 131 fassen konnten" fehlt in der 4. Ausg.

selben als unvermeidliche Durchgänge des Forschens nicht blofs anzeigen, sondern selbst dahindurch ihren Weg nehmen. Auch mufs derjenige, dem an einem vollständigen [223] philosophischen Studium gelegen ist, sich vorbehalten, dereinst die Systeme aus den Quellen zu schöpfen. Wer aber hofft, in ihnen die Wahrheit zu finden: der ist verloren. Die Wahrheit liegt nicht hinter uns, sondern vor uns; und wer sie sucht, der schaue vorwärts, nicht rückwärts!

Anmerkung.[1] Wer sehn will, was herauskommt, wenn ein sehr geistreicher Mann sich dem Gesammteindrucke der Systeme überläfst: der lese SCHOPENHAUERS Werk: die Welt als Vorstellung und Wille. Hätte dieser treffliche Kopf weniger gelesen, und desto mehr gedacht: so würden wir vielleicht etwas Meisterhaftes erhalten haben.

Um nun dem Anfänger die Richtung vorwärts zu ertheilen, kann der Verfasser nichts anderes thun, als von seinen eignen Untersuchungen einige Umrisse hier verzeichnen. Diese werden ihren Zweck erreichen, wenn in dem Mancherley, was sie andeuten, Einer dies, der Andre jenes findet, was seine Wifsbegierde reizt, und an den Gegenstand lenkt. Dafs Alles vollständig verstanden werde, läfst sich bey einer höchst unvollständigen Darstellung nicht erwarten; allein auch bey den ausführlichsten Werken kommt auf den Geist und den guten Willen der Leser eben so viel an, als auf die Worte des Schriftstellers.

§ 134.[2] Psychologie und Naturphilosophie kommen darin überein, dafs beyde einen synthetischen, und einen analytischen Theil enthalten, ohne doch dafs diese Theile sich ganz von einander sondern liefsen. Denn beyde Wissenschaften schweben zwischen der allgemeinen Metaphysik, und der Erfahrung; aus jener entspringt der synthetische, aus dieser der analytische Theil. Mit beyden Theilen mufs man sich wechselsweise beschäftigen, doch mit dem synthetischen zuerst. Liefse sich die Erfahrung für sich allein verstehn: so bedürfte es gar keiner Metaphysik; hat man aber aus der letztern die Erklärungsgründe geschöpft: so mufs man das, was

---

[1] Die Anmerkung und der folgende Abschnitt „Um nun dem Anfänger ... auf die Worte des Schriftstellers.“ fehlen in der 3. Ausg. In der 4. Ausg. heifst es dafür: „Wer aber vorwärts gehen will, der lege zuerst den weit verbreiteten Irrthum ab, als müfste man die Substanzen scheuen, (in der Psychologie die Substanz der Seele, in der Naturphilosophie die Stoffe); und als würde etwas für bessere Einsicht gewonnen, wenn man Kräfte dagegen einführte. Gerade in den vermeinten Kräften liegt das Fehlerhafte; was man dem Idealismus überlassen mufs. Denn diesen charakterisirt es, dafs er das Seyn aus dem Thun ableiten will. Der wahre Realismus entwickelt das Thun aus den Qualitäten des Realen.

Bey der grofsen Menge von Gegenständen, welche in diesem Capitel noch sollen berührt werden, versteht sich von selbst, dafs nicht mit Genauigkeit ins Einzelne kann gegangen werden. Also nicht Einzelnheiten, sondern den Umrifs des Ganzen, und die Stellung der verschiedenen Untersuchungen gegen einander, soll man vollständig zusammenzufassen sich bemühen; welches nicht ohne ein wiederholtes Durchdenken wird gelingen können.“

[2] „§ 157.“ in der 4. Ausg.

aus ihnen hervorgeht, sogleich unpartheyisch mit der Erfahrung vergleichen, um in ihr zu erkennen, was aus jenen Gründen begreiflich wird, und [224] das Uebrige für neue Untersuchungen zurückzulegen. Sobald die Erfahrungsgegenstände nur in einigen Puncten auf eine präcise, und dadurch sichere Weise verständlich werden: so helfen sie auch sogleich selbst in der synthetischen Nachforschung, indem sie anzeigen, nach welchen Richtungen hin man dieselben fortführen solle.

In Ansehung der Psychologie geht nun aus der allgemeinen Metaphysik gleich so viel hervor, wofür man die Materie der Erfahrung, das erste Gegebene — das heifst, die einfachen Vorstellungen, zu halten habe. Sie können nichts anderes seyn, als die Selbsterhaltungen eines einfachen Wesens, welches wir Seele nennen. Denn auf keine andre Weise kann sich ein Mannigfaltiges so beysammen, und in solcher gegenseitiger Durchdringung finden; da kein Reales eine ursprüngliche Vielheit in seiner Qualität verträgt, und mehrere Wesen einander ihre innern Zustände unmöglich so mittheilen können, wie sich die Vorstellungen gegenseitig bestimmen. Die allgemeine Metaphysik erlaubt auch nicht, es zweifelhaft zu lassen, was die einfachen Vorstellungen seyen, und wie sie entstehn. Denn sie fordert, dafs man alles, was nicht selbst real ist, auf ein Reales zurückführe; dafs man, wo irgend etwas nicht das ist, was es scheint, es als Andeutung des ihm zum Grunde liegenden Realen betrachte. Endlich sind die einfachen Vorstellungen (der einzelnen Töne, Farben, u. s. f.) gerade so einfach und innerlich beziehungslos, wie die Selbsterhaltungen eines einfachen Wesens es seyn müssen, so lange sie noch keine weitere Modification erlitten haben.

Weniger deutlich spricht die allgemeine Metaphysik über den Eingang zur Naturphilosophie. Zwar veranlafst sie sehr bald, dafs man in Gedanken, Materie im intelligibeln Raume construire; aber ob man dieses Gedankending für einen richtigen Abdruck[1] des Realen, worauf die sinnliche Erscheinung der Körperwelt deutet, halten dürfe, [225] das läfst sie zweifelhaft. Alles kommt auf die Frage an: ob man den intelligibeln Raum dem sinnlichen gleich setzen dürfe?

Der intelligible Raum ist so unbekannt nicht, wie man vielleicht glauben möchte; und den heutigen Philosophen würde er längst geläufig seyn, wenn sie über das Verhältnifs der Leibnitzischen zur Kantischen Lehre vom Raume genug nachgedacht hätten. Es ist nämlich ganz irrig zu glauben, Kant, indem er die Vorstellung des Raums als eine in uns liegende Form der Sinnlichkeit betrachtete, habe dadurch Leibnitzen widersprochen. Denn genau das nämliche versteht sich in der Lehre von der prästabilirten Harmonie (§ 110) von selbst. Nach Leibnitzen bekommt die Seele gar keine Eindrücke von aufsen; sie erzeugt, wie nach der idealistischen Ansicht, alle Vorstellungen in sich selbst; — folglich auch die des Raums und der räumlichen Dinge. Also der psychologische Raum ist nach Kant und nach Leibnitz ganz dasselbe. Aber nun trennen sie sich. Denn Kant verbietet, Dinge an sich als räumlich zu denken; das heifst, er will keinen intelligibeln Raum gestatten; und dies ist sehr natür-

[1] „Ausdruck“ in der 4. Ausg.

lich die Folge davon, dafs er überhaupt verfehlte, die intelligible Welt als nothwendige Ergänzung der sinnlichen zu betrachten und zu bestimmen; ja dafs er schon bey seiner Frage nach dem Ursprunge der Synthesis a priori die rechte Antwort verkannte, die ihm allein die Widersprüche der Sinnenwelt geben konnten. Hingegen LEIBNITZ, wiewohl er in Ansehung der Nothwendigkeit, das Uebersinnliche zum Sinnlichen hinzuzunehmen, nicht weiter sah wie KANT, — setzte doch voraus, es gebe für die Monaden, oder wahren, einfachen Wesen, räumliche Verhältnisse. In welchem Raume denn befinden sich die Monaden? doch wohl nicht im sinnlichen; denn der sinnliche Raum ist in uns, als unsre Vorstellung. Also in einem solchen Raume, worin eine Intelligenz, welche die Monaden kennt (etwan die Gottheit,) sie erblickt: und wohinein wir, die wir [226] sie zwar nicht anschauen, aber als intelligibeln Gründe der Sinnenwelt annehmen, sie in der Mitte unseres metaphysischen Denkens ebenfalls setzen. Darum ist die Theorie des intelligibeln Raumes ein unentbehrliches Hauptstück der allgemeinen Metaphysik; und die Verwechselung der Begriffe und Erklärungen, die für den intelligibeln Raum gelten, mit denen, welche den sinnlichen oder psychologischen Raum betreffen, ist einer der tiefsten Gründe der Verkehrtheit dessen, was bisher Metaphysik geheifsen hat.

Nachdem man aber in der allgemeinen Metaphysik und in der Psychologie über beydes, den intelligibeln und den sinnlichen Raum, die gehörige Rechenschaft gegeben hat, kommt nun gleichwohl für die Naturphilosophie die Frage zur Sprache: ob nicht vielleicht die Verschiedenheit beyder Räume blofs in der Erkenntnifsweise liege? ob man sie nicht im Resultate als Eins und dasselbe betrachten dürfe? Diese Frage hat in Beziehung auf die leeren Räume gar keine Schwierigkeit, denn das Leere ist nichts als Vorstellung; und da das Ende der Betrachtung über den intelligibeln Raum, ihn eben so wohl zu einem Continuum macht, wie der sinnliche es ursprünglich ist, so fallen die Begriffe des einen und des andern von selbst zusammen. Ganz anders aber verhält es sich wegen der Beziehung der beyden Räume auf das, was allein ihnen Bedeutung giebt, dasjenige nämlich, was in sie gesetzt wird. Der intelligibele Raum ist für einfache Wesen, für übersinnliche Monaden, die, wenn sie in ihm einander durchdringen (in einander sind), sich in Störung und Selbsterhaltung versetzen. Der sinnliche Raum ist für Körper, die nach gemeiner Meinung für einander undurchdringlich sind, und die nach den Hypothesen mancher Physiker auch in der Ferne auf einander wirken. Wenn nun diese beyden Vorstellungsarten unumstöfslich wären, so möchte man nur auf alle Möglichkeit der Naturphilosophie Verzicht leisten. Jene beyden [227] Räume könnten auf solche Weise nimmermehr gleich gesetzt werden; und alle Erfahrungen und Versuche in der Körperwelt, welche stets auf Bewegungen im sinnlichen Raume hinauslaufen, wären rein verloren für das Bemühen, sie mit wissenschaftlicher Genauigkeit auf Ereignisse in der intelligibeln Welt zurückzuführen. — Bey gehöriger Untersuchung aber verschwindet die Schwierigkeit. Die vorgebliche Impenetrabilität der Körper ist schlechterdings kein Datum der Erfahrung, welche hierüber nichts entscheidet; sondern sie ist ein Ueberbleibsel aus alter falscher Metaphysik, die nicht be-

greifen konnte, wie zweyerley an Einem Orte seyn könne, und die eben so wenig jemals begreifen wird, wie irgend eine Materie ihre Dichtigkeit verändern, und dabey doch immer den Raum, in dem sie sich befindet, ausfüllen könne. Und was die vorgebliche Wirkung in die Ferne anlangt: so widerlegt diese sich selbst durch die Gesetze, an welche sie geknüpft ist. Denn die Wirkung soll abnehmen, wie das Quadrat der Entfernung wächst. Hier wird der Zwischenraum zwischen dem Thätigen und dem Leidenden nicht als unbedeutend, sondern als bestimmend das Quantum der Wirkung, als der Träger eines Gesetzes angesehen. Darin liegt das Bekenntnifs: der Zwischenraum sey nicht leer. Wenn er es wäre, so wäre er Nichts, und an Nichts kann man keine Gesetze knüpfen. Mit andern Worten: gäbe es eine Wirkung durch leeren Raum, so müfste sie in allen Entfernungen gleich stark, — es müfste das Thätige für das Leidende allgegenwärtig seyn. Weil es dies nicht ist, sondern die Wirkung mit der gröfsern Entfernung abnimmt, so beruht sie auf einer Vermittelung; um die wir uns fürs erste nicht bekümmern.

Sobald nunmehr der Satz vestgestellt ist: Vereinigung und Trennung in dem Raume, in welchem wir die einfachen Wesen denken, sey analog dem Kommen und Gehen in dem anderen Raume, in welchem wir die Körper erblicken; oder auch, man könne beyde Räume für einen und [228] denselben nehmen: öffnet sich nicht blofs die Bahn der Naturphilosophie, sondern auch für die Psychologie kehrt die so wichtige Voraussetzung, als bestätigt, zurück: der Leib, der Wohnsitz der Seele, sey nicht blofse Erscheinung, sondern, wie alle andre Materie, ein Aggregat einfacher Wesen, deren systematische Verbindung zum Leben zwar noch im Dunkeln liegt, (hierüber verbreitet sich erst dann etwas[1] Licht, wenn man schon ziemlich tief[2] in Psychologie und Naturphilosophie hineingedrungen ist,) deren Fähigkeit aber, zwischen der Seele und der Aufsenwelt das Mittelglied des Causal-Verhältnisses abzugeben, auf diesem Standpuncte der Untersuchung keinem Zweifel mehr unterliegt. Daher wird nun jede prästabilirte Harmonie (die spinozistische eben so wohl als die Leibnitzische,) unnütz; indessen fehlt noch viel, dafs hiemit schon der ganze Ursprung unserer Erkenntnifs erklärt wäre. Denn wenn auch die sinnlichen Vorstellungen sich jetzt begreiflich finden: woher kommen denn die Formen der Erfahrung, die in den sinnlichen Empfindungen gar nicht enthalten sind? (Man denke zurück an § 23 — 28.) Woher kommen die Erkenntnisse a priori; da Erfahrung nur das Wirkliche, aber nicht das Nothwendige giebt? Woher kommen die Ideen des Uebersinnlichen? — Alle diese berühmten Fragen beweisen, wenn man[3] es gerade heraus sagen darf, nichts als Mangel an psychologischer Einsicht. Wie aber diese gewonnen werden, davon gleich das Weitere.

Zuvor soll nun noch eine eben so berühmte, und weit mehr umfassende Frage aufgeworfen werden; die zwar im Vorhergehenden längst beantwortet ist, die jedoch vielleicht auf das Folgende einen Schatten

[1] „etwas" fehlt in der 4. Ausg.
[2] „schon ziemlich tief" fehlt in der 4. Ausg.
[3] „wenn man es gerade heraus sagen darf," fehlt in der 3. und 4. Ausg.

werfen möchte, wenn ihrer nicht ausdrücklich erwähnt würde. Nämlich die Frage: mit welchem Rechte überschreiten wir den Kreis der Erfahrung?

Die Antwort ist: mit dem Rechte, welches die Erfahrung selbst uns giebt, indem sie uns dazu zwingt.

[229] Das Sinnliche verhält sich zum Uebersinnlichen wie das Differential zum Integral. Das Differential für sich allein betrachtet, ist vollkommen gleich Null; und dieselbe Nullität findet sich auch in der ganzen Erfahrung ohne Ausnahme, der innern wie der äufsern; sammt den eingebildeten intellectualen Anschauungen, die, wenn sie wirklich Statt fänden, nicht den geringsten Vorrang vor den sinnlichen haben würden, so fern sie nicht nachweisen könnten, frey zu seyn von den innern Widersprüchen, um derentwillen jene einer Censur unterliegen. Aber es ist ganz unerlaubt, das Differential für sich allein zu betrachten. Es bezieht sich auf sein Integral; welches zu suchen man sogleich aufgefordert ist, indem man das Differential erblickt. So auch soll man sogleich, indem man die Erscheinungen deutlich denkt, Dinge an sich hinzudenken; wie es KANT, mit einer ihm selbst verborgenen Nothwendigkeit, wirklich that, wiewohl er sich dadurch des Tadels genug, von JAKOBI und FICHTEN, zugezogen hat. Besser wäre es gewesen, gleich damals die Beziehung nachzuweisen, vermöge deren die Dinge an sich schlechterdings nicht vertrieben werden können, wie viele Vorwürfe man auch herbeyschaffe, um sie damit zu verscheuchen. Die Geschichte der Philosophie ist nichts[1] als die Erzählung einer Menge von Ausflüchten und Verzögerungen, die zwischen das Auffassen der Erfahrung und das Hinzudenken der nöthigen Ergänzung sich hineingeschoben haben; und diese Erzählung klingt um desto seltsamer, weil das Gefühl, es sey irgend eine Ergänzung unentbehrlich, stets wirksam gewesen ist, um aufzudringen, was man gehörig aufzunehmen sich nicht entschliefsen konnte. [2] Daher noch ganz neuerlich die Fabel von einer Offenbarung, einem unbegreiflichen Wunder; gegenüber dem Gesetze von Kategorien die nur zum Erfahrungsgebrauche dienen sollten, aber vermöge eines unaufhaltsamen Schleichhandels stets der Sperre gespottet haben.

§ 135.[3] In dem synthetischen Theile der Psychologie ist der Hauptgedanke dieser: die Vorstellungen, indem sie in der Einen Seele einander durchdringen, hemmen sich, wiefern sie entgegengesetzt, und vereinigen sich zu einer Gesammtkraft, wiefern sie nicht entgegengesetzt sind.

Um auf diesen Satz zu kommen, braucht man nur die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen; aber um ihn vollends zu bestimmen, ist es nöthig, die Untersuchung über das Ich hinzuzunehmen. (Von der letztern findet sich das Leichteste angedeutet im § 103.)

Im Allgemeinen liegt die Möglichkeit vor Augen, dafs in einem und demselben Wesen unzählige Selbsterhaltungen statt finden können, und es ist zu erwarten, dafs unter ihnen einige entgegengesetzt seyn werden, andre

---

[1] „nichts als“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[2] Der folgende Satz: „Daher noch . . . gespottet haben.“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[3] „§ 158.“ in der 4. Ausg.

nicht. Dieser Voraussetzung bedarf die Physiologie eben so sehr als die Psychologie. Nur würde es, wenn nicht ein andrer Aufschlufs hinzukäme, im Dunkeln bleiben,[1] was aus dem Gegensatze folgen möge? Ob solche Selbsterhaltungen, die einander zuwider sind, sich vernichten, so dafs nichts davon übrig bleibe? Oder ob sie sich abändern, so dafs etwas Mittleres herauskomme?

Keins von beyden; sagt die Lehre vom Ich. Die entgegengesetzten Vorstellungen müssen sich dergestalt hemmen, dafs das Vorgestellte ganz oder zum Theil verschwinde, als ob die Vorstellung nicht mehr da wäre, dafs es aber wieder hervortrete, sich von selbst wiederherstelle, sobald die Hemmung weicht, oder durch eine neue Gegenkraft unwirksam wird. Demnach verwandeln sich Vorstellungen durch ihren gegenseitigen Druck in ein Streben vorzustellen. Dieses Streben ist das, was unter dem Namen Begehren, Leben, Trieb, reale Thätigkeit bey FICHTE, fälschlich als eine zweyte, ursprüngliche Qualität, als ein eignes Vermögen, neben das Vorstellungsvermögen gestellt wurde. Dadurch entzweyte man die Seele, indem sie zwey (wo [231] nicht noch mehr) ursprüngliche Kräfte oder Vermögen in sich tragen sollte; dadurch belastete man sie mit einem eingebildeten absoluten Werden, indem der Trieb immerfort treiben, und etwas Neues von selbst entweder fordern oder hervorbringen sollte; ja neben diesem absoluten Werden verwickelte man sich noch obendrein in ein Causalverhältnifs der beyden Grundvermögen unter einander, indem nun, bald aus den Vorstellungen ein Gesetz für den Trieb, bald aus dem Triebe eine Anregung für die Vorstellungen entspringen sollte. Diese Mährchen[2] müssen aus der Psychologie verschwinden. Die Vorstellungen ändern immerfort ihren Zustand, indem wegen abgeänderter Hemmung bald mehr bald weniger von ihnen als ein Streben wirkt, das Uebrige aber als wirkliches Vorstellen im Bewufstseyn gegenwärtig ist.

Unmittelbar hieraus folgt weiter, dafs der synthetische Theil der Psychologie eine Statik und eine Mechanik des Geistes enthalten müsse. Denn unter Kräften, die wider einander streben, giebt es ein Gleichgewicht, es giebt auch Annäherungen dahin, und Entfernungen davon durch neu hinzutretende Kräfte.

Darum mufs die Mathematik zu Hülfe gerufen werden; nicht, um nach einer neuern Unsitte einige Redensarten und Gleichnisse herzuleihen, — eine unwürdige Spielerey; — sondern um ernstliche Arbeit zu liefern, indem nach der verschiedenen Stärke der Vorstellungen, nach den Graden ihres Gegensatzes, und nach der Verschiedenheit ihrer Verbindungen, auch die Erfolge der Hemmung anders und anders ausfallen müssen.

In der Statik des Geistes finden sich einige Untersuchungen, die blofs von der Stärke der Vorstellungen, andre, die blofs von dem Grade ihres Gegensatzes, noch andre, die von beyden zugleich abhängen; endlich hat auch die Innigkeit der Verbindungen verschiedene Grade, und die Anzahl der verbundenen Vorstellungen ist gröfser oder kleiner.

---

[1] „im Dunkeln bleiben,“ ... heifst in der 4. Ausg.: „schwerer zu entscheiden sein“ ...

[2] „Meinungen“ statt „Mährchen“ in der 3. und 4. Ausg.

[232] Für die Mechanik des Geistes macht es einen Unterschied, ob die Vorstellungen, welche einander hemmen, gleich Anfangs beysammen sind, oder allmählig hinzukommen, oder sich erst langsam in einer continuirlichen Wahrnehmung bilden. Die allerwichtigsten[1] Untersuchungen aber betreffen die Reproduction; theils die unmittelbare, wenn eine Vorstellung sich selbst erhebt, während eine gleichartige, neu entstandene, der Hemmung entgegenwirkt; theils die mittelbare, wenn eine Vorstellung mehrere, die mit ihr in Verbindung stehn, mit sich zugleich ins Bewufstseyn hervorhebt.

Diese Untersuchungen führen auf mathematische Formeln, deren einige höchst verwickelt und schwer zu behandeln sind. Es kommt aber bey diesen Formeln nicht darauf an, einzelne Zahlen zu berechnen, oder gar die Gemüthszustände eines Individuums mathematisch zu bestimmen, welches niemals möglich ist, vielmehr zu den lächerlichen Misdeutungen gehört. Sondern man erkennt in den mathematischen Formeln die allgemeinen Gesetze der psychologischen Erscheinungen.

Anmerkung. Da es die Absicht dieses Capitels ist, mancherley darzubieten, was denkende Köpfe in Thätigkeit setzen kann: [2]und da überdies bemerkt worden, dafs in dem Lehrbuch der Psychologie einige Anfangspuncte der Untersuchung zu kurz dargestellt sind: so soll hier die Gelegenheit benutzt werden, von den mathematischen Grundlagen der Statik und Mechanik des Geistes etwas vorzuzeigen, wiewohl nicht zu entwickeln.

Die Stärke dreyer, gleichzeitig ungehemmter Vorstellungen werde bezeichnet durch die Verhältnifszahlen a, b, c; worunter a die gröfste, c die kleinste; und es sey voller Gegensatz unter den Vorstellungen, das heifst, wenn eine ganz ungehemmt bleiben sollte, so müfsten die andern völlig gehemmt werden: alsdann ist die Hemmungssumme $= b + c$; diese Summe aber wird vertheilt auf alle drey Vorstellungen, und zwar im umgekehrten Verhältnifs ihrer Stärke, mit welcher sie der Hemmung entgegenstreben. Also geschieht die Hemmung in den Verhältnissen $\frac{1}{a}$, $\frac{1}{b}$, $\frac{1}{c}$, oder bc, ac, ab. Daher folgende Vertheilungsrechnung:

[233]

$$(bc + ac + ab) : \begin{cases} bc \\ ac = b + c : \\ ab \end{cases} \begin{cases} \frac{bc \,.\, (b + c)}{bc + ac + ab} \\ \frac{ac \,.\, (b + c)}{bc + ac + ab} \\ \frac{ab \,.\, (b + c)}{bc + ac + ab} \end{cases}$$

das heifst: von a wird gehemmt ein Quantum $\frac{bc\,(b + c)}{bc + ac + ab}$, von b wird gehemmt $\frac{ac\,(b + c)}{bc + ac + ab}$ und c verliert $\frac{ab\,(b + c)}{bc + ac + ab}$. Es versteht sich, dafs von c, der schwächsten, also am wenigsten widerstehenden Vorstellung am meisten gehemmt wird. Aber es kann begegnen, dafs nach dieser Rechnung von c sogar mehr gehemmt werden sollte, als c selbst; welches nicht möglich ist. Das äufserste ist, dafs c ganz gehemmt, oder dafs die schwächste Vorstellung ganz aus dem Bewufstseyn verdrängt werde. Um diesen Fall zu bestimmen, setze man

$$c = \frac{ab \,.\, (b + c)}{bc + ac + b}$$

woraus $c = b \sqrt{\frac{a}{a + b}}$. Sind die beyden stärkeren Vorstellungen gleich stark, so

[1] „Die wichtigsten" in der 3. und 4. Ausg.

[2] Der folgende Satz bis 2 Zeilen weiter: „und da überdies ... dargestellt sind:" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

ist $a = b = 1$, und $b \sqrt{\frac{a}{a+b}} = \sqrt{\frac{1}{2}}$. Hieraus sieht man, wie leicht schwächere Vorstellungen von stärkeren ganz aus dem Bewufstseyn verdrängt werden; ein höchst merkwürdiger Umstand, wovon im folgenden § ein Mehreres.

Ganz anders aber fällt diese Rechnung aus, wenn entweder der Grad des Gegensatzes geringer ist, oder die Vorstellungen schon unter einander verbunden sind. Wenn z. B. $a = b = 1$, und diese beyden stärkeren Vorstellungen mit einander verschmolzen waren, ehe c dazu kam: so mufs das letztere nicht blofs, wie vorhin, $= \sqrt{\frac{1}{2}} = 0{,}707$ seyn, sondern beynahe $= 0{,}9$; wenn es nicht von jenen soll verdrängt werden.

Man hüte sich, hiebey nicht an Vorstellungen von Menschen, Häusern, Bäumen, o. d. gl. zu denken. Dies sind höchst zusammengesetzte Complexionen von Vorstellungen aller Theile und Merkmale; vorhin aber war von einfachen Vorstellungen die Rede. So verwickelte Complexionen kann keine Rechnung in ihrem Zusammenwirken verfolgen; wohl aber kann sie nachweisen, dafs gewisse [234] Gefühle und Begierden entspringen müssen, wenn solche Complexionen zusammentreffen, die sich in einigen ihrer Elemente stärker hemmen als in andern. Denn indem die Hemmung zum Theil übertragen wird auf das weniger entgegengesetzte, bleibt anderes, was sich unaufhörlich anficht, ungeachtet seines Widerstreits, und mit demselben behaftet, im Bewufstseyn. Dies ist eine von vielen Quellen der Gefühle; eine andre eröffnet sich, wenn verschiedene, und zum Theil entgegengesetzte Vorstellungen zusammentreffen, die wegen ihrer partiellen Gleichartigkeit verschmelzen sollten, und es um ihres Gegensatzes willen nicht können; auch alsdann entsteht ein Streit von Kräften, den wir empfinden, ohne im gemeinen Leben den Grund davon zu ahnden. Doch genug von dem was zur Statik gehört.

Das Leichteste und Erste in der Mechanik des Geistes ist das Sinken der Hemmungssumme. Sie ist das Resultat des ganzen Drängens der entgegengesetzten Vorstellungen wider einander; daher treibt sie alle Vorstellungen; während aber diese nachgeben, und wirklich aus dem Bewufstseyn entweichen, vermindert sich das Drängen, daher die Geschwindigkeit des Sinkens abnimmt. Die deutlichste Darstellung hievon liegt in folgender Gleichung:

$$(S - \sigma)\, dt = \delta\sigma$$

wo S die Hemmungssumme, also den ganzen Antrieb zum Sinken der Vorstellungen; und σ das nach Verlauf der Zeit t schon gesunkene, bezeichnet. Hieraus folgt

$$t = \log. \frac{S}{S - \sigma}$$

$$\text{und } \sigma = S\left(1 - e^{-t}\right)$$

woraus sich ergiebt, dafs die Hemmung zwar sehr bald beynahe, aber selbst in unendlicher Zeit nicht ganz vollendet wird, sondern die Vorstellungen stets in einem gelinden Schweben bleiben. Doch dieses Schweben trifft nur diejenigen Vorstellungen, die im Bewufstseyn sich halten können; andre, wie das obige c, werden sehr schnell daraus verdrängt. — Auch giebt es Fälle des Verdrängens auf kurze Zeit, nach welcher die verdrängte Vorstellung sich von selbst wieder aufrichtet; es giebt Stöfse in den Bewegungen der Vorstellungen, ja scheinbar unregelmäfsige Sprünge, deren Grund sich in den Rechnungen erkennen läfst.

Jedoch das Wichtigste in der ganzen Mechanik des Geistes ist das Gesetz, nach welchem eine von der Hemmung befreyte Vorstellung, indem sie selbst ins Bewufstseyn zurückkehrt, zugleich eine oder viele mit sich hervorzuheben [335] strebt, die mit ihr enger oder loser verbunden sind. Zwey Vorstellungen seyen ihrer Stärke nach ausgedrückt durch die Zahlen P und π; wenn sie nicht vollkommen in Verbindung getreten sind, so seyen ihre verbundenen Theile r und ρ; wirkt nun P auf π, so geschieht dies mit dem Theil r, und die Wirksamkeit gelangt nur in dem Verhältnisse $\rho : \pi$ zu dieser letztern Vorstellung; desgleichen, wirkt π auf P, so ist das Ganze der Wirkung aus demselben Grunde $= \frac{r\rho}{P}$. Hat aber diese Wirkung schon während des Verlaufs einer Zeit $= t$ gedauert: so ist der Antrieb eben dadurch, dafs ihm zum Theil Genüge geschah, geschwächt worden. Das heifst: wenn P auf π wirkt, so strebt es von π den Theil ρ ins Bewufstseyn zu bringen,

denn dieser Theil ist mit ihm verbunden; wofern aber in der Zeit t schon ein kleinerer Theil von ϱ, welcher ω heifsen mag, vermöge jener Einwirkung ins Bewufstseyn gebracht ist, so verhält sich die jetzt noch übrige Intensität der nämlichen Wirksamkeit zu ihrer anfänglichen Intension, wie $\varrho - \omega$ zu ϱ. Daraus ergiebt sich für das nächste Zeittheilchen

$$\frac{r\varrho}{\pi} \cdot \frac{\varrho - \omega}{\varrho} \cdot dt = d\omega.$$

[1] Hiemit ist der allzu kurz gerathene § 139 des Lehrbuchs der Psychologie ergänzt, den man jetzt bey gehöriger Vergleichung wird verstehen können. Aus dem Integral

$$\omega - \varrho \left(1 - e^{-\frac{rt}{\pi}}\right)$$

wird man die äufserst merkwürdigen Folgen dieser Untersuchung dann erkennen, wann man statt einer Vorstellung π, deren mehrere annimmt, welche durch kleinere und kleinere Theile mit P verbunden sind. Nämlich es ergiebt sich daraus eine bestimmte Ordnung und Reihenfolge, in welcher die mehrern Vorstellungen durch jene allmählig hervorgehoben werden.[2] Hierauf beruht nicht blofs der Mechanismus des sogenannten Gedächtnisses, (welches die Psychologen gewöhnlich für eine eigne Seelenkraft halten,) sondern es entstehn auch daraus die räumlichen und zeitlichen Formen unseres Vorstellens; ferner eine ganze Klasse von Gefühlen; und endlich die Verstärkung des Begehrens bey eintretenden Hindernissen; [3] worüber im Lehrb. d. Psychol. die §§ 143, 150, 168—177, und 219 nachzulesen sind.

Uebrigens ist die eben angeführte Gleichung nur darum so einfach, weil dabey verschiedene Umstände, welche die Sache genauer bestimmen; bey Seite gesetzt sind. Verfolgt [236] man die Untersuchungen der mathematischen Psychologie weiter: so führen sie auf die schwierigsten Rechnungen; [4] so dafs man in dieser Zeit, wo die Philosophen beynahe eben so wenig Mathematik, als die Mathematiker Philosophie verstehn, beyde aber das mit einander gemein haben, dafs sie viel lieber die himmlischen Dinge, als ihren eigenen Geist betrachten mögen, — wenig Hoffnung zum baldigen Gedeihen der Psychologie fassen kann.

§ 136.[5] Im analytischen Theile der Psychologie ist das erste und allgemeinste Phänomen, worauf man die Aufmerksamkeit richten mufs, dieses, dafs von allen den Vorstellungen, die ein Mensch in sich trägt, und an welche man ihn erinnern kann, in jedem einzelnen Augenblicke nur ein äufserst geringer Theil im Bewufstseyn gegenwärtig ist. Will derselbe Mensch seinen Gesichtskreis erweitern, will er mehr als gewöhnlich zugleich umfassen und überschauen: so verliert er an der Menge oder doch an der Klarheit der frühern Gedanken, die ihm vorhin vorschwebten. Diese Enge des menschlichen Geistes hatte LOCKE (II, 10,) wohl bemerkt; es scheint nicht, dafs die Neuern sich viel darum bekümmert haben; obgleich von der Frage: wie viele Gedanken und Begehrungen im Menschen zugleich lebendig seyn, und einander gegenseitig bestimmen können, das Ganze des geistigen Vermögens und Thuns offenbar abhängt.

---

[1] Der folgende Satz: „Hiemit ist . . . verstehen können.“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.
[2] Hierzu in der 3. und 4. Ausg. folgende Fufsnote:

„* Nach den neuesten Untersuchungen des Verfassers gewinnt die Sache noch eine andre Gestalt, als in dem gröfsern psychologischen Werke bemerklich werden konnte. Es war nämlich dort ursprünglich von zugleich sinkenden Vorstellungen ausgegangen, wie es auch seyn mufste; nun findet sich aber, dafs man aufser jenen auch die frey steigenden Vorstellungen durch Rechnung verfolgen kann, und dafs ihre Reihenbildung und Gestaltung manches Eigenthümliche hat. Die Untersuchung der frey steigenden Vorstellungen ist vorzüglich wichtig, weil darin dasjenige seinen Sitz hat, was man als eigene Selbstthätigkeit des Menschen anerkennt.“

[3] Der folgende Satz: „worüber im . . . nachzulesen sind.“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.
[4] „so dafs man . . . fassen kann.“ (bis zu Ende der Anmerkung) fehlt in der 3. und 4. Ausg.
[5] „§ 159.“ in der 4. Ausg.

Der Grund dieser Enge des Geistes, die zwar immer sehr auffallend, doch aber nach den Vorstellungen, welche uns beschäfftigen, veränderlich ist, — liegt zuerst in den Wirkungen der entgegengesetzten Vorstellungen, wovon im vorigen §, (und genauer in der Anmerkung,) geredet worden. Physiologische Gründe können hinzu kommen, wie es beym Blödsinn, und im Schlafe der Fall ist.[1]

[2] Weiter mufs man in dem analytischen Theile der Psychologie den sogenannten Seelenvermögen nachgehn, die nichts anders sind, als Klassenbegriffe, unter welche man die beobachteten Erscheinungen zu ordnen, und eine Art von Naturgeschichte des Geistes zu Stande zu bringen gesucht hat. Dafs eine solche Naturgeschichte [237] schlecht ausfallen mufste, und zu allen Zeiten, so oft man den Versuch erneuern wird, eben so schlechten Erfolg haben mufs, hat seinen Grund in der Continuität der Uebergänge, durch welche die Zustände der Vorstellungen zusammenhängen. Wer anstatt einer Curve, ein Vieleck zeichnen würde, das mit ihr eine entfernte Aehnlichkeit hätte, der thäte ungefähr dasselbe, was die empirische Psychologie unternimmt, indem sie ein Aggregat von Vermögen des Vorstellens, Fühlens, Wollens, und ferner einige Arten und Unterarten dieser Vermögen, z. B. Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtnifs, Verstand, Urtheilskraft, Vernunft, aufzählt, über deren genauere Bestimmung man sich niemals vereinigen wird, [3] und niemals unnützere Streitigkeiten geführt hat, als eben zu unserer Zeit.

---

[1] Die 4. Ausg. fährt fort:

„Man bemerke hier sogleich, dafs der Schlaf keine absolute Unfähigkeit des Vorstellens ist; und zwar eben so wenig im physiologischen als im psychologischen Sinne. Auch aus dem tiefsten Schlaf kann der Mensch geweckt werden; eben so jedes Thier. Es gehört dazu nur eine stärkere Affection der Sinne, als gewöhnlich; selbst Krankheit bringt Schlaflosigkeit hervor. Eben so wenig nun, als der Schlaf eine veste Gränze setzt, innerhalb deren das Vorstellen unmöglich wäre, darf man die Enge des Geistes im Wachen für eine unbewegliche, dem Vorstellen ein für allemal bestimmte Gränze halten. Sondern hier ist Alles relativ; und die Relation ist gerade der Gegenstand, worauf die psychologische Untersuchung zu richten ist; aus welcher dann noch weit mehrere Relationen solcher Vorstellungen, die sich frey regen, zu andern, die unter Umständen blofs passiv hervorgerufen werden, sich ergeben. Diese Passivität wird niemals eine anhafende Eigenschaft der Vorstellungen selbst, sondern sie resultirt jedesmal aus den eben vorhandenen Verhältnissen. Die grofse Wandelbarkeit dieser Verhältnisse zeigt sich auffallend in der unendlichen Vielgestaltigkeit der Träume; die man nur nicht so verkehrt deuten mufs, als wären sie Producte aus Stoff und Kraft, dem Vorgestellten und der Einbildungskraft. Das Vorgestellte ist nichts aufser dem Vorstellen selbst."

[2] „Weiter mufs . . . als Klassenbegriffe, unter welche" (2 Zeilen weiter) heifst in der 4. Ausg.: „Was aber die sogenannten Seelenvermögen anlangt, so sind sie nichts anders, als Klassenbegriffe, unter welche" . . .

[3] Der Schlufssatz: „und niemals ... zu unserer Zeit." fehlt in der 3. und 4. Ausg.

Um nun aus dieser Zerstückelung die Einheit wieder herzustellen: bemerke man zuerst, dafs, der Erfahrung zufolge, die Gefühle und Begierden bey weitem wandelbarer sind, als die Vorstellungen. Der letztern sammeln wir die meisten in früher Kindheit, und sie bleiben bis ins späte Alter; aber die Lust so wie der Schmerz der Jugend, ist flüchtig, und jedes Jahrzehend lacht über die Wünsche und Begierden des vorigen. Diese Thatsache erklärt sich, wenn man aus dem synthetischen Theile der Psychologie die Zustände kennt, in welche die Vorstellungen einander versetzen. Es ist aber hier nicht unmittelbar die Rede von jenem Zustande des Strebens, in welchem die aus dem Bewufstseyn verdrängten Vorstellungen sich befinden; sondern von solchen Zuständen, in welche die Vorstellungen gerathen, während sie im Bewufstseyn sind. Diese sind von verschiedener Art, und fliefsen nicht aus einer Quelle; man lernt sie allmählig kennen, wie man im Nachforschen fortschreitet. (Etwas weniges davon ist in der Anmerkung zum vorigen § angezeigt.) Hier bemerke man nur soviel: die Gefühle und Begierden sind nichts neben und aufser den Vorstellungen; am wenigsten giebt es dafür beson[238]dere Vermögen; sondern sie sind veränderliche Zustände derjenigen Vorstellungen in denen sie ihren Sitz haben.

Damit hängt die Thatsache zusammen, dafs Gefühle, und noch weit mehr Begierden, einander häufig widerstreiten. Man klagt, es gebe keine reine Freuden; man könnte hinzusetzen, es gebe selten eine reine Trauer; und von den Begierden weifs Jedermann, wie oft die bessere Ueberlegung ihnen widerstrebt. Anstatt nun dafür einen Streit zwischen einem obern und untern Begehrungsvermögen zu erdichten, wodurch die Seele ganz zerrissen, der höchst mannigfaltige Tumult der Gefühle aber doch nicht erklärt werden würde, — genügt die Bemerkung, dafs die Vorstellungen weder einzeln, noch alle gleichförmig verbunden, sondern in verschiedenen gröfsern und kleinern Massen und Zügen im Bewufstseyn erscheinen; dafs eine jede dieser Massen ihre eigenthümlichen Zustände, das ist, Gefühle und Begierden, in sich trägt; und dafs in dem Zusammentreffen der verschiedenen Massen die allerreichste Quelle der mannigfaltigsten Mischungen und Gegenwirkungen verborgen liegt.

Einer der allgemeinsten Unterschiede aber zwischen den verschiedenen Vorstellungsmassen entsteht aus dem einfachen Grunde, dafs einige derselben älter sind und andere jünger. In der Kindheit kann ein solcher Unterschied noch nicht merklich seyn; mit den Jahren aber nimmt er zu, indem stets die ältern Vorstellungen bleiben, und stets neue hinzukommen. Und im Laufe der Jahrhunderte wird das Menschengeschlecht immer älter; jedes Zeitalter überliefert dem folgenden seine, am meisten ausgearbeiteten Gedanken, und seinen Sprachschatz, sammt seinen Erfindungen, Künsten, gesellschaftlichen Einrichtungen. Daraus entstehn allmählig Phänomene, die der einfache psychologische[1] Mechanismus für sich allein nicht würde ergeben können. In jedem von uns lebt die ganze Vergangenheit! Nichts aber[2] ist lächerlicher, als das Beginnen, den geistigen Zustand [239] eines

---

[1] „psychische" in der 3. und 4. Ausg.

[2] „Nichts aber . . . dieser offenbaren Thorheit." (bis S. 244, Z. 4 v. o.) fehlt in der 3. und 4. Ausg.

gebildeten Menschen aus Seelenvermögen erklären zu wollen, die in ihm selbst liegen sollen. Und gleichwohl fällt so ziemlich Alles, was in der neuesten Zeit von der Vernunft ist gefabelt worden, in die Klasse dieser offenbaren Thorheit. Man hat behauptet, bey den edlern Thieren fände sich wohl Verstand, aber keine Vernunft; man hätte zusehen sollen, wie viel von der letztern man denn wohl bey Buschmännern, Feuerländern, Neu-Seeländern, Neu-Holländern, antreffe? Ja man hätte alle barbarischen und halb-barbarischen Völkerschaften[1] durchmustern mögen, man hätte damit die langsame und verschiedenartige Erhebung des menschlichen Geistes bey Juden, Griechen, Indiern, Chinesen, vergleichen können; — man würde in der ganzen Summe dieser Erfahrungen keinen Grund gefunden haben, um der menschlichen Geistes-Anlage das zuzueignen, was allein die Folge von beständigen Nachwirkungen uralter Gedankenmassen auf die jüngsten ist. Der Schöpfer gab dem Menschen Hände, Sprache, ein grofses Gehirn und feine Nerven; aber in die einfache menschliche Seele Vernunft und Sinnlichkeit neben einander zu pflanzen, das ist kein Werk des Schöpfers, es ist das Kunststück der Psychologen.

Man sieht hier im Grofsen denselben Fehler, welcher im Kleinen bey allen einzelnen Gegenständen begangen wird. Empirische Psychologie darf[2] von der Geschichte des Menschengeschlechts gar nicht getrennt werden; eben so wenig, als man Gefühle und Begierden abgesondert von den Vorstellungen darf in Betracht ziehn wollen. Sobald die Thatsachen aus ihrer Verbindung gerissen werden, ist die Entstellung derselben schon so gut als geschehen.

Die Erschleichung aber, welche begangen wird, indem man die Erscheinungen, welche man auf dem Wege natürlicher und allmähliger Entwickelung zu begreifen nicht verstand, aus besondern Seelenvermögen zu erklären unternimmt, — diese Erschleichung läfst sich im Grofsen leichter [240] und auffallender nachweisen als im Kleinen. Denn was denken nun jene Psychologen von den Barbaren und Halb-Barbaren, von den Buschmännern und Neuholländern? Auf empirischen Wege nachweisen, dafs alle diese Menschen die sogenannte Vernunft besitzen, — das können sie nicht. Sie sollten also bekennen, nur bey einem ganz kleinen Theile der Menschen bemerke man das, was ihnen Vernunft heifst; sie sollten einräumen, dafs dieser kleine Theil eine überlieferte, langsam und allmählig entstandene Cultur besitze; [3]sie sollten wegen des Ursprungs dieser Cultur ein reines, unumwundenes Bekenntnifs ihrer völligen Unwissenheit ablegen. Dieses würde sich um so mehr gebühren, da sie nicht blofs über die Vernunft, sondern auch über den Verstand, über das Gedächtnifs, sogar über die Sinnlichkeit, ja ohne Ausnahme über alle geistigen Erscheinungen — die denn doch wohl unter einander und mit der Vernunft einigen Zusammen-

[2] Empirische Psychologie darf... getrennt werden.“ heifst in der 3. und 4. Ausg.: „Empirische Psychologie von der Geschichte des Menschengeschlechtes getrennt, ergiebt nichts vollständiges.“

[3] Die folgenden Sätze: „sie sollten . . . Unwissenheit befinden.“ (bis S. 245, Z. 2 v. o.) fehlen in der 3. und 4. Ausg.

[1] „Völkermassen“ in SW.

hang haben werden, — sich in der tiefsten und offenbarsten Unwissenheit befinden. Anstatt aber als gute Empiriker genau zu unterscheiden, was die Erfahrung unzweydeutig gebe und was sie nicht gebe: wagen sie einen [1]ungeheuern, und mit nichts zu rechtfertigenden Sprung. Sie nehmen an: die Vernunft schlafe noch in jenen Wilden und Barbaren; sie schlafe bey vielen Individuen während des ganzen Lebens; sie fange bey deren Kindern und Enkeln an, sich wie im Traume zu regen; endlich erwache sie bey den Urenkeln und in den spätern Geschlechtern. Es ist aber ganz offenbar, dafs alle diese Redensarten vom Schlafen, Schlummern, Träumen und Erwachen nichts als leere Worte sind; [2]schlechthin unverständlich selbst für die, welche sich deren bedienen; und blofs dazu tauglich, die Erschleichung zu bemänteln, die man begeht, indem man Vernunft da unterschiebt, wo die Thatsachen von keiner Vernunft etwas sagen.

Die nämliche Erschleichung kommt nun vollends unter verschiedenen Modificationen vor, in denen sich die beson[241]dern Eigenheiten der Systeme aufs deutlichste spiegeln. Der Eine begabt die Vernunft mit seinem kategorischen Imperative und seiner transscendentalen Freyheit; der andere mit seiner intellectualen Anschauung des Ich oder des Absoluten; der dritte mit seiner wundervollen Offenbarung der Realität der Aufsenwelt. So ist die Vernunft das Spielwerk der Systeme, — und die wahren Thatsachen werden dadurch so verdunkelt, dafs man sich würde entschliefsen müssen, den ganzen Gegenstand bey Seite zu setzen, wenn nicht die synthetischen Untersuchungen zu Hülfe kämen, und neues Licht darüber verbreiteten.

Es ist übrigens nicht die Vernunft allein, welche man als etwas von den andern geistigen Thätigkeiten abweichendes und ihnen widerstreitendes dargestellt hat: sondern beynahe die ganze Reihe der Seelenvermögen befindet sich nach den Meinungen der Psychologen in einem bellum omnium contra omnes. Verstand und Vernunft, Verstand und Einbildungskraft, Verstand und Gedächtnifs, Verstand und Sinnlichkeit. Einbildungskraft und Gedächtnifs, Urtheilskraft und Einbildungskraft, — mit einem Worte, beynahe jedes Paar von Seelenvermögen hat auf irgend eine Weise Gelegenheit gegeben, ihm eine Feindschaft des einen gegen das andre anzudichten; welches zu behaupten viel leichter war, als nur irgend eine Art von Causalverhältnifs unter ihnen zu erklären.

Wenden wir nun unsern Blick ab von den Systemen, und zurück auf die Thatsachen: so tritt zuerst dies unverkennbar hervor, dafs es im Menschen einen Unterschied giebt zwischen einem solchen Gange der Vorstellungen, der den Ereignissen entspricht, und einem andern, der davon abweicht, indem er blofs den innern Zuständen folgt, die wir Gefühle, Launen, Einbildungen nennen. Am auffallendsten wird dieser Unterschied zwischen Wachen und Träumen. Im Traume werden häufig Vorstellungen so verbunden, dafs man im Wachen findet, sie widerstreiten sich in ihren Nebenbestimmungen, und haben den Zusam[242]menhang eingebüfst, der

[1] Die Worte: „einen ungeheuren, und mit nichts zu rechtfertigenden" fehlen in der 3. und 4. Ausg.

[2] „schlechthin . . . deren bedienen; und" (bis zur folgenden Zeile) fehlt in der 3. und 4. Ausg.

ihnen gebührt. Dieselbe Art von Verbesserung nun, welche der wachende Mensch anbringt bey den Träumen, nur nicht ganz so auffallend, pflegt auch der Denkende anzubringen bey manchen Einfällen des Augenblicks, und bey den Eingebungen der Launen und Begierden. Er führt sie zurück auf das, was in jeder Hinsicht zusammen pafst. Ja, wenn das Wachen des Menschen recht vollkommen ist, wenn jeder Zustand, der dem Schlafe oder Traume gleicht, so weit als möglich entfernt ist; dann bedarfs jener Berichtigung nicht, sondern die Gedanken gehen von selbst parallel den Ereignissen, so lange nicht diese letztern aus ihrer gewohnten Bahn durch etwas Neues und zuvor Unbekanntes herausgehoben werden. Diese Beschreibung mag erinnern an die oben (§ 34) gegebene Erklärung des Verstandes, als des Vermögens, unsre Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten zu verknüpfen.

Eben so unverkennbar ist ein andrer Unterschied, der nicht blofs den Menschen vom Thiere, sondern auch den ganz rohen Menschen vom Gebildeten scheidet; — dies ist die Ueberlegung, und das Vernehmen von Gründen und Gegengründen; mit einem Worte: die Vernunft, in demjenigen Sinne dieses Ausdrucks, den der gemeine Sprachgebrauch kennt, obgleich die Philosophen ihn verloren haben. Diese Vernunft ist keine Feindin der andern geistigen Thätigkeiten, aber sie verknüpft und verarbeitet alles, was jene darbieten; sie bringt dadurch Alles zur höchsten Einheit, und weiset Jedem seine Stelle an. Mit dem Verstande verbunden, — das heifst, in dem völlig wachenden Menschen — erreicht sie das Beste und Vortrefflichste; ohne ihn, — im Wahnsinn, im Traume, in der Leidenschaft, — grübelt sie vergeblich, und bringt nur Misgeburten hervor. Wo sie Prämissen zu Conclusionen verbindet, zeigt sie sich als logisches Denken; wo sie die Glieder einer Reihe, die nach einerley Regel ins Unendliche kann fortgesetzt werden, als [243] Totalität zusammenfafst, sucht sie das Unbedingte; wo sie Motive des Willens abwägt, und insbesondere indem sie unter ihnen allen die ästhetischen Urtheile über den Willen als die beharrlichsten und bestimmtesten, allen andern vorzieht, da heifst sie praktische Vernunft.

Nach diesen Namen-Erklärungen, was ist nun das wirkliche, das hinter den Worten liegt? Nichts anderes, als gewisse Arten der Wirksamkeit derjenigen Reihen und Massen von Vorstellungen, die sich in uns einmal gebildet haben. Wenn diese Reihen oder Massen nicht vollständig wirken, wenn gleichsam etwas davon abgebrochen ist, dann kann das Uebrigbleibende in solche falsche Verbindungen treten, die als unzulässig, als ungereimt, bey voller Regsamkeit der ganzen Massen sogleich erkannt werden; und dergleichen Verbindungen heifsen unverständig. Dahin gehört der Traum und der Wahn. Aber auch der roheste Mensch ist verständig, sobald seine, wie immer beschränkten, Vorstellungsreihen wenigstens in ganzer Vollständigkeit, so wie sie nun einmal sind, sich regen und einander bestimmen. Wenn die nämlichen Reihen oder Massen, zwar einzeln genommen vollständig, aber nicht die mehrern zusammentreffend wirken, — wenn eine die andern nicht zuläfst, nicht von ihnen durchdrungen wird, — oder wenn überhaupt dieser Massen und Reihen so wenige vorhanden sind, dafs an eine merkliche gegenseitige Bestimmung

derselben durch einander nicht kann gedacht werden: dann heifst der Mensch unvernünftig, sowohl wie das Thier, dem man eine verweilende Ueberlegung eben so wenig zutraut, als in ihm so grofse und reiche Gedankenmassen zu erwarten sind, deren Durchdringung eine bedeutende Zeit und Verweilung erfordern könnte.*

[244] Mit der Vernunft hängen zwey andere psychologische Gegenstände nahe zusammen: der innere Sinn und die Freiheit des Willens.

Der innere Sinn ist eine figürliche Benennung für ein Verhältnifs mehrerer Vorstellungsmassen, deren eine sich die andre auf eine ähnliche Art aneignet, wie die neuen Auffassungen des äufsern Sinnes von den ältern, gleichartigen Vorstellungen aufgenommen und verarbeitet werden.

Die Freiheit des Willens wird erworben, wie die Vernunft, und ist beschränkt, gleich dieser. Denn sie ist nichts anderes, als die Möglichkeit, dafs die stärksten Vorstellungsmassen der Sitz eines charaktervesten Willens werden, der sich über einzelne Reizungen und Regungen des psychologischen[1] Mechanismus erhebt. Kinder, Betrunkene, Fieberkranke, sind nicht frey; die ersten nicht, weil sie noch keinen Charakter, das heifst, noch keine mit Entschiedenheit herrschenden Vorstellungsmassen gewonnen haben; die andern nicht, weil der Durchdringung der vorhandenen Massen ein Hindernifs in den Weg tritt. [2]Uebrigens vergleiche man § 107 und 109.

Anmerkung. Ueber das Gedächtnifs, die Einbildungskraft, die Urtheilskraft, — desgleichen über die Formen der Erfahrung, kann nur mit Beziehung auf die Anmerkung zu vorigen § etwas gesagt werden.

1. Die Reproduction überhaupt setzt voraus, dafs die Vorstellungen aus dem Bewufstseyn verdrängt waren. Wenn sie nachmals wiederkehren, so geschieht dies entweder durch eigne Kraft, während die Hemmung unwirksam wurde, oder vermöge einer Verbindung mit einer andern hinlänglich starken Vorstellung. Beyde Fälle sind sehr verschieden; in dem ersten hat die reproducirte eine eigene Bewegung und Wirksamkeit, — sie ist lebendig nach einem gewöhnlichen populären Ausdruck; im andern Falle äufsert sich ihre eigne, zwar unverlorene, Stärke, für diesmal gar nicht; sie scheint, wie man es nennt, todt und leblos; und weicht zurück, sobald die fremde Kraft, die alsdann gewöhnlich in Einem Zuge fort auf andre und andre Vorstellungen wirkt, sich um sie nicht mehr kümmert. Hier sieht man den Unterschied zwischen Einbildungskraft und Gedächtnifs; der übrigens nichts weniger als bleibend [245] ist, denn ein geringfügiger Umstand vermag das ganze Verhältnifs — welches blofs auf Quantitäten beruht, gerade umzukehren; die zuvor leblose Vorstellung ins Leben zu rufen, und der andern ihre freye Bewegung zu rauben.

2. Mit der Treue des Gedächtnisses, — welche darauf beruht, dafs in der Reproduction sich die Ordnung und Folge der Vorstellungen nicht verkehre, — hängt sehr genau das räumliche und zeitliche Vorstellen zusammen. Dies gründet sich gänzlich auf einem unendlich feinen und verwickelten Gewebe höchst gesetzmäfsiger Associationen. Die kleinsten Partial-Vorstellungen verschmelzen, indem sie gegeben werden, in den bestimmtesten Abstufungen; und diesen kann man durch die Mechanik des Geistes soweit nachrechnen, als nöthig ist, um in ihnen den Ursprung des Raums und der Zeit zu erkennen.

---

* Was diese Erklärungen Unbestimmtes haben, das liegt in der Sache; und es ist Thorheit, dasjenige in Worten scharf abschneiden zu wollen, was in dem an sich flüssigen Gegenstande keine scharfen Gränzen hat.

---

[1] „psychischen" in der 3. und 4. Ausg.

[2] Der Schlufssatz: „Uebrigens vergleiche man § 107 und 109." fehlt in der 4. Ausg.

3. Was die objective Einheit in unsern Vorstellungen von Dingen oder Gegenständen anlangt: so täuschte sich KANT aufs äufserste,[1] indem er eigne Handlungen der Synthesis (die in der Seele gar nicht möglich sind, weil ihr ganzes Thun in ihrem Vorstellen, und in den Strebungen der Vorstellungen besteht,) verlangte, damit das Mannigfaltige der Wahrnehmung in die Einheit des Objects zusammengehe. Vielmehr, alles in der Seele ist unmittelbar und von selbst, Eins, sofern es sich nicht hemmt. Daher mufs man gerade umgekehrt nach Erklärungen suchen, wie es zugehe, dafs wir nicht überhaupt nur ein einziges Object vorstellen, worin alle Mannigfaltigkeit der Wahrnehmung zusammenfliefse. Hierin hängt die Seele von den Wesen aufser ihr ab; (§ 130, die erste Anmerkung,) und eben das ist der Grund, warum es überhaupt Erkenntnifs giebt, dergleichen in den einfachen Vorstellungen, der unmittelbaren Selbsterhaltungen der Seele, gar nicht liegt, denn diese enthalten nicht das mindeste fremdartige, sondern in ihnen ist die Seele lediglich sich selbst gleich. Die veränderliche Lage der Wesen aufser uns bewirkt, dafs für uns die Erscheinungen nicht gleichzeitig sind, und dafs darin mancherley Trennungen entstehn; dadurch sondern sich für uns die Dinge; was aber ungetrennt beysammen bleibt, das ist für uns Ein Gegenstand. Und wenn jetzt noch nach dem Bande gefragt wird, welches die Merkmale dieses Gegenstandes zusammenhalte? (§ 25,) so ist die Antwort: die Einheit der Seele macht ein ungetrenntes Vorstellen aus allen gleichzeitig zusammentreffenden Vorstellungen, so fern sie sich nicht hemmen.

4. Die Urtheile erfordern im psychologischen Sinne, dafs die Vorstellung des Subjects, als des Bestimmbaren, schwebe zwischen mehrern Bestimmungen, worunter das Prädicat entscheide. Der leichteste Fall dieser Art ist, [246] wenn ein Gesammt-Eindruck ähnlicher Gegenstände, z. B. Bäume, Häuser, oder auch von Menschen die man in verschiedenen Stellungen gesehn hat, vorhanden ist, und nun die neue Anschauung das Schwanken des Gesammt-Eindrucks zwischen entgegengesetzten Merkmalen aufhebt. — Durch die Urtheile entstehn erst bestimmte Begriffe, mit denen man jene Gesammteindrücke nicht verwechseln sollte. Die negativen Urtheile scheiden einen Begriff vom andern, — sie geben die logische Klarheit; die positiven Urtheile zählen die Merkmale eines Begriffs auf, sie machen ihn deutlich.

5. Sehr wichtig ist die Wirkung der Urtheile, wenn sie den Begriff eines Gegenstandes, der für real (für keine blofse Vorstellung) gehalten wird, ganz verdeutlicht, das heifst, in alle seine Merkmale aufgelös't haben. Denn jetzt, da er in lauter Prädicate zerflossen ist, fehlt das Subject. Es kann aber nicht fehlen, sondern wird gefordert, und zwar als ein solches Subject, das nicht auch wiederum Prädicat werden könne. Hier ist der Ursprung des Begriffs vom *ὑποκειμενον*, oder von der Substanz. Diese wird weiter bestimmt als *ὑλη*, als das Beharrliche im Wechsel, wenn der Gegenstand veränderlich war. Und hiemit wachsen alle die metaphysischen Dornen hervor, von denen oben die Rede war, (§ 101 u. s. f.) zugleich aber ist hier der Eingang zu den Vorstellungen des Uebersinnlichen. Denn ein substantia phaenomenon, wovon KANT sehr uneigentlich redete, giebt es nicht.

6. Was endlich die Untersuchung über das Ich anlangt, mit welcher die Psychologie beginnt, so ist sie beynahe die letzte, die zu Ende kommt; und die Probe, dafs man dieses schwerste aller Probleme bezwungen habe, liegt darin, dafs die Theilungen und Veränderungen der Ichheit im Wahnsinn zuletzt ebenfalls erklärlich werden. [2] Hier läfst sich davon gar nichts sagen; sondern es mufs darüber, wie über alles vorhergehende, auf das Lehrbuch zur Psychologie so lange verwiesen werden, bis es möglich wird, ein ausführliches, längst druckfertiges, Werk herauszugeben.

§ 137.[3] Ehe man sich der Naturphilosophie nähern kann, sind einige Vorerinnerungen nöthig.

Die Meinungen, als ob dieselbe auf idealistische Weise, blofs aus Gesetzen unseres Vorstellens abzuleiten wäre; oder als ob man das Reale der Natur mit SPINOZA und SCHELLING in einer einzigen Substanz suchen

---

[1] „aufs äufserste" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[2] Die Worte bis zu Ende der Anmerkung: „Hier läfst . . . Werk herauszugeben." fehlen in der 3. und 4. Ausg.

[3] „§ 160." in der 4. Ausg.

dürfte: sind im Vorhergehenden schon zurückgewiesen. Noch viel roher wäre das Beginnen, wenn man mit einigen neuern Phy[247]sikern sich die Materie als aus Molecülen bestehend dächte, deren Entfernungen weit gröfser wären als ihre Durchmesser, und die nur vermittelst ihrer, sie kugelförmig umgebenden, anziehenden Kräfte zusammenhingen. [1] Dieser Einfall beweiset die gänzliche Abwesenheit aller Ahndung von Metaphysik. Die Wesen haben gar keine räumlichen Prädicate, am wenigsten räumliche Kräfte; ihre Cohäsion und Repulsion ist gerade das, was man erklären, nicht was man voraussetzen soll.

Um zu dieser Erklärung den Weg zu finden, mufs man vor allen Dingen [2] sich hüten, dafs man sich nicht der Geometrie unbehutsam in die Arme werfe. Hiedurch hat sich KANT alles [3] verdorben.

Die Geometrie nimmt den Raum als gegeben an; nur Figuren in ihm, und deren Bestandtheile, Linien und Winkel, macht sie selbst durch ihre Construction. Aber für einfache Wesen (und auf diese mufs die Naturphilosophie zurückgehn, um den vesten Boden des Realen zu finden,) ist kein Raum gegeben: er mufs sammt allen seinen Bestimmungen gemacht werden. Der Standpunct der Geometrie ist für die Metaphysik zu niedrig; sie mufs sich erst selbst die Möglichkeit und die Gültigkeit der Geometrie deutlich machen, ehe sie deren Hülfe gebrauchen kann. Dieses geschieht in der Construction des intelligibeln Raums.

Der geometrische Raum ist ein Continuum; das Continuum aber ist ein Widerspruch. In der fliefsenden Gröfse sind die nächsten Theile nicht zu unterscheiden, sie laufen in einander, und dürfen doch nicht ganz zusammenfliefsen, weil sonst Alles in Eins fiele, und die ganze Gröfse aufhörte. Man denke hier zurück an § 108 und 117, an Veränderung und Bewegung. Beyde scheitern an der Continuität, wiewohl unter einigen nähern Bestimmungen, die nicht hieher gehören.

Keine geometrische Gröfse ist, streng genommen, eine bestimmte Gröfse. Sie hat zwar ein bestimmtes Verhält[248]nifs zu einem vorausgesetzten Maafse; sie hat auch veste Endpuncte. Aber wieviel des Aufsereinander zwischen den Extremen liege, das ist bey ihr selbst und bey dem Maafse gleich unbestimmt, und wegen der Continuität völlig unbestimmbar. Nichtsdestoweniger ist der Raum nichts anderes, als die Menge des Aufsereinander; und was ineinander fliefst, also intensiv zu werden beginnt, das ist nichts für den Raum.

Wenn man diese Betrachtungen gehörig entwickelt und fortsetzt: so kommt man auf den Unterschied zwischen dem *quantum extensionis*, und der Distanz.

Das reine quantum extensionis kennt die Geometrie gar nicht; der intelligibele Raum aber beruht auf der Construction desselben, in Form einer starren (nicht fliefsenden) Linie, die aus aneinanderliegenden Puncten besteht, und in diese endlich theilbar ist. Dieser Begriff ist nichts weniger

---

[1] Der folgende Satz: „Dieser Einfall . . . von Metaphysik." fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[2] „vor allen Dingen" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[3] „die Naturlehre" statt „alles" in der 3. und 4. Ausg.

als neu, er findet sich in ältern Werken, und nur [1] das Vorurtheil für die Geometrie hat ihn verdrängt.

Sobald jedoch zwey solcher Linien sich schneiden, und man auf jeder von beyden einen beliebigen Punct annimmt: so mufs man sich hüten, auf diese Puncte den bekannten Satz anzuwenden: „dafs zwischen je zwey Puncten eine gerade Linie möglich sey." Man kann zwar durch dieselben die Linie ziehn; aber man kann nicht behaupten, dafs ein quantum extensionis zwischen den schon gegebenen Puncten genau enthalten sey.

Wird eine Linie gezogen, so werden alle ihre Theile durch das Ziehen erzeugt. Demnach sollte der Punct, zu welchem hin man sie zieht, auch erst entstehn; aber er ist schon gegeben, und folglich doppelt bestimmt. Es fragt sich, ob beyde Bestimmungen zusammen passen? Nichts verhindert, die eben jetzt gezogene Linie als ein vollkommenes quantum extensionis zu betrachten, dessen Puncte alle streng und vollkommen aufser einander, und zugleich aneinander liegen. Aber auch nichts berechtigt zu glauben, dafs der schon zuvor gegebene und [249] vestgestellte Punct ganz genau mit irgend einem von denen zusammentreffe, die man durch das Ziehen erzeugte.

Kehrt man nun zurück zu jenen ersten, einander schneidenden Linien, aus denen man zwey beliebige Puncte heraushob, in der Meinung, zwischen ihnen lasse sich eine dritte Linie denken: so sieht man leicht, worin man sich übereilte. Diese beyden Puncte standen jeder vest, in einer gewissen Distanz von einander; und es war aufgegeben, zu finden, welches *quantum extensionis* in diese Distanz eingeschoben werden könne? Geometrie und Trigonometrie sind bereit hierauf zu antworten; aber sie werden in den allermeisten Fällen anzeigen: die dritte Linie sey incommensurabel mit den beyden ersten; sie stehe zu ihnen in einem irrationalen Verhältnisse. Gesetzt demnach, die ersten Linien seyen bestimmte Quanta des Aufsereinander: so ist die dritte kein solches, sondern sie fällt mitten hinein zwischen zwey Bestimmungen, deren eine zu grofs, die andre zu klein seyn würde. Die Uebereilung lag also darin, dafs man voraussetzte: jede Distanz enthalte ein bestimmtes, und bestimmbares Quantum der Extension, welches falsch ist.

Der Begriff des Irrationalen ist widersprechend, gleich dem des Continuum. Dies zeigt sich schon in der Arithmetik. Wenn die Wurzeln und Logarithmen continuirlich wachsen sollen, so ist es schlechterdings [2] unmöglich, dafs die Potenzen dasselbe thun; vielmehr müssen sie Lücken lassen, in welche nun Zahlen fallen, die keine Wurzeln, und keine Logarithmen haben. Gleichwohl fordert man dergleichen für alle Zahlen ohne Ausnahme. Man lasse x um dx wachsen; und, um das Differential richtig zu denken (welches zwar selbst auf einen Widerspruch führt,) sey dx nicht irgend eine, wie immer kleine, schon vorhandene Gröfse, sondern es

[1] Statt der folgenden Worte: „das Vorurtheil . . . hat ihn verdrängt." haben die 3. und 4. Ausg.: „ein Vorurtheil, welches die wahre Sphäre und Bedeutung der Geometrie überschreitet, hat ihn verdrängt."

[2] „schlechterdings" fehlt in der 3. und 4. Ausg.

bezeichne bloſs, daſs x im Begriff sey, zu wachsen. Alsdann ist x^m nicht im Begriff um dx zu wachsen, auch nicht um $x^{m-1}dx$, sondern um [250] $mx^{m-1}dx$. Ist nun m eine ganze positive Zahl, so steht die Potenz im Begriff, einen Sprung zu machen, nämlich hinweg über jede geringere Anzahl von dx und von $x^{m-1}dx$; ist aber m ein ächter Bruch, so will die Potenz weniger als continuirlich wachsen, wenn x continuirlich fortflieſst. Da nun die Mathematik ohne diese ihre Grundbegriffe nicht weiter als bis zur Regel te tri kommen würde: so sieht man, daſs diese Wissenschaft ein Gewebe von Widersprüchen ist. Wenn sie davon sterben könnte, so wäre sie längst untergegangen. In der That aber gereicht es ihr zur Ehre, daſs sie auf dem Wege ihres nothwendigen Denkens gerade fortgegangen ist, ohne sich durch das Ungereimte der Begriffe, an die sie stoſsen muſste, abschrecken zu lassen. Nur muſs man ihre Art kennen, und sich bey den Anwendungen auf das Reale darnach einrichten.

Wir eilen zum Schlusse. Das Reale kann nicht durch widersprechende Begriffe bestimmt werden; aber in der Form der Zusammenfassung desselben im Denken, kann man sie nicht vermeiden, und muſs sie nicht vermeiden wollen. Einfache Wesen sind an sich frey von aller Raumbestimmung; allein so fern ihnen einmal eine Distanz im intelligibeln Raume beygelegt wird, kann dieselbe gerade so gut eine irrationale, als eine rationale seyn.

Nun fällt aber die irrationale Distanz zwischen zwey rationale, die sich nur durch einen einzigen mathematischen Punct mehr oder weniger unterscheiden. (Hiebey liegt die ursprüngliche starre Linie des intelligibeln Raums zum Grunde.)

Also muſs, durch eine nothwendige Fiction, der mathematische Punct selbst als theilbar betrachtet werden.

In der nämlichen Fiction fortgehend, werden auch die Wesen, denen gar keine Gröſse, das heiſst, die des mathematischen Puncts, zukommt, als Gröſsen gedacht werden.

[251] Demnach können diese Wesen auch eine solche Lage haben, worin sie nur theilweise, oder unvollkommen in einander sind. Der Widerspruch hierin betrifft bloſs die Lage, und er ist nicht gröſser, als bey jeder irrationalen Distanz. Auch wird er unvermeidlich, wenn man die Wesen in Bewegung denkt, (wie es geschehen muſs;) hier können sie von dem Auſsereinander nicht plötzlich zum Ineinander übergehn, sondern das unvollkommene Zusammen liegt dazwischen.

Alle diese widersprechenden Begriffe müssen aber in ihrer Sphäre bleiben. Das wirkliche Geschehen (die Störungen und Selbsterhaltungen einfacher Wesen,) hat mit ihnen nichts gemein, und darf daher auch nicht durch sie bestimmt werden.

Hier sind wir an der Pforte der Naturphilosophie, die nichts anderes ist, als die Entwickelung der Folgen aus den aufgestellten Gründen. Wer nun das eben Gesagte gar zu ungereimt findet, der kehre um; und gebe die Hoffnung, sich jemals eine materiale Welt, und deren Bewegung und Veränderung zu erklären, nur geradezu auf. Diese Welt ist eine Scheinwelt; sie gehorcht der Mathematik, und lebt, wie diese, von Widersprüchen;

als ein wahres Reales kann Materie eben so wenig gedacht werden, wie die Bewegung als ein wirkliches Geschehen; aber die Gesetzmäſsigkeit des Scheins aus dem Realen zu erklären, das läſst sich leisten.

§ 138.[1] Um von dem synthetischen Theile der Naturphilosophie den ersten Grundgedanken zu finden: braucht man von der Theorie der Störungen und Selbsterhaltungen bloſs den allgemeinen Begriff, daſs ein paar Wesen, welche zusammen, das heiſst, ineinander sind, dadurch jedes in einen gewissen innern Zustand gerathen. (Man gehe hiebey aus von der, unter den Chemikern längst bekannten, Voraussetzung, daſs ein paar verwandte Elemente, z. B. Sauerstoff und Wasserstoff, einander durchdringen; [252] und man nehme hinzu, was sich beynahe von selbst versteht, daſs in dieser Durchdringung jedes Element sich auf eine gewisse Weise afficirt finde.)

Gesetzt nun, zwey solche Elemente seyen unvollkommen in einander: so sollten, diesem Begriffe gemäſs, auch nur ihre gegenseitig durchdrungenen Theile in den entsprechenden innern Zustand versetzt werden.

Aber die Elemente haben keine Theile; und die Fiction, welche ihnen dergleichen beylegte, darf auf ihre wirklichen innern Zustände nicht übertragen werden. Vielmehr müſste man, in Beziehung auf diese Fiction, sich so ausdrücken: die ganzen Elemente gerathen in in allen ihren Theilen ganz gleichmäſsig in den erwähnten innern Zustand.

Nun muſs die Lage der Wesen passen zu ihrem Zustande. Da sie gleichmäſsig, ohne Unterschied von Theilen, in den Zustand der Selbsterhaltung versetzt sind: so muſs hiernach die Lage sich richten, das heiſst, die Wesen müssen gleichmäſsig und vollkommen in einander seyn.

Also kann das vorausgesetzte unvollkommene Zusammen nicht bleiben; sondern es ist eine unendlich starke Nothwendigkeit vorhanden, daſs sie völlig in einander eindringen.

Dies ist das Princip der Attraction; sogleich wird sich auch das der Repulsion zeigen, und in beyden zusammengenommen der Ursprung der Materie.

Gesetzt nämlich, ein Element von einer Art, (z. B. Wasserstoff) sey umringt von vielen Elementen einer andern Art, (z. B. Sauerstoff,) und die vielen dringen von allen Seiten hinein in das Eine: so sollte dieses letztere durch seinen innern Zustand allen jenen entsprechen. Aber derselbe hat ein Maaſs, über welches er hinauszugehn nicht vermag. Wenn demnach wirklich jene alle völlig eindringen; und wenn der hiedurch geforderte innere Zustand jenes Maaſs übersteigt: so entspricht wiederum die Lage nicht dem Zustande.

[253] Da nun der Zustand sich nach der Lage weiter nicht richten kann, so muſs abermals sie sich nach ihm richten. Das heiſst: die vielen Elemente, nachdem sie, vermöge ihrer Bewegung, schon ganz eingedrungen waren, müssen wieder zum Theil herausweichen, und können nicht eher ruhen, als bis Attraction und Repulsion im Gleichgewichte sind.

[1] „§ 161." in der 4. Ausg.

Man sieht, dafs die Repulsion auf der Ueberschreitung der Möglichkeit eines hinreichend starken innern Zustandes beruht.

Man sieht zugleich, dafs die sämmtlichen Elemente jetzt einen Raum einnehmen müssen. Denn sie gleichen zusammen genommen vielen mathematischen Puncten, die nicht ganz in einander und nicht ganz aufsereinander sind; gerade so wie man sich einen unendlich kleinen körperlichen Raum denkt; der nicht ganz ein Punct, auch nicht ein wahres Vieles aufsereinander, sondern etwas Mittleres, Schwebendes zwischen beydem seyn soll.

So entstehn aus wahren Elementen die ersten Molecülen. Damit aber das Klümpchen sich vergröfsere, darf nur dasselbe wieder umringt werden mit vielen Elementen der ersten Art; diese werden abermals so tief eindringen, als das Gleichgewicht der Attraction und Repulsion es gestattet. Und wirft man in Gedanken das nunmehr vergröfserte Klümpchen wiederum in Elemente der zweyten Art: so ziehen auch diese sich hinein so weit sie können; und so ferner. Aus dem gleichen Grunde werden mehrere Molecülen einander anzuziehn scheinen.

Vergleicht man den Ursprung der Attraction und Repulsion mit dem der geistigen Regsamkeit, (§ 135) so zeigt sich hier wie dort, dafs die vermeinten Kräfte der Materie und der Seele auf gleiche Weise auf einem zufälligen Zusammentreffen beruhen; und dafs jene Verunreinigung der Qualität des Realen durch die Beziehung auf etwas Anderes und Aeufseres, wodurch der gemeine Causalbegriff untauglich wird, (§ 106) hier nicht zu besorgen [254] ist. Wenn entgegengesetzte Vorstellungen zusammentreffen, so verwandeln sie sich durch ihren Druck und Gegendruck zum Theil in ein Streben; wenn Wesen zusammenkommen, so versetzen sie sich gemäfs ihrem Gegensatz in Selbsterhaltung, und, wie wir jetzt sehn, zugleich in Anziehung und Abstofsung; aber von dem allen liegt in ihnen selbst nichts anderes vorbereitet, als eben ihre einfache Qualität selbst. Diese ist in verschiedenen Wesen ungleich; die Ungleichheit steht bey manchen in dem Verhältnisse eines conträren Gegensatzes; aus diesem höchst einfachen Grunde ergiebt sich die ganze[1] Welt der Geister und der Körper.[2]

Die Naturphilosophie mufs nun weiter den mancherley möglichen Modificationen nachgehen, welche die angezeigten Principien annehmen können.

Zuvörderst kann der Grad des Gegensatzes zweyer Wesen[3] verschieden seyn; darnach richtet sich die Stärke der Attraction und der hieraus entspringenden Verdichtung der Materie.

Zweytens kann der Gegensatz ungleich seyn; das heifst, um in Wesen[4] einer Art eine volle Selbsterhaltung zu bestimmen, können mehrere einer andern Art nöthig seyn; und umgekehrt, jenes eine

[1] „ganze“ fehlt in der 3. und 4. Ausg.

[2] Die 3. und 4. Ausg. fahren fort: „soweit sie unserer Nachforschung zugänglich ist.“

[3] „Elemente“ statt „Wesen“ in der 4. Ausg.

[4] „in Elementen“ statt „in Wesen“ in der 4. Ausg.

kann hinreichen, um diese alle zu ihrer vollen Selbsterhaltung zu bringen.

Drittens: der Gegensatz kann übertragen werden. Gesetzt, ein Klümpchen sey umringt von Wesen einer gewissen Art, die zum Theil eindringen; deren Menge aber sey so grofs, dafs verhältnifsmäfsig nur eine kleine Zahl unmittelbar eingelassen wird: so ist an der Oberfläche des nun vergröfserten Klümpchens der Gegensatz gegen den Kern überall vorhanden, weil ungeachtet des unvollkommenen Eindringens doch der innere Zustand eines jeden der äufsersten Elemente sich, ohne Unterschied von Theilen in ihm, ganz gleich ist. Hieraus folgt, dafs sich die Oberfläche des Klümpchens noch anziehend verhalten wird gegen neue Elemente, eben so, nur schwächer, als ob der Kern selbst diese Attraction ausübte.

[255] Viertens: eben so kann Repulsion übertragen werden, wenn der fortgepflanzte innere Zustand die Grenze überschreitet, die durch die Möglichkeit voller Selbsterhaltung gesetzt ist. Doch mufs dies allmählig abnehmen, und die Repulsion mufs sich jenseits einer gewissen Sphäre in Anziehung verwandeln.

Fünftens: Wiewohl gleichartige Wesen an sich unfähig sind, einander zu stören, anzuziehen und abzustofsen: so können sie doch gemeinschaftlich einen gewissen innern Zustand in ihrer Verbindung mit Wesen einer andern Art erlangt haben; hört alsdann diese Verbindung auf, und mit ihr die Verdichtung durch die Attraction jener andern Wesen: so bleibt blofs die Repulsion, welche daraus entsteht, dafs sie ihren Zustand auf einander gegenseitig übertragen sollten, das Maximum ihrer möglichen Selbsterhaltung aber schon überschritten ist.

Endlich: die scheinbare Undurchdringlichkeit der Körper ist nach diesen Grundsätzen blofs relativ. Nämlich diejenigen Materien sind für einander undurchdringlich, welche, wenn sie eindringen sollten, die vorhandenen innern Zustände abändern müfsten, und zwar so, dafs dabey schwächere Anziehungen an die Stelle der stärkeren kämen, welches unmöglich ist. Hingegen im umgekehrten Falle erfolgt freyer Durchgang, oder, durch stärkere Anziehungen, Auflösung.

Jetzt denke man sich die Anzahl der Wesen äufserst grofs, (nicht unendlich grofs, welches eine Unbestimmtheit enthalten würde, die der Begriff des Seyn ausschliefst;) man denke sich ferner sehr mannigfaltige, stärkere und schwächere, gleiche und ungleiche, Gegensätze unter ihren einfachen Qualitäten. Was wird, bey vielfacher, ursprünglicher Bewegung (§ 129) daraus folgen? die am meisten entgegengesetzten Wesen werden sich sehr verdichten; diejenigen aber, welche gegen alle andern nur in sehr schwachen und ungleichen Gegensätzen stehn, bey denen also das Maximum ihrer Selbsterhaltung leicht über[256]schritten werden kann, werden keine vesten Verbindungen eingehn; vielmehr, vertrieben durch andre, die innern Zustände, in welche sie gerathen waren, blofs als Principien ihrer gegenseitigen Repulsion in sich behalten; welche letztere jedoch in Attraction übergeht, sobald die noch übrige Dichtigkeit mit der Möglichkeit geforderter Selbsterhaltung ins gehörige Verhältnifs gekommen ist.

Demnach werden im Raume einzelne, weit von einander entfernte, dichte Massen entstehn; [1] den Zwischenraum aber wird eine dünne Materie ausfüllen. [2]

§ 139. [3] Den analytischen Theil der Naturphilosophie eröffnet die Bemerkung: dafs uns die Qualitäten der Wesen nur durch die Folgen ihrer Gegensätze, — Attraction und Repulsion, — erscheinen; daher uns vieles, an sich Ungleichartige, als gleichartig erscheinen wird, wenn es, so weit wir bemerken können, einerley Gegensätze bildet; während Anderes, an sich ganz oder beynahe gleichartige, uns für Vielerley gelten wird, wenn es ungleiche innere Zustände erlangt hatte, und diesen gemäfs in verschiedenen Verhältnissen steht.

Jetzt mufs die ganze empirische Naturwissenschaft durchlaufen werden, (eben so wie oben die empirische Psychologie,) um die bekannten Thatsachen mit den Grundsätzen des synthetischen Theiles zu vergleichen. [4] Es zerfallen aber diese Thatsachen in zwey Hauptklassen; jenachdem deren Erklärung [5] eine dünne Materie (§ 137 am Ende) erfodert oder nicht. Zur letzten Klasse gehört bey weitem die gröfste Menge der Phänomene; nämlich zuvörderst alle scheinbaren Wirkungen in die Ferne, (§ 134) dann alle Erscheinungen der flüssigen Körper, sowohl der tropfbaren als der Dämpfe, (worin die tropfbaren sich ohne den Druck, den sie leiden, sogleich verwandeln würden,) ferner Wärme, Licht, und Electricität. Die

---

[1] „den Zwischenraum . . . aber wird eine dünne Materie ausfüllen.“ heifst in der 4. Ausg.: „den Zwischenraum aber werden die eben erwähnten Elemente von sehr ungleichem oder schwachem Gegensatze einnehmen; ohne jedoch auf diesen Raum lediglich beschränkt zu seyn. Vielmehr wird ihr Kommen und Gehen den Grund enthalten, dafs schon die unorganische Natur Mehr ist als ein blofses Aggregat starrer Körper. Und so wenig eine Naturphilosophie genügt, wenn sie nicht vermag das Starre zu erklären: eben so unbrauchbar wäre sie, wenn sie hierauf allein sich beschränkte. Mit geheimnifsvollen Reden aber, von „lebendigen Kräften der Molecülen oder Atomen“ ist ihr vollends nicht zu helfen.“

[2] Die 3. Ausg. hat hierzu folgende Fufsnote:

„* Der Ausdruck: dünne Materie, ist eigentlich falsch, indessen mag er als populär hier geduldet werden, da sich diese Gegenstände in solcher Kürze nicht klar machen lassen. Im zweyten Bande der allgemeinen Metaphysik findet man übrigens neuere Untersuchungen des Verfassers, wodurch unter andern die Ansichten über Electricität sehr verändert sind; jedoch läfst sich hier nichts darüber sagen. Dies ganze Capitel ist in der vorliegenden Ausgabe fast unverändert gelassen wie es war; da es hier nur auf die Hauptgedanken ankommt.“

[3] „§ 162.“ in der 4. Ausg.

[4] Die 3. und 4. Ausg. haben hierzu folgende Fufsnote:

„* Dafs Nachstehendes nur als ein Versuch zu vorläufiger Orientirung in der Naturwissenschaft dienen soll, braucht kaum gesagt zu werden. Niemals wird ein Individuum alle die Kenntnisse beysammen haben, welche eigentlich nöthig wären, um auch nur gemäfs dem Standpuncte eines bestimmten Zeitalters die bekannten Thatsachen mit sicherer Entschiedenheit zu ordnen. Aber auch ein solcher Versuch kann gegen gröbere Fehler warnen.“

[5] Statt der folgenden Worte: „eine dünne Materie (§ 137 am Ende)“ hat die 4. Ausg.: „entweder jene Elemente von sehr ungleichen oder schwachen Gegensätzen“ . . .

erste Klasse aber enthält vorzüglich die Erscheinungen der Cohäsion, der Elasticität, (bey vesten Körpern) und der Krystallisation.[1]

[257] Die Cohäsion ist unmittelbare Folge der Attraction, nach dem vorhergehenden §.

Die Elasticität (welche alle Körper durch die Fähigkeit beweisen, sich in ihrem Volumen nach der Temperatur zu richten,) ist eine nothwendige Eigenschaft aller dichten Materie. Denn diese letztere besteht vermöge des in ihr vorhandenen Gleichgewichts der Attraction und Repulsion; sobald nun eine fremde Nothwendigkeit eintritt, ihre Theile mehr zu nähern oder zu entfernen, kann sie nicht umhin, so weit nachzugeben, bis die entstandene Abweichung von der gehörigen Lage grofs genug geworden ist, um die entgegengesetzte Nothwendigkeit zu erzeugen. Dies liegt unmittelbar im vorhergehenden §. Geht die Trennung der Theile soweit, dafs ihre Durchdringung ganz aufgehoben ist, so bricht der Körper, und stellt sich nicht wieder her; denn im blofsen Aneinander giebt es keine Störung und Selbsterhaltung, folglich keine Attraction. Zeigt sich die letztere dennoch zwischen glatten Flächen, so ist entweder schon Durchdringung einiger Theile, oder vermittelte Attraction durch dünne Materie[2] eingetreten.

Von der Krystallisation[3] ist das Leichteste die Frage: wenn zwey gleichartige Wesen ein ungleichartiges durchdrungen haben, welche Lage werden diese drey annehmen? Antwort: sie müssen eine gerade Linie bilden, und das ungleichartige mufs in die Mitte kommen. Denn zwischen den gleichartigen entsteht (nach dem vorigen §) Repulsion, daher vermeiden sie die gegenseitige Durchdringung so viel als möglich nach entgegenstehenden Richtungen. Hiebey denke man an Eisnadeln, die aus

---

[1] Die 4. Ausg. fährt fort: „Will man bey der Erklärung dieser Thatsachen auf die Meinungen der Physiker Rücksicht nehmen, so ist nicht zu vergessen, dafs man kritisch verfahren, und keineswegs die Meinungen mit den Thatsachen (welche letztere immer nur unvollständig bekannt sind) verwechseln darf. Zwar Fiktionen, wie die des Schwerpunkts, sind höchst nützlich, und täuschen Niemanden; aber Hypothesen, wie die von der actio in distans, oder wie die Symmersche von zwey elektrischen Flüssigkeiten, deren jede nur das Correlat der andern seyn soll, und deren vorgebliches neutrales Produkt ein Hirngespinst ohne irgend eine factische Nachweisung ist, — werden höchst schädlich, sobald man sich an sie gewöhnt, und ihnen mit Vorgunst nachgeht."

[2] „durch dünne Materie" fehlt in der 4. Ausg.

[3] Statt der Worte: „Von der Krystallisation ist das Leichteste die Frage:" hat die 4. Ausg.:

„Bevor von der Krystallisation gesprochen wird: bemerke man die von der Chemie erwiesenen bestimmten Proportionen, worin verwandte Stoffe sich verbinden. Diese bestätigen, dafs die Materie nicht ins Unendliche theilbar ist. Wäre sie es: so könnte beliebig jeder Stoff mit jedem andern in allen Quantitätsverhältnissen in Wechselwirkung, d. h. in wechselseitige Bestimmung der innern Zustände, gebracht werden, wovon eine entsprechende Configuration zu körperlichen Massen die Folge wäre. Hiergegen spricht die Erfahrung. Um nun beym Leichtesten anzufangen, dient die Frage:"

Wasserstoff und Sauerstoff bestehn. — Es ist nicht schwer diese Principien zu verfolgen. Drey ungleichartige Elemente geben Dreyecke, also flächenförmige Verbindungen; vier ungleichartige brauchen den körperlichen Raum, um sich zu verbinden. Es wird also Körper geben, die man als linienförmig zusammengereiht, andre, als flächenförmig geschichtet, noch andre, als Aggregate von Klümpchen angehäuft, betrach[258]ten mufs: und hiemit stimmt sehr gut der Unterschied des faserigen, blätterigen, muscheligen Bruches u. s. w. Welche Körper aber aus vielen heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt sind, diese werden am wenigsten Bestimmtheit ihrer innern Construction besitzen, und unter dieser Klasse wird man daher die dehnbaren (z. B. die Metalle) suchen müssen, welche sich eine veränderte Anordnung ihrer Theile leicht gefallen lassen.[1]

[2] Wir kommen zur zweyten Klasse von Erscheinungen. Hier mufs zuerst von der Wärme im allgemeinen gesprochen werden, die nach dem Urtheil aller Physiker als das mächtigste Verbindungsglied der ganzen Natur anzusehen ist. Und da nach dem Vorigen von keiner innern Bewegung der Theile einmal construirter, und zum Gleichgewichte der Attraction und Repulsion gelangter, Materie, mehr die Rede seyn kann (worin Einige die Wärme suchen wollten,) so mufs sogleich[3] ein Wärmestoff angenommen

---

[1] Die 4. Ausg. fährt fort:

„Diese höchst einfachen Grundgedanken sind nun ohne Zweifel der mannigfaltigsten Anwendungen fähig; jedoch natürlich nur unter der Voraussetzung, es gebe ein Mannigfaltiges, worauf sie können angewendet werden. Gäbe es keinen Vorrath ungleichartiger Elemente, so könnte man sie nicht gebrauchen. Sucht man die wissenschaftliche Einheit am unrechten Orte, nämlich in den realen Elementen, anstatt in den wissenschaftlichen Begriffen: so mag man zusehn, wie man mit der Chemie und ihren mannigfaltigen Stoffen fertig werden könne.

Nicht so deutlich warnt die Physik in Ansehung der Imponderabilien. Hier sieht man sich eher veranlafst, bey der Frage zu verweilen: ob etwan Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus, sammt der Gravitation, aus Einem Real-Princip zu erklären seyn möchten? Und hier ist die Erinnerung um desto nöthiger, dafs es den wissenschaftlichen Zusammenhang nicht im mindesten fördert, wenn man zuerst die Einfachheit erkünstelt, und hintennach sich genöthigt sieht, grundlose Unterschiede einzuschieben, um mit der Mannigfaltigkeit dessen zu wetteifern, was erfahrungsmäfsig vorliegt.

Wenige Worte über Wärme und Elektricität müssen an dieser Stelle genügen. Repulsion ist in beyden vorherrschend; beyde zerstören den Zusammenhang der Körper, welcher sie mächtig werden. Aber die Körper zeigen sich nachgiebig im hohen Grade gegen die Wärme, indem sie sich von ihr ausdehnen lassen; dagegen sträuben sie sich gegen die Elektricität, die sie entweder nicht annehmen, oder, wo möglich, aufs schnellste forttreiben. Sowohl für diese Verschiedenheit als für jenes Gemeinsame bietet das Vorhergehende die Erklärung."

[2] Die folgenden Worte bis zur 4. Zeile: „Wir kommen ... anzusehen ist. Und" fehlen in der 4. Ausg.

[3] „sogleich" fehlt in der 4. Ausg.

werden, [1] als welchen wir jene dünne Materie sehr leicht erkennen. Denn es ist nur nöthig, [2] den Grund der Repulsion zu suchen, welche die Wärme gegen sich selbst beweiset. Ursprünglich giebt es gar keine räumliche Kräfte, und keine Klasse von Wesen, deren einfache Qualität eine Repulsion mit sich brächte. [3] Aber der erste Begriff der dünnen Materie beruht auf der Voraussetzung: es gebe Wesen von äufserst ungleichem Gegensatze gegen die andern; dergestalt, dafs vielleicht Hunderte oder Tausende derselben nöthig seyen, um in einem einzigen von den andern, eine vollständige Störung und Selbsterhaltung möglich zu machen; diese hunderte oder tausende aber, indem sie den Gegensatz gegen jenes Eine, auf einander gegenseitig übertragen, seyen dadurch in den Fall gesetzt, dafs in jedem von ihnen eine weit stärkere Selbsterhaltung entstehn sollte, als deren sie fähig sind; folglich ergebe sich für sie die Nothwendigkeit, einander zu fliehen, damit ihre äufsere Lage wiederum ihrem inneren Zustande entsprechen könne. Wenn nun dieses der wahre Grund der Repulsion [259] in dem Wärmestoffe ist, (und ein anderer läfst sich nicht finden,) so erklärt sich sogleich [4] die verschiedene specifische Wärme der Körper. Denn alles hängt nun von dem Gegensatze ab, der sich zwischen dem Wärmestoffe und den Elementen des Körpers befindet. Ist dieser Gegensatz sehr stark und zugleich sehr ungleich, so wird in den Wärmestoff viel Repulsion gebracht; sonst weniger. Zugleich kommt nun die Dichtigkeit des Körpers in Anschlag; denn je dichter, desto mehr Repulsion erzeugende Theile enthält derselbe. Schon aus diesem Grunde haben die Metalle am wenigsten Capacität, das heifst, sie ertheilen dem Wärmestoffe am meisten Repulsion. [5]

Hiemit verbinde man die Bemerkung, dafs hinter dem Brennglase die Strahlen convergiren, ohne Spur von Repulsion, bis in den Focus ein vester Körper gebracht wird, der nun Wärme nach allen Seiten ausstrahlt. Auch gehört hieher Davys Behauptung, dafs die leuchtende Eigenschaft

[1] „als welchen wir jene dünne Materie sehr leicht erkennen." fehlt in der 4. Ausg.

[2] „Dann ist nöthig," in der 4. Ausg.

[3] Der folgende Satz: „Aber der erste Begriff . . . auf der Voraussetzung:" heifst in der 4. Ausg.: „Aber der vorige § führt schon auf die Voraussetzung:"

[4] „sogleich" fehlt in der 4. Ausg.

[5] Die 4. Ausg. fährt fort: „Man denke sich also den Wärmestoff nicht als etwas, das an sich warm, oder mit Repulsivkraft begabt wäre; sondern dergestalt, dafs die Umstände bestimmen, wie hoch der Grad der Repulsion, selbst für einerley Quantum Wärmestoffes, werden soll. Zugleich, und ohne Widerspruch mit dieser Repulsion der Elemente des Caloricums unter einander, nehme man einen hohen Grad der Attraction von Seiten der Materie (des Sauerstoffs, Wasserstoffs, Chlors, der sämmtlichen Metalle, u. s. w.) hinzu; von welcher Attraction man aber wiederum schon weifs, dafs sie nicht ein-für-allemal durch eine veststehende Attractivkraft, sondern durch die Verhältnisse, und ihnen gemäfs bestimmt wird. Ohne diese Attraction würde sich die Materie nicht gefallen lassen, vom Caloricum ausgedehnt zu werden."

der Flamme zunehme, wenn sich in ihr eine veste Materie erzeuge und darin glühe. [1]Denn die Gluth ist nichts anderes als die Stärke der Repulsion, welche dem Wärmestoff ertheilt wird, und die sich bey großer Geschwindigkeit des Ausstrahlens als Licht zu erkennen giebt. Ueberhaupt ist alles Verbrennen eine plötzliche Verdichtung und folglich Verminderung der Capacität oder Vermehrung der Repulsion im Wärmestoff. Das Umgekehrte zeigt sich bey allmähliger Erhitzung und Ausdehnung der Körper; anfangs sind sie dichter, und wirken stark aufs Thermometer; weiterhin werden sie durch die Ausdehnung minder dicht, repelliren folglich die Wärme nicht mehr so stark, daher die Temperatur nun bey gleicher Zunahme der Ausdehnung nicht mehr um gleichviel steigt.

Um noch einiges Specielle näher in Betracht ziehen zu können, muſs an den übertragenen Gegensatz, und die hiedurch zugleich übertragene Attraction, aus dem vorigen §, erinnert werden. Jedes Element eines vesten Körpers, oder auch jedes kleinste, aus den mehrern un[260]gleichartigen Bestandtheilen desselben gebildeten Klümpchen, ist für den Wärmestoff ein Kern, den er von allen Seiten nicht bloſs einfach, sondern vielfach, ja ins unendliche fort, in immer gröſseren Sphären zu umhüllen sucht. Könnte er damit völlig zu Stande kommen, so würde er (so lange die Sphären nicht zu groſs würden, wovon tiefer[2] unten,) zur Ruhe gelangen; und hiemit würde alle Erscheinung der Wärme (die bloſs auf der Repulsion beruht,) verschwinden; es würde absolute Kälte eintreten. Aber schon wenn er dieser natürlichen, also ruhigen Lage sich plötzlich um ein Merkliches nähert, scheint etwas Wärme auf einmal zu verschwinden. Hiemit hängen Schmelzung und Verdampfung zusammen. Da nämlich die innere Configuration der festen Körper den Wärmestoff hindert, die einzelnen Klümpchen zu umhüllen, so sucht er diese zu trennen; und hievon ist erst Ausdehnung, dann Zerreiſsung die Folge. Sobald die Zerreiſsung geschehn ist, sollten nun die einzelnen Klümpchen, jedes mit einer vielfachen Hülle von Wärmestoff, auseinander fliegen; unter dem Drucke der Atmosphäre[3] aber, und so lange sie diesen nicht übersteigen, bilden sie einen tropfbaren Körper. In solchem Zustande haben die Elemente nur noch einen mittelbaren Zusammenhang, wegen mittelbarer Attraction durch den zwischen ihnen befindlichen Wärmestoff; und weil dieser keine bestimmte Configuration mit ihnen eingeht, vielmehr immer im Kommen und Gehen begriffen ist, muſs ihnen nun jede Lage gleichgültig seyn, daher sie einem Drucke nach allen Seiten auszuweichen suchen, oder, was dasselbe ist, den Druck in alle Richtungen hinaus gleichmäſsig fortpflanzen. Im Entstehen dieses Zustandes aber, das heiſst, während der Schmelzung, scheint sich Wärme zu verlieren; weil dem Wärmestoffe eine freyere Lage gestattet, und er folglich weniger in Repulsion versetzt wird. Dasselbe ereignet sich nochmals und auffallender dann, wann der Druck der Atmosphäre überwunden ist; nun hüllt wirklich der Wärmestoff die einzelnen Klümpchen

[1] Die folgenden Sätze bis Z. 14: „Denn die Gluth ... aus dem vorigen § erinnert werden.“ fehlen in der 4. Ausg.

[2] „wovon tiefer unten“ fehlt in der 4. Ausg.

[3] „der Atmosphäre und ihres eigenen Dampfes aber“ in der 4. Ausg.

ein, und die [261] so gebildeten Sphären suchen sich fortwährend zu vergröfsern; daher die Elasticität der Dämpfe.

Von ihnen unterscheiden sich die Gasarten durch geringere, oder ganz fehlende Fähigkeit ihrer Elemente, sich mit einander zu verdichten. Das dünnste, leichteste Gas wird dasjenige seyn, welches den stärksten, und ungleichsten Gegensatz gegen den Wärmestoff macht. Denn durch die Menge des letztern, den es mit vorzüglicher Gewalt anzieht, bekommt es die Spannkraft, mit der es unter dem Drucke der Atmosphäre besteht. Dieses Gas ist bekanntlich das Wasserstoffgas; und wenn man bemerkt, wie wenig Hydrogen verhältnifsmäfsig genügt, um auch in allen andern Verbindungen bedeutend gröfsere Mengen anderer Stoffe in bestimmte Zustände zu versetzen, so geräth man in Versuchung, es das Mächtigste aller bekannten Elemente zu nennen; doch heifst dies nichts anderes als: seine Qualität ist sehr abweichend von der aller übrigen Stoffe. Dafs übrigens die Spannkraft des Wasserstoffgases von vorzüglich grofsem Wärmestoff-Gehalte herrührt, verräth das neuerlich erfundene[1] Knallgas-Gebläse sehr deutlich.

Das MARIOTTEsche Gesetz kann als eine der Bestätigungen betrachtet werden für den Satz, dafs die Repulsion in der Wärme von den Körpern herrühre, mit denen der Wärmestoff verbunden ist. Da nämlich die Compression Wärme frey macht, welche durch die Wände der Gefäfse entweicht, so sollte die Spannkraft eines Gas im zusammengedrückten Zustande kleiner seyn, wenn sie von der Menge des Wärmestoffs abhinge. Sie bleibt aber in dem engeren Raume gerade so grofs wie im weiteren, indem die Intension ersetzt was der Extension abgeht. Also ist die Summe aller Spannkräfte unvermindert; folglich mufs dieselbe von den eingeschlossenen Gastheilen selbst herrühren, die einem geringern Quantum Wärmestoffs jetzt noch eben so viel Spannung ertheilen, als zuvor dem gröfsern, mit dem sie vor der Compression verbunden waren.

[262] Das Verhältnifs[2] des Lichts zur Wärme ist unverkennbar. Langsames Licht ist Wärme; schnellstrahlende Wärme ist Licht.

---

[1] „neuerlich erfundene“ fehlt in der 4. Ausg.

[2] Statt der folgenden Sätze bis zu Ende des § 139 (S. 264): Das Verhältnifs ... würde zu weitläuftig werden.“ hat die 4. Ausg.:

„Gesetzt nun, man habe nach Art des hier Gesagten [296] die Phänomene der Wärme begreiflich gefunden, und man wolle jetzt auf eine, der Naturphilosophie anständige Weise zur Betrachtung der Elektricität übergehn: so darf man nicht mit einem Sprunge sich in ein ganz anderes Gebiet von Begriffen versetzen; sondern der, im synthetischen Theile schon bereit liegende Vorrath von Gedanken mufs durchsucht werden, um zu finden, ob er nicht eine Abänderung der für die Wärme gemachten Annahme darbietet, vermöge deren man sowohl die Aehnlichkeit zwischen Elektricität und Wärme vesthalten, als auch ihre Verschiedenheit erklären könne. Schon der einzige Umstand nun, dafs Wärme die Körper allmählig ausdehnt, Elektricität aber sie nur durch einen heftigen Schlag zerreifsen und zerstäuben (oder durch einen reifsend schnellen Strom zerlegen) kann, leitet dahin, dafs man statt des starken Gegensatzes (der

Wo die Geschwindigkeit grofs, die Intension gering ist, da glauben wir nur Licht und keine Wärme wahrzunehmen; wo bey grofser Intension die

---

beym Caloricum die Attraction der Materie möglich macht,) jetzt einen schwachen Gegensatz, der aber minder ungleich sey (sonst würden nicht so auffallende Phänomene erfolgen,) anzunehmen habe. Man soll also nicht Wärme und Elektricität aus einerley Stoff ableiten, noch weniger aber den Elementen der Körper eine grundlose Thätigkeit zumuthen: sondern man soll einerley Gedankenfaden dergestalt verfolgen, dafs er Aehnlichkeit und Verschiedenheit auf einmal, und mit gleicher Leichtigkeit darstelle. Auf diesem Wege nun kommt man sicher nicht zu der ungereimten SYMMERschen Hypothese; wohl aber auf die Bahn FRANKLIN's; jedoch mit Vertauschung der Zeichen + und —. Denn die sogenannte negative oder Harz-Elektricität ist, aus anderwärts angeführten Gründen,* als das wahre Electricum anzusehen.

[297] Verfolgt man die Betrachtung des elektrischen Druckes (gewöhnlich Vertheilung genannt) rückwärts zu der Wärme: so läfst es sich einigermaafsen wahrscheinlich machen, dafs auch dem Caloricum unter gewissen Umständen, besonders wo es von einem elektrischen Strome gedrängt wird (wie in den Verbindungsdrähten der voltaischen Säule) ein ähnlicher Druck zukommt, welcher hier die Polarität des Magnetismus, wie dort jene der voltaischen Säule u. s. w. hervorbringt.

Weit von diesen Betrachtungen verschieden, und durchaus nicht damit zu vermengen, sind die Untersuchungen, wozu die Gravitation und Licht auffodern. Diese kommen nicht blofs darin überein, dafs die weiten Himmelsräume der Schauplatz ihres Wirkens sind, sondern auch darin, dafs sie zu den schwächsten Kräften (nach populärer Sprache [288] gehören. Denn die Gravitation bedarf, um merklich zu werden, ungeheurer

---

* Metaphysik, § 403 u. s. w. Den dort angeführten Versuchen möchte beyzufügen seyn, dafs oxydirbare Metallplatten, deren eine früher, die andre später in eine Säure getaucht werden, einen elektrischen Strom ergeben, wobey die am meisten chemisch angegriffene Platte negativ nach gewöhnlicher Sprache, d. h. in der That positiv wird. Denn das Electricum geht allemal dahin, wo es die freyeste Bewegung hat, vollends also wo es sich der ihm angemessenen Configuration um die Elemente des Körpers am meisten nähern kann; das aber gewährt in diesem Falle derjenige Körper, dessen Bestandtheile schon der Trennung durch die Säure nachgegeben haben. Eben so mag der Satz zu verstehen seyn, dafs diejenigen Körper beym Reiben am meisten Neigung für — *E* hätten, deren Theile am meisten aus ihrer natürlichen Lage gebracht werden. Im Falle der Auflockerung ist dies begreiflich, wie vorhin; wo aber die Elemente nur erschüttert werden, wie bey der Glasscheibe der Elektrisirmaschine, da erfolgt das Gegentheil; das Electricum verläfst das Glas, weil es in diesem seine frühere Configuration bey der Reibung nicht behaupten kann; es sucht das Amalgam, wie überhaupt die Metalle, und flieht aus dem Reibeküssen in den Erdboden. Der Conductor mufs alsdann das Verlorene ersetzen, nicht aber nach gewohnter Meinung Elektricität annehmen. Was den neuern wheatstoneschen Versuch anlangt, so möchte man ihn wohl falsch auslegen, wenn man meinte, einerley Elemente des Electricums müfsten den langen Weg des Drahts zurücklegen, um die beyden Funken an der leidner Flasche zu erzeugen. Beyde erfolgen gleichzeitig, weil die Flasche in dem Augenblick, wo sie an einer Seite verliert, an der andern aufnimmt; der Funken in der Mitte des Drahts aber ist nothwendig der letzte. (Vergl. BAUMGÄRTNERs Naturlehre, fünfte Ausgabe von 1836, den zweyten Theil, § 335, 389, 393.)

Geschwindigkeit nur mäfsig ist, finden wir dunkele Wärme. Es ist nicht nöthig, der bekannten Thatsachen umständlich zu erwähnen, vom kalten Lichte auf Gebürgen, von der Sonnenhitze in den Thälern und den untern Theilen der Atmosphäre, vom Heifswerden der schwarzen Körper, die das Licht einsaugen; u. d. gl. Selbst das elektrische Licht wird Wärme in Voltaischen Säulen von langsamer Circulation.

Durchsichtige Körper lassen dem Lichte gröfstentheils seine Geschwindigkeit; das sonderbare Phänomen aber, dafs sie zugleich anziehen und abstofsen (brechen und zurückwerfen,) scheint sich sehr einfach daraus zu erklären, dafs sie es durch die Anziehung verdichten, zugleich aber in einen innern Zustand versetzen, dessen Folge, wie bey der Wärme, Repulsion der Lichttheilchen unter einander seyn mufs.

Die Brechung in Farben scheint von verschiedener Geschwindigkeit der Lichttheilchen herzurühren. Die schnellsten Theile geben den rothen Strahl, die langsamsten den violetten; weil die letzten der Brechung mehr nachgeben, sich um einen gröfsern Winkel ablenken lassen. Das gelbe Licht scheint das dichteste zu seyn; es wird bey der Brechung von beyden Seiten zusammengehalten; auch leuchtet es am stärksten. Das langsamste wird am leichtesten eingesogen; daher die chemische Wirkung des violetten Lichts. Doch diese Vermuthungen sind äufserst unsicher. Es scheint auch noch an Versuchen über farbigte Flammen, und die Brechung ihrer Strahlen, zu fehlen.

Das Licht der grofsen Weltkörper, (der Sonne und der Fixsterne) scheint seine Quelle nicht in ihnen, sondern in dem Weltraume zu haben. Es ist im vorigen Para[263]graphen bemerkt, dafs die fortgepflanzte Repulsion in den Hüllen um einen Kern, sich über eine gewisse (vielleicht nach unserm gewöhnlichen Maafse sehr kleine,) Sphäre hinaus in Anziehung verwandele; nämlich sobald die geforderte Selbsterhaltung kleiner wird, als die, welche möglich ist. Dies angewandt auf die Sonne: so mufs aus unermefslichen Entfernungen her eine beständige Contraction aller Sphären der dünnen Materie statt finden; also eine einwärts gerichtete Strahlung, von der das wieder ausstrahlende Licht eben so die Folge ist, wie das Leuchten des glühenden Eisens die Wirkung der fortdauernden Erhitzung desselben. Vielleicht ist diese Contraction der zureichende Grund der Schwere; und bey den Planeten nur darum die Ausstrahlung nicht zu bemerken, weil sie für unser Auge kein merkliches Licht hervorbringt. In jedem Falle scheint das Gesetz der, mit dem Quadrat der Entfernung in umgekehrtem Verhältnifs stehenden Schwerkraft, nichts anderes zu seyn, als die in allen Kugelschichten um den Kern gleich grofse, fortgepflanzte Attraction desselben.

Massen; in ihrer gewöhnlichen Erscheinung haftet sie an den Massen der Weltkörper. Das Licht, bey allem Reichthum seiner Erscheinungen, spielt durchgehends die passive Rolle; und würde uns ohne die grofse Reizbarkeit des Sehenerven kaum irgend vernehmbar werden. Für Erscheinungen solcher Art liegt im synthetischen Theile der Naturphilosophie noch die Voraussetzung eines zugleich sehr schwachen und sehr ungleichen Gegensatzes bereit; und man hat zu versuchen, in wiefern man derselben die letzterwähnten Thatsachen ohne Zwang wird anpassen können.“

Es ist noch übrig, der polarisirenden Naturkräfte zu erwähnen, unter welcher Benennung man den Magnetismus und die Electricität zusammenfassen kann. Unter diesen ist der Magnet zugleich der leichteste und der schwerste Gegenstand; jenes in Ansehung des ersten Grundgedankens, dieses wegen der nähern Bestimmungen.

Man denke sich zwey ungleichartige Wesen in unvollkommener Durchdringung. Gesetzt, sie könnten aus irgend einem Grunde (wider den vorigen §) in dieser Lage bleiben: so würden sie einen unendlich kleinen Magneten darstellen. Denn aus dem aufgestellten Princip der Attraction folgt, dafs Jedes für ein drittes der entgegengesetzten Art eben so viel Anziehung haben würde, als ihnen beyden an gegenseitiger Durchdringung fehlte. Die Polarische Anziehung ist also nur Ersatz der mangelnden Durchdringung. Gesetzt nun, ein aus vielerley Elementen bestehender Kör[264]per sey so beschaffen, dafs zwey seiner Grundstoffe durch die übrigen in jener unnatürlichen Lage mehr oder weniger vestgehalten werden können; so haben wir den Magneten. Man mufs annehmen, das Eisen sey vorzugsweise ein solcher Körper. Ist es weich: so reichen ein paar Schläge an einem Ende hin, eine solche Verrückung seiner innern Theile* hervorzubringen; allein nur der härtere Stahl hält den Magnetismus vest; den übrigens die Ausdehnung durch die Wärme wieder zerstört, indem sie den Elementen Gelegenheit giebt, sich in die ihnen gebührende Lage zurückzuziehn.

Der Grund der Electricität liegt offenbar in der innigen Berührung zweyer ungleichartigen Flächen; wobey es zufällig ist, ob man durch Reibung, oder durch Schichtung, die Berührung soweit vervielfältigt, dafs der Erfolg merklich werde. Die Wirkung mufs in jedem Falle darin zunächst bestehn, dafs beyde Flächen in einen entgegengesetzten Zustand gerathen. Nun aber verwickelt sich das Phänomen, indem eine dünne Materie mit ins Spiel kommt. Hier ist zuerst zu bemerken, dafs die jetzt beliebte Symmersche Hypothese, wenn sie buchstäblich soll genommen werden, völlig ungereimt, wenn sie aber auf gewisse Weise modificirt wird, sehr wohl brauchbar ist. Ungereimt nämlich würde es seyn, zweyerley Wesen anzunehmen, deren ursprüngliche Qualität in einer Beziehung der einen auf die andern bestände: während das Reale gar keine wesentliche Relation in sich trägt. Nicht viel besser aber wäre es, nur einerley Electricität, und diese durch gar keine andre Erscheinungen, als nur durch solche, die von ihrem Ueberflusse und Mangel herrührten, kenntlich zu denken. Endlich die Repulsion, welche in den electrischen Erschei[265]nungen so vorzüglich hervorsticht, kann nichts ursprüngliches, sondern nur auf die zuvor beschriebene Weise entstanden seyn. Denn indem die beyden ungleichartigen Flächen sich gegenseitig in Selbsterhaltung versetzen: geräth ohne Zweifel dieselbe dünne Materie, welche man unter andern Umständen Licht und Wärme nennt, auch in solche Zustände, die von dem Gegensatze der Flächen abhängen. Ob sie nun von den letztern gegenseitig ausgetauscht werde — welches auf eine, der Symmerschen ähnliche, Hypo-

* Biot in den Anfangsgründen der Erfahrungs-Naturlehre vermuthet eine solche Verrückung im Magneten; der dort angeführte Versuch von Gay-Lüssac aber konnte freylich nur fehlschlagen. Denn an merkliche Veränderung des Volums ist hier gar nicht zu denken.

these führt, — oder ob sie nur von einer Fläche zurückgestofsen, von der andern vorläufig aufgenommen wird, — gemäfs der FRANKLINschen Annahme, — so scheint soviel gewifs, dafs man die innern Zustände der Körper, — oder wenigstens der Oberflächen, nicht vernachlässigen dürfe, in denen sich die dünne Materie im electrischen Zustande nunmehr anhäuft. Man wird als wahrscheinlichen Grundsatz annehmen können, dafs gebundenes E allemal den entgegengesetzten Zustand der Oberfläche erfordert, an der es haftet, dagegen freyes E die Fläche, auf der es in Spannung begriffen ist, sich selbst gleichartig bestimmt hat, und darum mit ihr im Verhältnifs der Repulsion steht. Doch die Ausführung hievon würde zu weitläuftig werden.

§ 140.[1] Die Physiologie hat die Bestimmung, zwischen der Psychologie und der Naturphilosophie im engern Sinne (welche die sogenannte Physik aus metaphysischen Principien erklärt,) das Mittelglied zu bilden. Sie hat neuerlich den passenden Namen Biologie erhalten.

In Ansehung derselben mufs die doppelte und entgegengesetzte Einseitigkeit verhütet werden, entweder vermittelst ihrer die Psychologie der Naturlehre, oder diese jener unterordnen zu wollen. Auf den einen Irrweg führt gar leicht die äufsere Erfahrung, indem sie den Menschen als eine Art der Thiere, die Thiere als besondere Formen einer allgemeinen Lebendigkeit der Natur, folglich den menschlichen Geist als eine einzelne und sehr beschränkte Art von Aeufserung des allgemeinen Naturlebens erscheinen macht; [266] auf den andern Irrthum kommt der Idealismus, indem er den menschlichen Leib als das erste und unmittelbare Object des Vorstellens, und alles Uebrige als entferntere Modification eben dieses Objects, aufzufassen verleitet. Dafs beyde Ansichten vollkommen ungereimt[2] sind, ist in den frühern Capiteln dieses Abschnitts gezeigt.

Wäre die Biologie genug ausgearbeitet: so würde sie eben sowohl wie die Psychologie und Naturphilosophie in einen synthetischen und analytischen Theil zerfallen.

Die Möglichkeit ihres synthetischen Theiles beruht auf dem Grundgedanken: dafs die äufsere Lage der einfachen Wesen, und folglich deren Erscheinung als Materie, nicht nothwendig blofs von ihrer einfachen Qualität, und den hiedurch vorhandenen Gegensätzen, abzuhängen brauche; sondern dafs auch die Hemmungen zwischen mehrern innern Zuständen eines Wesens, sammt allem, was nach Analogie der psychologischen Grundsätze hieraus folgen kann, einen Beytrag liefern zur Bestimmung der äufsern Lage, die dem Ganzen des innern Zustandes angemessen sey.

Nennt man die Seele innerlich gebildet: so kann dieser Begriff der innern Bildung auch auf andre Wesen im Allgemeinen übertragen werden; alsdann wird bey einem System von Wesen die innere Bildung als eine nähere Bestimmung hinzukommen, wenn man die Construction dieses Systems angeben soll.

Hier bietet sich zuerst die Bemerkung dar: die Configuration der Materie aus innerlich gebildeten Elementen müsse weit wandelbarer seyn,

---

[1] „§ 163." in der 4. Ausg.

[2] „unzulässig" in der 4. Ausg.

als die zufolge der einfachen Qualitäten. Denn der Grad und die Art der innern Bildung sind höchst veränderlich und mannigfaltig.

Ferner: wegen der Schwebung der in gegenseitiger Hemmung begriffenen innern Zustände, die niemals ganz zur Ruhe kommt, (§ 135 Anmerkung) müsse auch jene Configuration etwas unaufhörlich schwebendes, und in keinen zwey nächsten Zeittheilchen vollkommen gleiches seyn; [267] sie müsse vielmehr fortwährend im Entstehen und Vergehen schwanken.

Hievon aber werden die innern Zustände nicht blofs der Grund seyn, sondern auch die Folge; sie müssen mit verändert werden, je nachdem die Lage der Wesen, und daher deren Störung und Selbsterhaltung sich ändert.

Allein durch neu entstehende innere Zustände werden doch die vorhergehenden nicht aufgehoben, sondern nur in ein Streben verwandelt; und auch dies sehr oft nur vorübergehend. Denkt man sich nun zu dem wieder hervortretenden ältern Zustande eine entsprechende Attraction und Repulsion unter günstigen Umgebungen hinzu: so wird das vorhandene System von Wesen nur solche neue zu sich heranziehn, und ihnen eine solche Lage geben, dafs dadurch die ersten Zustände erhöhet, und verstärkt werden. Diese neu angezogenen müssen aber hiedurch selbst in alle, ihrer jetzigen Lage entsprechende innere Zustände gerathen; und weil in dem ganzen schwebenden Systeme die Lage beständig wechselt, in eine continuirliche Folge von Zuständen hinein geführt werden; mit einem Worte, sie müssen selbst innere Bildung erlangen, oder wie man es nennt, assimilirt werden. Erinnert man sich nun, dafs überall innere Ungleichheit das Princip der Anziehung, Gleichartigkeit aber das der Abstofsung ist: so scheint zu folgen, dafs auch in dem System innerlich gebildeter Wesen die Anziehung nur so lange dauern könne, als die Assimilation noch nicht ganz vollendet ist, dann aber Expansion entstehn müsse. Und hieraus würde sich denn sowohl die Intus-Susception (innere Aufnahme neuer Nahrungsmittel,) als der turgor vitalis (die Lebens-Spannung) erklären. Denn die schon vollkommen gleichartig gebildeten Elemente werden eine Neigung haben, sich von einander zu entfernen; und zugleich werden sie die minder ausgebildeten zwischen sich nehmen.

Gesetzt nun, diese Anfangspuncte würden gehörig benutzt, um eine Untersuchung daran zu knüpfen, in welcher [268] die Grundsätze der Psychologie und Naturphilosophie stets in Gemeinschaft zur Anwendung kämen; (und eine andre, wahre und gründliche Physiologie kann es niemals geben;) so würde eine Lehre von der Möglichkeit des Lebens entstehn, die noch nichts von dem zweckmäfsigen Bau der Pflanzen und Thiere enthielte, vielmehr auf Pilze und Schwämme, auf Molen und Warzen, auf alle krankhafte organische Gebilde gerade so gut als auf jene im Zustande ihres vollkommenen Gedeihens pafste. Und so mufs es seyn. Die Wissenschaft darf keine Vorliebe kennen; das Verkehrte und Gebrechliche ist eben so gut ein Gegenstand des Forschens als das Beste und Schönste; für die allgemeine Lehre vom Leben aber ist dieser Unterschied noch gar nicht vorhanden.

Ferner ist zu merken, dafs auf diesem Standpuncte die Möglichkeit des Lebens als beruhend auf dem allgemeinen Mechanismus der Natur, im weitern Sinne, betrachtet wird; dafs aber dieser Ausdruck, eben durch

die Ausdehnung, welche man ihm neuerlich giebt, angefangen hat seinen wahren Sinn zu verlieren. Mechanismus bezeichnet ursprünglich eine Regel der Bewegung für ein System starrer Körper; und alles aus dem Mechanismus erklären, heifst soviel, als die Materie für das einzige Reale, Bewegung für das einzige wirkliche Geschehen ausgeben. Diese Vorstellungsart ist der Wahrheit so sehr als möglich entgegen, wie im Vorhergehenden längst gezeigt worden; sie darf also nicht mit dem hier Vorgetragenen verwechselt werden.

Der analytische Theil der Physiologie hat nun die lebende Natur, in allen den Formen, in welchen die Erfahrung sie uns zeigt, zum Gegenstande. Hier findet sich nicht blofs Leben überhaupt, sondern zweckmäfsiges Leben, sammt dem, schon in seiner höchsten Allgemeinheit rein teleologischen, Unterschiede der Gesundheit und Krankheit; es findet sich nicht blofs ein fortwucherndes Pflanzenleben, das sich unbestimmt ausbreitet in mehr oder weniger Aeste [269] und Zweige; sondern auch ein Thierleben in geschlossener Einheit, das in seiner Vollständigkeit nicht mehr, wie die Pflanze, an der todten Natur haftet; es findet sich endlich eine Dienstbarkeit, in welchem dieses Thierleben zum blofsen Träger wird für den Geist, den es bilden hilft ohne ihn zu fesseln.

Stufenweise vermindert sich hier die Begreiflichkeit. Vegetation an sich ist kein Wunder; aber die Rose und die Eiche ist ein solches. Infusionsthiere und Polypen erinnern nur etwas nachdrücklicher als der Schimmel und die Flechte, an die innere Bildung, die man in allen ihren Bestandtheilen voraussetzen mufs; unter dieser Voraussetzung scheinen sie nicht viel mehr zu bedeuten, als der Krystall für die rohe Materie: hingegen mit den Insecten fängt die Welt an, sich als Schöpfung zu offenbaren. Und doch ist das Insect noch weit eher der Vermuthung gemäfs, mit der man von dem synthetischen Theile der Physiologie ausgehend, dazu kommt, als der Fisch und das vierfüfsige Thier. Denn in jenem sieht man eine stete Geschäfftigkeit, die durch eine Reihe von Evolutionsperioden bestimmt wird; das ganze Thier gehorcht immer seinem ganzen Zustande. Und so mufste man es erwarten. Es war natürlich anzunehmen, dafs ein geordnetes Leben in steten Entwickelungen fortgehn, und dabey eine vollkommene Wechselwirkung aller seiner Elemente verrathen würde. In diesem Falle müssen alle Lebensäufserungen genau den Lebensbedürfnissen entsprechen; und das scheint bey den Insecten zuzutreffen. Hingegen das vierfüfsige Thier ist keinesweges blofs ein Kunstwerk des Lebens. Im Gegentheil, während dessen Fortdauer durch die stete Geschäfftigkeit der Eingeweide gesichert ist, (vorausgesetzt, dafs das Thier gesättigt sey,) schaut es nun müfsig mit allen seinen Sinnen die Aufsenwelt an; es spielt, und lebt zum Vergnügen.

Dieser Ueberflufs fängt an, für die Physiologie gleichgültig zu werden; und vollends die vielen Gedanken, [270] Sorgen, Leidenschaften, Aufopferungen, welche der Geist des Menschen sich macht, sind vom physiologischen Standpuncte betrachtet, sogar zweckwidrig; denn sie verbrauchen das Leben, sie zerstören es, anstatt es zu unterstützen. Wer blofs diesen Standpunct kennte, der würde gar nicht begreifen können, dafs in den spätern Mannesjahren, in welchen das Gedeihen des Leibes sichtbar im

Abnehmen begriffen ist, sich der Geist noch veredele und vervollkommne. Er würde die Thatsache für unmöglich, und deren Behauptung für widersinnig halten.

Hier sind wir also schon aufser den Gränzen dieses Paragraphen; und indem wir bemerken, dafs alle Fortschritte des Wissens nur den alten Satz bestätigen können, der Mensch sey für sich selbst das gröfste Wunder: kehren die religiösen Ansichten zurück, welche schon am Ende des vorigen Capitels ihre Stelle gefunden haben.

§ 141.[1] Unter allen Gegenständen der Philosophie ist kein anderer so verwickelt, und zu so mancherley höchst verschiedenen Ansichten geeignet, als derjenige, dessen jetzt noch am Schlusse soll gedacht werden, obgleich man ihn gewöhnlich, und nicht ohne Grund, in der praktischen Philosophie abhandelt, — nämlich der Staat. Dieser Inbegriff aller gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen, ist seinem natürlichen Ursprunge nach eine Art von Fortsetzung der Erscheinungen, welche wir in den Organismen bemerken. Denn dafs sich die letzteren als Körper darstellen, ist an ihnen nicht das Wesentliche; welches vielmehr darin liegt, dafs sie, gleich dem Staate, auf einer Wechselwirkung und dauernden Verbindung unter vielen, innerlich gebildeten, einfachen Wesen beruhen. Eben deswegen hat ein physiologischer Irrthum, nämlich die falsche Meinung von einem allgemeinen Naturleben, sich auch der Staatslehre bemächtigen können; und man hat hie und da angefangen, die Einheit im Staate als ursprünglich in dem Grundwesen der Menschheit liegend zu betrachten, [271] statt dafs dieselbe nur aus einer Zusammenschmelzung des ursprünglich Getrennten und Vielen entstehen konnte.

Ganz abgesehen nun von der praktischen Philosophie, sollte man der Staatslehre, eben so wie der Psychologie, Naturphilosophie und Physiologie, einen synthetischen und analytischen Theil zugestehen. In jenen gehören die Betrachtungen über das natürliche Entstehen der Gesellschaft aus Lust, Bedürfnifs und Gewalt; die Fortdauer derselben durch Gewohnheit, und durch Assimilation der Jungen an die Alten; die Bevestigung und Ausbildung durch Grundbesitz, Handel, Kunst und Wissenschaft; die Umwandlung durch veränderte Verfassung und Verwaltung. Hiebey mufs der Begriff der Gesellschaft unterschieden werden von dem des Verkehrs sowohl als des blofsen Gehorsams; indem Gesellschaft nur in so fern vorhanden ist, als irgend Ein Zweck Vielen vorschwebt, die sich in Ansehung seiner als vereinigt betrachten, so dafs ein wahrhaft gemeinsames Wollen entstehe; nicht aber, wie im Verkehr, ein blofses Gefüge verschiedener Willen, deren jeder den andern als Mittel betrachtet. Vom Rechte ist dabey noch gar nicht die Rede; auch ist die rechtliche Auseinandersetzung ursprünglich das gerade Gegentheil der gesellschaftlichen Verbindung; wiewohl hintennach die Bevestigung des Rechts Einer unter vielen Zwecken der Gesellschaft werden kann und mufs.

Der analytische Theil der Staatslehre hat nun die wirklichen, in der Erfahrung und Geschichte gegebenen Staaten vor Augen. Er soll aus den

[1] „§ 164." in der 4. Ausg.

synthetischen Grundsätzen die Thatsachen erklären; und die pragmatische Geschichtsforschung soll sich in ihm zur Wissenschaft erheben.

Allen diesen Untersuchungen, welche aus dem theoretischen Boden der Psychologie und Erfahrung hervorgehn, steht die Lehre der praktischen Philosophie von den abgeleiteten Ideen (§ 91) gegenüber; dergestalt, dafs man hier weder das Theoretische dem Praktischen, noch umge[272]kehrt, unterordnen kann, sondern beydes suchen mufs zu vereinigen.

Nach der Idee des Rechts zuvörderst soll der Staat beruhen — nicht etwan auf einem vor Jahrhunderten nicht geschlossenen Vertrage, der, wenn er auch eingegangen wäre, doch die lebende Generation nicht unmittelbar verpflichten würde, — sondern auf der Einstimmung und gegenseitigen Ueberlassung aller Lebenden. Vergleicht man aber diese Forderung mit der Wirklichkeit: so zeigt sie sich nicht blofs unerfüllt, sondern auch unerreichbar; denn es kann unmöglich sich Jeder um Alles bekümmern; und die Einstimmung nur in Frage stellen, würde schon heifsen einen allgemeinen Streit aufregen, den endlich die Gewalt, zwar nicht schlichten könnte, aber stillen müfste.

Nach den Ideen des Wohlwollens und der Vollkommenheit soll die Gesellschaft für das Gemeinwohl und für die höchste Geistesbildung vereinigt seyn; nach diesen Zwecken soll sich die Güterverwaltung richten, Gesetzt, man habe hier schon die Gränzen hinzugedacht, welche aus der Vorliebe der Einzelnen für ihre Privatrechte entspringen: so ergiebt sich noch immer ein von dem vorigen ganz verschiedener Begriff. Der Staat erscheint nun als ein System von Geschäfften und Verwaltungszweigen; die Geschicktesten müssen zusammentreten unter einer obersten Leitung; die Weisheit mufs regieren, die Menge mufs gehorchen und dienen.

Die richtige Vereinigung aller dieser verschiedenen Rücksichten ist die eigentliche Aufgabe der Staatslehre.

Das Wesentliche der Vereinigung beruht auf dem einfachen Gedanken: Jeder Einzelne müsse der vorhandenen Einrichtung, in die er von Jugend auf hineingewachsen ist, sich aufrichtig unterwerfen; in Allen zusammen aber müsse die Bereitwilligkeit lebendig seyn, zu solchen Verbesserungen die Hand zu bieten, wodurch die Zu-[273]friedenheit eines Jeden und die Einstimmung Aller könne erleichtert und befördert werden.

Statt der Erläuterung, wozu hier der Ort nicht ist, nur folgende kurze Bemerkungen:

Der rechtliche Zustand in jedem wirklichen Staate ist allemal und unvermeidlich unvollkommen; aber es giebt darin grofse Unterschiede des Mehr oder Weniger. Alle Reizung zum Streite ist in dieser Hinsicht eine Gefahr. Ungleichheit der Güter und des Ansehens ist zwar natürlich und erträglich; aber drückende Armuth und Herabwürdigung, welcher Niemand zu Hülfe kommt, Niemand auch nur den guten Willen beweiset, zu helfen: diese nagt fortwährend an dem gesellschaftlichen Bande, und entkräftet allmählig jene Einstimmung der Gesinnungen, auf welcher das Recht, abgesehen von aller äufsern Form, in seinem innersten Wesen beruht.

Auf der andern Seite ist ein wirklicher Ausbruch des Streits das allergröfste Unglück, welches, nicht etwan blofs den Glücksgütern und der Verwaltung, sondern gerade dem rechtlichen Zustande selbst, begegnen kann.

Denn es kann nicht der kleinste Theil der vorhandenen Ordnung gewaltsam[1] verletzt werden, aufser so, dafs der leidende Theil sich über Unrecht beklage, und auf Ersatz und Strafe dringe. Dadurch verwickeln sich die Ansprüche; und es vermindern sich die Vereinigungspuncte; dem vermeintlich verbesserten Recht drohen neue Verbesserungen; es fehlt ihm der Glaube und das Vertrauen. Solchen Schaden kann nur die Zeit heilen, und sie heilt ihn äufserst langsam.

Als System von Geschäfften und Verwaltungen beruht der Staat auf einer Menge der mannigfaltigsten Geschicklichkeiten; von der Industrie des Landmanns bis zu der Kunst der Feldherrn und Minister. In dieser Hinsicht ist er nicht ein Werk des Willens, sondern ein Naturgewächs; denn die Geschicklichkeiten lassen sich nicht willkührlich hervorbringen, sondern sie entstehn im Laufe der Zeiten, und schreiten allmählig fort auf zuvor unbekannten Wegen. [274] Jeden Einzelnen treibt das Gefühl seines Könnens, sich den gelegensten Platz zur Ausübung seiner Kunst zu suchen; dadurch gerathen ihrer Viele in eine Zusammenstellung und Zusammenwirkung, die Keiner voraussah, und deren Erfolg sich nicht berechnen liefs. Der Staat in seiner Eigenschaft als Mittelpunct des Wollens und der Macht, verhält sich zu den Geschicklichkeiten wie der Gärtner zu den Pflanzen: er kann sie beschützen, pflegen, aber nicht erzeugen noch verändern. Um auch nur so viel zu vermögen, mufs er in seinem Innern, als System der Rechtsverhältnisse Vestigkeit besitzen; hört die Sicherheit auf, so werden die Künste erst kleinlich, indem sie sich nach der Flüchtigkeit gelegener Augenblicke zu bequemen suchen; dann verdorren sie und verschwinden allmählig.

Mit den Geschicklichkeiten wachsen die Ansprüche; die Unvollkommenheit des rechtlichen Zustandes wird fühlbarer; und bessere Veststellung desselben wird in einem gröfseren Kreise gewünscht; man begehrt eine Verfassung. Dieses Herausgehn aus der frühern Indolenz ist unstreitig für den Staat ein kritischer Zeitpunct. Einige schöpfen Verdacht wegen dessen, was sie mit Recht, als etwas ihnen längst Zugestandenes und Eingeräumtes, zu besitzen glauben; Andre besinnen sich jetzt, dafs sie in ihrem früheren Stumpfsinn manches haben geschehen lassen, ohne es eigentlich zu wollen; daher halten Jene am Alten, und diese suchen das Neue. Hier ist grofse Nachgiebigkeit von beyden Seiten nöthig. Das Wichtigste aber ist, dafs Jedermann den schändlichen Jesuitischen Grundsatz verabscheue: der Zweck heilige die Mittel. Die erste empörende Handlung, welche auf irgend einer Seite vollführt wird, spannt die Gemüter, und erschwert die Unterwerfung, zu der doch am Ende Alle zurückkehren müssen.

Denn die Täuschung, als ob man planmäfsig ein neues Gebäude aller Rechtsverhältnisse aufführen könne, mufs verschwinden. Das Ziel setzt der Zufall; die Ermüdung nach dem Streite nöthigt eben sowohl zur Unterwerfung, [275] als die vorhandene Ordnung vor dem Streite dazu einladet; die abgenöthigte Unterwerfung aber ist für alle Partheyen ein Uebel, weil ein geheimer Krieg darunter verborgen ist; das wahre und eigentliche Gegentheil des rechtlichen Zustandes. Hat man aber noch zur

[1] „gewaltsam" fehlt in SW.

rechten Zeit eingesehen, dafs in der Willkühr keine Würde und kein Glück, hingegen in allgemeiner Zufriedenheit das Recht, und im gemeinsamen Wollen die Stärke der Gesellschaft zu suchen ist: so wird man von allen Seiten das Bestehende unterstützen, wo es erträglich ist; man wird eine langsame Abänderung einleiten, wo sie sich nothwendig zeigt; man wird in dieser Abänderung den augenblicklichen, ungestümen Forderungen, wenn immer möglich, gar nichts nachgeben; desto mehr aber die bleibenden, natürlichen Wünsche und Bedürfnisse der Menschen berücksichtigen, und der fortwährenden Aeufserung derselben eine regelmäfsige Form darbieten.

Ist nun eine Verfassung entweder gebildet oder verbessert; so hat sie ihre Kraft und Stärke nicht in ihrer logischen Consequenz, nicht in der klugen Berechnung der Interessen, nicht einmal in der Energie, womit sie von Einzelnen in Gang gesetzt und gehandhabt wird: sondern sie hat sie in den wirklichen Willen der Menschen; und diese müssen dafür gewonnen seyn, oder sie werden ihr trotz aller jener Vorzüge, durch Inconsequenz, Thorheit und Bosheit fortwährend Gefahr drohen. Ruhen kann sie nur auf zweyen Stützen; diese sind: Bildung des Volks, zu einer öffentlichen Meinung, worin ein richtiges Urtheil vorherrsche; und: guter Wille der Oberhäupter, bevestigt durch ein ächtes Ehrgefühl gegen Schmeicheley und Ueppigkeit. Wer diese zwey Stützen für unnöthig hält, der mag über Verfassungen mit gleichem Glücke brüten, wie über ein perpetuum mobile. Die Geisteskraft und die sittliche Würde in einer Nation ist der letzte Grund aller Möglichkeit ihres gesellschaftlichen Bestandes. —

Was, nach dem göttlichen Rathschlusse, noch werden [276] solle aus dem Menschengeschlechte auf der Erde: das läfst sich nicht leicht voraussehn. Die Thierwelt und die Pflanzenwelt scheint geschlossen; aber die Organisation der menschlichen Gesellschaft hat ihren Beharrungsstand noch nicht erreicht. Noch sind nicht alle Meeresküsten in gleichmäfsiger Berührung; aber sie werden dahin kommen; und alle Völker werden in mittelbare oder unmittelbare Wechselwirkung treten. Wann dereinst das Erdenrund mit gebildeten Staaten bedeckt seyn wird: dann kann der Plan einer Universal-Monarchie auch dem verwegensten und glücklichsten Feldherrn nicht mehr einfallen; nicht blofs für Eine Herrschaft, sondern auch für Ein Principat wird das Ganze zu grofs sein; aber das Bedürfnifs einer geordneten Bundes-Verfassung wird sich auf der ganzen Erde fühlbar machen. Dann wird nicht blofs der einzelne Mensch, sondern auch jeder einzelne Staat weit kleiner erscheinen als jetzt, und eben deshalb wird die Gröfse eines Staats mehr und mehr aufhören ein Gegenstand des Ehrgeizes zu seyn. Was die Geschichte bisher zu verschiedenen Zeiten lehrte, das wird alsdann die Gegenwart in ihrer Mannigfaltigkeit auf einmal darstellen; und wie die Astronomie den Erdenbürger demüthigt, der ehedem Weltbürger zu seyn glaubte, so wird die politische Geographie den Staatsbürger demüthigen, der nun erst fühlen wird, wieviel dazu gehöre, um Erdenbürger zu seyn. Deutlicher als jetzt wird dann das Natürliche und Nothwendige in allen gesellschaftlichen Verhältnissen hervortreten; und wenn Niemand mehr hofft, die Staaten entweder nach Willkühr regieren oder nach Willkühr umformen zu können: dann werden auch die Gebote des Rechts und der Sitte vielleicht eher als bisher, offene und willige Ohren antreffen.

In der 2. Ausg. folgt als Schlufs:

Beylage.

Ueber den UNTERRICHT IN DER PHILOSOPHIE auf Gymnasien.

An
Herrn Regierungs- und Schul-Rath CLEMENS
zu Gumbinnen.

Unterm 25. September 1818 schrieben Sie, Verehrtester! an mich einen Brief, worin folgende Stelle vorkommt: „ich bitte Sie um Ihren Rath, in welcher Art wohl am zweckmäfsigsten eine Vorbereitungs-Lection für das Studium der Philosophie in prima anzuordnen wäre; und nach welchem Leitfaden. Von der Nothwendigkeit einer solchen Lection bin ich durchaus überzeugt.“ Hierauf habe ich Ihnen noch nicht geantwortet, wohl aber den Brief an einem besondern Platze sorgfältig aufbewahrt. Einen zweyten ähnlichen daneben zu legen habe ich nicht Gelegenheit gehabt; von einigen älteren Männern aber sind mir mündliche Aeufserungen derselben Art zugekommen; von solchen nämlich, die sich erinnern, dafs es ehemals eine Zeit gab, in welcher man noch für nöthig hielt, [280] dafür zu sorgen, dafs dem Universitäts-Lehrer der Philosophie, auf den Schulen einigermafsen vorgearbeitet werde. Diejenigen hingegen, welche jetzt in den mittlern oder jüngern Lebensjahren stehn, scheinen dies entweder nicht für nöthig, oder nicht für möglich, oder gar für gefährlich zu halten. Dafs Logik ohne allen Vergleich wichtiger sey für einen Gymnasiasten, als Metrik; dafs man sie eben so wenig blofs ex usu lernen lassen müsse als Grammatik; dafs sie ihren rechten Platz nicht auf der Universität habe, sondern gleich nach der Elementargeometrie, auf secunda, mit Wiederhohlungen und Erweiterungen auf prima; dafs der empirischen Psychologie beynahe die nämliche Stelle gebühre; dafs den Primanern eine anhaltende Beschäfftigung mit den philosophischen Schriften des Cicero und den leichteren des Platon zukomme, nebst ausführlicher Erläuterung nicht blofs der Sprache, sondern der Sache; dafs endlich eine kurze Uebersicht der Geschichte der Philosophie zu den wesentlichen Kenntnissen gehöre, ohne welche kein Gymnasiast mit dem Zeugnifs der

Reife zur Universität sollte entlassen werden: das alles sind heut zu Tage ketzerische Behauptungen, welche auszusprechen mir insbesondre als grofse Arroganz dürfte ausgelegt werden; daher ich mir jene Stelle Ihres Briefes zum Schilde ausersehen, und dieselbe vorangestellt habe. Manche unserer Philologen beachten es kaum, dafs ein grofser, sehr bedeutender Theil der Schwierigkeiten, durch welche ihre Schüler sich aufgehalten fühlen, mehr in den Begriffen, und den dialektischen Wendungen liegen, die bey den alten Schriftstellern so häufig vorkommen, als in der Sprache; und es fällt ihnen nicht ein, dafs gerade so, wie man sich üben mufs zu schreiben in der Sprache, die man verstehn lernen will, auch Uebungen nöthig sind im geordneten Den-[281]ken, um dem geordneten Vortrage eines klassischen Werks folgen zu können.

Während nun Sie, verehrtester Herr Regierungsrath, Sich unter den Männern, die mit Ihnen in gleichen Aemtern stehen, (nämlich als Schulräthe und Gymnasial-Directoren) wahrscheinlich in einer ziemlich kleinen Minorität befinden möchten, indem Sie die bewufste Frage erheben: trifft es sich, dafs eben jetzt die neuesten Zeitungen voll sind von dem, was Ihren und meinen Gegnern in diesem Puncte die Augen öffnen kann, wenn man anders Lust hat sie zu öffnen. Wir lesen alle Posttage von Gymnasiasten, (bis zu den Tertianern herunter,) die man empfänglich gefunden hat für politische Irrlehre und Schwärmerey. Da haben wir die falsche Philosophie an der Stelle der wahren! So trägt der fruchtbare Acker Dornen und Disteln, wenn man ihm den rechten, guten Saamen verweigert. Gerade so wurzelte Rousseau's contrat social schon vor einem halben Jahrhundert in allen Köpfen, weil man Platons Republik nicht kannte, und weil Französisch leichter ist als Griechisch. — Philologie und Mathematik betreibt man ämsig in unsern Gymnasien: aber diese Studien können sich nur weniger Köpfe ganz bemächtigen; sie können die Gemüther nicht ausfüllen; und wenn gleich der pünktlichste und peinlichste Fleifs, alle Stunden des Tages ausfüllt, ja gar einige Stunden der Nacht obendrein; es bleibt doch ein Gefühl von Leerheit übrig, eine Sehnsucht nach etwas anderm; welche nun dem ersten Schwärmer sich entgegen wirft, der irgend etwas Gröfseres und Höheres sich selbst und Andern vorzuspiegeln versteht. —

[282] Die erste Bedingung, unter welcher allein vom Unterrichte in der Philosophie auf den Gymnasien die Rede seyn kann, besteht meines Erachtens darin: dafs die neue, noch jetzt in Gährung begriffene Philosophie, also die Kantische, und mit ihr jede spätere — auch die meinige ausdrücklich mit eingerechnet, — von den Gymnasien gänzlich verbannt sey. Denn das haben Diejenigen, welche alle Philosophie aus den heutigen Lectionscatalogen der Schulen ausliefsen, ganz richtig gesehen, dafs die Partheylichkeit der Lehrer für oder wider diese oder jene Secte, dem Schüler nicht ergreifen dürfe. Sein Alter soll kühl erhalten werden; es darf nicht im Treibhause schwitzen; nicht von reizenden Potenzen ergriffen, die Kräfte vor der Zeit aufreiben. Der Jüngling soll denken; aber er soll wissen, sein Denken sey nur ein Versuch, dem noch gar viele Umwandlungen bevorstehn.

Dagegen nun behaupte ich, dafs man immerhin das erste beste Lehrbuch unter denen, die in früherer Zeit Beyfall fanden, ergreifen könne,

und dafs, wenn nur der Lehrer sich sorgfältig auf den Standpunct jener Zeit zurückversetzt, der Unterricht darnach in jedem Falle weit besser seyn werde, als gar Nichts. Was ehemals die Köpfe zum Denken brachte, das ist auch heute gut für die Gymnasien; die Sorge für die Höhe des heutigen Standes der Wissenschaft wird die Universität schon tragen, wenn sie nur nicht ganz rohe, — oder vielmehr von allen möglichen andern Dingen vollgepropfte Köpfe unterrichten soll, die sich schon weiser dünken als die Philosophie selbst.

Indem Sie dieses lesen, werden Sie mich wahrscheinlich beschuldigen, dafs ich mir die Beantwortung der auf[283]gegebenen Frage sehr leicht mache. Sie werden mich fragen, ob es mein Ernst sey, den alten Dogmatismus der Wolffischen Schule, sammt den vielen darin verborgenen Resten der Scholastik, die man nicht einmal recht begreift, ohne in der Erinnerung zurück zu gehn bis auf Platon und Aristoteles, — zurückzubringen auf die heutigen Gymnasien? Ob ich hoffen könne, dafür das Interesse der Schüler zu gewinnen?

Durch diese Einrede würden Sie mir nur entgegenkommen. Darum gerade, weil ich dies Alles deutlich sehe und lebhaft fühle, hat meine Antwort sich so lange verzögert. In der That sann ich Anfangs darauf, ob ich Ihnen nicht einige Umrisse des gewünschten Unterrichts verzeichnen und vorschlagen könnte? und es ergab sich, dafs ich viele Mühe haben würde, mir in einer solchen Arbeit selbst zu genügen; besonders wenn sie mit meinen übrigen didakischen Grundsätzen ganz zusammenstimmen sollte. Allein wozu diese Mühe? Wer würde meinen Plan befolgen? So lange der Unterricht in den alten Sprachen nicht mit der Odyssee, der in der Mathematik nicht mit meinen ebenen und sphärischen Anschauungsübungen beginnt: ist für mich keine Aufforderung vorhanden, die übrigen Theile des Lehrplans scharf zu begränzen.

Ueberdies, wer Philosophie lehren will: der mufs sich nothwendig seinen Leitfaden selber spinnen; er mufs darin das kurze Resultat einer langen, eigenen Vorarbeit zusammendrängen. Bey dieser Vorarbeit bedarf er zwar eines Führers, — um nicht eigene, vielleicht sehr thörichte Grillen für hohe und neue Weisheit zu verkaufen. Aber [284] ein Compendium kann ihm zur Führung nicht dienen; er mufs vielmehr wenigstens Ein ausführliches Hauptwerk sorgfältig gelesen haben, bevor er unternehmen kann, sich für den zu gebenden Unterricht die ersten Grundlinien selbst zu zeichnen.

Von dem Lehrer der Philosophie auf einem Gymnasium fordere ich zu allererst und unbedingt: dafs er den Locke gelesen habe. Denn ich kenne keinen andern, wahrhaft elementarisch darstellenden, philosophischen Schriftsteller; und hierauf kommt doch für den verlangten Unterricht alles an. Sprünge zu einem höhern Standpuncte, wenn man die niedern Stufen nicht kennt, taugen hier gar nichts; dagegen ist es unschädlich, wenn der Lehrer nicht weiter sieh als Locke ihn führt. Nur darf er sich nicht einfallen lassen, aus dem weit gedehnten Werke einen kurzen Auszug zu machen, und diesen nunmehr dogmatisch in seine Schüler hineinzulehren. Sondern er mufs sich die Stellen auszeichnen, wo Locke sich vorzüglich anstrengt, und seinen (in der That engen) Gesichtskreis nach bestem Ver-

mögen zu erweitern sucht. Wer diese meine Einleitung kennt und vergleicht, dem werden solche Stellen bald auffallen. Wer den Sextus Empiricus mit zu Hülfe nimmt, der wird noch um Vieles besser arbeiten; wofern er alsdann nur seines Stoffes genug Meister werden kann, um ihn kurz zusammen zu pressen, und dem Schüler bloſs das mitzutheilen, was die deutlichste Darstellung gestattet.

Ein zweyter Theil der Vorarbeit ist ein sorgfältiges Studium der Logik; wozu mehrere Werke verglichen werden müssen. Die Logiken von Reimarus und von [285] Krug dürften wohl zu den klärsten gehören, und deshalb hier vorzüglich zu nennen seyn. Der Lehrer muſs aber eine groſse Mannigfaltigkeit von richtigen Beyspielen herbeyschaffen; besonders bey den Definitionen und Divisionen; desgleichen bey den Figuren der Schlüsse. Das Vorurtheil, als ob hierin unnütze Spitzfindigkeiten lägen, muſs ganz und gar verschwinden; es ist gerade umgekehrt sehr nöthig, daſs man sich zur anhaltenden Aufmerksamkeit auf den natürlichen Gang seines Denkens gewöhne, um die logische Form desselben mit Leichtigkeit zum Bewuſstseyn bringen zu können.

Mehr Vorarbeit für unsre ohnehin sehr beschäfftigten Oberlehrer vorzuschlagen, die entweder Mathematik oder Philologie als ihre Hauptfächer zu betrachten pflegen, mag ich nicht wagen. Wer in der Philosophie nicht vollkommen einheimisch ist, verträgt überhaupt nicht viele Lectüre; die Mannigfaltigkeit der Systeme verwirrt ihn, statt ihn aufzuklären.

Dagegen ist zu erwarten, daſs der Lehrer seinem Hauptfache selbst neue Hülfsmittel für den Unterricht in der Philosophie werde zu finden wissen. Dem Philologen stehn ja Cicero und Platon zu Gebote. Aus diesen muſs er die Ethik schöpfen, oder noch besser die Schüler selbst anleiten, sie darin aufzusuchen. Und das wird sehr leicht gehn, wenn die Köpfe geweckt sind, und wenn der Lehrer begreift, daſs hier noch viel mehr zu thun ist, als bloſs die Worte zu erklären. Es ist aber nicht gleichgültig, wie man unter den genannten Werken wähle. Daſs Platon's Kriton und die Apologie mit den Schülern gelesen werden, versteht sich hoffentlich von selbst; [286] diese Schriften gehören schon nach secunda. Aber auf prima ist die Republik das Hauptwerk. Nicht um es ganz zu lesen; sondern um vorzüglich das erste, zweyte, vierte, achte und die folgenden Bücher beym Unterrichte zu benutzen. Auch die Bücher de finibus, die Tusculanischen Untersuchungen, die Schrift de officiis, muſs man nicht ganz lesen lassen, sondern die klärsten und schönsten Stellen auswählen, die Lücken selbst ergänzen, dem Auctor nachhelfen; nicht aber ihn mit scharfer Kritik verfolgen. Das letztere ist so leicht, daſs es ins Kleinliche fällt; auch wuſste Cicero ja selbst, daſs er in der Philosophie nur Liebhaber sey.

Was noch übrig ist, wird das schwerste scheinen; allein es ist in der That das Leichteste; nämlich die Uebersicht über die Geschichte der Philosophie. In dieser Geschichte kommen freylich manche Theile vor, die dem Schüler ganz unbegreiflich bleiben, wo nicht gar ihn lächerlich dünken, (doch hier muſs der Lehrer entgegenwirken, indem er zur Bescheidenheit zurückweiset;) z. B. die Lehre der Eleaten und des Spinoza, die Entelechien und die prästabilirte Harmonie. Aber es soll auch dem

Schüler hievon weiter nichts bekannt werden, als eben nur seine Unwissenheit. Er soll historisch lernen, dafs Männer vom höchsten Geiste durch Untersuchungen, und Behauptungen berühmt geworden sind, wozu ihm weder LOCKE noch CICERO, weder die Logik noch die Mathematik und die Philologie, den Schlüssel darbieten. Der Lehrer wird zu diesem Behufe aus TENNEMANNS Grundrifs einen äufserst kurzen Auszug machen, und den Unterricht darnach in 16 bis höchstens 20 Stunden ganz bequem beendigen.

[287] Ueberhaupt kann der ganze Unterricht in der Philosophie nicht viel Zeit wegnehmen. Ein Vierteljahr lang vier Stunden wöchentlich Logik auf secunda, und ein Halbjahr lang vier Stunden Psychologie (nach LOCKE) auf prima: das sind die eigenen und besondern Lehrstunden, welche man hiezu aufwenden mufs; unter Voraussetzung, dafs die Zeit gehörig genutzt werde, und übrigens die Schüler an Fleifs und Nachdenken gewöhnt seyen. PLATON und CICERO werden ohnehin gelesen; hier kommt es nur auf veränderten Gebrauch und Vortrag an. Rückblicke auf die Logik müssen allenthalben gelegentlich geschehen; praktische Uebungen darin haben ihre Stelle bey den deutschen Ausarbeitungen. Der scharfe wissenshaftliche Vortrag der Logik bleibt ohnehin der Universität; schon darum, weil die Cultur dieser Wissenschaft sonst leiden könnte; nur ist zu wünschen, dafs für die Mehrzahl der Zuhörer dieses blofs die letzte Repetition eines ihnen längst geläufigen Studiums sey. Freylich habe ich die Zeitangabe so sehr als immer möglich beschränkt; weil die Schwierigkeit, in Lections-Catalogen mit der Zeit hauszuhalten, mir aus langer Erfahrung bekannt ist. Die Kunst des Unterrichts wird dereinst desto mehr Zeit-Ersparung herbeyführen.

Hier haben Sie nun Vorschläge, mein verehrter Freund! die gewifs Niemand für unausführbar, für gefährlich, viel eher aber Jemand für geringfügig, kleinlich, und darum für unnütz erklären wird. Dafs ich mich darüber zu trösten wissen werde, kann das Buch deutlich genug zeigen. Wer zum Versuche Hand ans Werk legt, wird Anfangs Alles leicht finden; aber weiterhin wird das Ziel vor ihm zu fliehen scheinen. Mittelmäfsig gut das Verlangte zu leisten, ist eine Kleinigkeit, und kann [288] Nutzen genug stiften; will aber ein heller Kopf und treuer Arbeiter sich hierin ganz Genüge thun, so wird er bald empfinden müssen, dafs in der Philosophie jeder Theil aufs Ganze führt, und dafs die Schwierigkeiten des Ganzen sich in jedem Theile spüren lassen.

Anhang.

Handschriftliche Bemerkungen J. F. HERBART'S

in seinen Handexemplaren der ersten und zweiten Ausgabe (HE 1 und HE 2).

(Bisher noch ungedruckt,)

Zu Seite 45, § 4 Anmerkung. In HE 1 hat die Anmerkung: „Nach KANT .... Speculation" folgenden Wortlaut:

Anmerkung. Nach KANT ist philosophische Erkenntnifs, Vernunfterkenntnifs aus Begriffen. Der Werth dieser Erklärung liegt nicht in dem Worte Vernunft; vielmehr wird dadurch ein Streitpunct in die Erklärung gebracht, welches der allgemeine Fehler der zahlreichen Definitionen ist, die von der Philosophie sind gegeben worden. Nimmt man den Ausdruck Vernunft hinweg, so bleibt übrig: Erkenntnifs aus Begriffen. Das ist das Resultat, der Gewinn, welchen die Wissenschaft bringen soll; betrachtet man aber, der Etymologie gemäfs, Philosophie als ein Thun, welches die Wissenschaft erzeugt, so ergiebt sich, mit KANT übereinstimmend, die obige Erklärung. — Man hat geglaubt, sie sey zu weit, indem in allen Wissenschaften Bearbeitung der Begriffe statt finde. Vollkommen richtig; und eben darum bedürfen alle Wissenschaften der Philos[ophie] oder vielmehr, sie liegt schon in ihnen, wenn sie sind was sie seyn sollen. — Dafs aber die Begriffe als schon hinreichend bekannt, und nicht mehr des empirischen Auffassens bedürftig, vorausgesetzt werden (§ 3) mufs nicht zu dem (irgendwo geäufserten) Misverständnisse Anlafs geben, als ob hiemit auch schon ihre Entstehung, ja gar ihre Beziehung auf ein Reales als bekannt vorausgesetzt wurde, vielmehr finden diese Fragen von selbst ihre Stelle, wenn man nur die Bearbeitung der Begriffe gehörig angreift und fortführt.

Zu Seite 47, § 8, Anmerkung. In HE 1 lautet die Anmerkung: „Man hüte .... Philosophie."

Man hüte sich, in diesen Paragraphen etwas hinein zu denken, was nicht darin liegt. Es ist hier nicht die Rede von irgend welchen obersten Grundsätzen, denen etwa das moralisch Gute mit dem sinnlich Schönen gemeinschaftlich könnte untergeordnet werden. Für das Gute giebt es gar keine Unterordnung und gar nichts Höheres; es selbst ist in seiner Art das Höchste. Aber für die speculativen Untersuchungen, durch welche wir im Denken das Gute richtig aufzufassen uns bemühen müssen, sind gewisse allgemeine methodische Bedingungen wichtig, die zugleich für alles übrige Schöne gelten; daher die logische Ordnung schlechterdings die Zusammenstellung des Guten und Schönen erfordert, wie sehr auch die heutigen Vorurtheile sich dagegen sträuben mögen.

Zu Seite 47, 48, § 9, Anmerkung. HE 1 schreibt S. 47 Z. 3 v. u. „und selbst Klugheitsregeln" statt „ja sogar, womit Klugheitsregeln."

S. 48, Z. 1—2 (der Anmerk.) fehlt in HE 1 der Satz: „denn ohne diese ist keine wahre Psychologie möglich."

Z. 2 v. o. hat HE 1: „In praktischer Hinsicht ist sie eine der wichtigsten Fragen, die je aufgeworfen werden können."

Z. 3 v. o. hat HE 1: „Die ganze sittliche" .... statt „die sittliche."

Z. 4 v. o. „in ihrem innersten Wesen" fehlt in HE 1.

Z. 5 v. o. hat HE 2: „sich blofs" statt „sich selbst."

Z. 6 v. o. u. ff. (bis zum Schlusse der Anmerkung) schreibt HE 1 etwas abweichend: .... Nebenfragen, die man soviel als möglich entfernt halten

mufs. Denn die Evidenz der ursprünglichen Urtheile über Löbliches und Schändliches wächst nicht und nimmt auch nicht ab, ob nun derjenige, der diese Urtheile fällt, seinen Willen eben jetzo darnach bestimme oder nicht; ja es ist nicht einmal nöthig, dafs er dabey an sich selbst denke. Dasselbe gilt von der Evidenz der übrigen ästh[etischen] Urtheile. Weder diesen noch jenen (den moralischen) Principien ist es wesentlich, ob sie zur praktischen Anwendung kommen oder nicht. Diejenigen aber, welche sich der Nebengedanken nicht erwehren können, verfallen wohl sogar auf den Gegensatz: das Schöne werde genossen, und das Moralische verlange Aufopferung der Genüsse. Beydes ist unter möglichen Umständen wahr; beydes ist unter anderen Umständen falsch; wesentlich ist weder das eine noch das andre. Das Schöne insbesondere würde derjenige sehr erniedrigen und verfälschen, der es nicht anders fassen könnte, denn als Gegenstand des Genusses. Der Künstler bringt ihm oft grofse Opfer an Genüssen.

Zu Seite 48. In HE 2 steht an der Seite der „Allgemeinen Anmerkung": „Es ist viel etc.":

Hierher die Erläuterung der Inhalts-Anzeige, und die Uebersicht über das ganze Buch; nebst Angabe, wie es soll gebraucht werden.

Zu Seite 51, § 14. In HE 2 schreibt HERBART neben den § 14: ars non habet osorem nisi ignorantem. Jeden interessirt die Wissenschaft, mit der er umzugehen weifs. Aber vor dem Umgange läfst sich das Interesse schwer beschreiben.

Es ist verschieden für Logik (ähnlich dem geometrischen Interesse), für Metaphysik (ähnlich dem der Physik) und für Aesthetik (ähnlich dem der Kunstwerke). Das Verfolgen eines Gedankens soweit man kann, — im Spalten der Begriffe, in Erweiterung ihrer Anwendung, im Zusammenfassen des Mannigfaltigen — gleicht einem freyen Spaziergange auf unbekannten Wegen, aus blofser Lust am Versuchen. — Aber schärfere Antriebe liegen im Drängen der Meinungen und in dem Pflichtgefühl dessen, der nicht aus Irrthum sündigen will; im nothwendigen Widerstande gegen herrschende Vorurtheile. Der Mensch besteht aus Leib und Seele, schwebt zwischen Leben und Tod; hängt ab von gesellschaftlichen Verhältnissen. Wo ist in dem Allen Anfang und Ende? Was läfst sich thun, und was ist zu erwarten?

Zu Seite 51, § 13, Anmerkung. HE 1 hat nach den Worten: „menschlichen Geistes" (S. 51, Z. 1 der Anmerkung) folgenden Wortlaut:

1. Dieser Meinung widerspricht zwar schon die Geschichte der Philosophie. Denn es gab sehr scharfsinnige Untersuchungen über schwere metaphysische Fragen, zu einer Zeit, da die Betrachtung des menschl[ichen] Geistes sich noch in ihrer ersten Kindheit befand; (man denke nur an DEMOKRIT's ειδωλα) woraus diejenigen, die es auf andern Wegen nicht einsehn, schliefsen sollten, dafs die Psychologie nicht zu demjenigen gehört, was ursprüngl[ich] klar ist, oder sich zunächst und am natürlichsten zur Betrachtung darstellt. Allein dafs allmählig das Vorurtheil entstand, man müsse im Philosophiren bey sich selbst anfangen; ist nicht wunderbar. Eben darum weil in verweilender Aufmerksamkeit auf Begriffe das Philosophiren besteht, die Begriffe aber uns innerlich vorschweben, nicht äufserlich beschäfftigen, wird hiedurch eine Reflexion auf das Innere zur Gewohnheit gemacht, die man glaubt so weit als möglich treiben zu müssen, um im Forschen recht viel zu gewinnen.

2. Man gleitet von den Fragepuncten ab, wenn man, statt das Gedachte zu zergliedern und zu bearbeiten, den Actus des Denkens zum Gegenstande der Nachforschung macht.

3. Man geräth in alle Irrthümer der falschen Psychologie. Man könnte eben so gut zur christlichen Religionslehre durch Griechische Mythen einleiten. Wer dies vermeiden will, geräth durch hypothetisches Aufstellen psychologischer Lehren, (nebst der Warnung, diese ja nicht für definitiv zu halten), auf eine Vervielfältigung der Fragepuncte, die dem Anfänger höchst schädlich ist, weil sie ihn verwirrt.

4. Dennoch gehört es mit zur philosophischen Umsicht, dafs man eine Untersuchung für geschlossen halte, bis nicht wenigstens die allgemeinsten Bedingungen der Entstehung gewisser Begriffe vor Augen liegen, denn oftmals erhält man Aufklärung und vermeidet Irrthümer, indem man sich den Ursprung und Zusammenhang vergegenwärtigt u. s. w. Daher mag hier kurz bemerkt werden, dafs man längst gesucht hat, die mancherley Zustände und Uebergänge, in denen wir unser Inneres finden, in gewisse Klassen zu bringen; dafs Vorstellen, Fühlen und Begehren gegenwärtig als die Hauptklassen angesehen werden; dafs man in allen diesen Klassen einen Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Vernunft macht. Die Meinung, dafs die nachfolgenden skeptischen Lehren nicht ohne psychologische Vorkenntnifs könnten gefafst werden, ist ganz falsch und selbst durch lange Praxis widerlegt.

Zu Seite 54 u. 55, § 17. HE 2 hat neben dem Text von § 17 folgende Bemerkungen:

1. „Gewöhnung an Behandlung der Begriffe als Objecte des Denkens! Daher zuerst: mufs das Band einigermafsen gelüftet werden, welches den Menschen an die Erfahrungsgegenstände fesselt.

2. Folgt Logik als die allgemeinste Anzeige von der Stellung und Verknüpfung der Begriffe.

3. Aesthetik als leichteste Anwendung der Logik.

4. Metaphysik als Wissenschaft der Probleme."

Zu Seite 55, § 17, Anmerkung. Z. 2 d. Anmerkung hat HE 1: „eigenthümlich zukäme" .... statt „eigenthümlich wäre".

Z. 3 d. Anmerkung hat HE 1: „durchaus subjektiv" .... statt „subjektiv."

Die Sätze nach „Vorträgen zu folgen" (Z. 4 d. Anmerkung) lauten in HE 1 in theilweiser Abweichung vom Drucke:

„Wünschen aber die Anfänger, man möge ihnen das Object angeben, womit man sie zunächst zu beschäfftigen gedenke: dann kann man, als ungefähr zutreffende Bestimmung ihnen die philosophischen Probleme nennen. Dafs hiemit der Einleitung kein besonderes Feld angewiesen werde, welches ihr gehören solle, leuchtet unmittelbar ein, denn die Probleme gehören ja selbst zur Wissenschaft, die überhaupt gar keine ihrer Theile an die Einleitung abgeben kann."

Zu Seite 55, § 17 Anmerkung. In HE 2 macht Herbart zu den Worten: „Aufserdem mufs auch die Einleitung zu den verschiedenen Systemen die Eingänge eröffnen" folgende Anmerkung: „mufs mehr hervorgehoben werden. Daher auch von Pythogoräischer und Platonischer Philosophie, welche einem Zeitalter angehören, das noch Mühe hatte sich an Begriffe als an bleibende Objecte des Denkens zu gewöhnen.

Eben dies fehlt jedem Anfänger; und diese Gewöhnung gehört mit zu dem Zwecke der Einleitung, ja sie ist der allgemeinste Zweck, der voran gestellt werden mufs.

Daher wird auch die Aesthetik hier als Vorübung in logischer Hinsicht behandelt."

Zu Seite 61, § 25, Anmerkung. („Der Inhalt .... bequem ist").

Z. 1, schreiben HE 1: „Inhalt der drey zunächst vorhergehenden § .... statt „Inhalt des vorhergehenden Paragraphen."

Z. 4 d. Anmerkung HE 1: „von den Substanzen" .... statt „von Substanzen."

Z. 5 d. Anmerkung HE 1: „Anhäufung der durch Nichts verbundenen sinnlichen Merkmale" .... statt „Anhäufung der sinnlichen Merkmale."

Z. 6 d. Anmerkung fehlt in HE bei dem Locke'schen Citat der Titel der Schrift.

Z. 7, HE 1 hat „sehr" .... statt „sehr übel" der 2. Ausg.

Die Parenthese in den 3 letzten Zeilen der Anmerkung lautet in HE 1: (LEIBNITZ selbst mufs übrigens nicht nach den Schriften WOLFF's und der Wolffianer, sondern nur nach seinen eigenen beurtheilt werden. Er war ein höchst geistreicher Mann, aber ein reif gewordenes System sucht man bey ihm vergeblich.)

Zu Seite 61—62, § 26, Anmerkung. (Räumt man .... der Causalbegriff.)

Die Anmerkung lautet in HE 1:

HUME entwickelte zuerst ausführlich mit Nachdruck den Gedanken, dafs alle unsre vermeinten Erfahrungen von Ursachen und Wirkungen nur eine Erwartung ähnlicher Erfolge wären, diese aber auf Association und Gewohnheit beruhen. HUME hat das (für seinen sehr mäfsigen Scharfsinn ziemlich unverdiente) Glück gehabt, dem grofsen KANT eine bedeutende Anregung zum Nachdenken zu geben.

Zu Seite 62, § 28, Anmerkung. („KANT bemerkte .... u. s. w.")

Z. 6, d. Anmerkung hat HE 1 („schlechthin ohne Beweis") .... statt („ohne Beweis").

Der letzte Satz lautet in HE 1: „Zur Berichtigung sehe man mein Lehrbuch der Psychologie etc."

Zu Seite 68, § 35, Anmerkung. („Es ist .... erneuern werden.")

HE 1 hat in Z. 6 „Formen des Denkens" .... statt „Denkformen."

Zu Seite 69, § 38. HE 2 schreibt zu den Schlufsworten: Der Begriff der Reihe ist nicht einerley Verhältnifs zu einem Höheren, sondern gegenseitiges der Glieder unter sich, und eigne Stellung, eigner Ort eines jeden unter den andern.

Zu Seite 69, § 39. In HE 2 schreibt HERBART zu dem Texte der 2. Ausg.: „desgleichen das sogenannte principium exclusi medii u. s. w." (s. Z. 3 v. u.):

„Wozu das diene? — HEGEL leugnet den Satz.

Einbildung: die entgegengesetzten seyen in einem Dritten Eins, bestärkt durch die Chemie."

Zu Seite 70—71, § 39, Anmerkung. In HE 1 hat die Anmerkung: „WOLFF stellte .... ihre Stelle" folgenden Wortlaut:

„Von einigen, theils unnützen, theils verkehrten Sätzen, die eine Art von Gewohnheitsrecht erlangt haben, hier neben dem Satze des Widerspruchs eine Stelle einzunehmen, mufs Rechenschaft gegeben werden, weil eine Recension dieses Buches, (die Leipziger) dieselben vermifst hat. Es sind: der Satz A = A, genannt der Grundsatz der Identität; ferner das principium exclusi medii, jedes A ist entweder B oder non B; und der Satz des Grundes; die Aussage jedes Satzes mufs einen hinreichenden Grund haben. — Diese Sätze stammen aus der Zeit, da man glaubte sich mit dialektischen Werkzeugen versehen zu müssen, um im Demonstriren recht weit zu kommen. Die Werkzeuge halfen nicht, weil man die Probleme und Principien sowohl der Metaphysik als der praktischen Philosophie verkannte; auch war mit Tautologien, wie der Satz des Widerspruchs mit seiner Familie (dem Satze A = A und dem principium medii) nichts auszurichten, mochte man sie mit WOLFF in die Ontologie, oder mit KANT in die Logik, bringen, oder mit FICHTE's unglücklicher Spielerey, (die leider genug Nachahmer gefunden hat) sie aus dem Ich erläutern und tiefer begründen. Wie weit dies Unkraut wuchern konnte, sieht man am auffallendsten in ESCHENMAYER's Psychologie, wo das principium exclusi medii förmlich seinem Gegentheil hat weichen müssen, einem principio tertii intervenientis, nach welchem, um zwey Gegensätze auszugleichen, ein drittes dazwischen kommen mufs. Diese Absurdität hat ihren Ursprung in unleugbaren Betrachtungen über das Ich, die FICHTE anfing, aber nicht gehörig durchführte. — Der Satz des Grundes endlich ist eine gefährliche Klippe, gegen die man warnen mufs. LEIBNITZ führte ihn ein; und zwar in unverzeihlicher Vermengung dreyer ganz verschiedener Bedeutungen. Ce principe est celui du besoin d'une raison suffisante, pour qu'une chose existe, qu'un évenement

arrive, qu'une verité ait lieu. (Am Ende des fünften Schreibens von Leibnitz gegen Clarke.) Die erste Bedeutung verschwindet durch richtige Bestimmung des Begriffs vom Seyn; die zweyte erfordert eine weitläuftige Untersuchung über den Causalbegriff, und endet in der Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen; die dritte könnte allein hieher gezogen werden. Aber die Frage: wie eine Erkenntnifs, aus sich herausgehend, eine von ihr verschiedene begründen könne? ist so schwer, dafs es geradezu lächerlich ist, sie durch ein Axiom abfertigen zu wollen. Die erste Vorfrage in meinen Hauptpuncten der Metaphysik enthält die hieher gehörige Untersuchung. Der ganze Gegenstand ist metaphysisch und pafst nicht für die Logik.

Zu Seite 71, § 40. In HE 2 schreibt Herbart folgende Bemerkung zu § 40:

„Der Denker soll wohl überlegen, auf welcher Höhe der Abstraction jede Untersuchung zu halten sey. Aus dem allgemeinsten Begriffe der Proportion z. B. folgt nichts; sie mufs sogleich entweder als arithmetische oder geometrische bestimmt werden. So mit den leeren Begriffen des Schönen, Wahren und Guten.

Zu Seite 73, § 43. Zur 6. Zeile des § 43 macht Herbart in HE 2 folgende Bemerkung:

Dies **d. h.** reicht hier nicht mehr hin. Es mufs eine eigne Theorie der Reihebildung unter Begriffen hier gegeben werden. Sie beruht auf abnehmender Gleichartigkeit oder wachsendem Gegensatz. Von der abnehmenden Gleichartigkeit kann hier nicht füglich viel in Ansehung derjenigen Fälle gesagt werden, wo das Gleichartige sich nicht nachweisen läfst, sondern vermöge zufälliger Ansichten postulirt wird. Also bleibt es in dieser Hinsicht beym wachsenden Gegensatz. Die abnehmende oder wachsende logische Gleichartigkeit liegt aber im Aufsteigen oder Absteigen auf den Subordinations-Stufen.

Beyspiel: Nützliches, Begehrtes, Angenehmes, Schönes, Gutes, Recht.

Zu Seite 74, § 43. In HE 2 steht am Schlusse des § 43 die „Anmerkung. In der Psychologie wird von der Involution gehandelt."

Zu Seite 76, § 50 macht Herbart in HE 2 die Anmerkung: „mufs vorangestellt werden", in der 3. und 4. Ausg. ist aber eine Aenderung des Textes nicht eingetreten.

Zu Seite 79, § 53. Zum ersten Absatz auf Seite 79, „Ferner etc." machte Herbart in HE 2 die Anmerkung: Beynahe dasselbe lehrt Wolff in der Logik § 226.

Zu Seite 105 u. 106, § 72. In HE 1 macht Herbart folgende 2 Anmerkungen, deren Inhalt er im Wesentlichen in der 2. Ausg. wiedergiebt:

1. Im 2. Buche, pag. 28, § 6 geht Locke von der Voraussetzung aus; es würde ganz vergebens seyn, eine Regel den freyen Handlungen der Menschen vorzuschreiben, wenn nicht, um deren Willen zu bestimmen, ein Zwangsmittel, nämlich Vergnügen oder Schmerz, daran geknüpft wäre. Dies ist auch in so fern vollkommen wahr, als jede wirkliche psychologische Triebfeder Vergnügen oder Schmerz mit sich bringt, ja nachdem sie in ihrer Thätigkeit gefördert oder gehindert wird. Aber hier kann man nicht von den Begriffen des Vergnügens und Schmerzes ausgehn, da diese vielmehr erst unter Voraussetzung der schon vorhandenen Triebfeder entstehn.

2. Locke — ein Mann, dessen Charakter in hoher Achtung steht, und der deshalb hier mehr als Andre verdient angeführt zu werden. — I. 2, § 4 ist der Meinung, derjenige, welchem man die Regel aufstelle: was du willst, dafs Andre dir thun sollen, das thue ihnen auch, — könne freylich fragen: Warum? Und man sey gehalten, ihm die Wahrheit und Billigkeit derselben zu erweisen. — Obgleich nun die Billigkeit nicht be-

wiesen werden kann, so ist es doch nöthig, den Zuhörer auf den rechten Standpunct zu stellen. Die erwähnte Regel als Pflichtenregel vorgetragen, verstattet allerdings die Frage: warum soll ich also handeln? Glaubt Ihr etwa das sey mir vortheilhaft? Oder mit welcher Strafe droht Ihr falls ich Eurem Befehle zuwiderhandle! — Aber auf den Standpunct des unpartheyischen Zuschauers mufs man ihn stellen, und die Regel gar nicht als Imperativ aussprechen. So erzeugt man die ursprüngliche Thatsache, worauf die Sittenlehre fufst: als vorhandene darf man sie nie voraussetzen.

Das ganze Capitel LOCKE's verdient nachgelesen zu werden; hesonders wegen der hohen Achtung, die LOCKE's Charakter verdient. Man sieht hier deutlich, dieser treffliche Mann nimmt gleichwohl Alles mögliche zusammen, um sich in der Tugend zu bevestigen. Den Willen Gottes, die Verbindung zwischen Tugend und Glück, und den aesthetischen Grund, den er mit Recht den Alten zuschreibt.

Zu Seite 105 u. ff. Dritter Abschnitt, erstes Capitel. Von den Schwierigkeiten der Aesthetik im Allgemeinen. In HE 2 finden sich folgende Bemerkungen:

Der Begriff der Aesthetik wird hier soweit als möglich, (im logischen Sinne) gefafst.

Für jedes willenlose, (nicht blofs subjective) Vorziehen und Verwerfen (hier von Object und Subject) (und von Analysis und Synthesis).

Was aber in den Umfang dieses Begriffs falle, das sollte, sowie die praktischen Ideen, nicht erst aus der Erfahrung gelernt, sondern synthetisch construirt werden. Dies vollständig zu leisten sind wir bis jetzt nicht im Stande, sondern gröfstentheils wird uns Schönes und Häfsliches gegeben. Jedoch in gemeiner Erfahrung verhältnifsmäfsig nicht häufig, sondern meist historisch, (Natur und Kunst) und desto sicherer historisch, je weiter das Classische oder das Anerkannte — durch Zeugnisse der Uebereinstimmung, reicht.

Allein die Kunstgeschichte liegt hier zu ferne. Sie ist auch in den verschiedenen Künsten zu ungleichartig für allgemeine Gesichtspuncte. Nur soviel mufs bemerkt werden, dafs sie auf einer beständigen Wechselwirkung zwischen dem Produciren der Künstler und dem Beyfall sammt der Kritik der Zeitgenossen beruht, die selbst wiederum und in seltnen Perioden das Originale über dem Nachgeahmten zu erheben vermochte. Vieles Originale ist ohne Zweifel verloren, weil man es nicht achtete. Vieles war auch bizarr, weil in dem Gedankenkreise eines Zeitalters das Klärste Schöne vorweggenommen war, und man nur noch Nachlese zu halten versuchte. (Wiewohl die grofsen Meister ohne Zweifel noch mehr producirt hätten, wenn ihr Leben hingereicht hätte.)

Durch die Kunst redet ein Zeitalter zu allen folgenden. Doch geht hier die bildende Kunst allen übrigen vor. Selbst die Musik erreicht sie darin nicht. Die redenden Künste sind dem Sprachstudium Dank schuldig; aber sie vorzüglich ermuntern es auch.

1. Zu den folgenden Worten hat HERBART an den Rand geschrieben: „die ästhetische Laune der Zeit ist für den Spinozismus. Wahre Weisheit liegt darüber hinaus.“

1. Es ist hier durchgehends ein anderer Unterricht nöthig für den welcher blofs das Schöne auffassen, und dem welcher es produciren will. Der Unterricht für die, welche blofs auffassen wollen, mufs vorangehen. Denn ans Produciren denken die Wenigsten und begreifen deshalb die Rede von der ästhetischen Synthesis nicht.

Der Unterricht für die Producirenden geht in die Mannigfaltigkeit der Künste aus; und sollte so vieltheilig seyn als die Künste selbst.

Zu Seite 107, § 75. In HE 2 macht HERBART folgende Bemerkung: Gegensatz zwischen SPINOZA und KANT im Puncte der Freyheit.

Nach SPINOZA liegt die Tugend in der Bändigung der Affecten; und Freyheit haben wir nur insofern als diese gelingt. Affecten nun sind (III, def. 3 in der Ethik) corporis affectiones, et simul harum affectionum ideae.

Wiewohl er nun behauptet, dafs Geist und Körper sich nicht durch gegenseitiges Einwirken bestimmen (prop. 2): so soll doch Parallelismus da seyn, der am Ende dem Einwirken, also der Nothwendigkeit gleich gilt. Prop. 1 [und 4] partis V heifst:

prout cogitationes, rerumque ideae, ordinantur et concatenantur in mente, ita corporis affectio, cuius aliquem clarum et distinctum non possimus formare conceptum. Dadurch soll der Affect, qui passio est, aufhören eine Passion zu seyn; und endlich prop. VI: quatenus mens res omnes ut intelligit necessarias eatenus majorem in affectus potentiam habet, seu minus ab iis patitur. — Scholion: videmus tristitiam mitigari, simulac homo considerat, bonum servari non potuisse. Dann wird empfohlen (prop. 10 scholion) certa vitae dogmata concipere, eaque memoriae mandare, et rebus particularibus continuo applicare. Cogitandae et saepe meditandae sunt communes hominum injuriae; et quomodo generositate optime propulsentur.

Das würde aber nach seinen eignen Lehren nicht in unserer Gewalt seyn. Vgl. das Scholion zu III, prop. 2! Da heifst es: experientia docet, homines nihil minus in potestate habere, quam linguam, nec minus posse, quam appetitus suos moderari. Non possumus verbum loqui nisi ejus recordemur; deinde in libera mentis potestate non est recordari vel oblivisci etc. Nachzulesen bis zum eo usque insanire. Gerade umgekehrt macht KANT Freyheit und Sittengesetz von einander gegenseitig abhängig; und reducirt die Aesthetik auf eine Lehre von der ästhetischen Urtheilskraft. Eben solche Streitfragen gäbe es nun für die gesammte Aesthetik in Ansehung des Genies und des Geschmacks. Diese Begriffe müssen also hier sämmtlich bey Seite gesetzt werden.

Zu Seite 109 u. 110, § 77, Anmerkung. In HE 1 lautet die Anmerkung ursprünglich:

„SEXT. Pyrrh. H. III, 20 und in den folgenden Capiteln: *Φασιν ὁι Στωϊκοι αγαθον ειναι, ωφελειαν.* Weiterhin genauer: *Το ὑφ' ȣ̓ εϛιν ωφελεισθαι· το δἰ ἑαυτο ἁιρετον. αλλοι δε το συλλαμβανον προς ευδαιμονιαν. ευδαιμονια δε εϛιν, ὡς ὁι Στωϊκοι φασιν, ευροια βιȣ.* Aus dem allen, sagt SEXTUS, lernt man nicht, was das Gute an sich sey. Kannte man es schon, so würde man zugeben, dafs es nütze, dafs es um seiner selbst willen gewählt werden müsse, und dafs es glücklich mache. Nun aber entstehe erst der Streit über *ἡδονη, αρετη, αλυπια,* und anderes.

Cap. 25 wird von den Dogmatikern (nach dem Zusammenhange ohne Zweifel den Stoikern) angeführt: *τῳ διομαλισμῳ των πραξεων καταλαμβανομεν τον εχοντα περι τον βιον τεχνην.* Also mufs an dem *ὁμολογουμενος ζην* wohl etwas dran seyn.

Gleich darauf werden aus ZENO VON CITTIUM und CHRYSSIPP's Schriften die schändlichsten Dinge als erlaubt angeführt, so dafs SEXTUS hinzusetzt: sie möchten schwerlich wagen so etwas auszuführen, aufser bei den Cyklopen und Lästrygonen.

Man sieht das Gemenge, worin die Stoiker, bey aller Dialektik, stecken bleiben, weil der ästhetische Sinn bey ihnen nicht einheimisch war. Ihr Gutes ist durchaus von PLATON geerbt oder entwendet.

Zu Seite 113, § 76 der 3. Ausg. und § 84 der 4. Ausg. In HE 2 lautet ursprünglich das in den obigen §§ Gesagte folgendermaſsen:

Herausgehen aus dem Gemeinen ist hier das Allererste. Also eine Art von Affect, der eben in das ästhetische Urtheil endigen soll. Der Affect ist entweder deprimirend oder excitirend. Daher der Unterschied der Tragödie und der Komödie, doch steht zwischen beyden der reine Ernst; der sich den flüchtigen Gedanken und Einfällen entgegensetzt. (Der Ernst des Chorals. Ernst der Bildsäule. Ernst der Tugend. Ernst der reinen Erzählung. Ernst der Landschaft. Ernst der dorischen Säule und des Gewölbes.) Dieser Ernst hält sich dem ästh[etischen] Urtheile ganz nahe; daher hier der Uebergang von der ersten Auffassung bis zur letzten am kleinsten und sichersten. Am unsichersten dagegen ist der Uebergang bey excitirenden Affecten, daher erotische Gedichte am meisten gehütet seyn wollen, daſs sie das Ziel des Schönen nicht verfehlen.

So haben wir die drey Hauptstimmungen: Tragisches, Ernstes, Heiteres. Das Prächtige excitirt und deprimirt (als erhaben) zugleich. Es wird bewundert. Das Feine, Niedliche, ist prächtig nach kleinem Maaſsstabe.

a) Das rein Schöne fesselt unmittelbar die ästhet[ische] Anschauung, und ist deshalb auch rein Ernst. Aber es ist selten! Es ist — entweder männlich oder weiblich, d. h. es nähert sich dem deprimirenden oder excitirenden. Wenn die weibliche Schönheit gar nicht excitirt, so wird sie als erhaben bewundert; also deprimirt sie.

Diese Stimmungen laufen nun durch die ganze Aesthetik. Mit ihnen die unendliche Mannigfaltigkeit der deprimirenden und excitirenden Affecte. Beschwichtigung der Affecten. — Reinigung derselben, ist das allgemein gefühlte Bedürfniſs ästhetischer Bildung. Es ist eine heilsame Entdeckung, daſs sich der Affect ins ästhetische Urtheil auflösen läſst. Nicht alle Völker kannten sie! Die Kunst dient statt der Weisheit.

a) Zu den folgenden Sätzen macht HERBART noch die Randbemerkung: „Diese ganze Begriffs-Reihe wird nun fürs erste bei Seite gesetzt."

Zu Seite 114—118, § 77 und 78 der 3. Ausg. und § 88 der 4. Ausg.

In HE 2 findet sich folgende Fassung:

Analyse der Kunstwerke.

(Diese Art von Reflexion hat gewiſs jeder Zuhörer schon begonnen. Dagegen muſs er mit der Metaphysik, soweit sie hierher gehört, erst vorläufig bekannt gemacht werden.)

1. Das erste, was ein Kunstwerk spüren läſst, ist eine mächtige Zusammenwirkung aller seiner Theile. Es ergreift dadurch den Zuschauer und Hörer, und macht ihn passiv. Besinnt sich nun der Zuschauer: so

2. merkt er, daſs ihm persönlich keine Gewalt angethan wurde. Keine Drohung, Ermahnung, Lockung, nichts von Zumuthung des eigentlichen Redners. Der Zuschauer findet sich frey. (Er soll auch, — weder Schreck noch Lüsternheit empfinden.)

3. Macht er nun Gebrauch von seiner Freyheit; versucht er —, das Werk zu rühren, zu verändern, zu verrücken: so wird das Kunstwerk,

je vollkommner es war, desto sicherer verlieren. Dies bemerkend wird der Zuschauer ganz Bewunderer. Die Theile können nicht ohne Schaden ihr Verhältnifs ändern.

Anmerkung. Dagegen aber wollen manche Kunstwerke erst vorgetragen seyn. Dies zeigt eine innere Unbestimmtheit an; besonders wenn der Vortrag mannigfaltig seyn kann: wie da, wo der langsamere Vortrag rührt und nachdenklich macht, der schnellere fortreifst und begeistert.

4. Scheint aber die Veränderung den Effect zu erhöhen, so wird der Zuschauer zum Kritiker; — sehr oft zu seinem eignen Schaden, besonders der Gewohnheits-Kritiker. (Ein Wort nach Analogie von: Gewohnheits-Trinker.) Denn häufig genug wird das Werk an Einem Punkt gewinnen, während es am andern verliert. Sehr oft wird die Kritik dahin leuchten, wo Schatten seyn soll, welches zum richtigen Vortrage gehört.

So müssen im Schauspiele manche Scenen rasch fortgespielt werden; — so kann das bonus dormitat Homerus absichtlich seyn; — der Vers soll fortklingen, während ein neues Wirken bereitet wird, und der bescheidene Zuschauer soll vorbereitet werden.

5. Der Kritiker hält sich für den Aesthetiker; — er ist es aber nicht; und kann es auf seinem Wege nicht werden. — Manches Kunstwerk enthält vortreffliche Bestandtheile, ungeachtet sein Umrifs verfehlt ist. (Andrerseits wäre es geschmacklos, durch schöne Einzelheiten das Ganze entschuldigen zu wollen.

6. Soviel ergiebt leicht jede Analyse eines Kunstwerks, dafs seine Composition weder

a) eine Summe, noch
b) ein System im strengen Sinne ist, sondern
c) Figur in Figur. Schönheit im Ganzen, aber auch Schönheit in Theilen, und im Vehikel (z. B. Sprache, — Hintergrund etc.) und noch drüber hinaus zuweilen in der Bedeutung, wenn die Fabel etwas lehrt.

7. Darum aber ist blofse Analyse noch kein Erkenntnifs der ursprünglichen Synthesis des Schönen selbst (dies kann sittlich und musikalisch erläutert werden). Weder der Bewunderer noch der Kritiker sind Aesthetiker. Sie kleben am Gegebenen. Aesthetik soll die Production frei machen.

Litteraturblatt von Menzel, 8. Aug. 31.

Fünf Wege: 1. ausgehend von der absoluten Idee des Schönen: „Aber die Idee ist zu eng, Natur und Kunst sind zu weit;"

2. ausgehend von den Seelenvermögen: „Aber die Hand erklärt nicht das Werk, das Verwundern nicht das Wunder;"

3. historisch, — nothwendiger Zusammenhang der Kunst mit Kulturstufe, Religion, Klimaten, aber die ewige Jugend der schönen Natur spottet der Antiquitäten;

4. technisch, man lehrt Meifsel und Pinsel führen, Akkorde greifen und Reime verschlingen, — aber „der Stein ist nicht der Gott, die Farbe nicht die Madonna, der Contrapunct nicht Mozart's Meisterstück";

5. Kritik gegebener Kunstwerke: „aber die Kunst ist lang und die Kritik ist kurz.“

4 ist offenbar das Rechte, jedoch misverstanden. MENZEL behauptet, es sey nicht wahr, dafs Aesthetik aus eignen Mitteln der Kunst und Erfahrung ein Gegengeschenk darbiete; sie sey alles durch Abstraction. Dies aufs Sittliche angewandt, gäbe den Irrthum, gegen welchen KANT mit Erfolg kämpfte. Der Misverstand in 4 liegt darin, dafs hinter der Kunstlehre (Technik) die allgemeine Aesthetik sitzt; die nur zufällig in Kunstlehre übergeht.

WEISSE (System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit, 1830) definirt: „Die Idee der Schönheit ist die unter der Gestalt der Ewigkeit und Nothwendigkeit erkannte Form alles wahrhaft Seyenden“ und „wie die unmittelbare Erscheinung des Zeitlichen, oder des Fürsichseyns aller concreten Dinge überhaupt der Klang ist, so ist insbesondre die unmittelbare Erscheinung des absoluten Geistes, der in dem Begriffe des modernen Ideals zum einfachen Fürsichseyn d. h. zum Selbstbewufstseyn der Schönheit geworden ist, das Reich der Töne.“

GROSSMANN (Aesthetik der Wissenschaft): „das Schöne ist die Vernunftfreyheit als Gefühl.“

VON QUANDT (Briefe aus Italien): das Schöne ist die sinnliche Offenbarung der Vernunft.

BRAUN RITTER VON BRAUNTHAL (die ästhetische gebildete Dame): Schönheit ist die in endlicher Form angeschaute Befriedigung unsrer unendlichen Sehnsucht nach Seligkeit.“ Herr MENZEL spricht dazu ein kräftiges Ja! Herr MENZEL spricht bey der Gelegenheit: „Das ist am Schönen das Schönste, dafs es so relativ ist, dafs auch das seligste Gemüth das Meer der Seeligkeit nicht ausschöpft, dafs das, was mich nicht selig macht, einen Andern beseligt, dafs ich selbst im funfzehnten Jahre genofs, was ich jetzt nicht mehr geniefsen kann, und jetzt, was mich damals gleichgültig liefs.“

HAUSMANN (Allgemeine Geschmackslehre, 1830): Schön ist, was durch Form und Darstellung den Sinnen, dem innern Gefühl und dem Verstand zugleich gefällt. — Acht Eigenschaften: Zweckmäfsigkeit und Ordnung, Wahrheit, Uebereinstimmung, Freyheit und Sicherheit, — Leben, Bewegung, Ausdruck, — Fülle und Reichthum, — Ebenmaafs, Gleichgewicht, — Haltung, — Reinheit und Würde, — Anmuth, Grazie.“ Herr MENZEL meint, wer so anfange, müsse fortfahren: Mannigfaltiges und Einheit, Einfachheit, Deutlichkeit, — richtige Motivirung, — Erhebung durch Contrast, — Steigerung, — Gröfse und Erhabenheit, — Reiz und Niedlichkeit, — Tragisches, Komisches, Humoristisches u. s. w.

Das Alles wird für jetzt nur historisch erwähnt, damit man verschiedene Meinungen vorläufig kann kennen lernen, und sich überzeugen, wie nöthig die logische Sorgfalt sey, die verschiedenen Begriffs-Reihen zu trennen, welche hier durcheinander laufen. Wir suchen nun das Schöne oder wenigstens das Gute selbst. Dazu ist noch als nächste Vorbereitung § 77 nöthig.

Zu Seite 134, § 91 nebst Anmerkung. In HE2 hat HERBART folgenden Abschnitt hinzugefügt:

Zur Kirche gehört das Kirchenrecht, welches nebst dem Familienrechte als der wichtigste Theil des sogenannten Naturrechts mag angesehen werden. — Darüber in Pölitz Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst, Augustheft 1828, ein interessanter Aufsatz von Geh. Kirchenrath PAULUS in Heidelberg, in Bezug auf: PAHL's kritische Darstellung des öffentlichen Rechts der evangelisch-lutherischen Kirche in Teutschland, Tübingen 1827. (566 S.) PAULUS beklagt, dafs die Theologen auf Universitäten gewöhnlich nicht Kirchenrecht studiren, und dafs das Erlernte der Juristen häufig nicht aus Gesetzen, sondern aus sogenannten Gewohnheitsrechten bestehe, — „so dafs SAMUEL STRYK sich nicht einmal vor dem Wort und Begriff, jus papale principum protestantium scheuete. Aus dem weltlichen Episcopat der Regenten mufs Alles wegbleiben, was diese, die Regenten zu mittelalterlichen Päbsten über die protestantische Kirche machen würde, welche alle Päbstlichkeit ausschliefst. — Die biblisch Begeisterten selbst fordern nicht unbedingten Glauben, also nicht das Gegentheil von der Pflicht und dem Recht durchgeführter Selbstüberzeugung. Die verehrungswürdigen Begeisterten des Urchristenthums versicherten zwar lebhaft selbst redliche und heilige Ueberzeugung zu haben; suchten aber dennoch Andre durch Gründe aus der Sache zu überzeugen, nicht blofs aus begleitenden Nebenumständen, und gelungenen Erfolgen. So in der Apostelgeschichte PETRUS und PAULUS. Aber auch schon im 5. Buche Mosis (welches der Hohepriester erst für die gottesdienstlichen Reformen des Königs Josia, im Tempel „aufgefunden" hat), wird für die Propheten kein unbedingter Glaube gefordert. Drey Unterschiede werden gemacht: 1. Redet einer im Namen fremder Götter, so soll man ihn tödten; 2. Würde Einer nicht auf die Worte hören, die der Begeisterte im Namen Jehovahs aussprechen solle, so ist er dafür Niemandem verantwortlich; keiner der Mitmenschen darf ihn strafen. „Ich, der Jehova," sagt Deuteronom. 18, 19, „werde es von ihm suchen." 3. Auch der Fall war vorausgesehen, wo der Begeisterte in Jehovas Namen Dinge würde gesagt haben, die durch den Nichterfolg widerlegt wurden. Strafe war darauf nicht gesetzt; die Hörer aber sollen denken, „er habe in Anmaafslichkeit gesprochen, — und sich vor ihm nicht fürchten." — —

Nur christliche Religionsvereine sind Kirchen. Heidnische Vereine, wo blofse Machtgötter verehrt werden, müfsten, wenn ihr Rechtsverhältnifs zum wahren Staate zu bestimmen wäre, eine ganz andere Stellung erhalten, als eine Kirche, welche der Staat schon in Bezug auf ihren Namen daran erinnern kann, dafs sie nichts des heiligen Gottes Unwürdiges praktisch zeigen dürfe. Das Fundament ist: Wir achten Jesus als den Messias oder Kyrios, welcher nach dem, was der heilige Gott wollen kann, die Menschen regiert haben will; und wollen also den heiligen Gott nach seiner Anweisung verehren. Gerade dieser Satz macht den Kirchenverein nöthig, weil unterrichtete und erbauliche Lehren zur Auslegung und Anwendung der Lehre Jesu nöthig sind. Die Kirche beruht aber nicht auf bestimmten Dogmen.

Eine Kirche kann nicht Unterwerfung unter Gemeindeglieder zulassen; sie selbst bevollmächtigt die, welche in ihr Ordnungen vest-

setzen. Hätte sie einst unvorsichtig sich einem Machthaber überlassen: so kann doch dieser die ihm persönlich zugetrauten Kenntnisse und Gesinnungen nicht auf Nachfolger vererben. Denn die Kirche ist nicht für Willkühr, sondern für Befolgung eines heiligen Willens vereint. — In wiefern hat sich Kaiser Constantin I. einen Episkopen genannt? Bey einer Mahlzeit liefs er das Wort fallen: auch er sey wohl ein Episkopos, nämlich über die Personen; nicht über die Sachen. *Ἀκολȣθα δ'ουν τῳ λογῳ διανȣμενος, τȣς αρχομενους ἁπαντας επεσκοπει, προυτρεπε τε, ὁσῃ αν ἡ δυναμις, τον ευσεβη βιον μεταδιωκειν;* sagt der Erzähler EUSEBIUS.

Zu Seite 135, § 105. HE 2 hat zu § 105 angemerkt:

deum dixit eam mentem, quae ex aqua cuncta fingeret. Cic. de nat. Deor. 1, 10.

Zu Seite 136, § 105, Variante 1. HE 2 hat zu „Anaximander" folgendes Citat hinzugefügt:

Anaximandri opinio est, nativos esse Deos, longis intervallis orientes, occidentesque eosque innumerabiles esse mundos. Cic. de nat. Deor. 1, 10.

Zu Seite 152, § 98, Z. 9 u. 10. In HE 1 streicht HERBART Z. 9 u. 10 die Worte:

„Wenn dieses wahr ist, und sich hier in die Anwendung der Geometrie nicht irgend ein Misverständnifs einmischt" aus und will dafür folgende Anmerkung eingeschoben haben:

Anmerkung. Dafs sich hier in die Anwendung der Geometrie irgend ein Misverständnifs einmische, kann man schon daraus vermuthen, dafs hiebey das Merkmal der Dichtigkeit der Materie, und das des Grades und der Art von Widerstand, den sie leistet, wenn andre Materie in den Raum, den sie erfüllt, einzudringen im Begriff ist, — ganz unberücksichtigt bleibt. — Die Dichtigkeit, oder Intensität der Raum-Erfüllung, ist durchaus kein geometrischer Begriff, denn die Geometrie kennt nichts als Extension. Aber wie höchst nöthig es ist, der Materie eben sowohl intensive als extensive Gröfse zuzuschreiben, das erhellt unmittelbar aus der Physik, welche durch die Umwandlungen der starren Körper in tropfbare und elastisch-flüssige, deutlich zeigt, wie veränderlich die Raum-Erfüllung ist, die einem Quantum Materie zukommt. — Die Alten waren in Betrachtungen dieser Art nicht geübt; daher SEXTUS (Pyrrh. H. III, 6) es ungereimt findet, dafs ein Becher Schierlingssaft mit zehn Bechern Wasser gemischt, sich darin gleichförmig vertheilt, also einen zehnfach gröfseren Raum einnimmt wie zuvor. Die Neuern sollten endlich soweit gekommen seyn, einzusehn, dafs demjenigen, was an der Materie real ist, die Raum-Erfüllung überall nicht wesentlich seyn kann.

Solange wir nun (die vorstehende Anmerkung vernachlässigend), dabey beharren, die Materie als ein räumliches Reales zu denken, so haben wir in der Materie ....

HERBART fährt dann in HE 1 fort:

SEXTUS erinnert: (Pyrrh. H. III, 5) die Berührung sey unmöglich. Denn sie soll nicht Durchdringung seyn, weder des Ganzen, noch einiger Theile desselben. Aber auch nicht einmal die Oberflächen dürfen sich durchdringen; denn die Berührung soll nicht Vermischung, die Trennung nicht Zerreifsung seyn. Was vereinigt sich denn bey der Berührung? Hat etwan die Oberfläche einige Theile, die sich mit einigen der andern Oberflächen verbinden, und andre Theile, die mit demjenigen Körper vereint bleiben, dessen Oberfläche sie ist? Dann wäre die Ober-

fläche selbst ein Körper, und hätte eine Dicke. Also vereinigt sich nichts bey der Berührung, sondern die sich berührenden Körper bleiben völlig aufsereinander. Sie sind aber auch aufsereinander, wenn sie sich nicht berühren, — und man kann demnach den Unterschied zwischen Körpern, die sich berühren und nicht berühren, nicht angeben. (Dies würde völlig richtig seyn, wenn es kein Aneinander gäbe, welches ein strenges Aufsereinander ist, mit Aufhebung alles Zwischenraums. Aber diesen Begriff hat die Geometrie ausgestofsen, die den Raum zur fliefsenden Gröfse macht, und nicht einmal zwey streng aneinander liegende Puncte, viel weniger zwey streng aneinander liegende Flächen duldet. Hierin hat die Geometrie Recht auf ihrem Standpuncte, aber diejenigen haben Unrecht, welche diesen Standpunct für den einzigen halten. S. Hauptp[uncte] d[er] Met[aphysik] § 7. — Uebrigens verwickelt sich die Schwierigkeit für den, der die metaphysischen und psychol[ogischen] Untersuchungen über die Reihenformen, als blofse Producte des Vorstellens, nicht kennt, noch mehr durch die höhern Berührungen unsrer neuern Geometer und durch Anziehung der glatt geschliffenen Körper; wobey die Kräfte sich zu durchdringen scheinen, während die Körper aufser einander bleiben; ein völlig ungereimter Begriff, der aber unsern, an die actio in distans gewöhnten Physikern sehr wohl gefällt.

Zu Seite 152, § 98, Fufsnote: „Die wahre Construction ....“

In HE I fügt HERBART dieser Fufsnote folgende Worte hinzu:

KANT's eigne Vorstellungsart von der Materie ist voll von Widersprüchen und schlechterdings falsch und unbrauchbar. Ueber die Art, wie er, und wie LEIBNITZ sich hier zu helfen suchten, sehe man meine oben genannte Abhandlung, § 14 und 27.

Zu Seite 153, § 99. In HE I steht hier die folgende „Anmerkung“:

Hieher gehören die Widersprüche in der Veränderung insofern, als sie sich blofs auf den Zeitverlauf während der Veränderung beziehn. Z. B. das Argument gegen das Entstehn und Vergehn, welches SEXTUS, Pyrrh. H. III, 14 anführt; SOKRATES wurde geboren entweder da er war, oder da er nicht war. Im ersten Falle ist er zum zweytenmale geboren worden, (denn um da seyn zu können, mufste er ja das Daseyn schon früher empfangen haben); im andern Falle war er, und war auch nicht; jenes, durch die Geburt; dieses, nach der Voraussetzung. — Desgleichen: SOKRATES starb entweder, da er lebte, oder da er nicht lebte. Im ersten Falle entsteht ein Widerspruch zwischen Leben und Sterben; im zweyten Falle ist SOKRATES zweymal gestorben. — Dieses Argument kann zu weiter Nichts dienen, als dazu, dafs man sich auf den Begriff des Eintretens in die Zeit genau besinne. Erlaubt man sich, zwey nächste Zeitmomente zu setzen: so fällt das Eintretende in den zweyten, während es noch fehlt in dem ersten. Das Eintreten selbst ist alsdann ohne Succession; und hierin würde keine Schwierigkeit liegen, wenn man nicht nach einer Ursache des Eintretens fragte, wovon tiefer unten im § 106. Aber zwey nächste Zeitmomente vertragen sich nicht mit dem geometrischen Begriffe von der Zeit als einem Continuum; und das trifft den Inhalt des gegenwärtigen Paragraphen. Die Auflösung der Schwierigkeiten geschieht auch hier dadurch, dafs man die Geometrie auf ihren Standpunct beschränkt, wovon das Weitere in der Metaphysik (vgl. Hauptpuncte d. Metaphys. § 8). Die unendliche Theilbarkeit des continuum kommt schon bey ARISTOTELES vor. Phys. I, 3: *εις απειρον διαιρετον το συνεχες.* Er gedenkt dabei einiger Streitfragen über die Theile und das Ganze.

Dem Schlusse des § 99 fügt HERBART noch hinzu:

Verschiedenheit dieses Problems vom vorigen. Im Raum findet Durchdringung statt; in der Zeit Geschwindigkeit. Auf die erstere ist KANT gekommen; er hätte ihr nachgehen sollen, statt die Mas[se] als realisirten Raum zu betrachten.

Zu Seite 154, § 100. In HE I fügt HERBART nach den Schlufsworten des ersten Absatzes: „Gränzen aufzufassen“ folgende Sätze ein:

Wer dieses vergäſse, der könnte wohl fragen: da alles Entstehende Zeit braucht, entstehn nicht die neuen Zeittheilchen selbst in der Zeit? Und da alles Ausgedehnte im Raume ist, setzt nicht der Raum selbst einen Raum voraus, in welchem er enthalten sey? — Darauf ist die Antwort: Die Zeit entsteht nicht, denn sie ist nichts für sich, sondern die Vorstellung derselben bezieht sich allemal auf irgend Etwas, welches entsteht; — und der Raum ist nirgends, weil er überhaupt nicht ist, sondern bloſs eine Form der Zusammenfassung dessen bezeichnet, was sich ein Zuschauer als vorhanden denkt.

Zu Seite 156, § 101 merkt HE I an:

Hier ist der Standpunct des Aristoteles; nämlich so, daſs er den Widerspruch nicht erwartet. Phys. I, 3 *ουδεν των αλλων χωριϛον εϛι παρα την ȣσιαν, παντα γαρ κατ᾽ ὑποκειμενȣ λεγεται της ȣσιας.*

Zu Seite 158, § 102. Nach dem ersten Absatz: ... „wie zuvor" sind in HE I folgende Sätze eingefügt:

Die Wahrnehmung der Veränderung ist jedoch nicht streng augenblicklich, und deshalb nicht Anschauung im genauesten Verstande zu nennen. Sondern sie besteht aus Erinnerung an den vorigen Zustand, verbunden mit der Anschauung des Gegenwärtigen. Diese Bemerkung findet sich beym Sextus, Pyrrh. H. III, 13, in einem Capitel, welches auſserdem der gerechten Erwartung, die man sich davon machen könnte, keineswegs entspricht. Er huldigt hier, in der Lehre von der Veränderung, der übeln Angewöhnung an lauter Dilemmata, z. B. das Veränderte ist entweder Körper oder nicht Körper; — dadurch werden aber Hypothesen herbeygeführt, die der Sache fremdartig sind. Die Schwierigkeit der Veränderung liegt im Inhalte dieses Begriffs; hier, und nicht erst in seinem Umfange, muſs man sie nachweisen. Zulässig sind indessen die Dilemmata insofern sie das Mannigfaltige auseinander setzen, was in dem Begriffe selbst liegt. Hier, die Zeitmomente und Zustände, welche im Begriffe der Veränderung zusammengefaſst werden.

Zu Seite 160, § 103. Nach dem zweiten Absatz: ... „real vorsteile" ist in HE I folgende „Anmerkung" eingefügt worden:

Der ältere Idealismus läugnete nur die Körperwelt, und zwar hauptsächlich wegen der compositio continui. Man glaubte sie zu widerlegen, indem man eine Ungereimtheit an die Stelle der andern setzte. Die Körper sollten dadurch den Schein der continuirlichen Raumerfüllung hervorbringen, daſs sie zwar aus einfachen Substanzen, aber mit räumlichen Kräften versehen, beständen. S. Poley zum Locke, Anmerkung 162, vergl. ebendesselben Anmerkung 44.[1] Daſs räumliche Kräfte keine realen Prädicate abgeben können, sieht man sogleich daraus, weil der Raum ein Gewebe von Negationen ist, die mit der Realität, als reiner Position, in keine Gemeinschaft treten können. Vergl. auch hier § 115. —

Zu Seite 161, § 103. Nach dem 3. Absatz: ... „kein Ich sey" (Z. 10 v. u.) hat HE I folgenden Zusatz:

Locke (II, 27) zweifelt, ob wir allezeit dieselbe denkende Substanz sind, oder nicht; weil das Bewuſstseyn durch Vergessen und Schlafen unterbrochen wird, und wir alsdann unser vergangenes Selbst aus dem Gesicht verlieren. Er findet es möglich, daſs ein und dasselbe Bewuſstseyn aus einer denkenden Substanz in eine andre versetzt werden könne. Eben

[1] Uebersetzung von Locke. An essay concerning etc. von H. E. Poley, Altenburg 1757.

so behauptet er in Beziehung auf die Seelenwanderung, dafs einerley Seele verschiedene Persönlichkeiten successiv annehmen könne. Er beruft sich dabey auf die unläugbare Vervielfältigung der Persönlichkeit in manchen Arten des Wahnwitzes. — Man kann ihn aus Gründen der Metaphysik und Psychologie widerlegen, aber sein Irrthum ist nicht stärker, als der ganz entgegengesetzte, in den FICHTE verfiel, da er in dem Ich ein ursprünglich Reales, ja den Grund aller Realität zu finden glaubte.

Zu Seite 164, § 105. Der Schlufssatz des § 105 wird in HE 1 folgendermafsen verändert:

„Vielleicht war dies der Sinn, welchen ANAXIMANDER mit dem *απειρον* verband."

Die darauf folgende Anmerkung der 2. und 3. Ausg. lautete ursprünglich in HE 1:

PHEREKYDES nannte die Erde als Urstoff (*ὑλικη αρχη*), ANAXIMANDER das *απειρον*, ANAXIMENES die Luft, HIPPASOS das Feuer, XENOPHANES Erde und Wasser, OENOPIDES Feuer und Luft, HIPPON Feuer und Wasser, ONOMAKRITOS Feuer und Wasser und Erde, EMPEDOKLES und Spätere vier Elemente (die bekannten). SEXT. Pyrrh. H. III, 4. Merkwürdig aber ist die *ὑλη αποιος* (ebendaselbst nur genannt und dem Demokrit zugeschrieben) mit der SEXT. nichts zu machen weifs. SEXT. konnte sich in die Losreifsung der Qualität von der Realität nicht finden, die PLATON im Timäus bey der Lehre von der Materie, auf das Bestimmteste und Deutlichste anstellt, und durch die Veränderlichkeit der Dinge begründet, indem er dem Veränderlichen nur die Bezeichnung *τοιοῦτον*, ein solches, zugesteht, die beharrliche Substanz aber mit der Benennung *τοῦτο*, dieses, belegt. Diese, alle Beschaffenheiten aufnehmende, selbst aber niemals irgendwie beschaffene, Substanz ist dem PLATON die Materie. PLATO Timaeus, pag. 342 ff. ed. Bip. — *απειρον* kommt sowohl der Art als der Gröfse nach vor bey ARISTOTELES Phys. I. 5, § 7. ARISTOTELES Phys. I. 5, § 3 läfst den ANAXIMANDER *εκκρινειν*.

Dieses *εκκρινειν* sieht aber einer verdorbenen Darstellung viel zu ähnlich. Ebendaselbst *το γινεσθαι τοιονδε καθεστηκεν αλλοιουσθαι*. Dieses scheint der wahre Sinn der Anaximandrischen Lehre zu seyn. „Das: ein Solches werden, ergiebt schon die Veränderung. Auf die Weise sind die Platonischen Lehren von der Materie weit älter als Er. ANAXIMANDER's Lehre ist offenbar aus dem Gegensatze gegen bestimmte Elemente entstanden, nach SIMPLICIUS *μητε ὑδωρ* u. s. w.

TENNEMANN verdirbt offenbar die Lehre des ANAXIMANDER; er thut, als wäre sie ein Chaos, woraus sich erst künftig deutliche Begriffe erzeugen sollten; während gerade umgekehrt speculative Gedanken demjenigen am klärsten sind, der sie erfindet, von den Nachfolgern aber sogleich verdorben werden. — Das Vereinen widersprechender Ansichten ist in der Gesch[ichte] der Phil[osophie] eine schlechte Manier; es kommt darauf an, dafs man selbst in sich den bestimmten Gedanken eines früheren Denkers wieder erzeugen und bey jenen Alten vor ARISTOTELES, deren Betrachtungen nicht wie die heutige Modephilosophie ein Gemenge aus allerley aufgehorchter Meinung, sondern ursprüngliche Erzeugnisse ruhiger Forschung waren, mufs man die gröfstmögl[iche] Klarheit voraussetzen.

Zu Seite 164, § 106. In HE 1 macht HERBART zum Eingang des § 106 die Anmerkung:

ARISTOTELES stellt gegenüber die *μορφη* und die *στερησις*.

Zu Seite 165 Anmerkung. Die Anmerkung „diesem regressus ... u. s. w. „hat in HE 1 folgenden Wortlaut:

Ausführung über den regressus in inf. — SEXTUS Emp. Pyrrh. Hyp. III, cap. 2 bemerkt schon, Einige betrachteten das Gegenwärtige als Ursache des Künftigen. Andre aber liefsen dies nicht zu, weil der Begriff der Ursache relativ sey, und folglich der Wirkung nicht vorangehn könne. JAKOBI Werke, zweiter Band, S. 196 u. s. f. sagt, MENDELSSOHN sey der erste gewesen, der ihm unbedenklich seinen paradoxen Satz: Succession sey blofse Erscheinung, zugegeben habe. JAKOBI selbst behauptete: „der

Begriff vom princ. fiendi würde in die Sprache von Wesen, die nur anschauen und urtheilen, nicht handeln könnten, gar nicht gekommen seyn." Die lebendige Erfahrung vom Thun soll die Grunderfahrung seyn, durch die wir zum Caus[al]-Begriff kommen. — Vergl. hier § 109; wo der wahre Ursprung des Causal-B[egriffes] angegeben wird.

SEXTUS sucht indessen nur zu der Veränderung eine Urs[ache] (anders als LEIBNITZ, der seinen Satz des zureichenden Grundes viel zu weit ausdehnt. Da nun die Veränderung zeitlich ist, so möchte er wohl nicht mit dem Begriffe einer unzeitl[ichen] Causalität umzugehen gewufst haben. — SEXTUS fängt seine Einwürfe gegen die Causalität damit an: Ursache und Wirkung beziehen sich auf einander, jedes setzt das andre voraus, folglich werden sie durch die Zirkel-Bedingtheit vernichtet.

Zu Seite 170 2. Anmerkung. In der 2. Anmerkung (2. Zeile v. u.) fügt HE 1 nach „Sitz" ein: ὑποκειμενον." — Nach den Schlufsworten „lächerlich wäre" hat HE 1 noch die Worte:

Die Widersprüche hierin sieht A[RISTOTELES] nicht; darum fragt er ganz naiv gegen die Eleaten: Warum sollte es denn keine Veränderung geben? (Phys. I. 4, § 4.) Aber wo in HERAKLIT's Darstellung die Widersprüche sich verrathen, da erwacht der Tadel des Erfinders der Logik.

Zu Seite 181, § 111. In HE 1 folgt dem § 110 noch die folgende „Anmerkung."

Es ist vielleicht nicht überflüssig, hier noch aus SEXTUS (Pyrrh. H. III, 14) anzuführen, dafs sich das Entstehn und Vergehn weder dem Seyenden, noch dem Nicht-Seyenden zu schreiben läfst; in der That darum, weil sowohl das Entstehende als das Vergehende den Begriff eines seyenden Nichts, oder eines nichtigen Seyns, einschliefst, und daher ohne Widerspruch nicht kann gedacht werden.

Zu Seite 181, § 112. In HE 1 fügt HERBART dem § 112 noch folgende Sätze hinzu:

Dafs hiermit alle Naturlehre aufgehoben sey, wufste ARISTOTELES sehr gut. Er weiset im Anfange seiner Physik ausdrücklich das ἑν ακινητον zurück, als Gegenstand nicht der Physik, sondern einer blofsen Streitfrage und erklärt, dafs er von der Voraussetzung ausgehe, die Naturgegenstände seyen entweder alle oder einige in Veränderung begriffen.

Zu Seite 186, § 116. Zu den Erörterungen über „das Seyende" der Eleaten fügt HE 1 hinzu:

„MELISSUS soll es für απειρον, PARMENIDES für πεπερασμενον erklärt haben, sagt ARISTOTELES. Phys. 1, 3.

Zu Seite 186, § 116. Zu dem 2. Absatz „Gar sehr . . . . SPINOZA u. s. w." macht HE 1 folgende Anm[erkung].

Das Studium des SPINOZA ist heut zu Tage deshalb nothwendig, weil es die neueste Philosophie begreiflich macht; und man kann es auch darum empfehlen, weil die Ethik des SPINOZA zu den am sorgfältigsten geordneten und im klarsten Stile geschriebenen philosophischen Werken gehört.

Zu Seite 187, § 116, Anmerkung. Die Anmerkung der 2. Ausg.: „Herr Professor BRANDIS u. s. w." hatte ursprünglich in HE 1 folgende Fassung:

Die commentatationes eleaticae von BRANDIS sind als gelehrte Sammlung höchst schätzbar, aber man mufs hier den Ausleger vom Philologen unterscheiden. Denn der übrigens vortreffliche Verfasser ist nicht frey von dem verkehrten Streben, heutige vermeinte Weisheit seinen Alten unterzuschieben. Zwar nicht eine Argumentation, aber doch ein dunkles Gefühl (sensum et praenotionem, pag. 177 etc.) von dem Unterschiede der Substanz und ihrer Attribute oder gar der natura naturans und naturata, will er bey ihm finden. Es ist aber gerade das höchste und nicht genug zu preisende Verdienst des PARMENIDES, dafs er von der Substanz und ihren eingebildeten Attributen nichts weifs, und dafs er die ganze Heraklitische Ungereimtheit weit von sich weist. — Wer sich solche Auslegungen erlaubt, der verliert den Gewinn seiner Studien, er verwickelt sich selbst und seine Lehre in Misverständnisse. Aehnliche Auslegung macht BÖKH

von Philolaus. — Wieviel besser macht es hier Aristoteles! Zwar begreift er die Eleaten nicht, denn er fragt ganz naiv, warum Veränderung und Bewegung nicht Statt finden solle (δια τι ακινητον, ει ἑν; δια τι αλλοιωσις ȣκ αν ειη); aber er läſst Jedem seine Lehre und verdirbt sie nicht.

Zu Seite 188, § 117. Nach den Schluſsworten des 2. Absatzes .... „ruht es immer." hat H E I folgende Anmerkung:

Hiemit im Wesentlichen ähnlich ist das Argument des Diodorus Kronus, welches so lautet: „Was sich bewegt, das bewegt sich entweder in dem Orte wo es ist, oder in einem Orte wo es nicht ist. Aber wo es ist, da bewegt es sich nicht, denn da ist es in Ruhe; wo es nicht ist, da kann sich auch nichts mit ihm ereignen; also bewegt es sich gar nicht (Sext. Pyrrh. H. III, 8). Dies ganze Capitel des Sextus verdient hier nachgelesen zu werden. Es zeigt sich darin weit mehr Nachdenken über den höchst wichtigen Gegenstand, als die Neuern daran zu wenden gewohnt sind. In neuern Zeiten ist nicht die Bewegung, aber wohl die bewegende Kraft, wodurch ein Körper den andern stöſst oder anzieht, Gegenstand der Untersuchung gewesen.

Zu Seite 189, § 118. H E I schreibt:

„Alles lebt nach Spinoza, der zu jedem — ein entsprechendes Denken fordert, und nach der heutigen von ihm abstammenden Naturphilosophie. Aber die Freude über das Leben ist nicht neu. Poley bey Locke (S. 308) freut sich schon, daſs durch Leibnitz die ganze Naturlehre lebendig geworden, so todt dieselbe auch ausgesehen, da man die Körper für bloſs leidende Dinge gehalten.

Hier ist zu merken 1., daſs Tod und Leben beydes empirische Begriffe und zur Erkenntniſs der wahren Wesen einer so untauglich ist als der andere 2., daſs die Vorliebe für Lebendiges von einem ästhetischen Urtheile herrührt, welches in der Metaphysik gar keine Stimme hat.

Zu Seite 195, § 120. H E I schreibt:

„Wegen des περας (des Philolaus, Anaximander, Platon) ist zu merken, daſs Aristoteles im Anfange des Physicon den Ausdruck von der Zahl versteht. Eine Spur der Ideenlehre zeigt sich Phys. I, 3: wenn das ον, sowohl ȣσια als ποσον ist, so ist es Zwey und nicht Eins. Ist es aber bloſs ȣσια, so ist es nicht ποσον, also auch nicht απειρον (ganz Melissus.)

Zu Seite 198, § 121. H E I verbessert auf der 2. Zeile des § 121: „einen sehr allgemeinen [dem klassischen Alterthume noch unbekannten] Misverstand".

Zu demselben § ist in H E I noch das Folgende hinzugefügt:

Garve Ethik, Arist[oteles] S. 451 sagt „für Platons aufmerksame Leser ist es unbestreitbar, daſs in der Idee ein ganz unabhängiges substantielles Daseyn gegeben." Dies sagt Garve, der doch am ersten eine für ihn verständlichere Deutung zu suchen verleitet werden konnte, da er die Ideen so wenig begriff, daſs er gleich darauf von einem Irgendwo spricht, wo die Ideen seyn sollten. Vorher erwähnt er deutlich des göttlichen Verstandes, und dann fährt er mit einem Aber fort.

Sextus Pyrrh. H. II, cap. 20 handelt die Frage, ob die γενη und ειδη Gedanken (ἐννοηματα) seyen, oder für sich bestehen (ιδια ὑποςασει) förmlich ab. Bey der ersten Alternative fällt ihm aber nicht ein, von Gedanken der Gottheit zu reden, vielmehr betrachtet er sie als widerlegt durch Gründe, die sich auf menschl[iche] Erkenntniſs beziehen. Bey der zweiten verweilt er am längsten und führt den ganz natürlichen

Einwurf an: *αμηχανον εςι, εν τι ὑπαρχον αλλῳ και αλλῳ κατα ταυτο περιεχεσθαι ὀτως, ως ὁλον εν ἑκαςῳ θεωρεισθαι των εν οἱς ειναι λεγεται.*

Alles kommt hier darauf an, ob *ἰδέαι* im Sinne der Alten Vorstellungen seyn können? welches ich verneine. —

SEXTUS Prrh. H. III, 18 hat folgende Stelle, wo von der Pythagorischen Zahlenlehre die Rede ist (folgt die Stelle: *φασὶ ὅτι . . . . αοριςος δυας.*) Diese *αοριςος δυας* ist die Idee der Zweyheit, die wahre ursprüngliche Zwey (*ἡς κατα μετουσιαν . . . . παρα ταυτα.*) Hiemit im directen Widerspruche steht ARISTOTELES Phys. III. 4, 84. *ου γαρ χωριςον ποιουσι τον αριθμον.* Wahrscheinlich weil m e h r e r e Pythagoräer, und diese unter sich uneins waren.

Dies ganze merkwürdige Capitel (sc. Pyrrh. H. III, 18) müfste man abschreiben, um den Ursprung der Platon[ischen] Lehre in der Pythagorischen, von der sie die Erweiterung ist, nachzuweisen. — Hieher gehört vornemlich die Bemerkung, dafs Ideen, da sie E l e m e n t e seyn sollen, nicht V o r s t e l l u n g e n seyn können.

Wenn endlich einige Stellen bey PLATO vorkommen, welche die Meinung von den Ideen im göttlichen Verstande begünstigen: so sollte man bedenken, dafs jedem, nur etwas zartfühlenden Denken, eine religiöse Gesinnung bleibt, die älter ist, als sein System, die sich unabhängig von demselben erhalten hat, und die man nicht aus den systematischen Lehrsätzen erklären kann. Diese wird zuweilen das System zu beherrschen scheinen; und das um so mehr, je stärker der Forscher es empfunden hat, dafs seine Lehre manches im Dunkeln liegen läfst, ja dafs sie vielleicht schwache Seiten hat, die dem Zweifel Preis gegeben sind. Wie sehr PLATON dies fühlte, wissen wir aus dem Timäus. Eben deshalb nun mufs man, um das System rein zu fassen, diese hineingetragenen, relig[iösen] Vorstellungen wieder absondern, denn so schön sie an sich seyn mögen, h i e h e r gehören sie nicht. . . . . Dafs die Ideen nicht i r g e n d w o seyen, sagt ARISTOTELES ausdrücklich. Phys. III, cap. 4, § 4. Ein Neuerer hätte hinzugefügt, sie seyen aber im göttlichen Verstande. ARISTOTELES weifs davon nichts.

TENNEMANN hat die Dreistigkeit gehabt, zu bekennen, dafs ARIST[OTELES] die Plat[onischen] Ideen für reale Wesen halte. Er soll ihn nie verstanden haben. ARIST[OTELES] polemisirt eigentlich immer fort gegen PLATON, auch wo er ihn nicht nennt; seine Philosophie ist zugleich Gegensatz und Fortsetsung zum PL[ATON], dies ist merklich an den vielen Stellen, wo er sagt, alles andre aufser der *ουσια*, lasse sich n i c h t sondern. Wem sagt er das? dem PLATON. Kein andrer denkt an die Frage.

Nach ARISTOT[ELES] Met[aphysik] VIII, cap. 2 nahm PL[ATON] d r e y *ουσιας* an, die *ειδη*, die *μαθεματικα*, und die *ουσια των αισθητων σωματων.* Darin liegt wegen der math[ematischen] Dinge irgend eine feinere Unterscheidung ARIST[OTELES] in der Ethik I, 4 sagt, PLATON habe keine *ιδεαν των αριθμων* angenommen, weil darin ein *πρωτερον* und *ὑςερον* liege (ob dies auch hier ein ursprüngliches und abgeleitetes seyn mag?) Beym ARIST[OTELES] spukt die Liebe zum Eintheilen. Erst theilt er die Bedeutung des *ον*, deren eine seyn soll die *ουσια*; hintennach fällt ihm ein, auch die *ουσια* 4 fach zu nehmen.

Zu Seite 200, § 122. In H E 1 macht HERBART den Zusatz zu § 122:

Dafs PL[ATON] es ausdrücklich so will, lehrt die Stelle im Phädon gegen den ANAXAGORAS.

Zu Seite 201, § 123. H E 2 macht folgende Randbemerkung:

„PLATON's transscendentale Freyheit siehe im Phädrus, und daraus bey Cic. tusc. qu. 1, 23, und d[e] n[atura] D[eor.] 12. Die transscendentale Freyheit der Wärme in der Welt, (welche nicht von aufsen, also von sich selbst angeregt wird) ist die Weltseele der Stoiker." —

Zu der Anmerkung: „Ein auffallendes Beyspiel etc." macht H E 2 den Zusatz: Auch EPIKUR hatte innatas cognitiones Deorum. Cic. d[e] n[at.] D[eor.] 1, 16, 17.

Zu Seite 203, § 123, Variante. H E 2 schreibt an den Rand:

„überhaupt nicht Religion sehen, wo keine ist. Nach Cic. d. nat. Deor. war selbst zu Eleusis und Samothraka und Lemnos, rerum magis natura quam Deorum angedeutet. Also doch etwas von mysteriöser Lehre!"

Zu Seite 208, § 126. In HE 1 macht HERBART zu dem Schlufsworte des ersten Absatzes . . . . „wären." folgende Note:

Dafs die Stoiker, welche noch am ersten nennenswerth scheinen möchten, im Grunde nur mit Platonischen Ueberbleibseln sich brüsteten, erkannte schon das Alterthum. SEXT. Pyrrh. H. I, 235 und CICERO an vielen Stellen.

Zu Seite 212 u. 213, § 127, (vgl. die Anmerkung zu § 127, S. 213). In HE 1 findet sich folgende Bemerkung:

Ungeachtet aller Fehler der Kantischen Lehre ist doch die Kantische Schule die einzige, von der man hoffen kann, dafs in ihr das Streben nach wahrer Wissenschaft fortdauern werde. Die Schelling'sche erstickte dies Streben in der Phantasie, die Jakobi'sche im Gefühl.

KANT's Untersuchungen in der ersten Hälfte der Vernunftkritik sind nur Mittel zum Zweck. Er erlöste die Philos[ophie] aus dem Knechtsdienste gegen die Theologie, indem er zeigte, dafs sie die Arbeit, welche ihr von dieser aufgegeben worden war, nicht vollbringen könne.

Zu Seite 225, § 132. HE 2 macht zum Eingang des § 132 die Anmerkung:

Recht gut zur Vorbereitung ist CHRYSIPP's Satz: esse hominem, qui nihil in omni mundo melius esse, quam se, putet, desipientis arrogantiae est. Cic. d. n. D. II, 6.

Zu Seite 228, § 132. Zu der Stelle von der „Selbstliebe" vor dem Absatze schreibt HE 2:

„Selbstliebe und blofse Gröfse tadelt Cic. d. nat. D. I, 43 etc. auch an EPICUR's und DEMOKRIT's Göttern.

Zu Seite 229—232, § 132, Anmerkung. HE 1 schreibt:

Wenn Philos[ophie] u. Religion zusammenkommen, so ist unbedenklich Religion das Veste, und Philos[ophie] das Schwankende zu nennen. Denn jene, — die man nur nicht mit einer streitigen und streitsüchtigen Dogmatik verwechseln mufs, — ist gegründet auf den immer gleichen und allgemeinen Bedürfnissen der menschl[ichen] Natur; diese hingegen arbeitet sich mühsam in wenigen Köpfen aus gemeinen Vorurtheilen und künstl[ichen] Irrthümern hervor.

JAKOBI hätte nicht zagen sollen wegen der Weissagung LICHTENBERG's.

Seine (sc. JAKOBI's) Philosophie besteht darin, die Widersprüche nicht denkend aufzulösen, sondern sie fühlend zu überspringen. Solch unwissenschaftliches Beginnen ist für diejenigen rathsam, denen das Denken zu lange währt und ihre geistige Gesundheit auf eine zu starke Probe setzt.

Der Verfasser dieses Buches empfindet eine hohe Achtung für JAKOBI's Persönlichkeit; obgleich er JAKOBI's Angriff auf SCHELLING geradezu misbilligt, denn man soll die Lehre eines Denkers, der zugleich ein ehrlicher Mann ist, nie von der religiösen Seite angreifen. Doch liegt JAKOBI's Entschuldigung in seiner speculativen Schwäche; er wufste die Blöfse der Schelling'schen Lehre nicht zu finden.

Aber die Jakobi'sche Schule ist nicht JAKOBI's Person. Dafs sie es übel aufnimmt, wenn man nach JAKOBI noch fortfährt zu denken, hat sie mit allen Schulen gemein; der Verfasser erträgt ihre Misbilligung noch um etwas leichter, als die jeder andern Schule, denn sie hat von wahrer Wissenschaft noch weniger einen Begriff, als jede andre Schule.

In Hinsicht auf ihre Wirksamkeit aber steht sie mit der Schelling'schen gleich. Beyde werden noch lange fortdauern; man irrt sehr, wenn man glaubt, der Streit sey schon zu Ende. Beyde haben ihren Anhang in der Natur des Menschen.

II.

LEHRBUCH ZUR PSYCHOLOGIE.

[Text der 1. Ausgabe 1816 mit Beifügung der Abweichungen der 2. Ausgabe 1834.]

Ce n'est pas sur les idées d'autrui que j'écris; c'est sur les miennes. — Que si je prends quelquefois le ton affirmatif, ce n'est point pour en imposer au lecteur; c'est pour lui parler comme je pense. Pourquoi proposerais-je par forme de doute ce dont, quant à moi, je ne doute point? Je dis exactement ce qui se passe dans mon esprit.[1]

Rousseau.

Bereits abgedruckt:
SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke* (Bd. V, S. 1—187), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

[1] Dieses Motto fehlt in der 2. Ausg.

Vollständiger Titel der Originalausgabe:

Lehrbuch

zur

Psychologie

von

Johann Friedrich Herbart,
Professor der Philosophie zu Königsberg.

Königsberg und Leipzig,
bey August Wilhelm Unzer.
1816.

Vollständiger Titel der II. Ausgabe:

Lehrbuch

zur

Psychologie

von

Johann Friedrich Herbart,
Hofrath und Professor der Philosophie zu Göttingen,
Ritter des Königl. Preufsischen rothen Adler-Ordens vierter Klasse.

Zweyte verbesserte Auflage.

Königsberg, 1834.
Bei August Wilhelm Unzer.

Vorrede.

[III] Die Psychologie ist zwar in der gesammten Philosophie weder das Tiefste, noch das Höchste, sondern sie ist der erste unter den drey Theilen der angewandten Metaphysik. Dennoch behauptet sie eine besondere Wichtigkeit für das Ganze der Wissenschaft. Theils schon darum, weil man der psychologischen Frage nach der Möglichkeit der Erkenntnifs sich nirgends erwehren kann, wo etwas mit Entschiedenheit als Wahrheit und als frey vom Verdachte des verborgenen Irrthums soll anerkannt und vestgestellt werden. Theils deshalb, weil seit Jahrhunderten gerade die Psychologie der Sitz derjenigen Vorurtheile war, welche anzufechten man sich selten und wenig ernstlich einfallen liefs, welche vorauszusetzen dagegen und als Waffen gegen andere Lehren zu gebrauchen, beynahe gemeine Sitte unter den Philosophen war und ist. Verbesserung der psychologischen Vorstellungsarten ist daher eine Grundbedingung der Berichtigung des Irrthums in allen Theilen der Philosophie, und mit[IV]telbar in allen Wissenschaften, sofern die ebengenannte auf sie einfliefst.

Wie gewifs aber auch die Erfahrungs-Seelenlehre (und von einer rationalen Psychologie, dergleichen WOLFF versuchte, hat man sich entwöhnt zu reden) nur auf der trüglichen Oberfläche der Erscheinungen stehen bleibt, glücklich genug, wenn sie durch die Erschleichungen, denen sie niemals entgeht, nur nicht die Thatsachen selbst entstellt: eben so gewifs ist es gleichwohl nothwendig, die Erscheinungen vorher mit Aufmerksamkeit zu betrachten und zu mustern, ehe man versuchen kann, die wahre Natur dessen, was ihnen zum Grunde liegt, zu erforschen. — Ehemals konnte man in akademischen Vorlesungen mit einiger Sicherheit voraussetzen, die Zuhörer seyen schon auf den Schulen mit empirischer Psychologie und Logik vorläufig bekannt gemacht; und bey den Fortschritten des philosophischen Denkens in neuerer Zeit, da die mündlichen Vorträge nicht leichter, sondern schwerer ausfallen müssen, sollte die Universität nicht eine schlechtere, sondern eine bessere Unterstützung durch die Gymnasien erhalten. Mathematik und Sprachen können Vieles, aber nicht Alles leisten; am wenigsten jetzt, da verschiedene wichtige Verbesserungen des Unterrichts-Ganges noch immer durch die Bedenklichkeiten der Schulmänner zurückgehalten werden. Jedes Studium läuft Gefahr, in Verfall zu gerathen, dem die nöthige Vorbereitung zur rechten Zeit im öffentlichen Unterrichte entzo[V]gen wird. Die Philosophie hat in diesen Zeiten mit vielen inneren Verwirrungen zu kämpfen. Wird man ihr aufhelfen, indem man ihr ent-

zieht, was sie hatte? Glaubt man, es werde den Wissenschaften frommen, wenn die Philosophie in Verfall gerathe?

Diejenigen nun, welche unter der Versäumnifs gelitten haben, die leider neuerlich anfängt gewöhnlich zu werden, können nur nachzuhohlen versuchen. Dazu ist es gleich im Anfange der Universitäts-Jahre die höchste Zeit. Anzurathen ist demnach, dafs Jeder, noch während er die Vorträge über Logik und zur Einleitung in die Philosophie besucht, sich durch Privatstudium in den Vorhöfen der Psychologie einheimisch mache. Kant's Anthropologie darf nicht durch die Ehrfurcht, welche dem grofsen Namen ihres Urhebers gebührt, zurückschrecken; sie gewährt eine leichte und heitere Lectüre. Hoffbauer's Grundrifs der Erfahrungs-Seelenlehre giebt mit vieler Präcision eine kurze Übersicht über das Ganze. *Maafs* über die Leidenschaften, und desselben Verfassers Werk über die Gefühle, wird in den Geist der bisherigen Psychologie hinein versetzen; zugleich eine treffliche logische Übung in mancherley Hinsicht veranlassen können, und überdies anleiten, poetische Kunstwerke von der psychologischen Seite zu betrachten. — Die Vorträge, welche nach dem gegenwärtigen Lehrbuche sollen gehalten werden, sind bestimmt, so viel Kenntnifs der Thatsachen in gedrängter Darstellung mitzutheilen, als [vi] der höhere Zweck, das philosophische Studium im Ganzen zu fördern, bey der Kürze der Zeit gestatten wird.

Die Aufnahme, welche dies Buch im gröfsern Publicum zu erwarten hat, läfst sich aus psychologischen Gründen einigermaafsen vorhersehn. Zwar die Seelenvermögen werden aus der wissenschaftlichen Psychologie irgend einmal verbannt werden, eben sowohl als das Phlogiston aus der Chemie hat weichen müssen, denn die Natur der Sache legt die Untauglichkeit beyder Hypothesen klar vor Augen. Allein eine neue Vorstellungsart, wie sehr sie auch der Wahrheit sich nähern möchte, erhält nicht eher Zustimmung und Dank, als nachdem die Gelehrten in deren Anwendung sich geübt und die Entbehrlichkeit der alten Meinung stark genug empfunden haben.

[VII] Inhalt zur 1. Ausgabe.

[IX]

Inhalt zur 2. Ausgabe.

Einleitung.

[1] [1] 1. Der Mensch, ein Gegenstand der äufseren und inneren Erfahrung, bietet in Ansehung dessen, was er, nach Beyseitsetzung des Leibes, als sein wahres Selbst betrachtet, und was er, noch ohne es näher zu kennen, seinen *Geist* nennt, der empirischen Auffassung einen reichen Stoff dar zu Bemerkungen und Meinungen, welche Anfangs vorzüglich von Dichtern, Sittenlehrern und Geschichtschreibern mannigfaltig sind gewendet und genutzt, später von Philosophen in eine logische Ordnung zusammen gestellt, und unter dem Namen der *empirischen Psychologie* vorgetragen wurden.

2. Diese Wissenschaft, angenommen dafs sie einer innern Vollendung fähig sey, kann dennoch unsre Erkenntnisse nicht beträchtlich erweitern. Das Meiste, was sie lehrt, mufs ein Jeder aus der Beobachtung seiner selbst schon wissen, um sie nur verstehen zu können; und der Nutzen, den sie beabsichtigt, indem sie den Men[2]schen auf sich selbst aufmerk-

---

[1] Die Abschnitte 1—3 bis zu den Worten „zuvörderst kann von den Gegenständen" (S. 284, Z. 11) lauten in der 2. Ausg.:

1. Innere Wahrnehmung, Umgang mit Menschen auf verschiedenen Bildungsstufen, die Beobachtungen des Erziehers und Staatsmannes, die Darstellungen der Reisenden, Geschichtschreiber, Dichter und Moralisten, endlich Erfahrungen an Irren, Kranken und Thieren, geben den Stoff der Psychologie. Sie soll diesen Stoff nicht blos sammeln, sondern das Ganze der innern Erfahrung begreiflich machen; während dasselbe in Ansehung der äufsern, mit Raumbestimmungen behafteten Erfahrung zu leisten, der Naturphilosophie obliegt. Wie die beiden Erfahrungskreise verschieden und doch verbunden sind, so auch die beiden Wissenschaften. Sie hängen in Ansehung der Grundbegriffe gemeinschaftlich von der allgemeinen Metaphysik ab; jedoch hat zur letztern die Psychologie das eigenthümliche Verhältnifs, dafs in ihr manche Fragen, die bey Gelegenheit der Metaphysik sich erheben, und dort zurückgelegt werden müssen, zur Beantwortung gelangen. Den Vortrag der Psychologie läfst man schon deshalb gern dem Vortrage der Metaphysik vorangehn; und sucht dabey Anfangs den metaphysischen Begriff der Seele (der Substanz des Geistes) zu vermeiden. Hiebey gewinnt der Anfänger gar sehr an [2] Erleichterung; denn theils kann er länger im Erfahrungskreise verweilen, theils erhöhen die mannigfaltigen Beziehungen der Psychologie auf Moral, Pädagogik, Politik, Philosophie der Geschichte, Kunstlehre, das Interesse des Studiums.

1 sam macht und ihm seine wandelbaren Zustände in einem bleibenden Bilde vorhält, wird nicht in besonderem Grade durch die logische, hingegen weit vollkommener durch poetische und historische Darstellung, am unmittelbarsten aber durch moralische und religiöse Ermahnungen erreicht,
5 wofern sich dieselben dem Menschen anpassen, den sie treffen sollen.

3. Reine Empirie darf man überdies in der Psychologie nicht erwarten; vielmehr, wo dieselbe verheifsen wird, da mufs man auf Erschleichungen aller Art gefafst seyn.

Um dies einzusehn, vergleiche man den Stoff und das Verfahren
10 anderer empirischen Wissenschaften mit dem in der Psychologie. Die
11 Naturgeschichte z. B. kann von den Gegenständen, die sie geordnet aufstellt, einzelne Exemplare vorzeigen; sie kann die wahrgenommenen Merkmale bestimmt aufzählen. Nun ist eine regelmäfsige Abstraction möglich, welche von der Kenntnifs der Individuen ausgeht, und von da mit vesten Schritten zu Arten und Gattungen aufsteigt, so dafs unzweydeutig vor Augen liegt, welche Merkmale in der Abstraction bey Seite gesetzt, in der Determination hinzugefügt worden. Indem diese logischen Operationen von den niedrigsten bis zu den höchsten Begriffen, und rückwärts, gehörig vollzogen werden, verleiten sie Niemanden, die höchsten Begriffe für real zu halten; vielmehr weifs Jedermann, dafs dieselben nur Hülfsmittel des Denkens sind, welches sie selbst erzeugte, um eine sehr grofse [3] Mannigfaltigkeit von Naturkörpern bequem überschauen zu können.

Hingegen der Psychologie liegt kein Stoff zum Grunde, der sich klar vor Augen legen, bestimmt nachweisen, einer regelmäfsig und ohne Sprung von unten aufsteigenden Abstraction unterwerfen liefse. Die Selbstbeobachtung verstümmelt die Thatsachen des Bewufstseyns schon in der Auffassung, reifst sie aus ihren nothwendigen Verbindungen und überliefert sie einer tumultuarischen Abstraction, welche nicht eher einen Ruhepunkt findet, als bis sie bey den höchsten Gattungsbegriffen, dem *Vorstellen*,

---

2. Dafs Vorstellungen durch die Sinnlichkeit gegeben, durch das Gedächtnifs aufbewahrt, von der Einbildungskraft vergegenwärtigt und neu verbunden werden; dafs der Verstand sich zeige im Verstehen einer Sprache oder Kunst, die Vernunft im Vernehmen von Gründen und Gegengründen: diese allgemein verbreitete Meinung ist von den Psychologen weiter ausgebildet worden, indem die Unterscheidung des Schönen und Häfslichen der ästhetischen Urtheilskraft, die Leidenschaften dem Begehrungsvermögen, die Affecten dem Gefühlsvermögen zugewiesen wurden u. s. f. Die Meinung ist, dafs diese Vermögen sich in jedem Menschen stets beysammen finden. Allein über die Erklärung und Abtheilung der Vermögen sind die gröfsten Streitigkeiten entstanden; welche längst aufmerksam machen mufsten, dafs die Psychologie einer andern Grundlehre bedarf, worin gleich Anfangs auf die wechselnden Zustände das Augenmerk gerichtet wird. Diese (nicht aber jene Vermögen) erfahren wir in uns unmittelbar.

3. Nützlich ist eine vorläufige Vergleichung der Psychologie mit den drei Hauptzweigen der Naturwissenschaft. Die Naturgeschichte zuvörderst kann von den Gegenständen . . . .

Fühlen, und *Begehren*, angelangt ist; denen nun durch Determination, (also auf dem, für eine empirische Wissenschaft verkehrten Wege) das beobachtete Mannigfaltige so gut es gehen will, untergeordnet wird. [1]Der gröfste Schaden aber geschieht, indem endlich zu den unwissenschaftlich entstandenen Begriffen von dem, *was in uns geschieht*, die (aus metaphysischen Gründen ganz und gar verwerfliche) Voraussetzung von *Vermögen, die wir haben*, hinzugefügt wird. Hiedurch verwandelt sich die Psychologie völlig in eine *Mythologie*; von der zwar Niemand bekennen will, dafs er im Ernste daran glaube, von der man aber gleichwohl die wichtigsten Untersuchungen dergestalt abhängig macht, dafs nichts Klares davon übrig bleibt, wenn jene Grundlage weggenommen wird.

[2]*Anmerkung 1.* Alle neuere philosophische Schriften sind voll von dem, was die Sinnlichkeit empfange, das [4] Gedächtnifs aufbewahre, die Einbildungskraft hervorrufe und in neue Verbindungen bringe, — von dem, was der Verstand denke und was die Vernunft erkenne und gebiete. Zum Beweise, welche Wichtigkeit man noch heutiges Tages auf diese personificirten Seelenvermögen lege, ist erst kürzlich mit grofsem Ernste über die Gedankendinge: *Verstand* und *Vernunft*, hin und her gestritten worden; auch ist die letztere der Mittelpunkt der Schwärmerey bey allen heutigen Partheyen.

Anmerkung 2. Es ist auffallend, dafs in der Psychologie die höchsten Begriffe noch die klärsten sind, die niedrigern aber immer schwankender werden. So ist man, zwar seit nicht langer Zeit, darüber einig geworden,[3] die drey Begriffe *Vorstellen, Fühlen, Begehren*, als die höchsten Gattungen anzusehen, aber die Absonderung der Affecten von den Leidenschaften ist späteren Ursprungs, und noch jetzt nicht ganz in den Sprachgebrauch eingedrungen; fragt man vollends nach den Arten des Gedächtnisses, als Ort-Gedächtnifs, Namen-Gedächtnifs, Sach-Gedächtnifs, u. s. w., so übernimmt Niemand diese Eintheilung vollständig anzugeben; und noch weniger sind die poetische, die mathematische, die militärische Einbildungskraft gehörig von einander gesondert, so offenbare Verschiedenheiten auch in dieser Hinsicht unter den Menschen gefunden werden. Dieser Unbestimmtheit der niederen Begriffe nun sieht man es gleich an, dafs die ursprünglich unbestimmte Auffassung [5] der psychologischen Thatsachen keine ächte *Naturgeschichte des Geistes* gestattet.[4]

---

[1] Die Worte „Der gröfste Schaden . . . . verwandelt sich die Psychologie" (bis 4 Zeilen weiter) variiren mit der 2. Ausg. wie folgt: Wenn nun zu den wissenschaftlich entstandenen Begriffen von dem, was in uns geschieht, die Voraussetzung von Vermögen, die wir haben, hinzugefügt wird, so verwandelt sich die Psychologie . . . .

[2] Die Anmerkung 1 fehlt in der 2. Ausg.

[3] Statt „darüber einig geworden," hat die 2. Ausg. darüber so ziemlich (wiewohl auch nicht ganz) einig geworden . . . .

[4] hinter den Worten „*Geistes* gestattet" hat die 2. Ausg. noch den Zusatz: Gleichwohl werden wir, schon des eingeführten Sprachgebrauchs wegen, uns in der logischen Uebersicht der empirischen Psychologie der gewohnten Namen manchmal bedienen.

[1] 4. Rationelle Empirie, welche aus Beobachtungen Gesetze ableitet, und daraus fernere Beobachtungen vorhersieht und zusammenstellt, kann in der Psychologie nur sehr fragmentarisch Statt finden und kein Ganzes bilden. Zwar im gemeinen Leben erräth Einer des Andern Gedanken und Gesinnungen mit mehr oder weniger Sicherheit; und in so fern sind alle Menschen rationelle Psychologen. (Die Politiker und die sogenannten Menschenkenner am meisten.) Allein um in der Höhe der wissenschaftlichen Abstraction Gesetze zu erkennen, die als Prämissen im folgerechten Schliefsen gebraucht, nicht sogleich trüglich werden sollen: dazu gehört eine ohne Vergleich gröfsere Bestimmtheit der Begriffe, als durch die innere Erfahrung zu erlangen steht.

Anmerkung. Dafs die Schwere umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung anzieht, dies ist ein Gesetz rationeller Empirie, und darauf gründet sich die heutige Mechanik des Himmels. Aber dies Gesetz hat auch die höchste Bestimmtheit und beruht auf den bestimmtesten Beobachtungen. Die Grundlage der Kantischen Philosophie müfste, wenn sie haltbar seyn sollte, ebenfalls rationelle Empirie seyn. Die Täuschung derer, die sie dafür halten, gehört selbst zu den merkwürdigen psychologischen Phänomenen. Dafs Raum und Zeit *gewöhnlich nicht* als unendliche gegebene Gröfsen von den Menschen vorgestellt werden, dafs die Begriffe von Substanz und Ur[6]sache ganz und gar nicht veststehende Kategorien, sondern sehr veränderliche, nach Meinungen, Culturzuständen und Systemen verschiedene, Vorstellungsarten sind; dafs von einem kategorischen Sollen, mit Hintansetzung aller Willkühr, die wenigsten Menschen eine Ahndung haben: dies sind Thatsachen, welche die ganze Culturgeschichte bezeugt, und wodurch die

---

[1] Statt des Abschnittes 4 hat die 2. Ausg. die Abschnitte 4 u. 5, welche folgendermafsen lauten:

„4. Die empirische Physik, unbekannt mit den eigentlichen Naturkräften, hat gewisse Regeln gewonnen, nach welchen die Erscheinungen sich richten. Durch Zurückführung auf dieselben bringt sie Zusammenhang in das Mannigfaltige der Erscheinungen. Experimente mit künstlichen Werkzeugen, und Rechnung: dies sind die grofsen Hülfsmittel ihrer Entdeckungen.

Die Psychologie darf mit den Menschen nicht experimentiren; und künstliche Werkzeuge giebt es für sie nicht. Desto sorgfältiger wird die Hülfe der Rechnung zu benutzen seyn. Ist erst hiedurch für die Grundbegriffe die wissenschaftliche Bestimmtheit gewonnen: dann beginnt das Geschäft des Zurückführens. Gesetzt z. B. man habe den Begriff von der Spannung entgegengesetzter Vorstellungen, dann führt man auf die verschiedenen hiebey möglichen Umstände, unter andern die Verschiedenheit der Gemüths-Zustände zurück. Eben so, kennt man erst die Regeln der Reproduction, nach welchen in den Vorstellungsreihen jede Vorstellung zwischen andern hervortritt: dann führt man darauf die räumliche und zeitliche Gestaltung der Sinnendinge, und die logische Stellung der Begriffe zurück.

5. Die Physiologie bedient sich in der Betrachtung des thierischen Lebens dreyer Hauptbegriffe; nämlich: Vegetation, Irritabilität, und Sen-

vermeinte *empirische* Grundlage der Kantischen Lehre geradezu umgestoſsen wird. Die Ausreden, welche man dagegen gebraucht, sind nichts weniger als empirisch, sondern beruhen auf dunkel gefühlten speculativen Gründen.

[1]5. Wirft man einen, durch metaphysische Elementar-Begriffe geschärften, speculativen Blick auf den Menschen, so stellt sich derselbe dar als ein Aggregat von Widersprüchen; [2]und die Meinung, als ob empirische Menschenkunde eine ächte Erkenntniſs gewähren könnte, verschwindet sogleich. Die *innere* Erfahrung hat *nicht das allergeringste Vorrecht*, wodurch sie mehr gelten könnte, als die *äuſsere;* was auch die Schwärmerey für innere Anschauungen von besonderer Wahrheit und Würde ersonnen hat, und noch ersinnen mag, die man denen, welche einmal daran glauben *wollen,* nicht entreiſsen kann. Dagegen aber eröffnet sich eine Aussicht auf Untersuchungen, wodurch der empirische Stoff zu wahren Erkenntnissen könne verarbeitet werden; welches freylich bey der psychologischen Empirie, ihrer Unbestimmtheit und Unstetigkeit wegen, schwerer ist, als bey manchen andern Theilen der menschlichen Erfahrung.

[7] Nämlich es zeigt sich alles geistige Leben, wie wir es an uns und an Andern beobachten, als ein *zeitliches* Geschehen; als eine beständige *Veränderung;* als ein *Mannigfaltiges ungleichartiger Bestimmungen in Einem;* endlich als Bewuſstseyn des *Ich* und *Nicht-Ich;* welches alles, [3]wie die (hier als bekannt vorauszusetzende) Einleitung in die Philosophie nachgewiesen hat, zu den undenkbaren Formen der Erfahrung gehört. Auch selbst die Schwierigkeiten des *materiellen* Daseyns sind hier nicht fern; denn wir kennen den Geist des Menschen nur in Verbindung mit dem Leibe; und ob die Unterscheidung des einen vom andern reale Gültigkeit habe, kann die bloſse Erfahrung nicht entscheiden.

---

sibilität. Man kann versuchen, das Gefühlvermögen mit der Sensibilität, das Begehrungsvermögen mit der Irritabilität, das Vorstellungsvermögen mit der Vegetation zu vergleichen; so zeigt sich, daſs die Analogie wenigstens in so fern einiges Licht giebt, als die Vegetation fortdauert, während im Schlafe die Sensibilität unmerklich wird, und die Irritabilität der Muskeln durch Erhohlung neue Kräfte gewinnt. Das Fortdauern nämlich ist auch den Vorstellungen eigen. Sie bleiben, wenn sie einmal zu bestimmten Kenntnissen ausgebildet wurden, sich gleich bis ins hohe Alter, während Gefühle und Begierden wechseln und ermatten. Ferner ist die Vegetation die Grundlage des leiblichen Lebens; dasselbe gilt von den Vorstellungen im Geistigen. Doch darf die Analogie nicht zu weit ausgedehnt werden. In den Pflanzen giebt es nur Vegetation; keine merkliche Sensibilität und Irritabilität, auſser in höchst seltenen und unvollkommenen Ausnahmen. Dagegen findet sich Vorstellen, Fühlen, Wollen stets verbunden. Ueberdies ist das ganze geistige Dasein des Menschen ungleich veränderlicher als irgend ein Gegenstand der Physiologie."

[1] Der Abschnitt 5 bildet in der 2. Ausg. den Abschnitt 6.

[2] Der folgende Satz: „und die Meinung . . . . verschwindet sogleich." fehlt in der 2. Ausg.

[3] Der folgende Satz: „wie die (hier als bekannt vorauszusetzende) . . . . nachgewiesen hat," fehlt in der 2. Ausg.

[1] 6. Die nächste Entwickelung dieser Probleme geschieht zwar durch die allgemeine Metaphysik; allein die weitere Bearbeitung in psychologischer Hinsicht erfordert überdies höhere Mathematik, indem die Vorstellungen als Kräfte müssen betrachtet werden, deren Wirksamkeit von ihrer Stärke, ihren Gegensätzen und Verbindungen abhängt, welches alles Grad-weise verschieden ist.

[2] Die Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit der nöthigen Vorkenntnisse gestattet demnach in der Regel nicht, in akademischen Vorträgen Psychologie als speculative Wissenschaft zu lehren. Allein die Resultate derselben gehören zu dem Wichtigsten, was gelehrt und gelernt werden kann; denn die Ansicht, die Jemand vom menschlichen Geiste faſst, ist für sein ganzes Leben entscheidend für sein Denken und sein Handeln. Daher wird hier [8] der Versuch gemacht, das als annehmliche Hypothese darzustellen, was durch mühsame metaphysische und mathematische Nachforschungen ist gefunden worden. Dieser Vortrag setzt nichts voraus, als nur die Einleitung in die Philosophie; er kann füglich neben dem der praktischen Philosophie gehört werden und den Vorlesungen über allgemeine Metaphysik als nähere Vorbereitung vorangehn.

[3] 7. Hiebey kann die alte Hypothese von den Seelenvermögen auch nicht ganz entbehrt werden. Denn sie ist ein Werk langer Zeiten und bezeichnet als solches den unvermeidlich nächsten Erfolg des natürlichen Bestrebens, das geistige Leben des Menschen in Einem Bilde zusammenzufassen. Sie ist eine Tradition, welche den Total-Eindruck aller psychologischen Beobachtungen wiedergiebt. Von ihr geleitet, werden wir[4] zuvörderst die empirische Psychologie im Umrisse zeigen, und deren auffallendste Fehler anmerken, um das Bedürfniſs einer Erklärung der Thatsachen fühlbar su machen.

[5] Demnach zerfällt die ganze Abhandlung in folgende zwey Haupttheile:

Erster Theil. Psychologische Erscheinungen, angeordnet nach der Hypothese von den Seelenvermögen.

---

[1] Der Abschnitt 6 bildet in der II. Ausg. den Abschnitt 7.

[2] Der Abschnitt „Die Mannigfaltigkeit .... nähere Vorbereitung vorangehn.“ (bis zum Ende des Abschnittes) fehlt in der 2. Ausg.

Der Abschnitt 7 bildet in der II. Ausg. den Abschnitt 8 und beginnt mit den Worten: „Doch in einer so leichten, populären Darstellung wie hier* beabsichtigt wird, kann die alte Hypothese ....“

[4] werden wir die empirische Psychologie II. Ausg.

[5] Die II. Ausg. hat folgende Eintheilung, indem sie die „Anmerkung“ fortfallen läſst:

Die ganze Abtheilung wird in folgende Haupttheile zerfallen:

Erster Theil: Grundlehre.

Zweiter Theil: Empirische Psychologie.

Dritter Theil: Rationale Psychologie.

---

* Sollten Schwierigkeiten aufstoſsen, so wird auf solchen Fall zunächst auf des Verfassers Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie verwiesen. Für geübtere Leser ist das gröſsere Werk, welches den Titel hat: Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik.

---

[4] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Variante der 1. Ausg.

Zweyter Theil. Erklärung der psychologischen Erscheinungen, abgeleitet aus der Hypothese von den Vorstellungen als Kräften.

Anmerkung. Der Form nach wird daher dieser Vortrag eine entfernte Ähnlichkeit haben mit WOLFF's Vortrage der empirischen und rationellen Psychologie.

[1] [9] 8. Es ist eben so sehr der Natur der Wissenschaft, als unserem Zwecke angemessen, häufige Blicke zu thun in das Innere der andern philosophischen Wissenschaften. Darum wird die Hypothese von den Vorstellungen als Kräften nicht in ihrer gröfsten möglichen Einfachheit, sondern umgeben von andern, zum Theil naturphilosophischen Lehren, mitgetheilt werden, welche im gegenwärtigen Zusammenhange gleichfalls nur hypothetisch erscheinen können. Man wolle dabey nicht die bekannte Probe einer guten Hypothese, dafs sie nämlich für sich allein, ohne Neben-Voraussetzungen, hinreichen soll alles zu erklären, in Anwendung bringen, sondern wohl bemerken, dafs die verschiedenen Lehnsätze, welche hier neben einander vorkommen werden, im Grunde nichts anderes sind, als Zweige eines einzigen Gewächses, nämlich der allgemeinen Metaphysik, zu deren tiefen Wurzeln wir aber für jetzt nicht hinabsteigen können.

9. Über Geschichte der Psychologie ist ein ausführliches Werk von CARUS vorhanden, welches den dritten Band von dessen nachgelassenen Schriften ausmacht.

Anmerkung. Hier kann nur kurz gesagt, nicht im einzelnen nachgewiesen werden, dafs in den neuesten[2] Zeiten die Psychologie vielmehr rückwärts, als vorwärts gegangen ist. LOCKE und LEIBNITZ waren, in Rücksicht auf *diese* Wissenschaft, *beyde* auf besserm Wege, als auf dem wir durch WOLFF und KANT sind weiter geführt worden. Die letztgenannten nämlich sind die eigentlichen Absonderer der Seelenvermögen, und müssen als solche zusam[10]mengestellt werden, so weit sie auch übrigens von einander abweichen. Das logische Geschäft, die geistigen Erscheinungen zu classificiren, ohne sich um ihre innere Möglichkeit näher zu bekümmern, war ganz in WOLFF's Geiste; dabey ist er unübertrefflich in der Unbehutsamkeit, die gröfsten Schwierigkeiten mit Namen-Erklärungen zuzudecken. [3]KANT liefs sich von ihm täuschen, während er ihn

[1] Der Abschnitt 8 fehlt in der 2. Ausg.

[2] dafs in den neueren Zeiten in der 2. Ausg.

[3] Statt des Abschnittes bis zu Ende der Anmerkung: KANT liefs sich . . . . umgegossen werden mufs" hat die 2. Ausg. folgende Variante: KANT bediente sich der Seelenvermögen, um seine Untersuchungen der Form nach dadurch deutlich darzustellen, dafs er die menschliche Erkenntnifs in ihrem Fortgange von den Sinnen zur verständigen und vernünftigen Ausbildung gleichsam begleitete; und es ist nicht leicht, seine Kritiken von dieser Form zu entkleiden.

Von späteren Verwirrungen, da man entweder in reinempirischer Psychologie das, was Jeder ohnehin weifs, noch einmal erzählen will, oder mit vorgeblicher Beobachtungsgabe im eignen Innern Entdeckungen gemacht haben will, die Andre in sich nicht wiederfinden, oder auch der Psycho-

[2] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

über Sätze angriff, die sich vollkommen rechtfertigen lassen, wie über die Substantialität der Seele, und ihm in andern Punkten nachhalf, wodurch das Netz von Seelenvermögen, das er gänzlich hätte zerreifsen sollen, nur noch vester und verwickelter wurde. So geschah es, dafs in der Kantischen Lehre gerade dasjenige das schwächste wurde, was das stärkste seyn sollte. Die kritischen Waffen sind mit vieler Kunst geschärft, aber aus einem spröden Metall verfertigt, das beym Gebrauche bald zerspringt und gänzlich umgegossen werden mufs.

---

logie bald eine metaphysische, bald eine ethische, bald eine religiöse, bald eine physiologische Farbe anstreicht, wobei weder die gegenseitigen Grenzen noch die Verbindungen der Wissenschaften beachtet werden, das Grundwesen des psychischen Mechanismus aber gänzlich verborgen bleibt, — davon ist hier nicht zu reden. Nur das Eine sey gesagt, dafs die Psychologie nicht ins Schöne malen darf. Sie soll nicht bewundern, sondern erklären; nicht Seltenheiten aufzeigen, sondern den Menschen, wie er ist, allgemein begreiflich machen; ihn weder in den Himmel erheben, noch den Geist unauflöslich an den Staub heften; und die Wege der Untersuchung nicht verschütten sondern eröffnen.

[11] Erster Theil.[1]

Psychologische Erscheinungen, angeordnet nach der Hypothese von den Geistes-Vermögen.

Erster Abschnitt.

Von den Geistes-Vermögen, als dem ursprünglich und wesentlich Mannigfaltigen im menschlichen Gemüthe.

Erstes Capitel.

Überblick über die angenommenen Geistes-Vermögen.

[2] 10. [53] Mit dem Bestreben, ein Mannigfaltiges zusammenzufassen, verbindet sich natürlich ein Aussondern dessen, was sich offenbar nicht zusammenfassen läfst, weil es entweder sich ausschliefst, oder nur in seltenen Umständen zum Vorschein kommt. Indem also die Seelenlehrer den menschlichen Geist im Bilde zeigen wollten, haben sie fürs erste diejenigen Züge weglassen müssen[3], welche das Unterscheidende, theils der Individuen, theils der abwechselnden Gemüthszustände ausmachen. Diese legen wir zurück für den zweyten Abschnitt, und behalten für den ersten nur das, welches für ein ursprünglich und wesentlich Mannigfaltiges im menschlichen Geiste gehalten wird.

[12] 11. [54] Jedoch gleich hier wird eine genaue Grenz-Scheidung durch die eigenthümliche Unbestimmtheit der psychologischen Thatsachen unmöglich gemacht. Der Mensch des Seelenlehrers ist der gesellschaftliche, der gebildete Mensch, der auf der Höhe der ganzen, bisher abgelaufenen,

---

[1] Folgender „Erster Theil“ steht in der 2. Ausg. als „Zweiter Theil“ mit der Ueberschrift „Empirische Psychologie.“

[2] Vor den Worten „Mit dem Bestreben“ hat die II. Ausg. folgenden Abschnitt als 53: Aus der vorstehenden Grundlehre erklären sich manche bekannte Thatsachen von selbst; viele andre bleiben noch im Dunkeln. Es ist nicht nöthig, diesen Unterschied gleich jetzt näher zu bestimmen. Die Frage, wie weit die gefundenen Erklärungen reichen, mag den nachfolgenden Vortrag stillschweigend begleiten, bis die Thatsachen werden durchmustert seyn, denn alsdann wird der Faden der Untersuchung bequemer können wieder aufgenommen werden. Allein die gemeinhin angenommenen Seelenvermögen bedürfen nun einer kritischen Beleuchtung, welche mit der Betrachtung der Thatsachen selbst allmählig vorrücken mufs.

[3] weggelassen in der 2. Ausg.

Geschichte seines Geschlechts steht. In *diesem* findet sich das Mannigfaltige sichtbar beysammen, welches unter dem Namen der Geistesvermögen als ein allgemeines Erbtheil der Menschheit angesehen wird. Ob es in der That *ursprünglich* beysammen, ob es ursprünglich ein *Mannigfaltiges* sey, davon schweigen die Thatsachen. Der wilde Mensch und das neugeborne Kind geben uns weit weniger Gelegenheit, den Umfang ihres Geistes zu bewundern, als die edleren unter den Thieren. Die Psychologen helfen sich hier durch die Erschleichung, alle höhere Thätigkeit des Geistes sey — nicht bey den Thieren, aber bey den Kindern und Wilden, — der Möglichkeit nach vorhanden, als unentwickelte Anlage, oder *als Seelenvermögen.* Und die geringfügigsten Ähnlichkeiten in dem Benehmen des Wilden und des Kindes mit dem des gebildeten Mannes, gelten ihnen nun für kenntliche Spuren eines *erwachenden* Verstandes, einer erwachenden Vernunft, eines erwachenden sittlichen[1] Gefühls. — Uns aber darf die Bemerkung nicht entgehn, dafs in dem nächstfolgenden eigentlich nur ein besonderer, und nichts weniger als genau begränzter, *Zustand* des Menschen geschildert wird, nach dem Gesammt-Eindruck, welchen diejenigen Menschen, die wir, sehr unbestimmt, Gebildete nennen, auf uns gemacht haben. Das Höchst-Schwankende dieses Gesammt-Eindrucks läfst sich nicht vermeiden. Es giebt keine *allgemeinen* Thatsachen; die ächten psychologischen Facta liegen in den augenblicklichen Zuständen der In[13]dividuen; diese sind unermefslich weit entfernt von der Höhe des allgemeinen Begriffs: *Mensch überhaupt.*

12. [55] Die eben erwähnte Vergleichung zwischen Mensch und Thier veranlafst nun die erste Scheidung in dem für ursprünglich gehaltenen Mannigfaltigen. In wiefern der Mensch sich über das Thier auffallend erhebt, schreibt man ihm *obere Vermögen* zu; in wiefern er den Thieren gleicht, legt man ihm *niedere Vermögen bey.*

Diese Eintheilung durchkreuzt die schon oben erwähnte, nach dem *Vorstellen, Fühlen* und *Begehren,* in eben so viele Vermögen.

Als Hülfsmittel zur Übersicht der empirischen Psychologie sind beyde Eintheilungen gleich brauchbar, und wir werden uns beyder bedienen.

13. [56] Da in der Psychologie alles in einanderfliefst, so wollen wir, um das obere und untere Vermögen weiter einzutheilen, nicht bey der, sehr zweydeutigen, Gränzlinie zwischen beyden, anfangen, sondern fürs erste die entferntesten Enden einander gegenüber stellen. Es wird nämlich die *Sinnlichkeit* für das unterste, die *Vernunft*[2] für das oberste im menschlichen Geiste angenommen. Beyde sehn einander darin ähnlich, dafs sie in mehrern Gliedern der zweyten Eintheilung vorkommen. Man spricht von einem *sinnlichen Vorstellen,* einem *sinnlichen Fühlen,* und einem *sinnlichen Begehren;* man spricht auch von einer *theoretischen* (vorstellenden) und einer *praktischen* (wollenden, gebietenden) *Vernunft:* — nur von einer fühlenden Vernunft pflegt nicht die Rede zu seyn, indem die Vernunft

[1] „sittlichen" gesperrt in der 2. Ausg.
[2] „Vernunft" nicht gesperrt in der 2. Ausg.

[1] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.
[2] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

immer als thätig, niemals als leidend gedacht wird, da sie das Höchste im Menschen seyn soll.

[14] Die Bedeutung der hier gebrauchten Ausdrücke ist aus dem gemeinen Sprachgebrauch einem Jeden einigermafsen verständlich; zu feineren Bestimmungen ist hier noch nicht der rechte Ort. Denn eben sie sind das Streitige; [1]und es findet sich am Ende, dafs alle Bemühung darum vergeblich und unnütz ist, aufser in so fern sie dient, die Natur der psychologischen Probleme ins Licht zu setzen.

14. [57] Gehen wir nun von den beyden äufsersten Enden gegen die Mitte hin, so finden wir zuvörderst im Vorstellungsvermögen neben der Sinnlichkeit die *Einbildungskraft* und das *Gedächtnifs,* neben der Vernunft den *Verstand* und die *Urtheilskraft.* Dann im Gefühlvermögen neben den sinnlichen *Gefühlen der Lust und Unlust,* die *ästhetischen* und *moralischen* Gefühle; und die *Affecten.* Endlich im Begehrungsvermögen neben den *sinnlichen Begierden* und *Trieben,* einerseits das *verständige und vernünftige Wollen,* andrerseits die *Leidenschaften.*

15. [58] Noch ehe wir diesen rohen Abrifs des psychologischen Feldes genauer auszeichnen, müssen wir folgendes bemerken:

a) Die Eintheilungen sind nur empirische Zusammenstellungen, ohne Nachweisung der Vollständigkeit, ohne vest bestimmte und gerechtfertigte Theilungsgründe. Daher kein Wunder, wenn bey schärferer Auffassung der Thatsachen sich Gegenstände finden, die entweder in mehrere der gemachten Fächer hineingehören, oder in gar keins derselben passen. Hier ein paar Beyspiele:

In Wolff's Darstellung ist noch das Gefühlvermögen nicht gesondert vom Begehrungsvermögen; daher auch die Affecten nicht von den Leidenschaften. Wir werden tiefer unten zeigen, dafs die Affecten nicht in die Klasse der Gefühle (und noch weniger in die andern, folglich [15] in gar keine der gemachten Klassen) gehören, obgleich Gefühle bey den Affecten vorkommen, so wie Affecten bey den Leidenschaften. — Das Moralische und Ästhetische wird der Erfahrung gemäfs gefühlt, erkannt und begehrt; dessen ungeachtet ist man nicht geneigt, es so wie etwan die Sinnlichkeit, durch alle drey Hauptvermögen sich erstrecken zu lassen, als ob es moralische Gefühle, Erkenntnisse und Entschliefsungen *neben einander* mit gleicher Selbstständigkeit gäbe, — sondern man streitet darüber, ob das Sittliche seinen Ursprung in einem Gebote, *oder* einer Erkenntnifs, *oder* einem Gefühle habe. Fragt man die Erfahrung, so antwortet sie unläugbar, das Sittliche werde am häufigsten gefühlt, seltener richtig erkannt, und am seltensten gewollt. Damit ist aber nichts entschieden, als nur die Unsicherheit und Schwankung der empirischen Psychologie und jeder Untersuchung, die kein besseres Fundament hat.

b) Die gemachten Eintheilungen können zwar zur ersten Übersicht, aber keineswegs zu einer genauen Schilderung dessen, was im Menschen vorgeht, gebraucht werden; denn sie zerreifsen das, was in der Wirklichkeit stets verbunden ist. Ob es ein Vorstellen *ohne* Fühlen und Begehren

---

[1] Der folgende Satz: „und es findet sich .... ins Licht zu setzen." fehlt in der 2. Ausg.

gebe, läfst sich in der Erfahrung nicht nachweisen; diese Regungen des Gemüths laufen vielmehr unaufhörlich in einander. Dafs zu jedem Fühlen ein *Gefühltes*, zu jedem Begehren ein *Begehrtes*, gehöre, leuchtet ein; ob aber beydes in jedem Falle ein *Vorgestelltes* seyn müsse, läfst sich aus der Erfahrung weder verneinen noch bejahen, weil ein Vorgestelltes bis zur Unkenntlichkeit dunkel sein kann; die bejahende Antwort hat indessen das Vorurtheil für sich, weil sie offenbar in den *meisten* Fällen die richtige ist. -- Die Affecten gehören nicht in eine Klasse mit den Leiden-[16] schaften; dennoch kann man sich eine ganz affectlose Leidenschaft gar nicht denken. Wer die Geschichte auch nur einer einzigen leidenschaftlichen Aufwallung beschreiben will, der mufs sie, mit allen dabey aufgeregten Affecten, als eine einzige Begebenheit betrachten. Der continuirliche Flufs dieser Begebenheit läfst sich gar nicht durch ein Mosaik-Gemälde darstellen, dessen einzelne Stückchen man etwa aus den Fächern der empirischen Psychologie zusammensuchen möchte.

c) Dafs die abgetheilten Seelenvermögen nicht blofs neben einander, sondern in Beziehung auf einander vorhanden sind, erkennt die empirische Psychologie dadurch an, dafs sie dieselbe durchgängig mit der *Bearbeitung* eines und des nämlichen *Stoffes* beschäftigt. Diesen Stoff soll die Sinnlichkeit *empfangen*, — wobey die Frage nach dem Causalverhältnifs zwischen der Aufsenwelt und dem Menschen eintritt. Wird dasselbe geläugnet, so mufs die Sinnlichkeit vielmehr ein *erzeugendes* Vermögen genannt werden. Den nämlichen Stoff soll das Gedächtnifs aufbewahren; aber unbeschadet dieser Aufbewahrung soll ihn auch die Phantasie in neue Gestalten bringen; und wiederum diesen neuen Gestalten unbeschadet soll der Verstand Begriffe daraus machen, auch das Begehrungsvermögen ihn in Begehrtes und Verabscheutes verwandeln, — und wiederum sollen die Phantasien, Begriffe, Begehrungen, u. s. w. vom Gedächtnisse aufbewahrt, und gelegentlich mit frischem Stoffe versetzt von neuem den arbeitenden Vermögen unterworfen werden. Oder, falls dieses unbegreiflich scheint, ist es vielleicht nur *ein Theil* des Stoffes, den das Gedächnifs in seinen Vorrathskamern vesthält, und wird ein *anderer Theil* der Phantasie übergeben, noch ein anderer dem Verstande, wieder ein anderer [17] dem Begehrungsvermögen, u. s. w.? Darüber fragt man die Erfahrung vergebens. Desto nothwendiger ist es, dafs man die, hierbey unvermeidliche, metaphysische Voraussetzung *irgend eines* mannigfaltigen und verwickelten *Causal-Verhältnisses, sowohl der verschiedenen Vermögen unter einander, als ihrer aller zu dem vorgeblichen Stoffe,* den sie gemeinschaftlich bearbeiten sollen, einsehe und eingestehe; [1] *nicht aber sich einbilde, man könne irgend einen psychologischen Gedanken fassen, der nicht sogleich auch ein metaphysischer, und als solcher entweder wahr oder falsch wäre.*

16. [59] Durch die Anerkennung des eben erwähnten Causal-Verhältnisses hat sich die Psychologie bisher die Reihenfolge ihrer Lehren bestimmen lassen. Nach dem Satze: *nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu,* sind die Sinnes-Vorstellungen zuerst abgehandelt, und von

---

[1] Der folgende Satz: „*nicht aber sich einbilde .... oder falsch wäre*" fehlt in der 2. Ausg.

dem Übrigen ist in solcher Ordnung geredet worden, wie es allmählig aus jenen hervorzugehen scheint. Die allmählige Entwickelung des einzelnen Menschen und der Völker, desgleichen der Unterschied zwischen Thier und Mensch, giebt hier den Leitfaden.

Nun ist zwar der Erfahrung gemäfs, dafs wir weit allgemeiner die niedere Sinnlichkeit, als jedes andre geistige Leben, dieses aber niemals ohne jene, in der Wirklichkeit antreffen, ja dafs wir grofse Mühe haben, mit dem Ausdruck: *reine Vernunft*, einen nur leidlich bestimmten Sinn zu verbinden. Nichts desto weniger giebt es zwey sehr wichtige psychologische Thatsachen, die wir nicht anders auffassen können, denn als dem Causal-Verhältnifs zwischen Sinnlichkeit und Vernunft fremd oder widerstreitend: das *reine Selbstbewufstseyn*, und die *sittliche Entschliefsung*. Was immer wir im Laufe der Zeit an uns beobachten, dafs mufs, als zufällig wechselnd, [18] von unserm wahren Ich unterschieden werden; dieses letztere also kennen wir, so scheint es, unabhängig selbst vom *innern* Sinne, durch eine sogenannte *reine Apperception*. (Im Allgemeinen heifst Apperception soviel als das Wissen von dem, was in uns vorgeht.) Und ein Entschlufs zeigt sich dann am klärsten als ächt sittlich, wann er die Rücksicht auf Vortheile oder Nachtheile, wie sie uns in der Erfahrung vor Augen liegen, verschmäht; wann der Geist sich über die sinnlichen Gefühle erhebt, und ihnen gerade zuwider sich bestimmt. Wodurch wird diese Erhebung möglich? Die Antwort: *durch den freyen Willen*, ist der, in solchen Fällen Statt findenden, innern Wahrnehmung ganz angemessen; daher wird eine, von allem Causal-Verhältnisse unabhängige, sogenannte *transscendentale Freyheit* angenommen, ein Seitenstück zu der reinen Apperception. — Legt man nun beydes der Vernunft bey, als demjenigen, was im Menschen von der Sinnlichkeit am weitesten entfernt steht, so ist die Vernunft in dieser Bedeutung nicht sowohl ein Höheres, sondern vielmehr ein ganz Anderes als die Sinnlichkeit; und diese letztere kann nun nicht länger als Grund, nicht einmal als Bedingung von allem Übrigen angesehen werden.

Unter dieser Voraussetzung sollte also die Psychologie in der Anordnung ihrer Lehren nicht einen Fortschritt von der Sinnlichkeit zur Vernunft, sondern zwey, bey ihrem Ursprunge parallele, Reihen von Betrachtungen darstellen, wovon Vernunft und Sinnlichkeit die Anfangspunkte ausmachten, das Zusammentreffen beyder aber, in seinen mannigfaltigen Modificationen,. die oberste Gegend und gleichsam das Ziel seyn würde. Die empirische Psychologie kann dieser Forderung nichts entgegensetzen. In der Einleitung in die Philosophie ist [19] aber schon gezeigt (daselbst § 103 und 107), dafs die Begriffe des Ich und der transscendentalen Freyheit widersprechend sind. Daher ist auch der eben aufgestellte Begriff der Vernunft, der Wahrheit nicht gemäfs. Um nichts besser aber ist der gewöhnliche Begriff von der Sinnlichkeit. [1] Für jetzt kommt es uns

---

[1] „Für jetzt kommt es .... künftige Einsicht vorzubereiten.“ (bis S. 314, Ende des Capitels) fehlt in der 2. Ausg., statt dessen folgen auf „Sinnlichkeit“, folgende Worte und Anmerkung:

besonders wenn sie für die Quelle des Bösen gehalten wird. Das Böseste ist eben so wenig sinnlich, als die Sinnlichkeit durchgehends böse.

blofs darauf an, diejenigen, ihrer Natur nach schwankenden und zweifelnden Betrachtungen anzuregen, welche an die Stelle der vermeinten Wissenschaft, empirische Psychologie genannt, treten müssen, nicht als ob sie selbst Einsichten wären, sondern weil sie dazu dienen, künftige Einsicht vorzubereiten.

Zweytes Capitel.

Über die Grenzlinie zwischen den untern und obern Vermögen.

17. [60] [1] Anstatt uns schon jetzt auf die weitere Zerstückelung der Seelenvermögen einzulassen, verweilen wir noch eine Zeitlang in der Mitte zwischen ihnen, um einen Standpunkt zu suchen, von wo aus sich das Ganze einigermaafsen *als* ein Ganzes überschauen lasse.

Die Grenzlinie zwischen den untern und obern Vermögen läuft im Vorstellungsvermögen zwischen der Einbildungskraft und dem Verstande, im Gefühlvermögen zwischen der Sinnenlust und dem ästhetischen Gefühl, im Begehrungsvermögen zwischen den Leidenschaften und der überlegten Wahl. Hiemit ist sie bey der Schwankung der Begriffe von allem diesen noch keinesweges genau gezogen; auch sind die Psychologen zu dem Bekenntnifs bereit, dafs sie sich nicht scharf ziehen lasse. (Wenigstens Wolff in der empirischen Psychologie § 233.) Dies um so mehr, da selbst den

---

Anmerkung. [45] Wenn man im gemeinen Leben sagen hört, der Eine habe mehr Verstand, der Andre mehr Gedächtnifs, ein Dritter mehr Phantasie, ein Vierter besitze eine gesundere Urtheilskraft, — und daneben doch im Ganzen kein bestimmter Grad von gröfserer oder geringerer geistiger Gesundheit dem Einen oder dem Andern kann beygelegt werden: so mufs die Vermuthung entstehen, alle jene Unterscheidung der sogenannten Seelenvermögen treffe mehr die Producte der geistigen Thätigkeit als die innere, entweder gesunde oder kranke Natur der letzteren. Von den Geistes-Krankheiten werden tiefer unten die erfahrungsmäfsig bekannten vier Hauptbegriffe: Blödsinn, Narrheit, Tobsucht und Wahnsinn, näher bestimmt werden; es kann aber schon hier nützlich sein, aus ihren Gegentheilen: Reizbarkeit, Sammlung, Ruhe und gegenseitige Bestimmbarkeit aller Vorstellungen durcheinander, den Begriff der geistigen Gesundheit zusammenzusetzen; da nie Mangel an irgend einem dieser vier Erfordernisse in der That viel unmittelbarer eine Annäherung an Geisteskrankheit darthut, als ein Mangel an Phantasie, oder Gedächtnifs, oder Verstand, u. s. w. Es beziehen sich aber die genannten Erfordernisse deutlich genug auf die obige Grundlehre von den Vorstellungen als Kräften, deren Beweglichkeit durch die geringste Veränderung in der Stärke oder Verbindung derselben eben so sichtbar ist als ihre Tendenz zum Ruhen im Gleichgewicht; und bey welchen die Sammlung des Gleichartigen und des schon in Verbindung Getretenen eben so sehr als jede Art von möglicher gegenseitiger Bestimmung, durch die Reproductions-Gesetze vollkommen gesichert ist, so lange nicht eine dem Geistigen mehr fremde Gewalt von Seiten des Leibes sich einmischt. Jedoch das Verhältnifs des Leibes zum Geiste kann nicht ohne Erwähnung einiger naturphilosophischer Sätze näher erwogen werden, welche [46] hier noch zu früh kommen würden. Zuvörderst mufs nun die erste der obigen Eintheilungen (55), wenn nicht von ihrer Unbestimmtheit befreit, so doch in ihrer Vieldeutigkeit erkannt werden.

[1] Der Satz: „Anstatt uns schon jetzt .... überschauen lasse“ fehlt in der 2. Ausg.

Thieren ein *ana*[20]*logon rationis* zugeschrieben wird, [1](dessen auch CARUS erwähnt, obgleich er übrigens scharf abzuschneiden versucht; vergl. dessen Psychologie 1. Band S. 241).

Der alten Gewohnheit der Psychologen gemäfs, welche die Logik zu Rathe zu ziehen pflegen, um über das obere Erkenntnifsvermögen eine, freylich sehr unbefriedigende Bestimmung zu gewinnen, — sie meinen nämlich, den drey Capiteln der Logik von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, entsprächen die drey Vermögen, Verstand, Urtheilskraft, Vernunft, — könnten auch wir aus der Logik hieher etwas herübernehmen (aus dem § 34 des Lehrbuchs zur Einleitung in die Philosophie). Dort sind die Gedanken des Menschen von zwey Seiten betrachtet worden, theils als Thätigkeiten des Geistes, theils in Hinsicht dessen, *was* durch sie gedacht

---

[1] Der folgende Abschnitt von den Worten: „(dessen auch CARUS erwähnt . . . . durch die oberen wird sie gestillt und geordnet." (Schlufs von 19) fehlen in der 2. Ausg.; statt dessen folgt der die §§ 60 und 61 umfassende Abschnitt:

während ihnen Niemand eine Phantasie, ähnlich der menschlichen, einräumt. So hätten also die Thiere Antheil am obern Vorstellungsvermögen; und dagegen fehlte ihnen etwas an dem, was zum unteren sollte gerechnet werden. Etwas treffender scheint zwar die Bestimmung in Ansehung des Gefühlvermögens; da ästhetische Urtheile wohl Niemand von Thieren erwartet; allein auch bei roheren Menschen pflegen diese zu fehlen, und vielmehr einer höheren Bildungsstufe als der menschlichen Natur eigen zu seyn. Was endlich die Leidenschaften anlangt, so werden wir unter die[47]sen auch solche, und zwar sehr bösartige finden, die geradezu aus dem Edelsten, den höchsten Regionen des menschlichen Gedankenkreises ihren Ursprung nehmen; so dafs es unmöglich ist, sie zum untern, auch den Thieren beizulegenden Vermögen zu rechnen. Man mufs also den Gegenstand anders fassen.

61. Den Thieren im Vergleich gegen die Menschen überhaupt ein unteres Vermögen beilegen, heifst entweder, ihr geistiges Können als mangelhaft, oder als vermindert, oder als unterworfen ansehn.

Gesetzt, es sey an sich mangelhaft, im Vergleich mit dem vollständigern, weiter reichenden Können des Menschen, so liegen hievon sehr deutliche Gründe in dem Mangel der Hände und der Sprache. Denn solchergestalt bleibt ihre Gelegenheit, sich Vorstellungen von den Dingen zu verschaffen, sehr viel enger beschränkt; und während das Verstehen, der Verstand des Menschen sich zunächst auf die Sprache bezieht, können die Thiere höchstens zum Verständnifs einiger Zeichen gelangen. Das menschliche Kind aber befindet sich nun auf seiner untersten Bildungsstufe im nämlichen Falle, da es Anfangs sich der Hände noch eben so wenig zu bedienen weifs, als es Sprache gelernt hat.

Gesetzt zweitens, jenes geistige Können solle ein vermindertes seyn, da es ursprünglich wohl gröfser seyn möchte: so trifft auch dies bei den Thieren zu; und zwar zwiefach. Denn erstlich tritt bey ihnen etwas Störendes in ihren Vorstellungskreis, welches den Menschen nicht so sehr drückt. Dies sind bei Thieren mit Kunsttrieben ganz deutlich die organischen Reize, denen sie Folge leisten; bey andern kommt die frühzeitige

wird. In dieser letztern Beziehung sind sie *Begriffe* genannt worden: woraus sich von dem Verstande, als dem Vermögen der Begriffe, die Erklärung ergiebt: *Verstand ist die Fähigkeit des Menschen, seine Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten zu verknüpfen.*

Die zwey Seiten, von welchen hier die menschlichen Gedanken betrachtet werden, sind nun freylich keinesweges etwas Zwiefaches in der Wirklichkeit, und die von daher genommene Erklärung des Verstandes paſst sehr schlecht in die Mitte der Lehre von den Seelenvermögen hinein, indem sie schon errathen läſst, daſs eigentlich der Mensch gar kein *besonderes* Vermögen *hat,* welches man Verstand nennen müſste, sondern *daſs er sich nur Verstand zuschreibt, in wiefern er sein Geistiges von einer gewissen Seite betrachtet.* Nichtsdestoweniger werden wir uns auf die ge-

---

Pubertät in Betracht. Ueberdies aber kann bei der verhältniſsmäſsigen Kleinheit ihres Gehirns wahrscheinlich der Organismus nicht so wie beim Menschen den geistigen Reizen nachgeben.

[48] Gesetzt drittens, jenes geistige Können und Vermögen werde als ein unterworfenes angesehen, — möge dies nun ein dienstbares oder ein besiegtes seyn sollen, so paſst zwar dieser Begriff nicht allgemein auf die Thiere; wohl aber auf das untere Vermögen des Menschen in so fern, als er sich selbst beherrscht. Nun ist wiederum die Herrschaft so sehr abhängig von der schon erlangten Bildungsstufe, — sie schwankt der Art nach so sehr zwischen Schlauheit und Sittlichkeit, dem Grade nach ist ihrer der rohe und der kranke Mensch so wenig fähig, — endlich finden sich, wenn Ausnahmen gelten sollen, doch bey dressirten Thieren so viele Spuren von eingeübter Enthaltsamkeit, daſs einem in dem geistigen Vermögen selbst liegender Unterschied, der wesentlich und allgemein veststände, nicht nachgewiesen werden kann, vielmehr Alles auf Unterschiede der Begünstigung oder Verhinderung oder erworbener Bildung sich zurückführen läſst. Wir sind demnach weder genöthigt noch berechtigt, den menschlichen Geist als eine Summe von zwei specifisch verschiedenen, gleichsam an einander gefügten Vermögen zu betrachten. Nur das tritt hervor, daſs die geistige Regsamkeit in unendlich mannigfaltigen Formen und Gränzen sich ausprägt, nach Verschiedenheit der Vorstellungen, ihrer Verbindungen und Hemmungen. Alle diese Betrachtungen sind von der Metaphysik unabhängig; die Frage aber, ob, wenn einmal die Metaphysik herbeygerufen wird, sie dieselben widerlege oder vielmehr bestätige, soll an diesem Orte nicht abgehandelt werden.

Dem Menschen, welcher zu höhern Bildungsstufen emporsteigt, werden wir dagegen erfahrungsmäſsig eine nicht bloſs einfache, sondern vielfach verschiedene Fähigkeit beylegen müssen, sich in der Selbstbeherrschung gleichsam in mehrere Theile zu spalten, und bald seine Gedanken absichtlich [49] zu lenken, bald seine Gefühle umzustimmen, bald Unterlassungen bald regelmäſsige Anstrengungen sich selbst vorzuschreiben. Daſs hievon bei den Thieren wenige oder gar keine Spuren vorkommen, ist bekannt; in Ansehung des menschlichen Vermögens wurde hierauf schon in der Grundlehre (40—43) Rücksicht genommen. In diesem Sinne also werden wir ein oberes und ein unteres Vermögen anerkennen.

gebene Erklärung zurückgeführt finden, indem wir auf die Erfahrung unsre Blicke richten, und wir werden mit ihrer Hülfe uns [21] orientiren können, indem wir uns zwischen den untern und obern Vermögen in die Mitte stellen.

18. [61] Dem Sprachgebrauche nach bezeichnet das Wort: *Verstehen*, so wie nach der Etymologie das Wort: *Vernehmen*, nicht sowohl eine fühlbare Thätigkeit, als vielmehr eine Hingebung an etwas Fremdes, das da soll verstanden oder vernommen werden. Am gewöhnlichsten sind es *Worte*, die man versteht oder nicht versteht; auch ist die *Sprache* im Äufserlichen das auffallende Zeichen der Erhebung des Menschen über das Thier. Wenig treffend haben die Psychologen ein *Bezeichnungsvermögen* erfunden, denn die absichtliche Bezeichnung (durch Denkmale etwa) ist verhältnifsmäfsig selten; und die Sprachen konnte Niemand willkührlich erschaffen, sondern die Menschen *verstanden* einander, ehe sie noch den Entschlufs fafsten, etwas durch Zeichen auszudrücken. Auch sieht ein durchdringender Verstand viel weiter, als bestimmte Zeichen ihn führen; und er sieht oft scharf, wo die Begriffe selbst, einzeln genommen, noch stumpf und schwankend sind. Den Verstand der Frauen, den Verstand der Staatsmänner, würde man schlecht schätzen, wenn man ihn nach der logischen Politur ihrer Begriffe, oder nach der Regelmäfsigkeit ihres Sprechens und Schreibens abmessen wollte. Sie verstehen schon, wo man das Wort noch lange vergeblich sucht.

Den Verständigen bestimmt der Gesammt-Eindruck der Umgebung; er ist stets in der Mitte alles dessen, was er gehört, gesehn, erfahren, gelernt hat. Ein wenig Wille, und viel Umsicht, macht den praktischen Verstand; man erkennt ihn noch mehr an dem, was er unterläfst, als an dem, was er, im Dienste der Natur, vollbringt.

[22] Den Verstand verloren aber hat derjenige, dessen Gedanken in ihrem eigenen Zuge sich gar nicht mehr stören lassen durch innern oder äufsern Widerspruch. Hier ist an Thätigkeit zu viel, und an Nachgiebigkeit zu wenig. Die Gedanken richten sich nicht (in gewissen Punkten wenigstens nicht) nach der Qualität des Gedachten; das Gegentheil der obigen Erklärung des Verstandes.

19. Ohne nun an diesem Orte schon durch die Oberfläche der Erfahrung hindurch in die Tiefe der Sache dringen zu wollen, können wir, an der Grenze zwischen den obern und untern Vermögen fortschreitend, bemerken, dafs überall eine gewisse *Bestimmbarkeit* sich diesseits, und dagegen eine *unruhige Lebendigkeit* sich jenseits erblicken läfst. Wie der Verstand, so zeigt das ästhetische Gefühl und die überlegte Wahl sich hingebend an Gegenstände und Verhältnisse; ganz anders finden wir jenseits der Grenze die Einbildungskraft, die Leidenschaften, die Gefühle der Wollust und des Schmerzes.

In den untern Vermögen also steigt die aufgeregte Thätigkeit bis zu ihrem Maximum; durch die obern wird sie gestillt und geordnet.

20. [62] Wolff stellt zwischen das untere und obere Vorstellungsvermögen die *Aufmerksamkeit* mitten hinein. Jedoch nur die willkührliche, während die unwillkührliche fast noch wichtiger ist. Das obere Vermögen beginnt ihm nun mit der *Deutlichkeit der Begriffe*, deren Merkmale die

Aufmerksamkeit zersetzt. Diese Bestimmung ist zwar bey weitem enger, als der Sprachgebrauch den Worten *Verstand* und *verständig* ihre Sphäre zeichnet; indessen trifft sie mit einem Theile derselben auf eine merkwürdige Weise zusammen. Indem nämlich die [23] Aufmerksamkeit einen Begriff verdeutlicht, hebt sie die ihm einwohnenden Theil-Vorstellungen, eine nach der andern, *gleichmäfsig* hervor; sie *ebnet* gleichsam den Begriff, dessen Merkmale bisher eins vor dem andern auf eine zufällige Art hervorragten. So ist es der Beschaffenheit des *Gedachten* gemäfs, dem alle seine Bestimmungen unabhängig von den Unterschieden zugehören, welche das individuelle *Denken* dadurch hineinbringt, dafs es gespannter ist auf dies als auf jenes Merkmal. [1] Die Sache läfst sich hier nicht ganz entwickeln; ein Beyspiel im Grofsen aber giebt das fragmentarische Wissen des Routiniers, verglichen mit der in allen Theilen gleichmäfsig ausgearbeiteten Kenntnifs des wahren Gelehrten. Die letztere ist ohne Zweifel ein Werk fortschreitender Aufmerksamkeit.

21. [63] KANT ist in Ansehung der Grenze zwischen den untern und obern Vermögen von dem Grundgedanken geleitet worden: „Die Verbindung eines Mannigfaltigen überhaupt könne niemals durch die Sinne in uns kommen; alle Verbindung sey ein Actus der Spontaneität der Vorstellungskraft, die man zum Unterschiede von der Sinnlichkeit Verstand nennen müsse.“* Diese, sehr scheinbare, Behauptung ist ihrer Natur nach speculativ. (Sie veranlafst die im Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie aufgestellte *höhere Skepsis*; man sehe daselbst § 22—29, aber auch eben daselbst § 98—103.) Es ist ein grofses Verdienst KANT's um die Speculation, diesen Gedanken mit Nachdruck hervorgehoben zu haben, aber die höchst wichtigen, von hier ausgehenden Untersuchungen hat er nur angefangen, keinesweges vollendet; und so nothwendig dieselben in der Grundlage zur all[24]gemeinen Metaphysik immerdar ihren Platz behalten müssen, eben so nothwendig mufs alles, der Kantischen Behauptung ähnliche, aus den Lehrsätzen der Psychologie völlig wieder verschwinden. Denn das Ende der Untersuchung ist gerade das Gegentheil dessen, wohin ihr Anfang zu weisen scheint. Die Verbindung des Mannigfaltigen geschieht gar nicht durch irgend etwas, das man einen Actus nennen könnte, am wenigsten durch einen Act der Spontaneität; — sie ist der unmittelbare Erfolg der Einheit der Seele. [2] Dies wird im zweyten Theile, zwar nicht vollständig bewiesen, aber doch bis zur Verständlichkeit erläutert werden. Die Verbindung des Mannigfaltigen

---

* Kritik der reinen Vernunft § 15.

[1] Statt des folgenden Satzes „Die Sache läfst sich hier nicht ganz entwickeln; ein Bespiel im Grofsen aber“ hat die 2. Ausg.:

Es ist also auch der anderwärts gegebenen Erklärung des Verstandes gemäfs, welche den Sinn aussagt, den der Sprachgebrauch mit dem Worte verknüpft; nämlich: Verstand sey das Vermögen, unsre Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten zu verknüpfen. Von dem ungleichmäfsigen, individuellen Denken finden sich Beyspiele genug im gemeinen Leben.

[2] Der folgende Satz „Dies wird im zweyten Theile . . . erläutert werden.“ fehlt in der 2. Ausg.

richtet sich ferner allemal nach der Art und Weise, wie die sinnlichen Eindrücke zusammentreffen, — sie ist *gegeben*, wie schon in der Einleitung in die Philosophie nachgewiesen worden. Endlich, — was eigentlich allein hieher gehört — auf empirischem Wege kann die Behauptung KANT's auch nicht einmal scheinbar gemacht werden. Wir fühlen uns zwar thätig im angestrengten Denken, und sind uns alsdann zuweilen bewufst, Begriffe aus ihren Merkmalen absichtlich zusammenzusetzen. Allein da, wo wir ursprünglich das Mannigfaltige einer gegebenen Anschauung in den Begriff eines Objects vereinigen,* finden wir uns genöthigt, das Object zu nehmen wie es sich darstellt; wir sind darin nur gebunden, und wissen Nichts von Acten der Spontaneität.

Während nun *Thätigkeit* weder das Eigne des Verstandes, noch der Ursprung der Verbindungen ist, hat dagegen der *Verstand* allerdings seinen Sitz in gewissen Arten der *Verbindung;* ja das ganze obere Vermögen [25] greift eben dadurch ein in Sinnlichkeit, Gedächtnifs und Einbildungskraft (die gewöhnlich geradehin zu den untern Vermögen gerechnet werden), dafs es bey dem gebildeten Menschen sich in so *ausgebreiteten Verbindungen* zeigt, die bey dem Wilden und bey dem Thiere gar nicht zu erwarten sind. Hieher gehört vor allem zuerst die Ausdehnung der Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen, weit über die Sphäre der sinnlichen Empfindung, ja ins Unendliche hinaus. Daran besonders erkennt man Thierheit und Wildheit, dafs ihr der veste Blick in die Vergangenheit, und das Voraussehn einer nur etwas entlegenen Zukunft fehlt.

Ferner ist ein grofser Unterschied zwischen dem grofsen *Zusammentreffen* der Merkmale eines *Dinges*, und der Unterscheidung dieser Merkmale von der *Substanz*, der sie *beygelegt* werden; desgleichen zwischen dem blofsen Auffassen einer kurzen Reihenfolge von Begebenheiten, und dem Ableiten derselben aus Ursachen und *Kräften*. Das zweyte, aber nicht das erste, gehört zum obern Vermögen.

Diese Bemerkung, obgleich durch KANT's Lehre veranlafst, gehört eigentlich zum Nächstfolgenden.

22. [64] Wie wenig auch (nach 18) die logische Politur der Begriffe zum Maafsstabe des Verstandes dienen kann,[1] so macht sie dennoch einen Theil des Unterschiedes aus, den wir suchen. Total-Eindrücke von ähnlichen Gegenständen, zusammengeflossene Vorstellungen von Bäumen, Häusern, Menschen, u. d. gl. hat ohne Zweifel auch der Wilde und das Thier; aber hier fehlt die *Entgegensetzung* des Abstracten gegen das Concrete. Der allgemeine Begriff hat sich nicht abgelös't von seinen Beyspielen. Diese Ablösung gehört dem obern Vermögen. Eben so die Entgegensetzung zwischen dem [26] Räumlichen und dem Raume, dem Zeitlichen und der Zeit. Desgleichen die Entgegensetzung zwischen unserm *Ich* und unsern wechselnden Zuständen: während gewifs schon das Thier *sich* unterscheidet von dem andern, mit dem es um die Nahrung kämpft.

---

* Kritik der reinen Vernunft § 17.

[1] hinter „dienen kann“ hat die 2. Ausg. noch folgende Klammer „(man denke nur an den Verstand der Frauen, der Künstler, Staatsmänner, Kaufleute etc.)“

23. [65] Die ästhetischen und moralischen Auffassungen sind bey dem Wilden selten und beschränkt, bey dem Thiere scheinen sie fast ganz zu fehlen. Die Wahl ist weit minder überlegt, und scheint im Ganzen nicht so vest zu seyn, wie beym ausgebildeten Menschen. Das Thier hat hier neben dem Mangel des Höhern noch[1] eine positive Eigenthümlichkeit, nämlich eine sichtbar gröfsere Abhängigkeit vom *Instinct*, der zum Theil periodisch ist und mit dem Organismus in der genauesten Verbindung steht.

24. [66] Alles Angeführte zusammengenommen — [2]von dem wir noch nicht übersehen können, wieviel davon etwan auf einem einzigen Grunde beruhen möge, — ergiebt keine geschlossene Reihe von vesten Unterschieden, weder zwischen Menschheit und Thierheit, noch zwischen dem obern und untern Vermögen. [3] Sollte aber Jemand meinen, das Thier sey hier dem Menschen zu nahe gerückt, so gelten dagegen folgende Bemerkungen.

Wir kennen der Thiere sehr wenig. Wir unterscheiden viel zu wenig die verschiedenen Thier-Classen. Beym Dressiren der Thiere, wodurch wir eine beträchtliche Biegsamkeit ihrer Anlage kennen lernen, wird meistens ein eben so falscher Begriff zum Grunde gelegt, als bey schlechter Erziehung des menschlichen Kindes. Das Thier nimmt keine Dressur an, aufser nach den innern Gesetzen seines Wesens, und der gröfste Theil des dabey angewandten Zwanges ist ohne Zweifel grobe Mifshandlung, selbst wenn derselbe nützlich seyn sollte zur Er[27]reichung des Zwecks, da man das Thier nur als Thier gebrauchen will. Wer junge Thiere beobachtet hat, dem kann die Bemerkung nicht entgangen seyn, wie oft sie sich bemühen, ihre Vorderpfoten als *Hände* zu gebrauchen; ein vergebliches Streben, die Schranken ihrer Organisation zu überschreiten. Dem Menschen aber ist zuweilen statt des Uebermuths ein wenig[4] mehr Dankbarkeit für die Hülfsmittel der Bildung zu empfehlen, deren er sich vorzugsweise erfreut.[5]

---

[1] „noch" fehlt in der 2. Ausg.

[2] die Worte „von dem wir noch nicht ... beruhen möge," — fehlen in der 2. Ausg.

[3] hinter „Vermögen" hat die II. Ausg. folgenden Zusatz: „Wir haben also auch nicht Ursache, veststehende Unterschiede zu fodern, wo wir der beweglichen genug antreffen, welche sattsam erklären, wie man sich veranlafst finden konnte, nach dem Unterschiede zu fragen, den man für einen einzigen und überall gleichen hielt."

[4] „ein wenig" fehlt in der 2. Ausg.

[5] nach dem Worte „erfreut" folgt noch folgender Zusatz in der 2. Ausg.:
Uebrigens, während die mannigfaltigen Unterschiede in der geistigen Regsamkeit verschiedener Thiere uns ein Geheimnifs bleiben, liegt uns die Verschiedenheit der Menschen doch etwas deutlicher vor Augen. Auf

---

1 SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.
4 SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

Drittes Capitel.

Vorstellungsvermögen.

25. [67] Was zum Vorstellungsvermögen gerechnet wird, läſst sich unter folgende Uebersicht bringen:

a) Production
  α) der Erfahrung
    aa) der Materie nach,
    bb) der Form nach,
  β) der Begriffe, welche die Erfahrung überschreiten.
b) Reproduction.

Nach diesem Abrisse werden wir das Vorstellungsvermögen durchlaufen, und dabey die gewöhnliche Abtheilung der angenommenen Geistesvermögen berücksichtigen.*

A. Aeuſserer Sinn.

26. [68] Die Production der Materie der Erfahrung ist hauptsächlich das Werk der äuſsern Sinne, des Gefühls, Geschmacks, Geruchs, Gehörs, Gesichts.

[28] (Was Materie und Form der Erfahrung heiſse, ist aus der Einleitung in die Philosophie bekannt; vergl. daselbst § 25. 29.)

Die angegebenen fünf Sinne werden gezählt nach den Sinnes-Organen; der verschiedenen Klassen von Sinnes-Empfindungen ist eine gröſsere Zahl. Ueberdies enthalten die Organe selbst empfindliche Flächen, also unendlich viele empfindliche Stellen, mit der merkwürdigen Verschiedenheit, daſs bey einigen Sinnen zwar nur eine *Gesammt-Empfindung* entsteht,

---

die Frage, ob sich die Vorstellungen als Kräfte im Menschen vollständig äuſsern können, oder ob hier vielleicht auch noch etwas von der bey den Thieren bemerkten Beschränktheit zurückbleibe? läſst sich im Allgemeinen folgendes antworten: Die Hände des [55] Menschen haben sich bewaffnen müssen mit unzähligen Werkzeugen, die Sprache hat noch der Presse bedurft; die Genies verrathen, wie viel dem gewöhnlichen Menschen an freyer geistiger Regsamkeit fehle; und die Blödsinnigen, wie leicht auch in der menschlichen Gestalt die Bande, welche das organische Leben dem geistigen anlegt, eng geschnürt werden können; endlich die Selbstbeherrschung, ein Werk höherer Bildung, leidet noch an allen Mängeln der Bildung und Erziehung. Es ist also klar genug, daſs die bisher bekannte menschliche Thätigkeit nicht als eine vollständig abgeschlossene Darstellung dessen anzusehen ist, was Vorstellungen als Kräfte leisten können; und die Vermuthung liegt nahe, daſs auf andern Weltkörpern, unter andern Bedingungen der Gravitation, der Atmosphäre, der Beleuchtung u. s. w. sich weit vortheilhaftere Organisationen für die Entwickelungen der geistigen Regsamkeit befinden mögen.

* [1] Es würde ein groſser Fehler seyn, mit KANT und WOLFF die Psychologie vom *Selbstbewuſstseyn* anzufangen. Dies wird erst im zweyten Theile klar werden; vorläufig vergleiche man im Lehrbuche zur Einleitung in d. Philos. den § 103.

[1] Die folgende Fuſsnote fehlt in der 2. Ausg.

bey andern aber *jede einzelne Stelle* der Empfindungsfläche eine *gesonderte* Vorstellung liefert.

27. [69] Das Gefühl des Drucks und das der Wärme und Kälte hat sein Organ über der ganzen Fläche des Leibes verbreitet. Der Druck wird sehr mannigfaltig verschieden empfunden, je nachdem er gleichförmig ist oder ungleichförmig in den verschiedenen Theilen der Empfindungs-Fläche, und in den, einander folgenden, Zeitmomenten während der Dauer der Empfindung. So unterscheidet man Spitziges, Glattes, Rauhes, Elastisches, u. s. w. (Wärme und Kälte werden vielleicht mehr in den innern Theilen der Nerven empfunden, der Druck mehr in den äufsern.)

Der Tastsinn ist ursprünglich Gefühl, aber in einer besondern Anwendung, wodurch dasselbe die Form der Erfahrung bestimmen hilft. Vorläufig merke man, dafs zum Tasten mehrere Finger, mehrere Theile der Zunge, überhaupt mehrere Stellen der Empfindungsfläche behülflich sind.

28. [70] Der Geschmack liefert sehr viele unterscheidbare Empfindungen, die aber, gleichzeitig, einander verwir[29]ren. Die Zunge ist zugleich ein vorzüglicher Sitz des Gefühls jeder Art. (Auch bekommt sie verschiedene Arten von Nerven.)

29. [71] Gerüche dringen sich auf, gleich den Tönen, aber sie gestatten nicht gleich diesen, dafs man in ihnen ein Mannigfaltiges unterscheide. Das Geruchs-Werkzeug ist weniger, als die übrigen Organe des Sinnes, in unserer Gewalt; es selbst leidet sehr bey seinen Functionen. Gerüche können tödten und ansteckende Krankheiten fortpflanzen; sie sind meistens angenehm oder unangenehm, selten gleichgültig; aber keiner wird lange empfunden, jeder stumpft schnell das Werkzeug ab.

Der cultivirte Mensch scheint in Hinsicht dieses Sinnes durchaus abgestumpft im Vergleich mit dem Wilden und mit vielen Thieren.

30. [72] Das Gehör ist unter allen Sinnen am reichsten in der Mannigfaltigkeit der Empfindungen. Die musikalischen Töne lassen, selbst gleichzeitig, sich unterscheiden; von ihnen unabhängig ist die Auffassung der Vokale, und neben beyden findet sich die Wahrnehmung der Consonanten, die, wie es scheint, in die Klasse des mannigfaltigen Geräusches gehören. Merkwürdig ist das tonlose, und dennoch verständliche Sprechen des Menschen. Diesem nahe kommend ist vielleicht die Auffassung derjenigen, die von Geburt ganz unmusikalisch sind, und dennoch sehr gut hören. (Wahrscheinlich hat jeder musikalische Ton seinen eignen Antheil am Organ. Aufserdem ist nicht wohl einzusehn, wie gleichzeitige Töne gesondert bleiben, und warum sie nicht einen dritten gemischten Ton ergeben, welches die ästhetische Auffassung der Intervalle vernichten würde.)

31. [73] Das Gesicht unterscheidet Farben und, von diesen unabhängig, die Grade der Beleuchtung. Jede Stelle [30] der Netzhaut des Auges sieht einzeln und liefert eine gesonderte Empfindung. Manchem Auge fehlt der Farbensinn zum Theil, einigen ganz, bey übrigens scharfem Sehen. Die höchste Beweglichkeit, die Fähigkeit sich nahen und fernen Gegenständen, starkem und schwachem Lichte anzupassen, endlich sich mit den Augenliedern willkührlich zu bedecken, sind Vorzüge des Organs. (Es wird sich tiefer unten zeigen, dafs eben die Beweglichkeit ganz besonders die Auffassung der räumlichen Formen vermittelt. Diese ist keinesweges

so ursprünglich, wie sie scheint; sie wird gelernt und durchläuft sehr verschiedene Stufen der Ausbildung.)

Anmerkung. Jeder Sinn hat seinen Grad von Schärfe und Feinheit, seine Weite und Weile. — Alles bisherige bezieht sich nicht nur auf *Empfindungen, nicht auf Anschauungen*, welche letztre die Vorstellung eines Objects, *gegenüber andern Objecten und dem Subjecte, voraussetzen*, und deshalb nicht viel weniger als *alle* sogenannten Seelenvermögen (keinesweges blofs die Sinnlichkeit) zugleich beschäftigen. Wer sich, wie man es nennt, im Anschauen vergifst und vertieft, der ist nahe daran, nur noch zu empfinden.

B. Innerer Sinn.

32. [74] Kein bemerkbares Organ des Leibes deutet auf einen innern Sinn; allein nach der Analogie mit den äufsern Sinnen hat man jenen angenommen, um ihm die Auffassungen unserer eignen Zustände, in ihrem zeitlichen Wechsel, beyzulegen. Der innere Sinn[1] ist demnach ganz und gar eine Erfindung der Psychologen, und zwar eine ziemlich mangelhafte Erfindung, denn sie wissen weder die Klassen von Vorstellungen, die er überliefere, bestimmt aufzuzählen, noch irgend einen Schein [31] eines *Gesetzes* anzuzeigen, nach welchem die äufserste Unregelmäfsigkeit seines Wirkens zu erklären wäre. Die äufsern Sinne leisten ihre Dienste, wenn sie können, und falls sie dieselben versagen, so weifs man, warum; aber der innere Sinn, zu Zeiten scharfsichtig lauernd auf alles, was in den innersten Falten des Herzens vorgehe, (wohl auch manches hineindichtend) ist zu andern Zeiten so stumpf und träge, dafs man sich zwar bewufst ist, einen Gedanken gehabt zu haben, aber ihn wieder zu finden sich unfähig fühlt. Absichtliche Anstrengung hält der innere Sinn nicht lange aus; was wir in uns recht genau sehen wollen, das verdunkelt sich während der Betrachtung. (Wir würden sonst[2] eine empirische Psychologie, als zusammenhängende Kenntnifs, wirklich besitzen.) Uebrigens, wie schlüpfrig auch diejenige Materie der Erfahrung ist, welche der innere Sinn uns liefert, so bewundernswerth zeigt sich zuweilen die ihm zugeschriebene geistige Thätigkeit. Nicht selten greift die Selbst-Auffassung in die heftigsten Affecten ein und bändigt sie. Manchmal, bey der angestengtesten Arbeit in der Aufsenwelt, regiert der Mensch mitten im Gedränge sich selbst, um das Werk richtig zu vollenden. Der Schauspieler, der einen schlauen Betrüger darstellt, ist sich erstens seiner eigenen Person bewufst, zweytens des Charakters, der in seiner Rolle liegt, drittens der Verstellungskünste und des angenommenen Scheins, welche diesem Charakter als die Mittel des Betruges beygelegt sind. — Ja der innere Sinn steigt auf höhere Potenzen ins unbestimmte; wir können unsre Selbstbeobachtung wieder beobachten, und so fort.

Anmerkung. Schon in den Streitigkeiten zwischen den Cartesianern, Locken und Leibnitzen, kommt die Streitfrage vor, ob es Vorstellungen

---

[1] Nach den Worten „Der innere Sinn" hat die 2. Ausg.: so fern man ihn für ein besonderes Bestandstück unserer geistigen Fähigkeit hält (denn übrigens liegt seine Erklärung schon in der Grundlehre, 40—43) ist demnach...

[2] Der Satz „(Wir würden sonst .... wirklich besitzen.)" fehlt in der 2. Ausg.

gebe ohne Bewufst[32]seyn? Die leichteste und kürzeste Antwort ist, dafs, wenn alles Vorstellen wiederum ein Vorgestelltes würde, dann der innere Sinn unaufhörlich in unendlich hoher Potenz thätig seyn müfste. In Leibnitzen's Lehre hing aber die Behauptung der bewufstlosen Vorstellungen mit seinem metaphysischen Begriffe von der Substanz zusammen. In Poley's Uebersetzung des Lockischen Werks über den menschlichen Verstand findet sich S. 89 das Nothigste hierüber beyeinander.

C. Reihenformen.

33. [75] *Raum* und *Zeit* sind die Gegenstände einer sehr falschen Lehre geworden, indem man sie für die eigenthümlichen, einzigen, unabhängig von einander vorhandenen *Formen der Sinnlichkeit* angesehen hat. Der Raum ist vielmehr die einzige völlig ausgearbeitete Reihenform; er wird vorzüglich bey Gelegenheit der Gesichts- und Gefühls-Empfindungen producirt; ist aber hierauf gar nicht eingeschränkt, sondern eine ganz ähnliche Art von Production geschieht bey manchen andern Veranlassungen, entweder vollständig, oder *innerhalb gewisser Grenzen*; entweder deutlich gedacht, oder undeutlich; manchmal mit charakteristischen Nebenbestimmungen, welche verursachen, dafs man die damit behaftete Reihenform von dem Raume unterscheidet. Eine solche ist die *Zeit*. Eine andre ist die *Zahl*. Eine dritte ist der *Grad*, oder die intensive Gröfse.

Minder deutlich, aber dennoch unvermeidlich, wird die Reihenform producirt bey der *Zusammenstellung der gleichartigen Empfindungen nach der Möglichkeit des Uebergangs aus einer in die andre*. Daher die *Tonlinie*. (Wohl zu unterscheiden von der *Tonleiter*, die auf ästhetischen Bestimmungen beruht.) Ihr ähnlich würde die [33] *Farbenfläche* zwischen den drey Hauptfarben Gelb, Roth und Blau seyn, wenn man sicher wüfste, ob sich alle Farben auf jene drey, verbunden mit dem Grad-Unterschiede zwischen hell und dunkel (vielleicht weifs und schwarz), zurückführen lassen, oder ob nicht vielmehr das Farbengebiet noch einer dritten Dimension bedürfe. [1]

Noch minder deutlich, aber eben so unentbehrlich, ist die Reihenform in jeder logischen Anordnung; wo die Begriffe der Arten einander entgegengesetzt, und zugleich unter dem Begriff der Gattung zusammengefafst werden. Nicht blofs die Ausdrücke sind hier räumliche Symbole. Es liegt etwas in der Sache, wodurch Benennungen wie: *Umfang*, oder *Sphäre* eines Begriffs, herbeygerufen werden; obwohl diese Worte, in wiefern sie von dem Raume, der *ausgearbeiteten* Reihenform, entlehnt werden, nur Gleichnisse enthalten.

Eben so nothwendig ist in der Metaphysik die Lehre vom intelligibeln Raume, der mit völliger Deutlichkeit, nach allen drey Dimensionen con-

---

[1] hinter den Worten „Dimension bedürfe" hat die 2. Ausg. folgende Anmerkung: In dem Unterschiede des Hellen und Dunkeln, desgleichen bey der Tonlinie in dem Gegensatze der hohen und tiefen Töne zeigt sich eine Vorstellung von Succession in der Steigerung, welche verräth, dafs der Procefs der Wölbung und Zuspitzung (26) bey dem Tieferen und Dunkleren langsamer geht; dagegen schneller beym Höheren und Helleren. In der Musik bewegt sich deshalb die Bafsstimme meistens langsamer als der Discant.

struirt wird, blofs zum Behuf des metaphysischen Denkens, ohne etwas sinnliches einzumischen. (S. Hauptpuncte der Metaphysik § 7.)[1]

34. [76] Die Vorstellung einer *Reihe* zeigt sich am fafslichsten in den Begriffen der *ganzen positiven Zahlen*. Allein diese, *allmählig* erzeugt und erweitert, (die Wilden und die Kinder haben damit nicht wenig Mühe) genügen noch nicht, um alle Auffassungen eines Fortschritts in dem Mehr oder Minder in sich aufzunehmen; vielmehr geht die Production der Reihenformen schon bey den Zahlen immer mehr ins Künstliche und Verwickelte. Zuvörderst werden zwischen den ganzen Zahlen überall continuirliche Uebergänge vermittelst der *Brüche*[2] eingeschoben; und zugleich kommt durch rückwärts ge[34]hende Verlängerung, die Reihe der *negativen Zahlen* hinzu. Dann entwickeln sich die Begriffe der irrationalen Wurzeln, der Logarithmen und Exponentialgröfsen; endlich der zahllosen, durch Integration zu erhaltenden Functionen, denen ein Differential, das heifst, der Begriff einer gewissen Regel des Wachsens oder Abnehmens, zum Grunde liegt.

Kurz, *die Arithmetik ist für den Psychologen das merkwürdige Schauspiel einer stets sich verfeinernden Vorstellungsart von einer Reihe, die man hin und her durchlaufen kann.*

35. [77] Schon nach Analogie dieser unläugbaren Thatsache nun sollte man es *wenigstens wahrscheinlich* finden, dafs auch die *geometrische* Vorstellung des Raums, in dessen unendlicher Gröfse und Theilbarkeit, nur eine allmählig zu Stande gekommene Production, keinesweges aber etwas ursprünglich im Menschen liegendes sey. Dies um so mehr, da die unendliche Bildsamkeit der Raumbegriffe sich fortdauernd in demjenigen zeigt, was die stets höher aufsteigende Geometrie daraus macht. Zur Erklärung der Production des Raums wird man die Principien im zweyten Theile[3] finden.

Hier bemerke man vorzüglich den Begriff des *Zwischen*, mit *zwey entgegengesetzten Seiten*. Dieser ist charakteristisch für alle Reihenformen. Eine Zahl liegt zwischen Zahlen, eine Stelle im Raume zwischen andern Stellen, ein Zeitpunct zwischen zweyen Zeitpuncten, ein Grad zwischen einem höhern und niedern Grade, ein Ton zwischen Tönen, u. s. w.

Ferner bemerke man die psychologische Thatsache, dafs wir eine bestimmte Distanz, sie sey erfüllt oder leer, im Raume, in der Zeit, auf der Tonlinie einigermafsen auch bey der intensiven Gröfse, als *Maafsstab* [35] *fortzutragen* im Stande sind, wie beym Augenmaafse und beym Tacte, vorzüglich auffallend ist.

D. Logische Formen.

36. [78] Es ist eine böse Gewohnheit der Philosophen, sich in schwierigen Fällen an die Logik zu lehnen; nicht eben um deren *Vorschriften* mit besonderer Sorgfalt zu befolgen, (welches sehr löblich wäre)

[1] Die Worte „(S. Hauptpuncte der Metaphysik § 7.)“ fehlen in der 2. Ausg.
[2] Brüche nicht gesperrt in der 2. Ausg.

[2] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.
[3] im dritten Theile SW.

sondern um dem *Verfahren*, welches *sie selbst* in ihrem wissenschaftlichen Gange beobachtet, etwas nachzuahmen, oder nachzubilden. KANT's Kategorien, zusammengestellt nach einer sehr fehlerhaften Tafel der logischen Urtheilsformen, und sein kategorischer Imperativ, der nichts anders enthielt als eine Reminiscenz an das logische Verhältnifs des Allgemeinen zum Besondern, sind warnende Beyspiele.) So nun hat man auch in der Psychologie über Begriffe, Urtheile und Schlüsse kaum mehr zu sagen nöthig gefunden, als dafs zu allen logischen Operationen ohne Zweifel die *Vermögen* in der Seele vorhanden seyen; und weil die Logik, um vom Einfachern zum Zusammengesetztern fortzugehen, zuerst von Begriffen, dann von Urtheilen, und endlich von Schlüssen handelt, hat man auch unbedenklich die sogenannten Vermögen zu diesen Dingen, nämlich Verstand, Urtheilskraft und Vernunft, in derselben Ordnung in den Psychologieen abgehandelt.

Aber mehrere factische Umstände machen schon die Thatsache zweifelhaft, ob Begriffe im strengen logischen Sinne wirklich im menschlichen Denken vorkommen? und es fragt sich, ob dieselben nicht vielmehr logische *Ideale* seyen, *denen sich unser wirkliches Denken mehr und mehr annähern soll?* Diese Frage wird im zweyten Theile[1] bejahet werden; es wird sich überdies zeigen, dafs die Urtheile es sind, wodurch die Begriffe dem [36] Ideal mehr und mehr angenähert werden, daher sie den letztern in gewissem Sinne vorangehen; es wird endlich klar werden, dafs aus dieser Wirksamkeit der Urtheile sehr wichtige Folgen für die *metaphysischen* Begriffe insbesondere sich ergeben.

37. [79] Wie diejenigen Vorstellungen der Menschen, die man Begriffe nennt, beschaffen seyen, darüber frage man die Wörterbücher und die Sprachlehren. Jene zeigen uns für jedes Wort einen Gedanken, der zwischen einer Menge verschiedener, zuweilen kaum vereinbarer Merkmale umherschwankt. Diese verrathen, dafs statt der allgemeinen Begriffe (wie *Mensch, Baum,*) die Vorstellung von Einem unter Vielen, die durch den unbestimmten Artikel (*ein* Mensch, *ein* Baum) angedeutet wird, überall gebräuchlich ist, wo nicht ausdrücklich logische Forderungen geltend gemacht werden. Daher ist denn kein Wunder, dafs die allermeisten Menschen nicht einmal gute Nominal-Definitionen in Bereitschaft haben, wenn sie gefragt werden, was sie bey diesem oder jenem Worte denken. Anstatt also, wie es der Logik gemäfs geschehen sollte, jeden allgemeinen Begriff zunächst blofs seinem Inhalte vorzustellen, und die Anwendung auf den Umfang als etwas dem Begriffe selbst zufälliges zu betrachten: haben die Menschen gewisse Gesammt-Eindrücke von vielen ähnlichen Gegenständen mit Worten bezeichnet; und der Bedeutung dieser Worte, die keinesweges vest bestimmt ist, mufs im Gebrauch jedesmal der Zusammenhang soweit nachhelfen, dafs man vorzugsweise an gewisse Merkmale eines übrigens unbestimmten Gedankens erinnert werde.

Man sieht hieraus, mit welchem verkehrt gestellten Probleme man die Psychologie belasten würde, wenn [37] *man ihr anmuthen wollte, den Ursprung ächt-allgemeiner Begriffe in der menschlichen Seele zu erklären.*

1 im dritten Theile SW.

Dergleichen Begriffe lassen sich factisch gar nicht nachweisen; aufser in den Wissenschaften, wo es klar vor Augen liegt, wie sie gebildet werden; nämlich durch positive und negative Urtheile, welche dem Worte, dessen Definition man sucht, allerley Merkmale zusprechen und absprechen.

38. [80] Dagegen nun ist es eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, dafs die menschlichen Gedanken sich sehr gewöhnlich (obwohl nicht immer) in die Form von *Urtheilen* fügen. Beynahe allen Redeformen in den nur einigermaafsen gebildeten Sprachen liegt die Verbindung eines Subjects und eines Prädicats zum Grunde. Hierbey ist jedoch nicht zu vergessen, dafs der logischen Forderung, Subject und Prädicat sollen vest bestimmte Begriffe seyn, in der Wirklichkeit nicht Genüge geleistet wird.

39. [81] Die eben erwähnte Thatsache mufs als eine psychologische Merkwürdigkeit auffallen. Denn aus der Voraussetzung, ein vorstellendes Wesen solle eine wirkliche oder auch nur scheinbare Welt erkennen, oder selbst nur eine solche als möglich denken, — folgt gar nicht, dafs dieses Denken und Erkennen gerade die Form von Urtheilen annehmen müsse, sondern man kann in Versuchung gerathen, einen so besondern Umstand für eine eigenthümliche Einrichtung der menschlichen Natur zu halten.

Das Vorstellen, als ein Abbilden der vorzustellenden Gegenstände gedacht, sollte den Gegenständen selbst gleichen, und sich ihnen aufs genaueste anschliefsen. Aber das Gefüge der Subjecte und der (grofsentheils negativen) Prädicate wird Niemand für eine Zusammensetzung in den Gegenständen halten. Und der Maler, der uns die [38] Person, nach der wir fragen, hinzeichnet, giebt uns eine weit genauere Kenntnifs, als wer mit Worten alle die Prädicate würde aufzählen wollen, welche in der Zeichnung mit Einem Blicke überschaut werden. Auch ist das ganze Gerüst von Arten und Gattungen, welches wir nach Anleitung der Logik in Begriffen erbauen können, der Wirklichkeit fremd, und nur in unserer, an die Urtheilsform gebundenen, Erkenntnifs zu gebrauchen.

[1] Schon manchem Philosophen hat das Ideal einer *anschauenden* Erkenntnifs vorgeschwebt, (z. B. dem Spinoza) zu welcher freylich, wenn sie Wahrheit gewähren sollte, eine sinnenfreye, unmittelbar auf das Wahre gerichtete, sogenannte *intellectuale Anschauung* würde erfordert werden. [2] Die vorgebliche Thatsache, dafs es eine solche gebe, ist mehr als verdächtig, (das vermeintlich Angeschaute ist offenbar Product verirrter Speculation;)

---

[1] Der folgende letzte Abschnitt von 39: „Schon manchen Philosophen .... erfordert werden" steht in der 2. Ausg. als „Anmerkung."

[2] Hinter den Worten „würde erfordert werden" hat die 2. Ausg.:

Was wird daraus, wenn widersprechende Begriffe für angeschaute Gegenstände genommen, und als solche angepriesen werden, das hat das Zeitalter zum Theil erfahren; die Psychologie kann aber noch mit eben so traurigen als merkwürdigen Thatsachen bereichert werden, wenn man nicht abläfst, das cum ratione insanire kunstmäfsig zu betreiben. Verstünde man dagegen, falsche Systeme in die Ferne zu stellen und sie aus dem rechten Standpunkte zu betrachten: so würde man daraus lernen.

Der Absatz „Die vorgebliche Thatsache .... vorkommen kann" fehlt in der 2. Ausg.

daher kann darauf in der Psychologie nicht Rücksicht genommen werden. Die sinnliche Anschauung des Menschen darf man mit der eben erwähnten idealischen nicht verwechseln; sie ist, wie schon oben gesagt, eine sehr zusammengesetzte Production unsers Geistes, von welcher das Nähere erst tiefer unten vorkommen kann.

40. [82] Die Hauptfrage, welche wir in Ansehung der Urtheile an die speculative Psychologie zu richten haben, ist so zu fassen: *woher kommt die leidentliche Stellung des Subjects, als desjenigen Gedankens, dem eine Bestimmung erst noch durch das Prädicat gegeben werden müsse? Warum setzen sich nicht Subject und Prädicat sogleich, indem sie im Denken zusammenkommen, in das Verhältnifs des Substantivs und Adjectivs?* Warum scheint es, als ob wirklich ein Seelenvermögen, Urtheilskraft genannt, sie erst copuliren müfste?

[39] Vorläufig sind hiebey in factischer Hinsicht folgende Bemerkungen zu machen:

a) Es ist eine Erschleichung, wenn man behauptet, alles menschliche Denken sey ein geheimes Urtheilen. Als sichere Thatsache zeigt sich das Urtheilen nur im Sprechen; gar vieles aber denkt der Mensch, das er nicht aussprechen kann.

b) Auf die Entwickelung der menschlichen Gedanken in ausgesprochenen Urtheilen hat grofsen Einflufs seine Neigung, sich andern mitzutheilen. Vielleicht gilt dieses auch rückwärts: der verschlossene Mensch mag derjenige seyn, dessen Vorstellungen sich nicht leicht in die Form der Urtheile fügen. — Man sieht bey Kindern schon sehr auffallende Unterschiede der Redseligkeit und Zurückhaltung, auch wenn die letztere nicht aus Scheu oder Trägheit entspringt.

c) Das Aussprechen ist oft Bedürfnifs, und gewährt Erleichterung. Das Urtheilen hängt hier mit Trieben und Gefühlen zusammen.

d) Eine Hauptart der Urtheile, worin sich Subject und Prädicat vorzüglich scharf getrennt zeigen, sind die *Beurtheilungen,* die ein Vorziehen und Verwerfen ausdrücken. Der Hang zu diesen ist so grofs, dafs der Mensch gern an Vorbedeutungen glaubt, d. h. dafs er jedes Ereignifs als drohend oder glückverkündend zu betrachten geneigt ist. Und aus den wiederhohlten Versuchen der Philosophen, Gutes und Schlimmes auf Bejahung und Verneinung zurückzuführen, läfst sich errathen, dafs zwischen dem Urtheilen auf der einen, dem Begehren und Verabscheuen auf der andern Seite, zwar kein in der Natur aufser uns gegründeter, aber doch ein psychologischer Zusammenhang Statt finden müsse.

[40] *e*) Eine andre Hauptart von Urtheilen, in welchen ebenfalls der Unterschied und die Zusammenfügung der beyden Bestandtheile sehr merklich wird, bietet sich dar in den Anknüpfungen des Neuen an das Bekannte. Entweder das Bekannte[1] ist hier das Subject, und das Neue macht das Prädicat aus, bey Veränderungen, die man an den Dingen bemerkt, z. B. der Baum blühet, oder das Neue[2] ist das Subject, und wird

[1] Bekannte gesperrt in der 2. Ausg.

[2] Neue gesperrt in der 2. Ausg.

[1] u. [2] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

unter ein bekanntes Prädicat subsumirt, z. B. bey allen Antworten auf die Frage: *Was ist das?*

Die letztern Bemerkungen sind freylich nur particulär; allein psychologisch genommen ist oft das Allgemeine aus dem Besondern zu erklären, weil sehr oft besondere Vorstellungsarten durch Uebertragung erweitert werden. Wie die Begriffe der Irrational-Gröfsen entstehen, indem die Vorstellung einer Zerlegung in gleiche Factoren auch auf diejenigen Zahlen übertragen wird, die nicht aus mehrern gleichen Factoren bestehen: so kann auch die allgemeine Gewohnheit, alle Rede in die Form der Urtheile zu bringen, einen sehr speciellen Anfang genommen haben; und es ist keinesweges erlaubt vorauszusetzen, dafs alle Gedanken, die jetzt in der Form einer Verknüpfung von Subject und Prädicat erscheinen, den Grund dazu in sich selbst enthalten.[1]

---

[1] Hinter den Worten „sich selbst enthalten" hat die 2. Ausg. folgende Anmerkung:

Anmerkung. Urtheile wie A = A, oder: der Stein ist nicht süfs, sind Schul-Formeln und Schul-Beyspiele. Wird ursprünglich geurtheilt, so verräth sich darin der Standpunct des Urtheilenden. Kinder urtheilen und fragen, wo der Erwachsene seine schon zusammengefügten Substantive und Adjective nicht mehr trennt; und wo er theils durch Gewohnheit beschränkt ist, theils die Gränzen des menschlichen Wissens kennt, theils die Dinge nur von der Geschäfts-Seite sehen will.

Der Procefs der Wölbung und Zuspitzung (26) ist da leicht zu erkennen, wo auf die Frage: was ist das? geantwortet wird. „Es ist nichts als Schnee," sagte ein Kind, dem man einen Schneekuchen geschenkt hatte. Hier war der Kuchen das Subject, dessen Auffassung die Wölbung: was für ein Kuchen? veranlafste, bis die Zuspitzung [68] nur den Schnee übrig liefs. Die Schlufssätze: dieser Kuchen ist nicht efsbar, er wird schmelzen, sind von ähnlicher Art; die Prädicate kommen auch hier von innen. Umgekehrt verhält es sich, wenn Derjenige, der bisher gewohnt war, die Hunde frey laufen zu sehn, zum ersten Male sieht und urtheilt, der Hund fahre eine Waare zu Markte. An dem von Pferden gezogenen Wagen würde er vorübergegangen seyn, ohne zu urtheilen.

Die Wölbung spannt, die Zuspitzung befriedigt; daher eine Lust am Beurtheilen, und daher voreilige Urtheile und Geschwätz. Dies schadet der Beobachtung sowohl als dem Denken. Der Beobachter würde mehr bemerkt haben; er wäre nicht durch einerley Zuspitzung befriedigt davon gegangen. Beym Denker wäre die Wölbung vollständiger, und mehr aus der Tiefe gekommen. Auch der Gestaltung schadet die Lust am Urtheilen. Kritische Köpfe sind selten producirende.

Der Beobachter geht von einer Wölbung zur andern successiv; er bildet Reihen von Urtheilen. Das blofse Anschauen trennt die Prädicate nicht; es ist minder scharf; weil die Wölbung mangelhaft war, ist es auch die Zuspitzung. Häufig folgt darauf untreues Wiedererzählen. Hiebey wirkt die Sprache mit, durch Vieldeutigkeit der Worte; wofern derselben nicht eine beständige Berichtigung entgegenstrebt.

41. [83] Die *Schlüsse* betrachtet die Logik als Fortschreitungen des Denkens. Allein hiebey dringen sich sogleich zwey Bemerkungen auf:

a) Sehr selten wird in gewöhnlicher Sprache eine Fortschreitung in der Form des Syllogismus ausführlich dargestellt; vielmehr hat der letztere fast allemal etwas langweiliges, wenn er nicht verkürzt, als Enthymen erscheint. Dies ist keinesweges ein Tadel für den Syllogismus, (wofür es oft gehalten wird) sondern nur eine [41] Erinnerung, dafs Logik und Psychologie verschiedene Dinge sind. [1]

b) Sehr selten haben die Erzeugnisse des Denkens ursprünglich (beym Erfinden) die Sicherheit des Syllogismus. Meistens sind es Versuche, ein paar Vorstellungen, die sich um einerley Mittelbegriff drehen, unter einander zu verknüpfen, noch ehe die nöthige Quantität der Sätze, und die genaue Identität des Mittelbegriffs geprüft ist. [2]

42. [84] Wenn daher der *Vernunft* das Vermögen zu schliefsen beygelegt wird, so wird hier wiederum eine unstatthafte Abgränzung der Seelenvermögen sichtbar. Schlüsse *erzeugen*, und Schlüsse *prüfen und bestätigen*, dies sind zwey ganz verschiedene, in der Wirklichkeit meistens weit getrennte Geschäffte. Das erste mag der Einbildungskraft, das zweyte der Vernunft zugeschrieben werden.

43. [85] Am Ende mufs hier noch des *logischen Beyfalls* Erwähnung geschehn, der von dem ästhetischen weit verschieden ist. Jener besteht nicht wie dieser in einem *Vorziehn*, dessen Gegentheil das *Verwerfen* ist, sondern im *Anerkennen*, wobey man sich übrigens den Gegenstand gefallen läfst wie er ist. Allein mit dem Anerkennen ist ein Gefühl eigner Art verbunden, worin der Zwang der Evidenz und die Befriedigung eines Anspruches sich vermischen, und von dem nur die Umstände bestimmen können, ob es mehr angenehm oder unangenehm seyn werde. Die Hauptsache ist hier, zu bemerken, wie die vorgeblichen Vermögen des Erkennens und des Fühlens in einander fallen oder, wie die Psychologen lieber sagen, auf einander einfliefsen, — wobey sie sich um das Causalverhältnifs in diesem Einflusse nicht weiter zu kümmern pflegen.

[42] E. Transscendente Begriffe.

44. [86] Was zur Erfahrung gehöre, und was dieselbe überschreite, ist nicht ganz leicht zu unterscheiden. Kant rechnet noch die Begriffe von *Substanz* und *Kraft* mit zu demjenigen, was in die Erfahrung, als Bestimmung derselben, eingehe, und es giebt bey ihm eine *substantia phaenomenon*. Wir müssen hierin von ihm abweichen, aus Gründen, die zum Theil schon die Einleitung in die Philosophie vor Augen gelegt hat und die in der allgemeinen Metaphysik weiter entwickelt werden.

---

[1] Nach den Worten „verschiedene Dinge sind." hat die 2. Ausg. folgenden Zusatz:

Die Vorstellungsreihen laufen meistens durch die Untersätze; indem sie die Obersätze nur streifend berühren.

[2] Nach den Worten „geprüft ist" hat die 2. Ausg. folgenden Zusatz:

Richtiges Schliefsen und richtiges Messen sind nahe verwandt. Der Mittelbegriff wie der Maafsstab, wollen genau vestgehalten seyn.

(Es ist nämlich der Begriff der Substanz nicht gleich dem Begriff des Dinges, sondern aus diesem entstanden. *Ding* ist eine Complexion von Merkmalen, noch ohne Frage nach ihrer realen Einheit, die dabey blindlings vorausgesetzt wird. *Substanz* ist der von allen Merkmalen verschiedene Träger derselben; ein Begriff, der erst in so fern entsteht, als man eingesehen hat, dafs man die Merkmale von ihrer Einheit unterscheiden müsse. Dieser Begriff ist widersprechend, nach Einleitung in die Philos. § 101,[1] er mufs umgebildet werden in den Begriff eines *Wesens*, das vermöge der Störungen und Selbsterhaltungen uns die Erscheinung einer Complexion von Merkmalen darbietet, die ihm der Wahrheit nach gar nicht zukommen. [2]Hierüber sehe man die Hauptpuncte der Metaphysik, die man zum Behuf dieser Einsicht ganz kennen mufs. Der Begriff der *Kraft* lehnt sich an den der Substanz, und entwickelt sich mit ihm auf beynahe gleiche Weise, aus dem des *veränderlichen Dinges;* auch ist er einer ähnlichen metaphysischen Correctur zu unterwerfen. Beyde Begriffe entspringen also an der äufsersten Gränze der Erfahrung, als Widersprüche, die in die Metaphysik hinein treiben, das heifst, die uns nöthigen, die Erfahrung zu überschreiten und [43] Ueberzeugungen bey uns vestzusetzen, deren Gegenstände in keiner Erfahrung können gegeben werden.)

45. [87] Ausgerüstet mit den Begriffen von Substanz und Kraft (wie dunkel und wie unrichtig sie auch übrigens noch mögen gedacht werden) geht nun der menschliche Geist theils in alle Weiten des Raumes und der Zeit hinaus, theils in das Unbestimmbar-Kleine der nämlichen Reihenformen hinab, theils gänzlich über sie hinweg, um das Höchste und Erhabenste zu finden. So entstehn die Fragen nach der Unendlichkeit der Welt, nach den Bestandtheilen der Materie, (entweder Klümpchen oder Atomen) nach der Geisterwelt und der Gottheit.

[3]Es ist aber höchst unzeitig, jetzt schon über Gegenstände dieser Art psychologische Fragen erheben zu wollen, wie man neuerlich mit einer gewissen Vorliebe gethan hat und mit der Einbildung, sich auf diesem Wege wissenschaftliche Verdienste erwerben zu können. Unfehlbar bilden sich die Begriffe von den Seelenvermögen, durch welche diese Gegenstände sollen erkannt werden, nach den Meinungen über die Gegenstände selbst; und erst mufs man so viel Metaphysik haben, um diese Meinungen berichtigen zu können, ehe man nur fragen darf, welche Fähigkeit für übersinnliche Erkenntnifs dem Menschen beywohnen möge. [4]Der Weg der Vernunftkritiken und alles dessen, was ihnen ähnlich ist, führt (abgerechnet

---

[1] Die Worte „nach Einleitung in die Philos. § 101“ fehlen in der 2. Ausg.

[2] Der Satz „Hierüber sehe man . . . . ganz kennen mufs.“ fehlt in der 2. Ausg.

[3] Den Absatz „Es ist aber höchst unzeitig“ bis zum Ende des Paragraphen bringt die 2. Ausg. als „Anmerkung.“ Sie beginnt dieselbe: „Es ist höchst unzeitig.“

[4] Statt der nächsten Zeilen (bis S. 332, Z. 2 v. o.) hat die 2. Ausg. folgende Abweichung: Konnte man falschen Speculationen zu Gefallen eine falsche Logik ersinnen, so wagt man es auch mit der Psychologie. Nur die Erfahrung wird sich nicht beugen lassen.

von zufälligen Nebenvortheilen) zu nichts anderm, als zu psychologischen Erschleichungen.

46. [88] Noch gehören hieher die *gereinigten* geometrischen Begriffe von Körpern, als gleichförmigen Continuen, von vollkommenen Flächen, Linien, Punkten. Auch sie überschreiten die Erfahrung, oder vielmehr, *die Erfahrung überschreitet sie;* weil jeder sinnliche Gegen[44]stand diesen Begriffen etwas zumischt, wodurch er sie entstellt.

Die Frage nach den Seelenvermögen, welche die Grundbegriffe der Geometrie hergeben, ist so viel unnöthiger, weil man auf den ersten Blick sehen kann, dafs dieselben, bey vorausgesetzter Production der Reihenformen, sich werden aus der Erfahrung erhalten lassen, wofern es möglich ist, zu scheiden, was die Sinne vermischt darbieten; eine Operation, welche der Erzeugung wissenschaftlicher Allgemein-Begriffe nicht unähnlich seyn wird.

F. Reproduction.

47. [89] Bey der Reproduction, welche sich ganz auf das zeitliche Leben des Menschen, nämlich auf die Fortdauer einmal erzeugter Vorstellungen bezieht, treffen wir wiederum auf eine Sorglosigkeit der Psychologen in Ansehung dessen, wornach zu fragen ist. Unsre Vorstellungen nämlich weichen aus dem Bewufstseyn zurück, und kehren wieder; wovon nun soll erst der Grund gesucht werden, von dem Zurückweichen, oder vom Wiederkehren? [1] Im zweyten Theile wird sich finden, dafs auf jenes zuerst die Frage mufs gerichtet werden, während gewöhnlich nur vom letztern geredet wird.

48. [90] Zweyerley kann vorzüglich seyn an der Reproduction: ihre *Lebhaftigkeit* und ihre *Treue.* Jene schreibt man der *Einbildungskraft,* diese dem *Gedächtnisse* zu. So sind zwey Seelenvermögen erdichtet für einerley Sache, die von verschiedenen Seiten betrachtet wird. Dafür giebt es jedoch eine Entschuldigung, die in dem gleich Folgenden leicht zu erkennen ist.

49. [91] Die Treue und die Lebhaftigkeit der Reproduction finden sich sehr selten in einem hohen Grade [45] gleichmäfsig beysammen. Es beruht nämlich die Treue darauf, dafs eine Vorstellung sich in demselben Zusammenhange mit andern erneuere, worin sie zuerst vorkam. (Mit denselben Merkmalen Eines Dinges, denselben Umständen Einer Begebenheit, derselben Zeitbestimmung und örtlichen Verknüpfung u. s. w.) Diese Forderung wird selten da sehr vollständig erfüllt werden, wo die Lebhaftigkeit der Reproduction viele, unter einander nicht zusammenhängende Vorstellungen, beynahe zugleich ins Bewufstseyn wiederkehren läfst, die sich in ihren Nebenbestimmungen mannigfaltig durchkreuzen. So nun findet man auch, dafs Menschen von viel Phantasie wenig Treue des Gedächtnisses zu besitzen pflegen, wiewohl es in dieser Hinsicht Ausnahmen giebt.

Anmerkung. Mehrere Psychologen erfordern zum Gedächtnifs, Reproduction mit Erinnerung. Die letztere soll das Urtheil seyn, man habe

---

[1] Statt der Worte „Im zweiten Theile wird sich finden, dafs auf jenes zuerst die Frage mufs gerichtet werden“ hat die 2. Ausg. folgende Abweichung: „Auf jenes mufs zuerst die Frage gerichtet werden“ . . . .

die nämliche Vorstellung schon ehemals gehabt. (Hieraus wird zuweilen sehr überflüssig noch ein eigenes Vermögen gemacht, das Erinnerungsvermögen.) Allein das erwähnte Urtheil kann als ein solches, wobey sich Subject und Prädicat wirklich scheiden, nur selten nachgewiesen werden, und die ganze Bestimmung ist dem Sprachgebrauche keinesweges angemessen. Man sagt von demjenigen, er habe ein gutes Gedächtnifs, der eine Rede leicht auswendig lernt, und sie, *ohne ihren Zusammenhang zu zerreifsen*, mit Sicherheit hersagen kann, wenn er schon sich während des Hersagens nicht erinnert, es sey das *dieselbe* Rede, die auf dem oder jenem Papier gedruckt oder geschrieben stehe, und die er zu der oder jener Stunde memorirt habe.

50. [92] Ueber die Association der Vorstellungen, oder über die Art und Weise, wie dieselben einander nicht [46] blofs nach einmal wahrgenommenen Verbindungen der Zeit und des Raumes, sondern auch nach Aehnlichkeiten, ja sogar (scheinbar) nach Contrasten hervorrufen, sind die psychologischen Schriften voll von Bemerkungen, welche hieher zu setzen nicht nöthig ist.[1] Auch ist sehr bekannt, dafs bey der Verknüpfung nach Aehnlichkeiten vielfältig eins an die Stelle des andern gesetzt wird, woraus neue Zusammensetzungen, *Erdichtungen*, entstehen, für die man ein *Dichtungsvermögen* erfunden hat.

Anmerkung. Das Dichten, im weitesten Sinne, ist das Wesentliche bey allem Erfinden. Zum Selbstdenken in den Wissenschaften gehört eben so viel Phantasie, als zu poetischen Erzeugnissen; und es ist sehr zweifelhaft, ob NEWTON oder SHAKESPEARE mehr Phantasie besessen habe.

51. [93] Gedächtnifs und Einbildungskraft kommen darin überein, dafs bey jedem Menschen ihre vorzügliche Stärke auf gewisse Klassen von Gegenständen sich zu beschränken pflegt. Wer sich geometrische Phantasie wünscht, der würde ganz vergeblich sich in der, gewöhnlich so genannten, Dichtkunst üben, und wer die Kunstworte einer Wissenschaft, die

---

[1] Nach den Worten „nöthig ist." hat die 2. Ausg. folgenden Zusatz: „Eher mag hier an den mannigfaltig verschlungenen Gang zu erinnern seyn, den oft genug die Reproduction zu nehmen pflegt. Wer z. B. Kohlen und Asche [74] in einem Walde findet, denkt zunächst unmittelbar an brennendes Holz, welches (weiter rückwärts) dürr im Walde möge gelegen haben, dann (vorwärts) von Menschen, die sich dort lagerten, ergriffen und (weiter vorwärts) angezündet seyn. Wie aber kamen die Menschen dahin? (Diese Frage geht rückwärts.) Wo sind sie geblieben? (vorwärts). Welcher Brand konnte entstehn, wenn sich ein Sturm erhob? (Seitwärts ins Gebiet der Möglichkeit, zugleich rückschauend auf den Sturm und vorschauend auf den Schaden.) Oder man findet alte Münzen in der Erde. Wie kommen sie dahin? Aus welcher Zeit sind sie? Weshalb vergraben? Wem gehört der Schatz? — Jedes Saamenkorn erinnert rückwärts an das Gewächs, von dem es stammt, und vorwärts an das, welches daraus entstehen kann, zugleich aber an den Gebrauch, den man vielleicht, ohne es zu pflanzen, davon machen wird. — Zu den nützlichen Uebungen gehört es, in vielen solchen Beyspielen die wechselnden Richtungen und Verzweigungen des Gedankenlaufes zu beachten. Uebrigens ist sehr bekannt" . . . .

ihn interessirt, ohne alle Mühe behält, der hat oft ein schlechtes Gedächtnifs für Stadt-Neuigkeiten. — Hier verräth es sich, dafs die Reproduktion, sowohl in Hinsicht ihrer Lebhaftigkeit als ihrer Treue, mit der übrigen geistigen Thätigkeit aufs engste zusammenhängt, und dafs die Annahme von eigenen, die Reproduction besorgenden, Vermögen der Seele höchst ungeschickt ist, um die Erscheinungen auch nur befriedigend *zusammenzustellen.*

52. [94] Gedächtnifs und Einbildungskraft weichen darin von einander ab, dafs jenes nur *Vorgestellte* und gleichsam todte Bilder herbeyzuführen, diese im activen *Vor*[47]*stellen* beschäfftigt zu seyn scheint. Das Uebergehn der *Vorstellungen* aus dem einen in den andern Zustand ist sehr merklich beym Wiederlesen dessen, was man selbst geschrieben, beym Prüfen dessen, was man selbst gedacht hat. [1] Dieser Unterschied hat einen tiefen Grund in den Gesetzen des psychologischen Mechanismus, welcher im zweyten Theile offenbar werden wird.

Viertes Capitel.

Gefühlvermögen.

53. [95] Wenn einmal Seelenvermögen angenommen werden, so ergiebt sich die Nothwendigkeit, aufser dem Vermögen vorzustellen noch eins oder mehrere anzunehmen, sogleich daraus, dafs wir durch Angabe dessen, *was* wir vorstellen, oder *wie* das Vorstellen in uns entstehe, bey weitem nicht alles dasjenige bezeichnen können, was in uns vorgehe. Insbesondre dringt es sich auf, dafs ein höchst mannigfaltiges *Vorziehn* und *Verwerfen* in uns vorkommt; um dessentwillen auch schon längst neben dem Vorstellungsvermögen noch das des Begehrens und Verabscheuens ist aufgestellt worden.

54. [96] In dem weiten und dunkeln Raume neben dem Vorstellen hat man nun neuerlich die Gränze gezogen zwischen Fühlen und Begehren. Allein fragt man die Psychologen nach dem Ursprunge dieser Gränze, so geben sie zwar an, das Begehren beziehe sich auf Gegenstände, das Gefühl auf Zustände; dennoch drehen sich ihre Erklärungen im Cirkel, oder kommen wenigstens nicht über die Frage hinweg, ob vielleicht Fühlen und Begehren einerley Ereignifs sey, das wir nur in unserer [48] Vorstellung von verschiedenen Seiten betrachten, und deshalb mit zweyerlei Namen benennen?

Anmerkung. Herr Prof. Maass in dem Werke über die Gefühle (S. 39 des ersten Theils) erklärt Fühlen durch Begehren, („ein Gefühl ist *angenehm,* so fern es um seiner selbst willen *begehrt* wird;“) aber eben derselbe, in dem Werke über die Leidenschaften (§ 2 vergl. S. 7) sagt: es sey ein bekanntes Naturgesetz, zu begehren was als gut, zu verabscheuen was als böse vorgestellt werde. Wobey die Frage entsteht, *was denn gut,* und *was denn böse sey?* Darauf nun erhalten wir die Ant-

---

[1] Der Schlufssatz „Dieser Unterschied .... offenbar werden wird“ fehlt in der 2. Ausg.

wort: die Sinnlichkeit stelle als gut vor das, wovon sie *angenehm* afficirt werde, u. s. w. Und hiemit sind wir im Cirkel herumgeführt. — Herr Pr.[1] HOFFBAUER, in seinem Grundrisse der Erfahrungsseelenlehre, fängt die Capitel vom Gefühlvermögen und Begehrungsvermögen so an: „Wir sind uns mancher Zustände bewufst, welche wir uns *bestreben* hervorzubringen, diese nennen wir *angenehm;* — gewisse Vorstellungen erzeugen in uns das *Bestreben,* ihren Gegenstand wirklich zu machen, dies nennen wir *Begehren,* u. s. w. Hier ist einerley Grund, das Bestreben, den Gefühlen und Begierden untergelegt; und wenn der Unterschied in den *Gegenständen* und *Zuständen* liegen soll, so fragt sich, ob nicht das eigentlich Begehrte vielleicht *die Gefühle* also die Zustände seyen, *die man von den Gegenständen erwarte?* — Bey andern Autoren sieht es in diesem wichtigen Puncte eben nicht besser aus. Eine vortreffliche Bemerkung LOCKE's, in dem Werke über den menschl. Verstand, (II, 21, § 35.) hätte man benutzen sollen; sie erschöpft zwar den Gegenstand nicht, führt aber auf den rechten Weg, und zeigt, dafs viele Begierden (wenn schon nicht alle) unabhängig sind von Gefühlen, wiewohl sie deren in ihrem [49] Gefolge haben können. Was LOCKE Unzufriedenheit nennt, ist kein Gefühl, sondern die erste Regung der Begierde selbst.

55. [97] Wie nun die Thatsachen, die wir Gefühle nennen, sich nur äufserst schwer von denjenigen absondern lassen, die man als Begehrungen und Verabscheuungen kennt, so auch ist es ein sehr unsicheres Unternehmen, die Arten der Gefühle aufzuzählen. Dreyerley ragt hervor: sinnliches Wohlseyn und Schmerz; Gefühl fürs Schöne und Häfsliche (wobey noch des Erhabenen und des Kleinlichen zu gedenken ist); und die Affecten, die man wenigstens jetzt gewohnt ist, bey den Gefühlen abzuhandeln. Aber damit ist der Gegenstand nicht erschöpft. Zuvörderst mufs bemerkt werden, dafs die Gefühle sich verdoppeln in der Theilnahme an dem, was Andre fühlen. Dann, dafs jede Art von äufserer und innerer Thätigkeit, je nachdem sie gelingt oder mislingt, (das heifst, je nachdem das in der Thätigkeit liegende Begehren befriedigt wird oder nicht) ein Wohlseyn oder Misbehagen mit sich führt. Ferner, dafs die Gefühle sich mannigfaltig vermischen. (ein streitiger Punct, so wie der folgende.) Endlich, dafs es Gefühls-Zustände giebt, die, wenn nicht *gleichgültig,* doch so beschaffen sind, dafs an ihnen das Behagliche oder Unbehagliche *nicht charakteristisch* ist und ihre Stärke nicht darnach gemessen werden kann.

56. [98] Wir werden, um wenigstens Einen vesten Scheidepunct zu haben, die Gefühle zuvörderst eintheilen in solche, die an der Beschaffenheit des Gefühlten haften, und in andere, die von zufälligen Gemüthslagen abhängen; — wobey es noch einen dritten mittlern Fall geben kann, dafs nämlich eine gewisse Gemüthslage vorhanden seyn müsse, damit aus der Beschaffenheit des [50] Gefühlten wirklich das derselben angemessene Gefühl sich erzeuge. Dann wird von den Mittelzuständen zwischen dem

---

[1] Pr[ofessor] fehlt in der 2. Ausg.

---

[1] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

Angenehmen und Unangenehmen zu sprechen seyn, und zuletzt werden die Affecten an die Reihe kommen.

A. Von Gefühlen, die an der Beschaffenheit des Gefühlten haften.

57. [99] Dafs es solche Gefühle gebe, ist klare Thatsache. Jeder körperliche Schmerz, als solcher, ist unangenehm, ohne alle Rücksicht auf die Frage, wieviel man sich darum kümmere, wie geduldig man ihn ertrage. Auch sind die unangenehmen Gefühle dieser Art specifisch verschieden; Brennen, Schneiden, electrische Schläge, böse Zähne, jedes dieser Dinge erregt seinen eigenen Schmerz, der sich von dem andern unterscheiden läfst, obgleich ein *blofs Vorgestelltes*, das nicht angenehm noch unangenehm wäre, sich nicht heraussondern läfst, vielmehr die Vorstellung und ihr Widriges nur Eins sind. Süfse Speisen, sanfte Töne, eine gelinde Wärme geben Beyspiele von angenehmen Empfindungen dieser Art, deren Angenehmes eingestanden wird, ohne Rücksicht auf die Frage, wie viel man Werth darauf lege, und ob man nur geneigt sey, dabey zu verweilen und sich diesen Empfindungen hinzugeben.

58. [100] Diese Gefühle sind analog allem Aesthetischen, von dem sie nur dadurch abweichen, dafs beym letztern das Vorgestellte sich sondern läfst von dem Prädicate, welches Beyfall oder Tadel ausdrückt; daher das ästhetische Gefühl sich in die Form des Urtheils bringen und wissenschaftlich behandeln läfst; ein unendlicher Vorzug in praktischer Hinsicht.*

[51] *Anmerkung.* Wenn in dem Schönen die Gröfse vorwiegt, so entsteht das *Erhabene.* Dies ist eine ächte *Spezies des Schönen*, weil die Gröfsenverhältnisse selbst zu den Elementen des Schönen gehören. Aber vergebens sucht man die Definition für das *Lächerliche.* Dies hat seinen Ursprung in der Möglichkeit des Lachens, dergleichen sich ohne einen menschlichen Leib, und dessen organische Lebens-Gefühle nicht denken läfst. Das reinste Komische würde sich für einen reinen Geist in einen blofsen Contrast auflösen. Das Lachen gehört zu den Affecten; wie diese, erschüttert es den Leib, und durch diesen rückwärts wiederum den Geist; wie sie, ist es eine kurz dauernde Gemüthslage, zu der man nach Launen sich bereit findet oder nicht. Aufserdem ist das Lächerliche ein Beyspiel dessen, was stark gefühlt wird, ohne dafs die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit ein Charakter desselben wäre. Bekanntlich giebt es ein fröhliches und ein bitteres Lachen, und zwischen beyden eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Lächerliche, wie bey dem Komiker, dem es eine ernste Angelegenheit ist, *Anderer* Lachen zu erregen.

B. Von solchen Gefühlen, welche von der Gemüthslage abhängen.

59. [101] Bey der vorstehenden ersten Klasse kann man mit Recht sagen: das Gefühl ist der Ursprung und (wenigstens zum Theil) der Erklärungsgrund der entsprechenden Begierde und Verabscheuung. Hingegen bey der jetzt folgenden zweyten Klasse mufs das Begehren als etwas ursprüngliches und das Gefühl zwar nicht als Wirkung, aber doch als das Begleitende und Nachfolgende von jenem angesehen werden.

* Zu vergleichen ist des Vfs. allgemeine praktische Philosophie, insbesondere die ganze Einleitung.

[52] Man erinnere sich hier zuerst der sehr zahlreichen Begierden, welche von der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit ihres Gegenstandes entweder unabhängig oder doch mit derselben nicht im Verhältnisse sind. Alle die Dinge, welche heute gewünscht und morgen verschmäht werden, alles, dessen Werth nach individueller Laune und Liebhaberey ab und zunimmt, liefert uns hier auffallende Beyspiele. Das Begehren dieser Dinge ist nun bekanntlich von vieler Unlust, und im Falle der Befriedigung von einer kurzen Lust begleitet. Solche Lust und Unlust kann man weder sinnlich noch vernünftig nennen; sie hängt zusammen mit der Aufregung unserer Thätigkeit, wie auch der Gegenstand unseres Thuns übrigens beschaffen seyn möge. Ob ein Kind einen Knoten in einem Bande, oder ein Mathematiker ein Problem in Zahlen und Figuren auflösen wolle, das Gefühl der Anstrengung und der vergeblichen Mühe bleibt immer gleichartig.

Die unruhige Thätigkeit des Menschen (entgegengesetzt dem naturgemäfsen Streben der Thiere) ist durchgehends von dieser Art.

Hieher gehören auch die Gefühle, deren Gefühltes ganz zu fehlen scheint, wie bei der Beklommenheit, oder in der behaglichen Ruhe. [1] Es wird sich davon erst im zweyten Theile mehr sagen lassen. (Carus in seiner Psychologie beruft sich darauf mit Unrecht, um eine reale Differenz des Fühlens und Vorstellens zu erweisen.)

C. Von mittleren und gemischten Gefühlen.

60. [102] Alle Gefühle des *Contrastes*, und das mit ihnen einigermafsen verwandte *Staunen*, müssen als mittlere Gefühle betrachtet werden, d. h. als solche, die [53] sich durch das Angenehme und Unangenehme, was sie etwa mit sich führen, weder beschreiben noch messen lassen. Das Erstaunen kann eben so wohl angenehm als unangenehm seyn. Die Contraste sind in allen schönen Künsten unentbehrlich, und doch fallen sie nur selten mit den eigentlichen ästhetischen Verhältnissen zusammen; vielmehr dienen sie zunächst, das Mannigfaltige auseinanderzuhalten, und dadurch die Faſslichkeit jener Verhältnisse zu unterstützen.

61. [103] Dafs es gemischte Gefühle geben *könne*, folgt allenfalls schon aus der Ungleichartigkeit der beyden vorerwähnten Klassen; die Neugierde, die etwas an sich widriges sehen (oder überhaupt wahrnehmen) will, und die nun durch eine ihr wirklich zu Theil gewordene *unangenehme* Empfindung *befriedigt* wird, liefert dazu das Beyspiel. Ohnehin kann *auf empirischem Wege* Niemand auf den Gedanken kommen, *gemischte Gefühle läugnen zu wollen*, da die Fälle täglich vorkommen, wo ein und dasselbe Ereignifs in verschiedener Hinsicht unsre Gefühle aufregt, und sehr oft auf entgegengesetzte Weise.

Anmerkung. Falsche Speculationen haben es dennoch dahin gebracht, diese einfache Thatsache zu verdunkeln. Carus, welchem das Hinhängen [2] zum Schellingianismus die Lehre von den Gefühlen völlig verdorben hat,

---

[1] Der Schlufs des Paragraphen „Es wird sich davon erst . . . (. . . Vorstellens zu erweisen.)" fehlt in der 2. Ausg.

[2] Die Worte „(Carus, welchem das Hinhängen . . . des Endlichen und Unendlichen)" fehlen in der 2. Ausg.

(er findet darin sogar den Coincidenzpunct des Endlichen und Unendlichen) meint dabey eine zwiefache Täuschung zu entdecken, erstlich eine Verwechselung zwischen dem Gefühle selbst und seinen mannigfaltigen Ursachen, zweytens ein Verkennen des Uebergangs aus einem Gefühle ins andre. Diese Bemerkungen würden die Thatsache höchstens zweifelhaft machen, keineswegs [1] aber die entgegengesetzte Behauptung veststellen [54] können. [2] Wir werden im zweyten Theile zeigen, dafs des Menschen Fühlen und Wollen in seinen Vorstellungsmassen, und keinesweges *unmittelbar* in der Seele, begründet ist, daher denn die Vielfachheit und der Widerstreit des Fühlens sowohl als des Wollens eben so begreiflich als gewifs in der Erfahrung gegeben ist. [3]

D. Von den Affecten.

62. [104] Nachdem man die Affecten (vorübergehende Abweichungen von dem Zustande des Gleichmuths) von den Leidenschaften (eingewurzelten Begierden) geschieden hat, ist die Meinung herrschend geworden, Affecten seyen stärkere Gefühle. Aber es giebt sehr starke, dauernde Gefühle, welche aufs tiefste in die Grundlage eines menschlichen Charakters hineingewachsen sind, (z. B. Anhänglichkeit an die Seinigen und an das Vaterland) mit denen der vollkommenste Gleichmuth so lange besteht, als nichts Widriges hinzutritt, das eine Reizung mit sich führt. Der Augenblick der Gefahr für die Unsern und für das Vaterland kann uns in Affect setzen, aber dieser Affect ist von dem Gefühle selbst weit verschieden. Eben so kann der Mensch ein starkes und dauerndes Ehrgefühl besitzen, ohne darum beständig im Zustande des Affects zu seyn. [4]

---

[1] Statt „keineswegs“ hat die 2. Ausg. „am wenigsten.“

[2] „können“ fehlt in der 2. Ausg. — Statt der Worte „Wir werden im zweyten Theile zeigen“ hat die 2. Ausg. folgende Abweichung, die sich, hier wie anderswo, aus ihrer veränderten Anordnung der einzelnen Theile ergiebt: „Es ist schon gezeigt worden (34—38).“

[3] Auf die Worte „Erfahrung gegeben ist“ folgt in der 2. Ausg. folgende Anmerkung:

Anmerkung. Nur zu oft gefallen sich die Dichter in dem Kunststück, Gefühle zu mischen. So können sie das [82] Piquante erreichen, aber nicht das Schöne. Grofse Muster mögen oft genug misverstanden werden. SHAKESPEARE mischt Komisches in die Tragödie, aber wenn er hiedurch eine Spannung augenblicklich mildert, um sie desto sicherer wiederum zu steigern, so hütet er sich, seinen Hauptpersonen das Lächerliche ankleben zu lassen. Schon HOMER ist romantisch in der Reise-Erzählung des ODYSSEUS; aber das ist Erzählung überstandener Leiden, und charakterisiert den ODYSSEUS, von dem Niemand einen rein ernsten und treuen Bericht erwarten soll.

[4] Nach den Worten „im Zustande des Affects zu seyn.“ hat die 2. Ausg. noch folgenden Zusatz: Weit entfernt, dafs Affecten selbst Gefühle wären, machen sie vielmehr das Gefühl platt. Der Sittenlehrer und der Künstler haben gar sehr Ursache, sich vor der Plattheit zu hüten, welche entsteht, wenn der Mensch vor lauter Affect am Ende nicht mehr weifs, worüber er eigentlich weint oder lacht.

---

[1] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

63. [105] KANT's Eintheilung der Affecten in *schmelzende* und *rüstige* verbreitet Licht über den Gegenstand. Die Abweichung vom Gleichmuthe nämlich kann nach zwey Seiten geschehn, entweder es ist zu wenig oder zu vieles im Bewufstseyn gegenwärtig. Dies läfst sich erst im zweyten Theile vollends entwickeln.[1] Zur ersten Klasse gehören Schreck, Traurigkeit, Furcht, zur zweyten Freude und Zorn.

[55] 64. [106] Die Affecten sind nicht blofs ein psychologischer, sondern auch ein physiologischer Gegenstand. Denn sie wirken auf den Leib mit merklicher, oft gefährlicher Gewalt, und machen eben dadurch rückwärts wiederum den Geist vom Leibe abhängig, theils von der Dauer des leiblichen Zustandes, (der nicht so schnell aufhört, wie das Gemüth für sich allein zur Ruhe kommen würde) theils von der Disposition des Leibes zur Nachgiebigkeit gegen den Affect. So sind Muth und Furchtsamkeit offenbar sehr abhängig von Gesundheit und Kränklichkeit.

Merkwürdig ist noch der Umstand, dafs den verschiedenen Affecten verschiedene leibliche Zustände zugehören. So treibt die Schaam das Blut in die Wangen, die Furcht macht erblassen, der Zorn und die Verzweiflung vermehren die Muskelstärke, u. s. w.

Hieraus sieht man nun, dafs es unstatthaft seyn würde, die sämmtlichen möglichen Affecten nach einem blofs psychologischen Princip aufzählen und unterscheiden zu wollen.[2]

Fünftes Capitel.

Begehrungsvermögen.

65. [107] Gleich Anfangs müssen wir in Hinsicht des Wortes: *Begehren*, einen falschen Sprachgebrauch berichtigen, der in den Psychologieen durchgehends vorkommt. Das Vermögen zu Begehren soll, mit denen des Vorstellens und Fühlens zusammengenommen, eine vollständige

---

[1] Der Satz „Dies läfst sich erst im zweyten Theile vollends entwickeln." fehlt in der 2. Ausg.

[2] Nach den Worten „unterscheiden zu wollen" hat die 2. Ausg. folgende Anmerkung:

Anmerkung. Ohne hier schon die Lehre von der Verbindung zwischen Leib und Seele naturphilosophisch vorzutragen, können wir sogleich die beyden vorstehenden Bemerkungen weiter benutzen.

1. Jede allmählige Aufregung eines Systems durch ein anderes wirkt dergestalt zurück, dafs von Seiten des aufgeregten die Unruhe in dem aufregenden verlängert wird. Nicht blofs der Leib überhaupt versetzt, nachdem er im Affect aufgeregt wurde, hintennach den Geist in eine längere Unruhe; sondern dies mufs in den verschiedenen Systemen des Organismus sich eben so verhalten. Geht die Aufregung von der Seele zum Gehirn, vom Gehirn zum Rückenmark, vom Rückenmark zum Gangliensystem, von diesem zum Gefäfssystem, von da zu den einzelnen Organen und bis in die Vegetation: so geht die Rückwirkung den umgekehrten

Eintheilung ergeben; es mufs also auch die *Wünsche*, die *Triebe*, und jede *Sehnsucht* mit umfassen, indem man dies alles nicht zu den Gefühlen, noch zu [56] den Vorstellungen rechnen kann. Nun findet sich aber in den Psychologieen die Behauptung: was man begehre, das werde als erreichbar vorgestellt; die Meinung des Nicht-Könnens tödte das Begehren. Dieser Satz ist richtig vom *Wollen*, welches eben *ein Begehren, verbunden mit der Voraussetzung der Erfüllung ist.*[1] Allein der Ausdruck *Begehren* wird wider die Absicht beschränkt, wenn man die Wünsche ausschliefst, welche bleiben, ungeachtet dessen, dafs sie *leere*, oder vielleicht sogenannte *fromme Wünsche* seyn mögen, und welche *eben darum, weil* sie bleiben, den Menschen stets von neuem zu Versuchen antreiben, durch welche der Gedanke einer Möglichkeit *immer neu erzeugt* wird, trotz allen Gründen, welche die Unmöglichkeit darzuthun scheinen. Es gehört sehr viel dazu, der Vorstellung von der Unerreichbarkeit des Gewünschten *Stärke genug* zu geben, damit eine ruhige Verzichtleistung an die Stelle des Verlangens trete. Der Mensch erträumt sich eine wünschenswerthe Zukunft, wenn er schon weifs, sie werde nie eintreten.

66. [108] Gemäfs der zuvor gemachten Eintheilung der Gefühle, müssen wir nun auch bey den Begierden (das Wort im weitesten Sinne genommen) diejenigen, welche ein Angenehmes als solches, (die Verabscheuungen ein Unangenehmes als solches) zum Gegenstande haben, unterscheiden von andern, denen kein Gefühl, sondern blofs die eben vorhandene Gemüthslage ihre Richtung bestimmt.

Anmerkung. Gewöhnlich wird die letztere Art der Begierden verkannt. Man meint, das Begehrte müsse nothwendig als ein Gut vorgestellt werden. Dies ist entweder eine Tautologie, — nämlich wenn *Gut* soviel heifsen soll als *Begehrtes*, — oder es ist ein Irrthum, der in empirischer Hinsicht zu den unzählbaren Erschlei[57]chungen der Psycho-

---

Weg; und zwar nicht plötzlich, sondern successiv, wie die Aufregung; welche hier wie eine beschleunigende Kraft (nach dem in der Mechanik üblichen Ausdrucke) zu betrachten ist.

2. Die partielle Wirkung auf bestimmte Organe, wovon die Affecten die Probe zeigen, mufs auch da vorkommen, wo wir sie nicht bemerken. (Bey der Reproduction der Gesichtsvorstellungen entsteht eine Reizung der Sehenerven, bey Gehörsvorstellungen eine Reizung der Gehörnerven u. s. w., aber bey der Vorstellung einer Bewegung werden die Bewegungsnerven gereizt, so dafs ein besonderer Act des Zurückhaltens nöthig ist, wenn die Bewegung nicht erfolgen soll.)

Verbindet man 1. mit 2., so werden die mannigfaltigsten Dispositionen erklärbar; ohne dafs man veranlafst wird, in die gemeine Verwechselung von Leben und Seele, und hiemit in den Irrthum des sogenannten Materialismus zu verfallen, der übrigens in Ansehung der Materie noch verkehrter ist als in Ansehung der Seele.

[1] Nach den Worten „Erfüllung ist" bringt die 2. Ausg. folgenden Zusatz:

Darum ist ein grofser Unterschied zwischem starkem Wollen und starkem Begehren. Napoleon wollte als Kaiser, und begehrte auf St. Helena. Der Ausdruck Begehren . . . .

logen gehört. — In ALEXANDER BAUMGARTEN's Metaphysik steht § 665 der Satz: *Quae placentia praevidens exstitura nisu meo praesagio, nitor producere. Quae displicentia praevidens impedienda nisu meo praesagio, eorum opposita appeto.* Dies wird für die *lex facultatis appetitivae* ausgegeben. Aber als allgemeines Gesetz betrachtet, ist diese Lehre des sonst schätzbaren Werks in jedem Puncte fehlerhaft. Das *placere*, so fern es ein Vorgefühl vom Angenehmen oder Schönen bezeichnen soll, ist nicht nöthig. Das *praevidere* ist ebenfalls erschlichen. Zwar wer sich ein Begehren *vorstellt*, der entwickelt sich *diese seine Vorstellung* auf zeitliche Weise. Aber auch die untersten Thiere begehren, und gleichwohl kann man nicht annehmen, dafs sie sich Gegenwart und Zukunft auseinandersetzen. Das: *exstitura nisu meo* setzt eine Vorstellung vom Ich, oder wenigstens ein Selbstgefühl voraus, das viel späteren Ursprungs ist, als die einfachen Begierden der Thiere und der neugebornen Kinder.

67. [109] Die wichtigste Scheidung jedoch ist die zwischen dem untern und obern Begehrungsvermögen. Denn beyde entzweyen sich bis zum Widerstreite; während Gefühle neben einander bestehen, oder sich mischen; und in Hinsicht der Vorstellungen die Allermeisten, selbst der Gebildeten und Gelehrten, auf dem sinnlichen Standpuncte bleiben, ohne sich um den metaphysischen Streit wider die Sinne ernstlich zu kümmern.

A. Vom untern Begehrungsvermögen.

68. [110] Hier kommen uns zuerst die Triebe und Instincte entgegen. Von diesen hat der Mensch nur ein Bruchstück; vollständiger und verschiedener erblicken wir dieselben bey den Thieren, wo sich klar zeigt, dafs da[58]bey der organische Bau das wesentliche und bestimmende ausmacht. Man erinnere sich insbesondere der thierischen Kunsttriebe.

Allein der wichtigste und allgemeinste der Triebe ist der nach Bewegung und Veränderung, die unruhige Lebendigkeit, die sich vorzüglich bey Kindern und jungen Thieren verräth.[1] Da sich dieselbe nach dem Alter richtet, und aufserdem bey den Individuen von Geburt an verschieden ist, so darf man glauben, sie sey Folge des Organismus, also vielmehr ein physiologischer als psychologischer Gegenstand.

69. [111] Wie nun die Psychologen nach der Analogie des äufsern Sinnes den innern erfunden haben, so auch stellen sie neben die organischen Triebe noch mehrere andere; als die Selbstliebe, den Nachahmungs- und Erweiterungs-Trieb, die geselligen Triebe, u. s. w. ja gar einen allgemeinen Glückseligkeits-Trieb, obgleich Niemand dieses letztern Triebes Gegenstand bestimmt angeben kann, vielmehr derselbe bey verschiedenen Individuen verschieden ist.

Hier liegt es nun am Tage, dafs nichts, als nur die psychologische Abstraction, dem ganz unbestimmten Begriffe der Glüksseligkeit eine Unter-

---

[1] Nach den Worten „Thieren verräth" giebt die 2. Ausg. folgenden Zusatz: „Das ist viel Leben bei wenig Geist; man kann daran sich üben, um Leben und Seele unterscheiden zu lernen." und sie fährt fort: „Da sich diese Lebendigkeit . . .

lage unter dem Namen eines Triebes gegeben hat. Nicht besser aber steht es um die Selbstliebe und die geselligen Triebe. Das Begehren geht hier voran vor allem hinzugedachten Ich, Du und Er. Die Erfahrung zeigt deutlich genug, dafs sowohl die egoistische Klugheit, als die Entschliefsungen für andre etwas zu opfern, sich nur allmählig bilden, so wie es sich mehr einprägt, welche Collisionen zwischen eigenen und fremden Interessen Statt finden.

Das Erschleichen realer Kräfte, oder wenigstens besonderer Anlagen und natürlicher Keime, ist in der [59] Lehre vom Begehrungsvermögen vorzüglich häufig, weil der Mensch sich *thätig* zeigt in seinem Begehren, und man überall geneigt ist, soviel Kräfte, als Klassen von wirklichen oder scheinbaren Thätigkeiten anzunehmen.

70. [112] Die *Neigungen*, oder diejenigen dauernden Gemüthslagen, welche der Entstehung gewisser Arten von Begierden günstig sind, — zeigen sich mehr als die sogenannten Triebe verschieden bey den Individuen. Sie sind grofsentheils Folgen der *Gewohnheit*, die aus dem Vorstellungsvermögen hieher ins Begehrungsvermögen herüberzureichen scheint. Denn es sind zuerst die Gedanken, welche der gewohnten Richtung folgen, und welche, wenn kein Hindernifs eintritt, *vor allem merklichen Fühlen und Begehren sogleich in Handlung übergehn;* stellt sich aber etwas in den Weg, alsdann schwillt die Begierde an, begleitet von einem Gefühl der *Mühe* und der *angestrengten Thätigkeit.*

71. [113] Das auffallendste, und nächst dem Wahnsinn das traurigste Schauspiel in der Psychologie geben die *Leidenschaften.* (KANT hat sie in der Anthropologie vortrefflich gezeichnet.) Sie sind nicht Neigungen, (Gemüthslagen) sondern selbst Begierden, und jede Begierde ohne Ausnahme, die edelste wie die schlechteste, kann Leidenschaft werden. Sie wird es, indem sie zu einer Herrschaft gelangt, wodurch die praktische Ueberlegung aus ihrer Richtung kommt. Das *Vernünfteln* ist das eigentliche Kennzeichen der Leidenschaften.

Daher kann man dieselben eigentlich nur im Gegensatze mit der praktischen Vernunft definiren und beschreiben. Eine vollständige Eintheilung der Leidenschaften ist ganz unmöglich, eben darum weil *jede* Begierde, durch Umstände und Gewöhnung verstärkt, der Ueberlegung einen verkehrten Lauf zu geben vermag. Jede Ein[60]theilung der Leidenschaften ist zugleich eine Eintheilung der Begierden überhaupt. [1]

B. Vom obern Begehrungsvermögen.

72. [114] Dem *Urtheilen* und dem *Handeln* geht *Ueberlegung* voran, wenn der Mensch, ehe er ein Prädicat an ein Subject knüpft, — und ehe er die jetzige Lage der Dinge abändert, zuvor noch andre mögliche

[1] Nach den Worten „der Begierden überhaupt" bringt die 2. Ausg. folgenden Zusatz:

In der Geschichte spielen die Leidenschaften eine grofse Rolle. Man hüte sich, diese Rolle dem Weltgeiste aufzutragen; er würde dadurch dem MEPHISTOPHELES zu ähnlich werden, und endlich gleich diesem aus der Rolle fallen.

Denk- und Handlungsweisen vergleicht. In der Ueberlegung liegt Verweilung und Aufschub; ferner Sammlung und Erwägung. Sie soll dem Widerruf und der Reue vorbeugen. Sie leistet dies, in wiefern sie jeder unter den möglichen Vorstellungsarten, jedem Begehren, das mit einem andern in Collision kommen könnte, gestattet, ganz ins Bewufstseyn hervorzutreten, und so stark als möglich den übrigen entgegen, oder mit ihnen zusammenzuwirken. Wird dabey etwas vergessen, wird etwas während der Ueberlegung gehindert, sich gelten zu machen, so weit es kann: so bleibt Gefahr, eine andre Gemüthslage werde nachfolgen und die Entscheidung der erstern verwerflich finden. — Die Ueberlegung ist demnach ein inneres Experiment; das Resultat desselben mufs mit völliger Hingebung *vernommen* werden; davon hat die *Vernunft* im Denken und im Handeln ihren Namen.

73. [115] Die Vernunft ist deshalb ursprünglich nicht gebietend, nicht gesetzgebend; sie ist überall keine Quelle des Wollens. (Sie ist eben so wenig eine Quelle von Erkenntnissen.) Nichtsdestoweniger wird sie als solche betrachtet, ja sie wird für die höchste Richterin und Gebieterin gehalten; wie sehr natürlich erfolgen mufs, indem (mit gewohnter Erschleichung) die Gefahr der Reue, wenn man dem Resultate der Ueberlegung nicht gemäfs handeln würde, als eine Drohung angesehen, und nun [61] zu der Drohung ein Gebot, zu dem Gebote ein Gebieter hinzu gedacht wird.

74. [116] Die praktische Ueberlegung wird verwickelter durch die Verbindung zwischen *Mitteln* und *Zwecken*. Sie hat nämlich nicht blofs ein mannigfaltiges, unmittelbares Begehren gegen einander abzuwägen, (unter mehrern Zwecken zu wählen,) sondern auch die Reihen möglicher Erfolge zu durchlaufen, die mit den Zwecken zusammenhängen und deren Erreichbarkeit wahrscheinlich machen. In letzterer Hinsicht schreibt man die Ueberlegung dem *praktischen Verstande* zu, der auch hier, wie oben,[1] (18) das Vermögen ist, sich nach der Beschaffenheit des Gedachten (unabhängig von Einbildung und Leidenschaft) zu richten.[2] Das Wählen unter Zwecken aber wird ganz eigentlich der praktischen Vernunft vorbehalten.

75. [117] *Besonnenheit* ist die Gemüthslage des Menschen in der Ueberlegung. Wird dieselbe zur Gewohnheit, so erweitert sich die Ueberlegung fortdauernd; sie sucht endlich alles mögliche Begehren in Eine Erwägung zusammenzufassen; immer mehrere Wünsche werden beschränkt und untergeordnet, es wird nach dem letzten Ziele alles menschlichen Thuns und Treibens, nach dem höchsten Gute gefragt. Dabey bedient sich die Ueberlegung der allgemeinen Begriffe, es entstehen *Maximen*[3] und *Grundsätze,* und aus deren Zusammenstellung eine *Sittenlehre.*

---

[1] Die Worte „auch hier, wie oben, (18)“ fehlen in der 2. Ausg.

[2] Nach den Worten „zu richten“ hat die 2. Ausg. noch folgenden Satz:
Bildet diese Art von Ueberlegung sich vollständig aus: so erzeugt sie Pläne.“

[3] nach „Maximen“ bringt die 2. Ausg. folgende Klammer: (sehr verschieden von Plänen.)

In der praktischen Philosophie wird gezeigt, dafs, nach Hintansetzung aller, von der Gemüthslage abhängenden, also wandelbaren Begierden blofs dasjenige willenlose Vorziehn und Verwerfen den höchsten Rang behaupten könne, welches in den ästhetischen Urtheilen über den Willen enthalten ist.

[62] Es ist also das Werk der Ueberlegung, (oder, wenn man will, der praktischen Vernunft) diese Urtheile, und die aus ihnen entspringenden Ideen *der innern Freyheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts,* und *der Billigkeit,* aus der Vermischung mit allem andern Denken und Wollen, worin sie anfangs versteckt liegen, hervorzuziehn und sie an die Spitze aller Klugheit zu stellen, sämmtliche Begierden und Wünsche aber unter ihnen zu beugen.

C. Von der Freyheit des Willens.

76. [118] Indem aus der geendigten Ueberlegung ein Entschlufs hervorzutreten im Begriff steht, geschieht es oftmals, dafs eine Begierde sich erhebt, und sich jenem Entschlusse widersetzt. Alsdann weifs der Mensch nicht, was er will; er betrachtet sich als in der Mitte stehend zwischen zwey Kräften, die ihn nach entgegengesetzten Seiten ziehn. In dieser Selbstbetrachtung stellt er sowohl die Vernunft als die Begierde sich gegenüber, als wären es fremde Rathgeber, *er selbst* aber *ein Dritter,* der beyde anhörte, und alsdann entschiede. Er findet sich *frey,* zu entscheiden wie er will.

Er findet sich auch vernünftig genug, um zu fassen, was die Vernunft ihm sage; und reizbar genug, um die Lockungen der Begierde auf sich wirken zu lassen. Wäre dies nicht, so würde seine Freyheit keinen Werth haben; er könnte alsdann nur blindlings sich da oder dorthin neigen, aber nicht wählen.

Nun ist aber die Vernunft, welcher er Gehör giebt, und die Begierde, die ihn reizt und lockt, nicht wirklich *aufser ihm,* sondern *in ihm,* und Er selbst ist kein Dritter neben jenen beyden, sondern sein eignes geistiges Leben liegt und wirkt in beyden. Wenn er nun [63] endlich wählt, so ist diese Wahl nichts anderes, als eine Zusammenwirkung eben jener Vernunft und Begierde, zwischen denen er sich frey in der Mitte stehend dachte.

Indem nun der Mensch findet, dafs Vernunft und Begierde in ihrem Zusammenwirken über ihn entschieden haben: erscheint er sich *unfrey,* und fremden Kräften unterworfen.

Offenbar ist dies wieder eine Täuschung, und gerade aus der nämlichen Quelle, wie die erstere. Eben darum, weil Vernunft und Begierde nichts aufser ihm sind, und Er nichts aufser ihnen, so ist auch die Entscheidung, welche aus jenen entspringt, keine fremde, sondern seine eigene. Nur mit Selbstthätigkeit hat er gewählt, jedoch nicht mit einer Kraft, die von seiner Vernunft und seiner Begierde noch verschieden wäre, und die ein anderes Resultat, als jene beyden, ergeben könnte.

Anmerkung. Hiemit ist der Hauptgrund der psychologischen Täuschungen angegeben, welche in Hinsicht der Freyheit Statt finden; auf die tieferliegenden metaphysischen und moralischen Misverständnisse, die sich dabey einmischen, können wir hier nicht Rücksicht nehmen. Nur

ganz kurz mag erwähnt werden, dafs die Schwierigkeiten, die man in der *Zurechnung* findet, von allen am leichtesten zu heben sind. Zugerechnet wird eine *Handlung*, so fern man sie *als Zeichen eines Wollens* betrachten darf; mehr oder minder zugerechnet, je mehr oder weniger, je schwächeren oder vesteren Willen sie verräth. So weit ist alles klar und allgemein bekannt. Nun aber verdirbt man alles, indem man den *Willen* selbst wieder zurechnen möchte; welches nicht besser ist, als ob man das Maafs, das alles andere messen soll, selbst einer Messung unterwerfen wollte. So [64] geschieht es, dafs man fürchtet, wenn der Wille frühere Ursachen hätte, aus denen er unvermeidlich hervorging, so würden diese Ursachen die Schuld tragen, indem nunmehr ihnen sowohl der Wille, als die aus ihm entsprungenen Handlungen zuzurechnen wären. Darum will man lieber den Willen einer Selbstbestimmung zurechnen; woraus eine unendliche Reihe entsteht. (vergl. Einleitung in die Philosophie § 107.) Allein jene Furcht ist ganz grundlos. Die Zurechnung steht still, sobald sie die Handlung auf den Willen zurückgeführt hat; denn dieser wird hiemit sogleich einem praktischen Urtheile unterworfen, welches sich vollkommen gleich bleibt, was auch für Ursachen und Anlässe des Willens man möchte angeben können. Es kann aber begegnen, dafs die Zurechnung noch einmal von neuem anfängt, wenn sich findet, dafs jener Wille einen frühern Willen zur Ursache hatte. Dem Verführten, nachdem er schon vollständig bösartig geworden ist, werden seine Verbrechen *ganz* zugerechnet, dieselben aber fallen noch einmal dem Verführer zur Last, und so rückwärts fort, wie lange sich noch irgendwo ein Wille als Urheber jener Verbrechen nachweisen läfst.[1]

77. [119] Während nun das Bewufstseyn der Freyheit, in wiefern sie *zwischen* Vernunft und Begierde in der Mitte stehen soll, auf keinen bessern Thatsachen beruhet, als den oben angegebenen, ergiebt sich dagegen ein anderes Resultat, wenn man die Vernunft selbst als den Sitz der Freyheit betrachtet. Nichts ist einleuchtender, als dafs der leidenschaftliche Mensch ein Sklave ist. Sein Unvermögen, auf Gründe des Vortheils und der Pflicht zu achten, sein Ruin durch eigne Schuld, liegen klar am Tage. Im Gegensatze mit diesem wird mit Recht der vernünftige Mensch, der seine Begierden zurückstöfst, [65] sobald sie der guten Ueberlegung sich widersetzen, frey genannt; und mehr und mehr frey, je stärker

---

[1] Am Schlufs ihres § 118 hat die 2. Ausg. folgende Anmerkung:

Anmerkung. Die transscendentale Freyheit, welche Kant als einen nothwendigen Glaubens-Artikel, um des kategorischen Imperativs willen (weil er die richtige Begründung der praktischen Philosophie verfehlt hatte), angenommen wissen wollte, ist in der Psychologie ein vollkommener Fremdling. Wer das nicht einsieht, der studire die beyden Kantischen Kritiken der reinen und der praktischen Vernunft; und lerne daraus, diesen Gegenstand vorsichtig zu behandeln. Kant hat sich sehr viel Mühe gegeben, sich über diesen Punct eine klare Ueberzeugung zu verschaffen; er hat dennoch eine Verwirrung hervorgebracht, die bey ihm an dem kategorischen Imperative haftete, bey seinen Nachfolgern aber in ganz andre Formen überging.

er ist in diesem Zurückstofsen. Ob aber eine solche Stärke ins Unendliche gehen könne, darüber vermögen keine Thatsachen zu entscheiden, die allemal nur eine begränzte Kraft bezeugen.

Sechstes Capitel.

Von der Zusammenwirkung und Ausbildung der Geistesvermögen.

78. [120] Die Annahme der Vermögen hat sich schon in der bisherigen Uebersicht als so mangelhaft verrathen, dafs der Versuch, den gegenseitigen Einflufs derselben nach allen Combinationen zu durchmustern, als zwecklos würde erscheinen müssen. Einige Bemerkungen werden jedoch nützlich seyn, um die Zusammenfassung des Vorgetragenen zu erleichtern, bevor wir den menschlichen Geist in seinen wandelbaren Zuständen näher betrachten.

79. [121] Nächst den äufsern Sinnen, deren Unentbehrlichkeit beym ersten Blick einleuchtet, (was wäre ein Mensch, blind, taub, und ohne Hände geboren?) ist ohne Zweifel die Reproduction, in ihren beyden Formen als Gedächtnifs und Einbildungskraft, der Hauptsitz des geistigen Lebens. Der einzelne Augenblick giebt durch die Sinne sehr wenig; und wir würden thierisch beschränkt seyn, bliebe uns nicht die Vergangenheit, als ein Schatz, in den wir unaufhörlich zurückgreifen. — In den Stunden, wo der Zuflufs ungesuchter Gedanken schwächer ist oder gar stockt, merkt[1] man am besten die Armuth der Gefühle, die Rohheit der Begierden, die Unthätigkeit oder vergebliche Bemühung des Verstandes und der Vernunft ohne die Einbildungskraft.[2]

[66] 80. [122] Hier ist der Ort, der *Uebungen* und *Fertigkeiten* zu erwähnen. Dieser ist die Reproduction vorzugsweise fähig; und man kann sie nirgends sonst mit Sicherheit nachweisen, was auch von Uebung des Verstandes, der Vernunft, von sittlicher Fertigkeit u. s. w. mag gesagt werden. Denn die Thatsachen, welche man dafür anführen mag, bezeugen gerade, dafs früher gebildete Begriffe, Urtheile, Gefühle, Entschlüsse, eben so wohl als sinnliche Vorstellungen, reproducirt und hiemit in neue Wirksamkeit gesetzt werden; sie bezeugen, dafs dies desto schneller, sicherer und umfassender geschieht, je öfter und sorgfältiger zuvor die Beschäfftigung mit jenen Begriffen u. s. w. Statt gefunden hatte.

Auch selbst in Hinsicht des Gedächtnisses und der Einbildungskraft läfst sich, den Thatsachen gemäfs, die Uebung weit weniger auf diese Vermögen beziehn, als vielmehr auf die Vorstellungen, welche reproducirt wer-

---

[1] „spürt" statt „merkt" .... in der 2. Ausg.

[2] Hinter den Worten „ohne die Einbildungskraft" hat die 2. Ausg. folgenden Zusatz: „Bis zu vesten Producten reife das Werk der Einbildungskraft in Mythen und Sagenkreisen, welche als Gegenstände des Glaubens von der Kunst der Darstellung ergriffen werden."

---

[1] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

den. Demjenigen, der viel auswendig lernt, wird zwar das Memoriren allmählig leichter, jedoch nicht anders als nur in dem nämlichen Kreise von Vorstellungen, an die er gewöhnt ist. Man gebe dem, welcher viel Gedächtnifs hat für Musik, eine Reihe von Namen oder Zahlen zu behalten, und man wird sehen, wie wenig die vorige Uebung des Gedächtnisses in diesem Felde vermag.

81. [123] Die Ausbildung geht nach zwey Haupt-Richtungen fort; diese bestimmt der innere Sinn, und das äufsere Handeln.[1]

Jener, den man der Aehnlichkeit wegen neben dem äufsern Sinn zu stellen pflegt, wird dadurch ganz aus seinem natürlichen Zusammenhange gehoben. Er ist vielmehr das grofse Princip, das aller regelmäfsigen Thätigkeit, insbesondre der künstlerischen Phantasie und der [67] praktischen Vernunft zum Grunde liegt. Ohne Selbstauffassung könnte der Mensch weder sich selbst im Ganzen, noch seine Thätigkeiten im Einzelnen regieren.

Das äufsere Handeln, welches dem Menschen seine Gedanken verkörpert, aber zugleich vielfach entstellt, gegenüber treten läfst, spannt unaufhörlich Begierde, Beobachtung und Beurtheilung; es verwandelt, indem es gelingt oder mislingt, das Begehren in entschlossenes Wollen oder in blofsen Wunsch, begleitet von Lust oder Unlust, wodurch zur habituellen Stimmung des Menschen der Grund gelegt wird.[2]

---

[1] Nach den Worten „das äufsere Handeln" hat die 2. Ausg.:

[96] Mit beyden hängt die Reflexion zusammen, von welcher daher zuerst zu bemerken ist, dafs sie (die Zurückbeugung des Gedankenlaufs auf einen bestimmten Punct), bald absichtlich Vorstellungen hebt und formt (im Arbeiten), bald hervorgerufen wird in der Apperception des Gegebenen (in der Erfahrung); dafs also im ersten Falle die Thätigkeit von ihr ausgeht und von ihr regiert wird; im zweyten hingegen der Reiz im Gegebenen liegt. Aber in keinem dieser Fälle ist der andre ganz ausgeschlossen. Auch das Arbeiten schafft in jedem Augenblick ein neues Gegebenes, indem das Werk vorrückt und beobachtet wird; hiedurch lenkt es selbst die Reflexion. Umgekehrt versetzt uns die Erfahrung im Vergleichen und Urtheilen, hiemit aber ins weitere Nachdenken, welches nun den vorhandenen Begriffen oder Meinungen oder Grillen als den Haltungspuncten der Reflexion nach der Eigenheit eines Jeden weiter folgt. Noch anders beschaffen ist die Reflexion über einen blofs im Denken vestgehaltenen [97] Gegenstand. Hier liegt die Bewegung in der reflectirenden Vorstellungsmasse selbst; nicht geringe Anstrengung aber kostet das dauernde Fixiren des blofs gedachten Gegenstandes, welcher der Betrachtung still halten soll. Der innere Sinn, den man der Aehnlichkeit wegen....

[2] Nach den Worten „der Grund gelegt wird," hat die 2. Ausg.: Führen neue Lebenslagen neue Anlässe zum Handeln herbey: so erscheint der Mensch oft auf einmal verwandelt. Am auffallendsten wird dies, wo gemeinsame Noth ein neues gemeinsames Handeln und aus jedem Ich ein

---

2 SW drucken nach der 2. Ausg. ohne zu bemerken, dafs die 1. Ausgabe statt der innere Sinn, den.... „Jener, den...." hat.

82. Aber was auch der Mensch, innerlich sinnend, oder äufserlich handelnd, versuche, mehr und mehr heben sich ihm aus allen wechselnden Gemüthslagen gewisse *bleibende Gefühle* hervor, (57, 58) die in seiner praktischen Ueberlegung, (72) und folglich in seinem Verstande und in seiner Vernunft, als das eigentlich Entscheidende sich gelten machen; in wiefern nämlich überhaupt die Ueberlegung in ihm reif und gegen die wandelbaren Begierden [59, 66) kräftig wird.

Insbesondre ist es die, einem Jeden eigene, *ästhetische Auffassung der Welt,* — die auf die mannigfaltigste Art einseitig, und folglich praktisch verkehrt seyn kann, — nach welcher sich Jeder sein Verhältnifs zu der Welt anzuweisen pflegt. Dahin gehört der Eindruck, welchen Familie und Vaterland, Menschheit und Menschen-Geschichte auf das Individuum macht, und aus allem, was ihm daran unwillkührlich gefällt oder misfällt, setzt sich dieser Eindruck zusammen.

Deshalb wirkt alles dasjenige nachtheilig auf den innersten Kern des Charakters, was den Menschen hindert, klar zu sehen, und unbefangen zu urtheilen.

[68] 83. Am zerstörendsten wirken auf alle Ausbildung die Leidenschaften. Vom ästhetischen Urtheile sind sie das entgegengesetzte Aeufserste, aber auch die wandelbaren Bestrebungen werden von ihnen getödtet; Einbildungskraft und Verstand bekommen durch sie eine einseitige Richtung, sie selbst endigen sich, falls sie Befriedigung finden, in Langeweile, in Leere des Geistes und Herzens, und falls sie unbefriedigt bleiben, in Gram und Krankheit. Diejenigen, welche allerley zu rühmen wissen, was sie

---

neues Wir hervorruft. Doch vielleicht noch auffallender ist's, zu sehen, wie nach einiger Zeit die scheinbar Verwandelten wieder die Alten werden.

Das bestimmteste Gepräge giebt dem Menschen sein äufseres Handeln alsdann, wenn es Arbeit, besonders wenn es Berufs-Arbeit oder doch tägliche Beschäfftigung wird. Hier aber zeigt sich auch aufs deutlichste der Unterschied und die Zusammenwirkung zwischen der herrschenden Vorstellungsmasse, die während der Arbeit im Bewufstseyn gleichmäfsig veststeht, der ablaufenden Reihe, von welcher jede [98] einzelne Thätigkeit im einzelnen Augenblicke abhängt, und der empirischen Auffassung dessen, was gethan worden, wodurch der Punct, bis zu welchem das Werk vorrückte, bestimmt ist.

Sehr wichtige nähere Bestimmungen liegen in der Eigenheit des Geschäffts. Die Reihen des Gärtners und Landmanns laufen langsam ab, mit Störungen durch Naturerfolge, die ihn oft zum Warten nöthigen. Die Reihen des Musikers, Schauspielers, u. s. w. haben dagegen ihren bestimmten Rhythmus. Wieder anders laufen die Vorstellungsreihen des Fechters, des Taschenspielers, u. s. w., wo ohne bestimmten Rhythmus doch aufs Genaueste der rechte Augenblick mufs wahrgenommen werden. Für den praktischen Erzieher und Lehrer ist es eine der wichtigsten Vorschriften, dafs er so genau als möglich beobachte, wie bey seinen Zöglingen die Reihen ablaufen sollen, können, und wie sie wirklich ablaufen. Man findet hier die gröfsten Verschiedenheiten, und man mufs sie berücksichtigen.

durch leidenschaftliche Aufregung wollen geworden seyn, täuschen sich selbst; sie sollten sich freuen, in ihrem Schiffbruche nicht alles verloren zu haben; und manche sind zu rühmen, dafs sie ihr gerettetes Gut nun besser benutzen, als früherhin ihren Reichthum.

Zweyter Abschnitt.

Von den geistigen Zuständen.

Erstes Capitel.

Ueber die allgemeine Veränderlichkeit der Zustände.

84. [126] Genau genommen gleicht kein Zustand des menschlichen Lebens vollkommen dem andern; schwebend und schwankend ist alles, was unserer innern Wahrnehmung sich darstellt. Diese Bemerkung, welche die Unmöglichkeit einer vestbestimmten psychologischen Erfahrung an den Tag legt, hat den Anfang des gegenwärtigen Vortrags gemacht; jetzt mufs sie weiter ausgeführt werden. An sie knüpft sich die Betrachtung der ver[69]schiedenen Lebens-Zustände, wie sie Jedermann zu durchlaufen pflegt; ferner die Angabe der auffallendsten Verschiedenheit menschlicher Anlagen und menschlicher Entwickelung unter dem Einflusse äufserer Umstände; endlich die kurze Bezeichnung der anomalischen Geistes-Zustände.

85. [127] Die Reproduction durch Gedächtnifs und Einbildungskraft (47 u. s. f.] verräth zwar, dafs keine einmal erzeugte Vorstellung ganz verloren geht, und nicht leicht ein einmal entstandenes Zusammentreffen von Vorstellungen ganz ohne Folgen bleibt. Allein wenn wir mit der Menge alles dessen, was der Geist eines erwachsenen Menschen angesammelt hat, dasjenige vergleichen, dessen er sich in jedem einzelnen beliebigen Augenblicke bewufst ist, — so müssen wir über das Misverhältnis erstaunen zwischen jenem Reichthum und dieser Armuth! Man möchte gleichnifsweise dem menschlichen Geiste ein Auge zuschreiben, dafs eine äufserst enge Pupille, dabey aber die höchste Beweglichkeit besäfse.[1] Denn die äufserst kleine Zahl von Vorstellungen, die wir auf einmal zu umfassen vermögen, ist oft im schnellsten Kommen und Gehen begriffen, und dadurch wird es dem geistvollen Menschen möglich, seine Vorstellungen in die mannigfaltigste Berührung zu bringen und sie durch einander zu bestimmen.

Anmerkung.[2] Es ist ein entfernter Zusammenhang zwischen den Affecten und der eben bemerkten, allgemeinsten aller psychologischen Thatsachen. Ein ungeordnetes Gedränge schnell wechselnder Vorstellungen, wenn es auf den Organismus (insbesondre auf den Blut-Umlauf) wirkt, giebt die Grundlage zu jedem Affect, und durch die Veranlassung von

---

[1] besäfse. Die Erklärung hievon liegt unmittelbar in dem, was oben (16, 19) über die Schwellen des Bewufstseins ist gelehrt worden. Uebrigens ist die äufserst .... in der 2. Ausg.

[2] Die folgende Anmerkung fehlt in der 2. Ausg.

jenem wird dieser sich näher be[70]stimmen lassen. Jede Art von *Begeisterung* ist ein Mittelglied zwischen zweckmäfsiger Thätigkeit und Affect.

86. [128] Gewisse Aufregungen des Wechsels der Vorstellungen durch äufsere Eindrücke sind dem Menschen Bedürfnifs. Der Einsame sucht gesellschaftliche Unterhaltung, und lange an Einem Platze zu bleiben ist peinlich wegen der Einförmigkeit der Umgebung, wenn nicht für Hülfsmittel gesorgt ist, um den Geist in Bewegung zu erhalten. Bleibt dies Bedürfnifs lange unbefriedigt, so schwindet allmählig das menschliche Leben auf die gleich zu bemerkenden periodischen Abwechselungen zusammen.[1]

87. [129] Vermöge der Einrichtung des menschlichen Leibes halten Hunger und Sättigung, Wachen und Schlaf, alle Tage ihren bekannten Umlauf; und die Jahreszeiten kommen hinzu, mit der Mannigfaltigkeit von Befriedigungen und von Vermehrungen der körperlichen Bedürfnisse. Wieviel Anspannung und Abspannung, wieviel Ueberlegen, Beschliefsen, Handeln und Ruhen daraus weiter folgt, ist hier nicht nöthig zu entwickeln.

Anmerkung. Von der merkwürdigen Nebenbestimmung des Schlafs, durch die Träume, wird bequemer unten, bey den anomalischen Zuständen, etwas gesagt werden.

88. [130] Das irdische Leben im Ganzen genommen hat seine Perioden des Wachsthums, der vollen Stärke und der Abnahme.

Das Kind, aus psychologischen Gründen rastlos bewegt, wenn es gesund ist, treibt sich umher in einfachen, kunstlosen Phantasien und Spielen; unaufgelegt, zusammenhängend zu denken, aber höchst empfänglich für alles Neue. Dabey vermag es nicht, sich aus augenblicklichen Gefühlen hervorzuarbeiten. Der Knabe, noch [71] im hohen Grade weich, kann gleichwohl durch die Erziehung, ohne Vorschnelligkeit, zu einem bedeutenden Grade wahrer Einsicht und Selbstbeherrschung gehoben werden. Der Jüngling bekommt einen Zuwachs an Kräften, aber auch an Unruhe.[2] Der Mann, dem diese Kräfte nicht mehr neu, dem aber die Schwierigkeiten des menschlichen Wirkens bekannt sind, gebraucht zweckmäfsig, was er hat, wenn Kindheit und Jugend nicht verdorben wurden.[3] — Das spätere Alter behält soviel Männlichkeit, als der Körper gestattet, mit grofsen individuellen Verschiedenheiten.[4] Jedes Alter büfst die Schulden und leidet an dem Unglück aller vorhergegangenen.

---

[1] zusammen. Umgekehrt steigert sich das Bedürfnifs der Befriedigung. Die, welche die Geschichte machen (wie Napoleon), finden deshalb immer Menschen genug, die zu ihrem Dienste bereit sind, weil sie nicht ruhen können. Auch hinter dem Ofen klagt man über leere Zeitungen in der 2. Ausg.

[2] ... Unruhe. Kann er nicht handeln, so dichtet er. Der Mann .... in der 2. Ausg.

[3] ... wurden. Er handelt mehr, darum dichtet er weniger. — in der 2. Ausg.

[4] ... Verschiedenheiten. Im besten Falle tritt hier das Denken an die Stelle des Dichtens und des Handelns, wenn es schon zu spät ist. Jedes .... in der 2. Ausg.

Zweytes Capitel.

Von den natürlichen Anlagen.

89. [131] Der Verlauf des Lebens wird zuerst näher bestimmt durch die Verschiedenheit der Geschlechter. Diese ist oftmals von früher Jugend an kenntlich. Mädchen werden eher klug und sind eher geneigt, sich in den Gränzen des Schicklichen zu halten. Dagegen ist ihre Erziehungs-Periode kürzer, als bey den Knaben. Sie sammeln daher weniger geistigen Vorrath, aber sie verarbeiten ihn schneller, und mit geringerer Mannigfaltigkeit und Zertheilung. Die Folge zeigt sich im ganzen Leben. Das weibliche Geschlecht hängt an seinem Gefühle; der Mann richtet sich mehr nach Kenntnissen, Grundsätzen und Verhältnissen. Dazu kommt die Vielförmigkeit der Berufsgeschäffte, worin die Männer sich theilen.

90. [132] Eine andre ursprüngliche Eigenheit hat jeder Mensch in Ansehung des sogenannten Temperaments, [72] einer physiologisch zu erklärenden Prädisposition in Ansehung der Gefühle und Affecten. Auf die Gefühle beziehen sich unter den bekannten vier Temperamenten das fröhliche und das trübsinnige (das sanguinische und melancholische); auf die Erregbarkeit der Affecten das reizbare und das schwer bewegliche (cholerische und phlegmatische). Die Möglichkeit der Temperamente ist im Allgemeinen leicht einzusehn. Denn das Gemeingefühl, welches der Organismus mit sich bringt und welches den Menschen durch sein ganzes Leben begleitet, kann nicht leicht genau in der Mitte stehn zwischen dem Angenehmen und Unangenehmen; je nachdem es aber nach dieser oder jener Seite sich hinüberneigt, ist der Mensch sanguinisch oder melancholisch. Beydes zugleich kann er nicht seyn, sondern er hat auf der Linie, die nach beyden Richtungen läuft, irgendwo seine Stelle; jedoch ist ein *schwankendes* Temperament nicht blofs denkbar, sondern auch in der Erfahrung zuweilen anzutreffen, vermöge dessen der Mensch abwechselnd zur Fröhlichkeit und zum Trübsinn, ohne besondre Ursache, aufgelegt ist. — Ferner, da die Affecten den Organismus ins Spiel ziehn, und in ihm gleichsam den Resonanzboden finden, durch den sie selbst verstärkt und anhaltender gemacht werden, so mufs es einen Grad der Nachgiebigkeit des Organismus geben, vermöge dessen der Mensch entweder mehr cholerisch, oder mehr phlegmatisch ist; wiederum so, dafs er nicht beydes zugleich seyn, wohl aber zwischen beyden schwanken könne.

Hieraus ergeben sich nun auch die möglichen Mischungen der Temperamente, nach den Combinationen jener beyden Reihen. Das sanguinische Temperament ist entweder zugleich cholerisch oder phlegmatisch, und auch das melancholische kann cholerisch seyn oder phleg[73]matisch. Denkbar ist, dafs Jemand *weder* sanguinisch *noch* melancholisch sey, denn der Nullpunct liegt zwischen beyden in der Mitte. Aber undenkbar ist, dafs Jemand in Hinsicht des cholerischen und phlegmatischen indifferent sey; denn gar keine Erregbarkeit der Affecten wäre äufserstes Phlegma; der Nullpunct liegt hier auf einem der Extreme. Die Mitte ist die *gewöhnliche* Erregbarkeit; ein arithmetisches Mittel, das man ungefähr aus den

Erfahrungen herausfindet, so wie die mittlere Statur des menschlichen Leibes.[1]

91. Wie der Organismus die Affecten durch einen Nachklang verstärkt, oder durch seine Unbeweglichkeit ihre Ausbrüche dämpft, eben so mischt er sich wahrscheinlich[2] in allen Wechsel der Gefühle und der Gedanken, bald wie das Schwungrad, das die empfangene Bewegung verlängert, bald wie eine träge Last, die sie verzögert oder gar unmöglich macht. Wenigstens ist es eine bekannte Thatsache, dafs der Menschen Wachen nicht immer, und nicht blofs, so viel ist, als Ausgeschlafen haben. Jene enge Pupille, die wir oben im Allgemeinen dem menschlichen Geiste beylegten, (85) ist bey den Individuen enger oder weniger eng; und die Beweglichkeit der Vorstellungen, die im Bewufstseyn kommen und gehen, ist bey ihnen kleiner oder gröfser. Nehmen wir dazu noch die besondere Aufgelegtheit mancher Personen für diese oder jene Art des Denkens und Fühlens, so haben wir den Unterschied, dessen beyde äufserste Enden man *Genie* und *Blödsinn* nennt. Der letztere wird zu den anomalischen Zuständen gerechnet, weil er sich oftmals mit ihnen vermischt und gleich ihnen den Menschen in der Gesellschaft unbrauchbar macht.

Anmerkung. Was mit Physiognomie und Kranioskopie zusammenhängt, das ist zu unsicher und zu unbestimmt, um bis jetzt in der Psychologie für etwas mehr als für eine Curiosität zu gelten. Manche seltsame Thatsache (gleichviel aus welchem Gebiete des Wissens) kann wahr seyn, um aber wissenschaftlich wichtig zu werden, mufs sie sich auf eine zu-

---

[1] Die 2. Ausg. hat hinter den Worten „menschlichen Leibes." folgende Anmerkung:

Anmerkung. Man kann die Namen der Temperamente auch anders deuten; und wenn der Ausdruck: Cholerisches Temperament, auf anhaltende Neigung zum Zorn soll bezogen werden, so pafst das Vorstehende nicht. Da der Gegenstand nicht rein psychologisch ist, so mag hier eine physiologische Ansicht Platz finden. Von den drey Factoren des thierischen Lebens mag irgend einer durch einen verborgenen Fehler auf den Geist wirken. Ist die Irritabilität und Sensibilität unversehrt, und leidet die Vegetation nur in so fern, als sie ein stetes Unbehagen ins Gemeingefühl hineinbringt: dann mag eine cholerische Bitterkeit entstehn; dergleichen wirklich in seltenen traurigen Fällen schon an Kindern wahrzunehmen ist. Leidet die Irritabilität: so sieht man Gutmüthigkeit und vielleicht Talent, aber ohne hinreichend kräftiges äufseres Leben. Leidet die Sensibilität im Allgemeinen: so scheint das von einigen sogenannte böotische oder Bauerntemperament hervorzugehn. Leidet nur die Sensibilität des Gehirns verhältnifsmäfsig, oder deutlicher: überwiegt das Gangliensystem: so möchte dies den Sanguinicus ergeben. Sind Vegetation und Irritabilität zugleich schwach gegen die Sensibilität: so erblicken wir den Phlegmaticus. So angesehen sind alle merklich hervortretenden Temperamente fehlerhaft.

[2] „wahrscheinlich" fehlt in der 2. Ausg.

---

[2] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

verlässige Weise mit dem, was sonst schon bekannt und geprüft ist, verknüpfen lassen; steht sie einsam, so bleibt sie unfruchtbar. Die Psychologie vollends durch Physiologie beherrschen wollen, heifst das Verhältnifs beyder Wissenschaften gerade umkehren; ein in neuern und ältern Zeiten häufig begangener Fehler. Im zweyten [1] Theile wird das wahre Verhältnifs einigermaafsen kenntlich gemacht werden.

92. [134] Man kann die Frage aufwerfen, wie die Menschheit überhaupt angelegt sey? Es ist bekannt, dafs längere Erfahrung und sorgfältiges Studium der menschlichen Gesinnungen sehr viel von der guten Meinung wegzunehmen pflegen, die etwan die Aufsenseite einer gebildeten Gesellschaft bey dem Jünglinge erweckt, der noch nicht weifs, wieviel Schlechtes die Menschen in sich verstecken und heimlich ernähren. Allein diese Thatsache beweiset weniger gegen die Anlage der Menschheit von Natur, als gegen das grobe Verfahren, welches bisher noch durchgehends da angewendet wird, wo man Menschen bilden will. Indem dieses Verfahren (vorzüglich wegen der Unvollkommenheiten des Staats und der Kirche) vorschnell auf das äufsere Benehmen der Menschen gewirkt hat (seit Jahrhunderten), ist ein Misverhältnifs entstanden zwischen Scheinen und Seyn, welches die alten und mittlern Zeiten schwerlich in dem Grade können gekannt haben, wie die unsrigen, da es in jenen weit weniger von verpflanzter und [75] nachgeahmter Cultur gab, als bey uns. — Uebrigens ist die Anlage der Menschheit etwas anderes, als die Anlage einzelner Menschen. Jene geht auf die gesellschaftliche Entwickelung im Ganzen; also ganz vorzüglich auf das Verhältnifs zwischen den seltenen grofsen Geistern, die in der Geschichte Epoche machen, und der Menge der gewöhnlichen Menschen, die nur Bildung empfangen und fortleiten können. Um hierüber aus Thatsachen mit einiger Sicherheit zu urtheilen, dazu ist unsre Menschengeschichte, die nur erst wenige Jahrtausende umfafst, noch viel zu kurz. Ungeachtet des alten Spruches: *nichts Neues unter der Sonne!* geschieht noch viel zu viel Neues, als dafs man die irdische Bahn der Menschheit schon überschauen könnte.

93. [135] Zwischen die Fragen nach der Anlage der Individuen und der Menschheit würde man die Betrachtung der *Menschenrassen* in die Mitte stellen müssen, wenn die letztere in psychologischer Hinsicht etwas sicheres ergäbe. Allein was hierüber etwa zu sagen wäre, verbindet sich besser mit dem nächstfolgenden Gegenstande.

Drittes Capitel.

Von äufseren Einwirkungen.

94. [136] Auf dem empirischen Standpuncte läfst sich nicht bestimmt entscheiden, was im Menschen angelegt, was von aufsen gewirkt sey, und schon die Einleitung in die Metaphysik warnt uns, *beyden* Vor-

[1] dritten in der 2. Ausg.

[1] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

stellungsarten nicht viel zu trauen, indem sowohl der Begriff einer Mannigfaltigkeit von Anlagen in Einem, als der von Ursachen und Wirkungen jeder Art, zu denjenigen gehö[76]ren, die nicht so, wie sie sich uns zuerst vermittelst der Erfahrung darbieten, können beibehalten werden.

Hier kann also nur das Auffallendste bemerkt werden, was wir am Menschen nach äufsern Umständen verschieden finden.

95. [137] Zuerst nun kommt in Anschlag der *Ort,* wo der Mensch lebt, mit allen den zahlreichen und weitgreifenden Einflüssen des Klima, der Beschaffenheit von Grund und Boden, der Lage und Nachbarschaft. Was hieher gehört, das pflegt in den historischen Vorträgen weitläuftig und in vielen Beyspielen entwickelt zu werden.

96. [138] Dann hat die *Nation,* zu welcher das Individuum gehört, nicht blofs ein vorherrschendes Temperament, sondern sie hat auch ihre Geschichte; und diese Geschichte findet der Einzelne bis auf einen gewissen Punkt abgelaufen. Damit ist nun ein Grad der Cultur, ein nationales Gefühl und Gewissen verbunden, wovon der Einzelne in allen Puncten seiner Lebensbahn mächtig gelenkt, gehoben und niedergeschlagen wird.

97. [139] Bey jeder Nation, die sich aus der Rohheit emporgewunden hat, giebt es Verschiedenheit der *Stände* (auf die Weiber nur verpflanzt, bey den Männern ursprünglich). Diese Verschiedenheit ist theils ein Werk der Gewalt und der Noth, theils eine Folge der natürlichen Anlagen, theils entspringt sie aus dem Bedürfnifs, die Arbeit zu theilen. Nur in so fern kommt dem Einzelnen ein Stand zu, wiefern ihm eingeräumt wird, er habe die Zweckmäfsigkeit seines Thuns selbst zu beurtheilen. (Nicht in wiefern er für *eigne* Zwecke thätig ist, denn in dem Begriffe der Theilung der Arbeit liegt es schon, dafs er für Alle, oder doch für Viele, wirkt). Indem nun der Mensch sein ganzes Thun in Eine Zweck[77]mäfsigkeit zu concentriren sucht, entsteht ein äufseres Gepräge und eine Ehre für jeden Stand, wobey nicht nur, wie zu geschehen pflegt; die Mittel selbst den Zweck um etwas verrücken und zum Theil vergessen machen, sondern auch die Gedanken und die Gesinnungen des Menschen richten sich nach seinem Thun; sie schwinden zusammen auf den Kreis ihrer Brauchbarkeit, und die Bestrebungen, welche übrig bleiben, scheiden sich in zwey Theile, in einen, der dem Stande ganz angehört; und einen andern, der trotz demselben Befriedigung sucht. Falls dieser Widerstreit bedeutend wird, so taugen der Mensch und sein Stand nicht für einander, und sie schaden sich gegenseitig. —

Je weniger nun Jemand die Zweckmäfsigkeit seines Thuns selbst zu beurtheilen hat, das heifst, je mehr er der Angestellte eines Andern ist, desto weniger bekümmert er sich darum, und desto weniger Ehre giebt es für ihn; desto mehr Gewicht aber fällt nun auf jenen zweyten Theil der Bestrebungen, der sich trotz der beschränkten Stellung zu befriedigen sucht. Hiezu werden alle Gelegenheiten benutzt und die Künste der Falschheit aufgeboten, wenn nicht eine zugleich milde und strenge Behandlung von Seiten der Anstellenden dem Uebel vorbeugt.

Den bessern Theil einer jeden Nation findet man in der Regel unter denen, die einen Theil der allgemeinen Arbeit übernommen haben und ihn nach eigenem Urtheil besorgen.

98. [140] Wie auf den erwachsenen Menschen sein Stand, so wirkt auf die Jugend die Familie, der Jemand angehört, und die Erziehung, die ihm zu Theil wird, nebst den Eindrücken der Beyspiele und der ganzen Umgebung. [78] Selten bildet sich einer im Widerstreite mit seiner Lage, niemals davon unabhängig.

99. [141] Die Hauptfrage ist: wieviel, und welche *Freyheit* dem Menschen bleibe, in der Mitte aller äufsern Einwirkungen?

Es ist leicht, das Vorstehende so auszuführen, dafs, indem man sich dem Eindrucke der Thatsachen überläfst, die Ueberzeugung hervorgeht, der Mensch werde entweder alles, was er ist, durch das Aeufsere, verbunden mit der natürlichen Anlage, die seinem Wollen vorhergeht, — oder es sey wenigstens der Kreis der Freyheit so klein, dafs er für unbedeutend gelten müsse.

Kant räumte schon ein, das ganze zeitliche Daseyn des Menschen stehe unter Gesetzen der Natur-Nothwendigkeit. Um die Freyheit zu retten, versetzte er sie in die intelligible Welt, als einen Glaubensartikel für den sittlichen Menschen.

Darf man sich erlauben, jemanden besser verstehen zu wollen, als er sich selbst verstand, so ist sehr leicht anzugeben, was Kant eigentlich wollte. Die Zurechnung sollte gesichert seyn. Das ist sie ohne alle Freyheits-Lehre. Man sehe die Anmerkung zu 76. Um also das Wesentliche der Kantischen Ansicht zu erreichen, braucht man keine Metaphysik, keine speculative Psychologie, und eben so wenig eine Vernunftkritik, sondern nur: auf der einen Seite, unbefangenen Blick für Thatsachen; auf der andern, eine richtige Vorstellungsart von der praktischen Philosophie.

Allein es ist sehr wichtig, hierüber hinauszugehn, um die Kraft näher kennen zu lernen, mit welcher der Mensch oftmals, und mit grofsem Erfolge, an sich selbst, ja wider sich selbst arbeitet. Besonders wichtig ist dies in dem Alter, da man zwischen der eben geendigten [79] Erziehung und dem bevorstehenden Eintritt in den künftigen Stand in der Mitte steht. Um diese Zeit kann die Selbstbestimmung gröfser, wenigstens folgenreicher seyn, als vorher und nachher. Im zweyten Theile[1] wird sich darüber einige Aufklärung finden.

Viertes Capitel.

Von den anomalen Zuständen.

100. [142] Am meisten niedergedrückt erblickt man den Menschen in seinen anomalen Zuständen; von denen der Traum auch dem Gesunden bekannt ist, der angeborne Blödsinn aber sich ohne bestimmte Gränze in Einfalt und Mittelmäfsigkeit der Anlage verliert. Auch in den andern

[1] dritten Theile .... in der 2. Ausg.

[1] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

Arten der Geisteszerrüttung findet sich manche, eben so auffallende als traurige Aehnlichkeit mit Irrthümern, Affecten und Leidenschaften, so dafs es schwer wird, den gesunden Menschen dem geisteskranken scharf entgegenzusetzen.

101. [143] In allen Fällen, wo ein empirisches Mannigfaltiges sich nicht leicht mit Genauigkeit sondern läfst, fängt man am sichersten mit den offenbarsten Verschiedenheiten, mit den Extremen an, und vergleicht hintennach mit ihnen das Zwischenliegende. Aus diesem Grunde beginnen wir hier mit den eigentlichen Geistes-Zerrüttungen, und erwähnen erst später der ihnen ähnlichen Krankheitszustände, nebst den Erscheinungen, die sich dem Schlafe zugesellen.

Der Geistes-Zerrüttungen, die im Wachen und bey (wenigstens scheinbarer) körperlicher Gesundheit sich zeigen, zählt man vier Klassen (nach Reil und Pinel, welcher letztre mit unbedeutender Verschieden[80]heit[1] noch eine fünfte angenommen hatte): den *Wahnsinn*, die *Wuth*, die *Narrheit* und den *Blödsinn*.

102. [144] Der Wahnsinn hängt an einer sogenannten *fixen Idee*, einer falschen Vorstellung, die einen Theil des Gedankenkreises nach sich bestimmt, während übrigens das Denken im gehörigen Gange bleibt, auch von jener Vorstellung an consequent fortläuft. Es versteht sich dabey von selbst, dafs die falsche Vorstellung wirklich täuschen müsse, und nicht für einen Wahn erkannt werde; desgleichen, dafs sie einen grundlosen Irrthum enthalte, aus welchem man den nicht Zerrütteten unfehlbar[2] würde ziehen können.

Soll die Annahme der Seelenvermögen hiebey zugezogen werden, so ist der Sitz des Wahnsinns eine kranke Einbildungskraft, die in den meisten Fällen durch einen schädlichen Einflufs des Begehrungsvermögens, zuweilen von Seiten des Verstandes oder der Vernunft, manchmal wohl auch blofs durch körperliche Ursachen, eine Verletzung erlitten hat. Mit der Krankheit der Einbildungskraft verbindet sich dann noch eine Schwäche der Urtheilskraft und des Schlufsvermögens, indem die offenbarsten Widerlegungen des Wahns von dem Kranken nicht verstanden werden. Die Krankheit wirkt weiter auf die Affecten, Begierden, Meinungen, u. s. w.

Aber dieselbe kranke Einbildungskraft zeigt sich zuweilen sehr gesund, ja oftmals in einer genialisch erhöheten Thätigkeit, in allem, was mit der fixen Idee nicht zusammenhängt. Eben so beweisen die übrigen Seelenvermögen oft recht klar, dafs sie nicht schwach, sondern zur regelmäfsigen Thätigkeit wohl aufgelegt sind.

Die Verwunderung hierüber verschwindet, wenn man die Hypothese von den Seelenvermögen bey Seite setzt.

[81] Uebrigens werden folgende Arten des Wahnsinns bemerkt: eingebildete Verwandlungen des Leibes oder der Person; eingebildete Wirkungen des Teufels u. d. gl. eingebildete Inspiration, überhaupt religiöse

---

[1] mit einiger Verschiedenheit ... in der 2. Ausg.

[2] den nicht Zerrütteten mit Rücksicht auf die Kenntnisse, die er besitzt, unfehlbar in der 2. Ausg.

Schwärmerey; Sucht, durch Aufopferungen sich bekannt zu machen; fixirte Vorwürfe, mit denen der Mensch sich quält; verliebter Wahnsinn; Lebensüberdrufs; Todesfurcht; Furcht vor Armuth und Hunger; dumpfer, und endlich rastloser Wahnsinn. [1]

103. [145] Die Wuth, oder Tobsucht, eigentliche Raserey, besteht in einem Drange zu körperlichen Handlungen, ohne Zweck, auch wohl wider Willen. Sehr gewöhnlich ist es ein Drang zu *zerstörenden* Handlungen, mit äuferster und gefährlicher Heftigkeit. Dafs hiebey körperliche Krankheit zum Grunde liegt, ist klar genug, denn im Geistigen findet sich kein Princip der Einheit für diese Zustände.

Gleichwohl kommt das Handeln *mit Willen und zugleich wider Willen*, auch als rein psychologisches Phänomen bey Gesunden vor.* Daher darf man die Handlungen der Rasenden noch lange nicht für *blofs* automatisch halten, wenn sie schon denselben widerstreben. Die Schwierigkeit liegt auch hier blofs in der falschen Ansicht von dem Willen, als einem Seelenvermögen, welches sich selbst zu widerstreiten scheint, indem es *dasselbe will* und zugleich *nicht will.* [2]

104. [146] In der *Narrheit* hört der Zusammenhang der Vorstellungen auf, während dieselben ohne alle Regel bunt durch einander laufen. Auch hier fehlt im Geisti[82]gen jedes Princip der Einheit: der

---

* Vergleiche die Abhandlung von CHRISTIAN JAKOB KRAUS: de paradoxo, edi interdum ab homine actiones voluntarias, ipso non solum invito, verum adeo reluctante; in dessen nachgelassenen philos. Schriften.

[1] Nach: „Wahnsinn“ hat die 2. Ausg. noch folgenden Zusatz:

Die Erklärung aller dieser Erscheinungen ist nicht weit zu suchen. Zuvörderst: die Geistes-Zerrüttung ist niemals rein geistig; denn in dem psychischen Mechanismus findet sich kein Grund zum starren Widerstande gegen klare Erfahrung. Ferner: in aller Geistes-Zerrüttung ist ein Affect unverkennbar. Dieser nun ist erstarrt im Nervensystem. Daher kann die Vorstellungsmasse, worin der Affect seinen Sitz hat, nicht zu solcher Veränderung übergehn, welche den Leib auf entgegengesetzte Weise afficiren müfste. Aus zahllosen Geschichten, welche als sehr merkwürdig verkündigt werden, lernt der Psychologe wenig oder nichts Neues, sobald er einmal den psychischen Mechanismus und dessen mögliche Hemmungen erkannt hat.

[2] Nach den Worten „nicht will“ hat die 2. Ausg. noch folgende Anmerkung:

Die sonderbare Frage: ob es Tobsucht ohne Wahn geben könne? sollte wohl schon durch die Erscheinungen an der Wasserscheu beantwortet seyn. Gewifs kann die vom Unterleibe ausgehende stürmische Erregung des Gefäfssystems einen Drang zu wüthenden Handlungen hervorrufen, ohne das Gehirn gleichmäfsig zu verletzen; eben so gut als in der Cholera das Blut durch Nerveneinflufs stockt und fast erstarrt, während die Besinnung des Sterbenden wenig getrübt ist. Schon die Affecten veranlafsten uns oben, der partiellen Wirkung gewisser Gemüthszustände auf bestimmte Organe zu gedenken; dasselbe gilt auch umgekehrt. Und die Frage ist hier nicht nach dem möglichen Widerstande des Willens, sondern nach dem Angriffe auf den Geist, der vom Körper ausgeht.

Grund der Abwechselung der Vorstellungen kann nicht mehr psychologisch, er mufs physiologisch seyn.

Nach der Hypothese von den Seelenvermögen wäre hier der Hauptsitz des Uebels im Verstande; und wirklich haben die Narren Ähnlichkeit mit unverständigen Kindern. Allein auch die *Gesetzlosigkeit* der übrigen Seelenvermögen in der Narrheit würde längst aufgefallen seyn, wenn man jemals an eine genaue *Gesetzmäfsigkeit* jener Vermögen zu denken gewagt hätte. [1]

105. [147] Der *Blödsinn*, der allein unter allen Geisteszerrüttungen *angeboren* vorkommt, und den wir schon oben dem Genie als das andre Extrem entgegengesetzt haben, ist allgemeine Schwäche des Geistes, ohne dafs hiebey ein Seelenvermögen vor dem andern dürfte genannt werden. Er ist nicht sowohl nach verschiedenartigen Merkmalen, als nach Graden verschieden, und kann so weit gehn, dafs der Mensch fast nur noch einer Pflanze gleicht, als solche aber wächst und gesund ist.

106. [148] Die angegebenen Klassen der Geisteszerrüttungen dienen nun nicht sowohl zur unmittelbaren Eintheilung der wirklichen Fälle, (welche meistens etwas Mittleres und Zusammengesetztes darstellen) als vielmehr zur Bestimmung der einfachen Merkmale, unter welche die vorkommenden Geistes-Krankheiten zu subsumiren sind. Wahnsinn und Narrheit, Tobsucht und Blödsinn, sind Extreme, zwischen denen die Mittelzustände liegen. Wahnsinn kann sich verbinden mit Tobsucht, und mit den geringeren Graden des Blödsinns; Narrheit eben so. Es ist demnach hier einigermafsen eine ähnliche Zusammenstellung der Begriffe, wie bey den Temperamenten.

107. [149] Analog den Geistes-Zerrüttungen sind nun die allermeisten andern anomalen Zustände. Der Traum [83] gleicht dem Wahnsinn; [2] die Raserey im Fieber erscheint als Tobsucht; Schwindel, Ohnmacht und

---

[1] Nach den Worten „gewagt hätte“ hat die 2. Ausg. folgenden Zusatz:

Das Wesentliche ist hier, dafs jede längere Vorstellungsreihe am Ablaufen gehindert wird, weil das Nervensystem sich der Art von Spannung widersetzt, in welche es dadurch gerathen würde. Dafs eine solche Krankheit allgemeiner und weit gewisser unheilbar ist, als die Erstarrung eines einzelnen Affects im Wahnsinn, liegt deutlich vor Augen. — Die psychische Cur des eigentlichen Wahnsinns ist wesentlich Schonung und Verhütung, dafs der Affect nicht tobe und der Wahn nicht um sich greifend eine vermehrte Gewalt erlange. Die eigentliche Heilung ist leiblich, wenn auch oft blofse Naturheilung. Züchtigungen können pädagogisch Etwas wirken; auch die Zurechnung ist in vielen Fällen nicht ganz aufgehoben, besonders bei Handlungen, die nicht unmittelbar aus dem Wahn folgen; vermindert ist jedoch die Zurechnung schon bey unglücklichen Verstimmungen, die noch keinen eigentlich vesten Wahn in sich tragen. Unendlich wichtiger als alle Irrenhäuser und psychischen Curen wäre Verhütung derjenigen Schwärmereyen, die zum Wahn führen können.

[2] Wahnsinn, besonders durch die Einbildung anhaltender Verlegenheit, in der man nicht von der Stelle komme; die Raserey . . . in der 2. Ausg.

was dem nahe kommt, ist ähnlich dem Blödsinn; der Rausch macht den Menschen schweben Narrheit und Tobsucht. Es ist jedoch offenbar, dafs man diese Vergleichung nicht zu weit ausdehnen darf. So ist der Wahn des Traums weit mannigfaltiger und veränderlicher, als bey der entsprechenden Geistes-Zerrüttung. Eine gewisse Art der Einheit besitzen gleichwohl die Träume, nämlich *Einheit des Gefühls*. Einem Traume von Dieben in der Nacht, wobey die Scene sich plötzlich in einen Saal verwandelt, der von der Sonne erleuchtet und von vielen Fremden angefüllt ist, welche zur Erlangung einer hohen Würde Glück wünschen: einem solchen Traume sieht man es an, dafs er nicht wirklich geträumt, sondern als psychologisches Beyspiel ersonnen ist. (Vergl. *Maafs* über die Leidenschaften, im ersten Theile, S. 171.) Dergleichen Sprünge aus einem peinlichen in einen sehr erwünschten Zustand werden höchstens dann vorkommen, wann die körperliche Disposition während des Traums sich plötzlich ändert.

Zu den merkwürdigsten Eigenschaften des Traums und der verwandten Zustände gehören die Theilungen des Selbstbewufstseyns. Der Träumende schreibt oftmals Andern seine eigenen Gedanken zu, manchmal sich schämend, dafs er dies nicht selbst gewufst oder eingesehen habe. Bey abwechselnden Zuständen des Traums und Wachsens, der Paroxysmen und der Intervalle, giebt es häufig eine doppelte Persönlichkeit, ohne diejenige Erinnerung aus *einem* Zustande in dem andern, die wir wachend vom Traume zu haben pflegen. Es giebt Beyspiele eines heftigen Schrecks, nach welchem Personen sich fragten, *wer bin ich?* und durch einen Zufall wie[84]der an den eigenen Namen, Stand, Beruf, u. s. w. mufsten erinnert werden.

Der Vergleichung mit den Grundformen der Geisteszerrüttungen scheinen sich unter den anomalen Zuständen allein die, noch zu wenig aufgeklärten, Thatsachen des sogenannten animalischen Magnetismus zu entziehen. Dieselben deuten auf eine veränderte Verbindung zwischen Leib und Seele, deren vorige Beschaffenheit jedoch sehr schnell wiederhergestellt werden kann. (Vergl. unten 121.)

Schlufs-Bemerkung.

Kehrt man von den Geistes-Zerrüttungen wieder zurück zu den gewöhnlichen psychologischen Erscheinungen, so erinnert der Wahnsinn an die Leidenschaften, die Tobsucht an die Affecten, die Narrheit an die Zerstreutheit, und der Blödsinn an die Trägheit und Faulheit. (Letzterer zwar auch an die Dummheit; allein diese ist selbst ein geringerer Grad des Blödsinns.) Leidenschaften, Affecten, Zerstreutheit und Trägheit sind auch kranke Zustände des Geistes, nur minder hartnäckig, als jene Zerrüttungen desselben.

Das Gegentheil von dem Allen wird die *Gesundheit* des Geistes seyn. Demnach ist sie

als Gegentheil des Wahnsinns und der Leidenschaften: — gegenseitige Bestimmbarkeit aller Vorstellungen und Begehrungen durch einander (oder Freyheit von fixen Ideen und Begierden).

als Gegentheil der Tobsucht und der Affecten: — Ruhe und Gleichmuth.

als Gegentheil der Narrheit und Zerstreutheit: — Verknüpfung und Sammlung der Gedanken.
als Gegentheil des Blödsinns und der Trägheit: — Reizbarkeit und Munterkeit.

[85] Man pflegt aber die Gesundheit des Geistes nicht in allen Seelenvermögen gleichmäfsig zu suchen; sondern vorzugsweise sind dem gemeinen Sprachgebrauche bekannt: der gesunde Verstand, die gesunde Urtheilskraft, und die gesunde Vernunft. Was nun Vernunft, Verstand, und Urtheilskraft eigentlich seyen, das wird sich durch Vergleichung mit den eben angegebenen Merkmalen der geistigen Gesundheit etwas näher erkennen lassen. Das Weitere hievon im zweyten Theile.[1]

Die Vergleichung zwischen dem Wahnsinne und den Leidenschaften läfst sich noch etwas weiter führen. Am meisten ähnlich sind den fixen Ideen des ersteren die *objectiven* Leidenschaften, oder diejenigen, welche auf bestimmte Gegenstände des Begehrens sich richten. Wie man diese (mit Herrn Prof. Maass) eintheilen kann in solche, die auf die eigene Person, die auf andre Menschen, die auf Sachen gehn: so auch findet man den Wahnsinn verschieden in Ansehung der Objecte. Dem *Stolze* entsprechen die eingebildeten Verwandlungen in Fürsten und Könige, oder gar in Personen der Gottheit; der *Selbstsucht* schliefst sich an, die Furcht vor dem Tode, und vor eingebildeten Widersachern und Verfolgern; die *Freyheitssucht* erinnert an die Unbändigkeit der meisten Wahnsinnigen und an die Nothwendigkeit, sie mit Zwang und Auctorität zu regieren. *Liebe, Hafs, Eifersucht* gehn häufig in Wahnsinn über. *Ehrsucht,* die den Verstand verliert, sucht sich durch Aufopferungen von seltsamer Art bekannt zu machen; und die *Herrschsucht* erbaut sich oft genug ihren Thron im Irrenhause; die *Genufssucht* wird zuweilen eines seligen Unsinns theilhaftig, der mit dem Himmel zu verkehren glaubt; der *Geiz* dagegen verliert sich in thörichte Angst vor Armuth und Hunger.

[86] Was die *subjectiven* Leidenschaften anlangt, — *Lustsucht, Unlustscheu,* und *Leerheitsscheu,* nach Herrn Maass,[2] — so führen schon die neuen Namen auf die Bemerkung, dafs der gewöhnliche Sprachgebrauch, der dafür keine Worte darbot, auch die Sachen nicht eigentlich durch den Ausdruck *Leidenschaft* zu bezeichnen pflegt. Wo kein bestimmtes Object, da ist auch keine bestimmte Richtung, sondern ein schwankender Gemüthszustand, der mit sich selbst nicht recht einig und eben darum *schwach* ist, so dafs, wenn die Vernunft ihn nicht bezwingen kann, dies nicht sowohl von dem Widerstande herrührt, den sie findet, als von der Unfähigkeit, auf ihr Geheifs einen vesten Entschlufs zu fassen. Dem gemäfs scheint es, man dürfe die vorgenannten Zustände nicht unter die Leidenschaften rechnen. Allein die Begriffe der empirischen Psychologie sind zu schwankend, als dafs man auf solchen Bemerkungen recht vest bestehn könnte. Keine Leidenschaft ist eine reine Kraft und Stärke; jede führt

---

[2] nach Maass . . . in der 2. Ausg.

---

[1] im dritten Theile SW.
[2] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Variante der 1. Ausg.

ihre Schwäche, ihr Elend, ihre jämmerlich hülflosen Zustände mit sich. Und auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, dafs auch die Lustsucht, selbst die allgemeine, die mit den Gegenständen häufig wechselt, — und eben so die Scheu vor Unlust und vor dem Gefühle der Leerheit, — oftmals durch ihre anhaltende Stärke nur gar zu gut die Stelle einer objectiven Leidenschaft vertreten kann. Mannigfaltige Regungen des Begehrens nach dieser und jener Lust, oder des Abscheus gegen dieses oder jenes Unbehagen, sind einer Verbindung, und gleichsam einer Verdichtung, fähig; wobey sie sich in eine zusammengesetzte Kraft verwandeln, die den Menschen in einer mittleren Richtung forttreibt.

[87] Fragt man nun auch hier nach analogen Arten des Wahnsinns: so bemerkt man zuvörderst gleich, dafs alle Lüste sich frey und frech zu äufsern pflegen, nachdem mit dem Verstande die Schaam entwichen ist. Merkwürdig ist aufserdem der dumpfe Wahnsinn, der, falls er nicht etwa Blödsinn wäre, sich wohl nur als eine Scheu vor unbehaglichen Gefühlen bey jeder Bewegung denken läfst; also als eine höchst allgemeine Unlustscheu. Deutlicher entspricht der Leerheitsscheu der rastlose Wahnsinn, desgleichen der Lebens-Ueberdrufs, der zum Selbstmorde führt.

Wie wir nun bisher zu den Leidenschaften die ähnlichen Arten des Wahnsinns suchten, (indem wir der Eintheilung der Leidenschaften von Hrn. Prof. MAASS [1] nachgingen) so mufs es auch rückwärts gestattet seyn, zu den Arten des Wahnsinns die zugehörigen Arten der Leidenschaften zu erforschen. Welche von beyden auch in einer vollständigen Tabelle erschöpfend dargestellt seyn möchten, dieselben würden ohne Zweifel die vollzählige Eintheilung der andern ergeben. Aber ein überzähliges Glied in dem einen Register wird allemal einen Mangel in dem andern andeuten.

Nun finden wir unter den Arten des Wahnsinns die eingebildeten Vorwürfe, welche der Mensch sich selbst macht, die vermeintlichen Eingebungen des Teufels, die Verzweiflung an der Gnade Gottes, u. d. gl. m. Was entspricht diesen Geistes-Verirrungen in der Reihe der Leidenschaften? Sehr offenbar ein moralischer und religiöser Enthusiasmus, der in Selbst-Quälerey übergeht. Und dies erinnert weiter an die politischen und gelehrten Leidenschaften, an alle Arten des Fanatismus. Die wahre Natur *dieser* Leidenschaften mufste (nicht blofs Hrn. MAASS, sondern) der bisherigen Psychologie entgehn, [88] sobald man die Behauptung consequent durchführen wollte, dafs die Leidenschaften *zur Sinnlichkeit* gehörten, *und deshalb von der Vernunft völlig zu scheiden seyen.** Man schreibt die Erzeugung moralischer und religiöser Vorstellungen der Vernunft zu; eben diese Vorstellungen und die sämmtlichen ihnen verwandten wissenschaftlichen Gedanken und Lehren können Gegenstände eines leidenschaftlichen Strebens werden. Nichts ist so heilig, dafs es nicht ein

---

* Man vergleiche die Vorrede zum zweyten Theile des Werks von MAASS über die Leidenschaften; wo eine Streitfrage vorkommt, die beyde Partheyen auf die Verkehrtheit der Lehre von den Seelenvermögen hinweisen konnte.

[1] von MAASS . . . in der 2. Ausg.

---

[1] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Variante der 1. Ausg.

menschliches Gemüth auf eine heillose Weise sollte erhitzen können. Wie Hunger und Durst, diese niedrigsten Bedürfnisse, den Unglücklichen in einen Dieb, einen Räuber und Mörder verwandeln, so kann auch der Durst des Wissens, so können höhere Bestrebungen jeder Art zu Schandthaten verleiten. Ja, die Vernunft (wenn anders ein solches Seelenvermögen wirklich existirt) tritt mit der leidenschaftlichen Sinnlichkeit nicht selten in eine friedliche Gemeinschaft. Dies sieht man am klärsten bey dem Begriff des *Rechts*, den die Menschen sehr gewöhnlich nur in einer beschränkten Sphäre gelten lassen, indem sie jenseits derselben sich jede Befriedigung ihrer Begierden erlauben. Der Räuberhauptmann verwaltet das Recht in seiner Bande. Der Grundsatz: haereticis non est servanda fides, galt einst in der allein selig machenden Kirche. Ähnlicher Beyspiele findet sich im gemeinen Leben eine Menge, wo Menschen nur gegen Diejenigen gerecht zu handeln nöthig finden, die sie für *ihres Gleichen* halten, alle an[89]dern aber als Fremde, als hostes betrachten. Wird man nun im Ernste annehmen, die Vernunft habe hier, sich selbst verleugnend, einen für sie schimpflichen Vergleich mit der Sinnlichkeit abgeschlossen, der sie das ganze Fremden-Gebiet Preis gebe?

Alle diese und noch viele andere Schwierigkeiten verschwinden sogleich, sobald man einsieht, wie die Vorstellungen dazu kommen, sich bald als Leidenschaft, bald als Vernunft zu äußsern; während sie an sich weder das eine, noch das andere sind, auch nichts dem ähnliches, (also auch keine Idee des Rechts, noch irgend eine andere Idee oder Kategorie,) als präformirten Keim enthalten.

---

[90] Zweyter Theil.[1]

Erklärung der psychologischen Erscheinungen, abgeleitet aus der Hypothese von den Vorstellungen als Kräften.

Erster Abschnitt.

Vorbereitende Lehnsätze aus der Metaphysik.

Erstes Capitel.

Von der Seele und der Materie.

108.[2] Es wäre allenfalls erlaubt, die Lehre von den Vorstellungen als Kräften, als eine ganz nackte Hypothese, unbegleitet von metaphysischen Sätzen, hinzustellen und zu versuchen, wie weit die Erklärungen aus derselben reichen möchten. Sie würde aber den Misverständnissen und dem Andrange vieler gewohnten Irrthümer zu sehr ausgesetzt seyn. Daher dieser erste, vorbereitende Abschnitt, von welchem man, wenn daran gelegen ist, versuchen mag zu abstrahiren.

109. [150] Zuerst mufs der, von einigen neuern Systemen mit Unrecht verdächtig gemachte Begriff der *Seele* zurückgerufen werden; jedoch unter früherhin unbekannten Bestimmungen.

[91] Die Seele ist ein einfaches Wesen; nicht blofs ohne Theile, sondern auch ohne irgend eine Vielheit in ihrer Qualität.

Sie ist demnach *nicht irgendwo.* Dennoch mufs sie in dem Denken, worin sie mit andern Wesen zusammengefafst wird, in den *Raum,* und zwar für jeden Zeitpunct an einen bestimmten Ort gesetzt werden. Dieser Ort ist das Einfache im Raume, oder das Nichts im Raume, ein mathematischer Punct.

Anmerkung. Für gewisse naturphilosophische, also auch für physiologische, aber nicht psychologische, Lehren giebt es nothwendige Fictionen im Wege eines gesetzmäfsigen Denkens, wo das Einfache betrachtet wird,

---

[1] Der Titel dieses Theils lautet in der 2. Ausg.: Dritter Theil. | Rationale Psychologie. | Erster Abschnitt. | Lehrsätze aus der Metaphysik und | Naturphilosophie.

[2] Der § 108 der 1. Ausg. fehlt in der 2. Ausg.

als liefsen sich in ihm Theile unterscheiden.*) Dergleichen Fictionen müssen auch auf die Seele, in Hinsicht ihrer Verbindung mit dem Leibe, bezogen werden, ohne dafs darum der Seele selbst irgend eine wahrhafte räumliche Beschaffenheit zugeschrieben würde. (Einigermaafsen ähnlich sind die Fictionen der Geometer, wenn sie das Krumme als aus geraden Theilchen bestehend betrachten.)

110. [151] Die Seele ist ferner nicht *irgendwann*. Dennoch mufs sie in dem Denken, worin sie mit andern Wesen zusammengefafst wird, in die *Zeit*, und zwar in die ganze Ewigkeit gesetzt werden, ohne doch dafs diese Ewigkeit, und überhaupt die zeitliche Dauer, ein reales Prädicat der Seele abgäbe. (Lehrbuch zur Einleit. in d. Philos. § 115.)

111. [152] Die Seele hat *gar keine Anlagen und Vermögen*, weder etwas zu *empfangen*, noch zu *produciren*.

[92] Sie ist demnach keine tabula rasa, worauf fremde[2] Eindrücke gemacht werden könnten; auch keine, in ursprünglicher Selbstthätigkeit begriffene, Substanz in LEIBNITZEN's Sinne. Sie hat ursprünglich weder Vorstellungen, noch Gefühle, noch Begierden; sie weifs nichts von sich selbst und nichts von andern Dingen; es liegen auch in ihr keine Formen des Anschauens und Denkens, keine Gesetze des Wollens und Handelns; auch keinerley, wie immer entfernte, Vorbereitungen zu dem allen.

[153] [3]Das einfache *Was* der Seele ist völlig unbekannt, und bleibt es auf immer; es ist kein Gegenstand der speculativen so wenig, als der empirischen Psychologie.

112. [154] Zwischen mehrern, unter sich ungleichartigen, einfachen Wesen giebt es ein Verhältnifs, das man mit Hülfe eines Gleichnisses aus der Körperwelt als *Druck* und *Gegendruck* bezeichnen kann. Wie nämlich der Druck eine aufgehaltene Bewegung ist, so besteht jenes Verhältnifs darin, dafs in der einfachsten Qualität jedes Wesens etwas geändert werden *würde* durch das andre, *wenn* nicht ein jedes widerstände und gegen die Störung sich selbst in seiner Qualität erhielte. Dergleichen Selbsterhaltungen sind das einzige, was in der Natur wahrhaft *geschieht;* und dies ist die Verbindung des Geschehens mit dem Seyn.

113. [155] Die Selbsterhaltungen der Seele sind (zum Theil wenigstens und so weit wir sie kennen) *Vorstellungen*, und zwar *einfache Vorstellungen*, weil der Act der Selbsterhaltung einfach ist, wie das Wesen, das *sich* erhält. Damit besteht aber eine unendliche Mannigfaltigkeit von mehrern solchen Acten; sie sind nämlich verschieden, je nachdem die Störungen es sind. Dem gemäfs hat die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen und [93] eine unendlich vielfältige Zusammensetzung derselben gar keine Schwierigkeit.

Von Gefühlen aber und Begierden ist hier noch keine Rede. Diese scheinen zusammengesetzt aus etwas objectiven und aus einem Vorziehn und Verwerfen, welches weiterhin wird erklärt werden.

---

*) De attractione elementorum § 32 et seqq.[1]

[1] Diese Note fehlt in der 2. Ausg.

[2] tabula rasa in dem Sinne als ob darauf fremde .... in der 2. Ausg.

[3] Der Satz: Das einfache Was ... empirischen Psychologie bildet in der 2. Ausg. und SW den § 153.

---

[2] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

Eben so wenig ist hier schon die Rede vom Selbstbewufstseyn, oder von irgend etwas, das zum innern Sinne möchte gerechnet werden.

114. [156] Der Gegensatz zwischen *Seele* und *Materie* ist nicht ein solcher in dem Was der Wesen, sondern es ist ein Gegensatz in der Art unsrer Auffassung. Die Materie, als ein räumliches Reales, mit räumlichen Kräften, vorgestellt, wie wir sie zu denken pflegen, gehört weder in das Reich des Seyn, noch in das des wirklichen Geschehens, sondern sie ist eine blofse Erscheinung. Eben dieselbe Materie aber ist real, als eine Summe einfacher Wesen; *und in diesen Wesen geschieht wirklich etwas, welches die Erscheinung einer räumlichen Existenz zur Folge hat.*

Die Erklärung der Materie beruhet ganz und gar darauf, dafs man zeige, wie den innern Zuständen der Wesen (den Selbsterhaltungen) gewisse Raumbestimmungen, als nothwendige Auffassungs-Weisen für den Zuschauer, zugehören; die, eben weil sie nichts reales sind, sich nach jenen innern Zuständen richten müssen, so dafs ein Schein von Attraction und Repulsion entspringe. Das Gleichgewicht der beyden letzteren bestimmt der Materie ihren Grad von Dichtigkeit, desgleichen ihre Elasticität, ihre Krystallform bey freyer Verdichtung, mit einem Worte, ihre wesentlichen Eigenschaften, die solchergestalt ursprünglich in den Qualitäten der einfachen Wesen begründet sind.

[94] Den Raum erfüllt die Materie niemals als ein geometrisches Continuum, (dergleichen aus einfachen Theilen nicht kann zusammengesetzt werden) sondern mit *unvollkommner* gegenseitiger Durchdringung ihrer benachbarten *einfachen* Theile. (Wegen des Widerspruchs hierin vergleiche man die Anmerkung zu 109.)

Undurchdringlich ist jede Materie nur für diejenigen Wesen, welche das in ihr vorhandene Gleichgewicht der Attraction und Repulsion nicht abzuändern vermögen. Durchdringlich ist eine jede für ihre Auflösungsmittel.

Anmerkung.[1] Ueber diese Sätze sind, aufser dem Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie, noch des Verfassers Hauptpuncte der Metaphysik, und insbesondere die Abhandlung de attractione elementorum, nicht stellenweise, sondern ganz,) nachzulesen.

Zweytes Capitel.

Von den Lebenskräften.

115. [157] Lebenskräfte (man nennt sie am besten im plurali, weil sie einzeln weder entstehn noch wirken können,) sind nichts ursprüngliches, und es giebt nichts ihnen ähnliches in dem Was der Wesen.

Nur ein System von Selbsterhaltungen in Einem und demselben Wesen vermag sie zu erzeugen; und sie sind anzusehn als die *innere* Bildung der einfachen Wesen. Gewöhnlich entstehn sie in den Elementen

[1] Die Anmerkung lautet in der 2. Ausg.: Wegen der vorstehenden und nachfolgenden Sätze mufs auf des Verfassers Metaphysik verwiesen werden, mit welcher die Naturphilosophie verbunden ist.

organischer Körper, deren Einrichtung zur Hervorrufung der Systeme von Selbsterhaltungen in den einzelnen Elementen geschickt ist. Dies zeigt sich in der Assimilation der Nahrungsmittel.

116. [158] Einmal erworben, bleibt einem jeden Elemente seine Lebenskraft; auch wenn es sich trennt von dem [95] organischen Körper, dem es angehörte. Dies zeigt sich in der Ernährung der höhern Organismen durch die niedern, und der Vegetabilien durch verwesete Theile anderer organischer Körper.

Anmerkung. Eben dahin gehört alle *Zeugung*, ohne Ausnahme; auch die einiger *niedern* Organismen aus *anscheinend roher Materie*, d. h. aus solcher Materie, die keinen organischen *Bau* (ein räumliches Prädicat) besitzt, woraus der Mangel an Lebenskraft keineswegs kann geschlossen werden. — Hierin aber eine *ursprüngliche* Lebenskraft sehen zu wollen, ist eine höchst unüberlegte Erschleichung. In unserm Erfahrungskreise kommt gar keine Materie vor, von der wir mit Sicherheit behaupten könnten, sie sey roh. Die ganze Atmosphäre ist voll von Elementen, die in irgend einem organischen Körper schon Lebenskraft gewonnen haben; und die Menge solcher Elemente vermehrt sich in der Natur unaufhörlich. Ja, wir wissen nicht, ob dergleichen nicht unter den Weltkörpern gegenseitig ausgetauscht wird.

117. [159] Alle menschliche Forschung mufs in der Zurückführung der Lebenskräfte auf die *Vorsehung*, *nach deren Zweckbegriffen sie entstanden sind*, ihren Ruhepunct anerkennen. Weiter reicht keine Metaphysik und keine Erfahrung; aber jeder Meinung, als ob durch einen Natur-Procefs niedere Organismen aus roher Materie, und höhere aus niederen entstanden wären, kann man eine Widerlegung entgegensetzen.

118. [160] Die Psychologie zeigt uns an dem Beyspiel der Seele eine ganz vorzügliche innere Bildung eines einfachen Wesens. Nach diesem Typus mufs man sich die *eines jeden* andern, auch unter den *nicht* vorstellenden Wesen, denken, und damit die obige Bemerkung verbinden, dafs, wo mehrere Wesen zusammen ein materielles [96] Ganzes ausmachen, sich überall der innere Zustand derselben einen ihm angemessenen äufseren, eine räumliche Lage, bestimmt. Darum erscheinen die Lebenskräfte gewöhnlich als *bewegende Kräfte;* aber eben darum sind sie in ihren Bewegungen gar nicht blofs durch chemische oder mechanische Gesetze zu verstehen. (Bey den letztern nämlich kommt keine innere Bildung in Betracht.)

Hiemit ist zugleich das Verhältnifs der Psychologie und Physiologie angegeben. Jene ist die erste, die vorangehende, diese die zweyte;[1] denn sie mufs aus jener den Begriff der innern Bildung erst verstehen lernen. Es giebt keine Real-Definition des Lebens, aufser mit Hülfe der Psychologie.

Anmerkung. Ueber die Schwierigkeit, das Leben zu definiren, kann man unter andern TREVIRANUS Biologie (I. Band, S. 16) vergleichen. Der fafslichste empirische Charakter ist wol immer die Assimilation, deren deshalb oben zuerst gedacht wurde. Fände sich ein Organismus ohne diese

[1] Statt; „diese die zweyte" hat die 2. Ausg.: diese, falls sie nicht blofse Erfahrungswissenschaft seyn will, die zweyte . . .

Eigenheit, so dürfte man zweifeln, ob er für *lebend* zu halten sey; gesetzt auch, er wäre *beseelt* (ein Fall, der sich sehr wohl[1] denken läfst).

119. [161] Nach dem obigen versteht es sich von selbst, dafs die Lebenskräfte sehr verschieden seyn können, sowohl nach Beschaffenheiten als Graden. Denn ein System von Selbsterhaltungen wird in verschiedenen Wesen verschieden, es kann in gleichartigen nach Verschiedenheit der Störungen abgeändert ausfallen; es können endlich der dazu gehörigen Selbsterhaltungen mehrere oder wenigere seyn.

Hieraus erklärt sich die Verschiedenheit dessen, was aus einerley Nahrungsmitteln bereitet wird. Die Elemente, woraus das Herz und woraus die Nerven beste[97]hen, sind, chemisch betrachtet, gewifs nicht so weit verschieden, als durch ihre innere Bildung.

Das Causal-Verhältnifs zwischen den verschiedenartigen Theilen eines und desselben lebenden Körpers, desgleichen das zwischen diesem Körper und der Aufsenwelt, macht im Allgemeinen gar keine Schwierigkeit. Alle Causalität, und insbesondre alle Cohäsion der Materie beruht auf der Ungleichartigkeit der Elemente. Daher kann z. B. auch die Wirkung der Nerven auf die Muskeln keine besondre Verwunderung erregen; viel weniger darf sie Hypothesen von electrischen Strömungen, von Polaritäten u. d. gl. veranlassen, welches leere Einfälle sind, die den neuesten Liebhabereyen der Physiker das Daseyn verdanken. Es könnte etwas Wahres daran seyn, und doch blieben die wichtigsten Fragepuncte unbeantwortet; und am Ende wäre ein Räthsel an die Stelle des andern gesetzt.

Drittes Capitel.

Von der Verbindung zwischen Seele und Leib.

120. [162] Die Verknüpfung zwischen Geist und Materie in den Thieren, insbesondere aber im Menschen, hat viel Wunderbares, das auf die Weisheit der Vorsehung mufs zurückgeführt werden; aber sie hat es nicht da, wo man es zunächst zu suchen pflegt, weil man die Materie für real hält, sofern sie räumlich existirt; und weil man den menschlichen Geist als ein ursprüngliches Denken, Fühlen, Wollen betrachtet: so dafs zwischen beyden jedes Mittelglied fehlt. Man suche hinter der Materie, als räumlicher Erscheinung, die einfachen und innerlich bildsamen Wesen, aus denen diese Erscheinung [98] entspringt; man sehe den Geist an als die vorstellende Seele; man erinnere sich, dafs den Vorstellungen, als Selbsterhaltungen der Seele, andre Selbsterhaltungen in anderen Wesen (zunächst in den Elementen des Nervensystems) entsprechen müssen: so wird man einsehn, dafs die Kette zusammengehöriger Selbsterhaltungen wohl noch weiter, dafs sie durch ein ganzes System von Wesen, die sich zusammen als Ein Körper darstellen, fortlaufen könnte; und man wird es nicht mehr räthselhaft finden, wenn von der Spitze des Fufses bis zum

[1] Statt: „der sich sehr wohl" . . . . hat die 2. Ausg.: der sich im allgemeinen Begriff sehr wohl . . .

[1] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

Gehirn und bis in die Seele eine Folge von innern Zuständen, ohne Zeitverlauf und ohne alle räumliche Bewegung, — dergleichen jedoch als begleitendes Phänomen vorkommen kann, — sich vorwärts und rückwärts erstreckt.

121. [163] Zuerst aber tritt hiemit wieder die, mit Unrecht verworfene, Frage von dem Sitze der Seele hervor. Dafs man aus physiologischen Gründen nicht einen *Ort*, sondern nur eine *Gegend* (im Uebergange zwischen Gehirn und Rückenmark) dafür mit Wahrscheinlichkeit nachweisen kann, ist bekannt. Auch bedarf es keines *vesten* Sitzes, sondern die Seele kann sich bewegen in einer gewissen Gegend, ohne dafs hievon in ihren Vorstellungen nur die geringste Ahndung, oder bey anatomischen Nachsuchungen die geringste Spur vorkäme; wohl aber kann man Veränderung ihres Sitzes als eine sehr fruchtbare Hypothese zur Erklärung ihrer anomalischen Zustände betrachten.

Anmerkung.[1] Man würde ohne Grund annehmen, dafs in allen Thieren und im Menschen der Sitz der Seele an derselben Stelle sey. Wahrscheinlich ist er bey Thieren, besonders bey den niedern, im Rückenmarke. Noch mehr! Man darf nicht voraussetzen, dafs jedes Thier nur Eine Seele habe. Bey Gewürmen, deren ab[99]geschnittene Theile fortleben, ist das Gegentheil wahrscheinlich. Im menschlichen Nervensysteme mögen sich gar viele Elemente befinden, deren innere Bildung die einer Thierseele von der niedrigern Art weit übertrifft. (Uebrigens darf man nie vergessen, dafs *Lebenszeichen* noch nicht *Seelenzeichen* sind. In abgetrennten organischen Theilen erhält sich eine Zeitlang Leben ohne Seele.)

Wollte man aber dem Menschen mehrere Seelen in Einem Leibe beylegen, so müfste man erstlich sich hüten, unter ihnen die geistigen Thätigkeiten *vertheilt* zu denken, vielmehr würden dieselben in *jeder Seele ganz* seyn müssen: zweytens wäre alsdann die genaueste Harmonie unter diesen Seelen vorauszusetzen, so dafs sie für völlig gleiche Exemplare einer Art gelten könnten; dies aber ist im allerhöchsten Grade unwahrscheinlich, und deshalb der ganze Gedanke verwerflich. — Wenn es dem Menschen im Streite der Vernunft und Leidenschaft zuweilen scheint, als hätte er mehrere Seelen, so ist dies ein psychisches Phänomen,[2] dessen Erklärung tiefer unten vorkommen wird, und welches man mit dem eben erwähnten paradoxen Gedanken gar nicht in Verbindung setzen darf.

122. [164] Einer einzigen Seele also dient im menschlichen Leibe das ganze Nervensystem, und vermittelst desselben ist sie in diesen Leib hineingepflanzt, mehr ihm zur Last als zur Hülfe; denn er lebt als Pflanze für sich, wofern ihm Nahrung und ein zuträglicher Platz gegeben wird,

---

[1] Vor dieser Anmerkung hat die 2. Ausg. als erste noch folgende:

Anmerkung 1. Diese Stelle hat viel Verwunderung erregt. Möchten doch die Physiologen sich erinnern, dafs ihr Beobachtungskreis im Gebiete des Räumlichen liegt; und möchten sie dem Metaphysiker überlassen, zu sorgen, dafs nicht dem Raume mehr zugestanden werde, als ihm zukommt! Wollen sie aber seine Sorgen mit ihm theilen, so müssen sie ernstlich Metaphysik studiren. Dann wird man mit ihnen weiter reden können.

[2] „psychisches Phänomen" (mit der 2. Ausg.): . . . statt „psychologisches Phänomen" der 1. Ausg.

welches bey ganz Blödsinnigen zuweilen andre Menschen besorgen. (Einige Erzählungen von *gänzlich* blödsinnig Gebornen erregen den Gedanken, dafs sie vielleicht wirklich nur vegetirende Leiber, ohne Seele, seyn mochten.)

[100] [165] Bey der engen Causalverknüpfung aller Theile in dem ganzen Systeme, welches wir *Mensch* nennen, kann nun die vielfältige Abhängigkeit des Geistes vom Leibe auf keine Weise befremden. Desto wundervoller ist es, dafs im Ganzen das Nervensystem fast nur zur Dienstbarkeit geschaffen zu seyn scheint, wie man mehr und mehr erkennen wird, wenn man sieht, wie wenig von physiologischen Voraussetzungen nöthig ist, um die Geistes-Zustände und Thätigkeiten zu erklären. Doch dient das Nervensystem nur im gesunden Menschen; in Krankheiten zeigt es sich ungehorsam und eigenwillig, und in manchen Geistes-Zerrüttungen, besonders in der Narrheit, kehrt sich das Verhältnifs zwischen den Nerven und der Seele gerade um. Dies ist ein Fingerzeig, dafs wir den gesunden Zustand nicht als ein blofses Naturphänomen, welches nicht anders seyn könnte, zu betrachten, sondern in ihm eine wohlthätige Anstalt der Vorsehung zu verehren haben.

123. [166] Der Gemeinschaft mit der Aufsenwelt, welche der menschlichen Seele durch ihren Leib gewährt und zugleich begrenzt wird, wäre kaum nöthig zu erwähnen, wenn nicht in Hinsicht der jetzt sehr verbreiteten Meinung von einem allgemeinen organischen Zusammenhange des ganzen Universums bemerkt werden müfste, dafs man dieselbe mit den hier aufgestellten Sätzen nicht in Berührung bringen dürfe, wofern man nicht ganz und gar heterogene Vorstellungsarten gegenseitig durch einander verunreinigen wolle.

Anmerkung. Nicht einmal für eine allgemeine Causalverbindung giebt es haltbare Gründe a priori. Und die Erfahrung endigt hier bey dem schwachen Schimmer des Lichts, welches entfernte Sonnen einander zusenden.

---

[101] [1] Zweyter Abschnitt.

Von den Vorstellungen als Kräften.

Erstes Capitel.

Von dem Zustande der Vorstellungen, wenn sie als Kräfte wirken.

124. [10] Vorstellungen werden Kräfte, indem sie einander widerstehen. Dieses geschieht, wenn ihrer mehrere entgegengesetzte zusammentreffen.

Man fasse diesen Satz Anfangs so einfach als möglich. Demnach werde dabey nicht an zusammengesetzte Vorstellungen irgend einer Art gedacht, nicht an solche, die irgend ein Ding mit mehrern Merkmalen, oder etwas Zeitliches und Räumliches bezeichnen, sondern an ganz ein-

---

[1] Dieser „Zweite Abschnitt" steht als Erster Theil zu Anfang der 2. Ausg. unter folgendem Titel:

Erster Theil. | Grundlehre. |
Erstes Kapitel. | Von dem Zustande ....

fache, wie[1] *roth, blau, sauer, süfs*, und zwar nicht an die allgemeinen Begriffe hievon, sondern an solche Vorstellungen, wie sie in einer momentanen Auffassung durch die Sinne würden entstehen können.

Wiederum aber gehört auch die Frage nach dem Ursprunge der genannten Vorstellungen gar nicht hieher, viel weniger darf schon jetzt auf irgend etwas anderes, das noch sonst in der Seele seyn oder vorgehn möchte, Rücksicht genommen werden.

Der Satz sagt nun, dafs die entgegengesetzten einander widerstehen werden. Sie könnten auch nicht entgegengesetzt seyn, wie ein Ton und eine Farbe. Es wird angenommen, dafs sie alsdann einander *nicht* widerstehen. (Mittelbarer Weise kann es allerdings geschehn, wovon unten.)

[102] Widerstand ist Kraftäufserung [2](und zwar die einzige metaphysisch mögliche); dem Widerstehenden aber ist sein Wirken ganz zufällig, es richtet sich nach der Anfechtung, die unter Vorstellungen gegenseitig ist und durch den Grad ihres Gegensatzes bestimmt wird. Dieser ihr Gegensatz also kann angesehen werden als das, wovon sie sämmtlich leiden. An sich selbst aber sind die Vorstellungen *nicht* Kräfte.

125. [11] Was geschieht nun durch den angegebenen Widerstand? Vernichten sich die Vorstellungen ganz oder theilweise? Oder bleiben sie unverändert, trotz dem Widerstande?

[3]Da wir *hier* in diesem Buche auf speculative Gründe nicht eingehn können, so bestimme man den Sinn der Hypothese nach der Erfahrung. Diese zeigt sogleich, dafs keins von beyden Statt finden darf, in wiefern die Hypothese etwas erklären soll. Vernichtete Vorstellungen sind so gut als gar keine. Blieben aber die Vorstellungen, trotz der gegenseitigen Anfechtung, ganz unverändert, so könnte nicht, wie wir jeden Augenblick in uns wahrnehmen, eine von der andern verdrängt werden. — Würde endlich das *Vorgestellte* einer jeden Vorstellung durch ihren Widerstreit abgeändert, so führte dieses nicht weiter, als ob von Anfang an ein andres Vorgestelltes vorhanden gewesen wäre.

Das *Vorstellen* also mufs nachgeben, ohne vernichtet zu werden. Das heifst, *das wirkliche Vorstellen verwandelt sich in ein Streben vorzustellen.*

Hier sagt schon der Ausdruck, dafs, sobald das Hindernifs weicht, die Vorstellung durch ihr eigenes Streben wieder hervortreten wird. — Darin liegt die Möglichkeit (obgleich noch nicht für alle Fälle der einzige Grund) der *Reproduction.*

[103] 126. [12] Wenn eine Vorstellung nicht ganz, sondern nur zum Theil in ein Streben verwandelt wird, so hüte man sich, diesen Theil für ein abgeschnittenes Stück der ganzen Vorstellung zu halten. Er hat zwar allemal eine *bestimmte Gröfse* (auf deren Kenntnifs sehr viel ankommt), allein diese Gröfse bezeichnet nur einen *Grad der Verdunkelung* der *ganzen* Vorstellung. (Wenn in der Folge von mehrern solchen Theilen einer und derselben Vorstellung die Rede seyn wird, so halte man diese Theile nicht

[2] (und zwar .... mögliche); fehlt in der 2. Ausg.

[3] Da wir hier (bis 3 Zeilen weiter) .... erklären soll. fehlt in der 2. Ausg.

[1] „wie“ fehlt .... SW.

für verschiedene abgeschnittene Stücke, sondern man betrachte die kleinern unter denselben als enthalten in den gröfseren.) Dasselbe gilt von den *Resten nach der Hemmung*, d. h. von denjenigen Theilen einer Vorstellung, die unverdunkelt bleiben, denn auch diese Theile sind *Grade*, nämlich des wirklichen Vorstellens.

Zweytes Capitel.

Vom Gleichgewichte und den Bewegungen der Vorstellungen.

127. [13] Vorstellungen sind im Gleichgewichte, wenn der nothwendigen Hemmung unter ihnen gerade Genüge geschehn ist. Nur allmählig kommen sie dahin; die fortgehende Veränderung ihres Grades von Verdunkelung nenne man ihre Bewegung.

Mit der Berechnung des Gleichgewichts und der Bewegung der Vorstellungen beschäfftigt sich die *Statik* und *Mechanik des Geistes*.

128. [14] Alle Untersuchungen der Statik des Geistes beginnen mit zwey verschiedenen Gröfsen-Bestimmungen; es kommt nämlich dabey an auf die *Summe der Hemmung* und auf das *Hemmungs-Verhältnifs*. Jene ist gleichsam die zu vertheilende Last, welche aus den Ge[104]gensätzen der Vorstellungen entspringt. Weifs man sie anzugeben und kennt man das Verhältnifs, in welchem die verschiedenen Vorstellungen ihr nachgeben, so findet man durch eine leichte Proportions-Rechnung den *statischen Punct* einer jeden Vorstellung, d. h. den Grad ihrer Verdunkelung im Gleichgewichte.

129. [15] Die Summe sowohl als das Verhältnifs der Hemmung hängt ab von der Stärke jeder einzelnen Vorstellung,[1] — sie leidet die Hemmung im umgekehrten Verhältnisse ihrer Stärke, — und von dem *Grade des Gegensatzes* unter je zweyen Vorstellungen, denn mit ihm steht ihre Wirkung auf einander im geraden Verhältnifs.

Der Hauptgrundsatz zur Bestimmung der Hemmungs-Summe ist, dafs man sie als möglichst klein betrachten müsse, weil alle Vorstellungen der Hemmung entgegenstreben, und gewifs nicht mehr als nöthig davon übernehmen.

[2](Die einfachsten statischen Rechnungen sind schon in den Hauptpuncten der Metaphysik angegeben. Hier würde eine ausführlichere Entwickelung am unrechten Orte seyn.)

130. [16] Durch die wirkliche Rechnung erhält man das merkwürdige Resultat: dafs zwar unter zweyen Vorstellungen eine die andre niemals ganz verdunkelt, wohl aber unter dreyen oder mehrern sehr leicht eine ganz verdrängt, und ungeachtet ihres fortdauernden Strebens so unwirksam gemacht werden kann, als ob sie gar nicht vorhanden wäre. Ja dies kann einer wie immer grofsen Anzahl von Vorstellungen begegnen, und zwar durch zwey, oder überhaupt durch wenige stärkere. [3]Darin liegt schon gröfstentheils die Erklärung jener engen Pupille des geistigen Auges. (85)

[2] Die Worte in Klammer: „(Die einfachsten . . . . Orte seyn.)“ fehlen in der 2. Ausg.

[3] Der Satz: „Darin liegt . . . . geistigen Auges.“ fehlt in der 2. Ausg.

[1] „Stärke jeder einzelnen Vorstellung“ gesperrt in SW.

[105] Hier mufs der Ausdruck: *Schwelle des Bewufstseyns,* erklärt werden, dessen wir manchmal bedürfen werden. Eine Vorstellung ist *im Bewufstseyn,* in wiefern sie nicht gehemmt, sondern ein wirkliches Vorstellen ist. Sie tritt *ins Bewufstseyn,* wenn sie aus einem Zustande *völliger* Hemmung so eben sich erhebt. Hier also ist sie an der *Schwelle* des Bewufstseyns. Es ist sehr wichtig, durch Rechnung zu bestimmen, wie stark eine Vorstellung sein müsse, um neben zweyen oder mehrern stärkeren noch gerade auf der Schwelle des Bewufstseyns *stehn* zu können, so dafs sie beym geringsten Nachgeben des Hindernisses sogleich anfangen würde, in ein wirkliches Vorstellen überzugehn.

Anmerkung. Der Ausdruck: *eine Vorstellung ist im Bewufstseyn,* mufs unterschieden werden von dem: *ich bin mir meiner Vorstellung bewufst.* Zu dem letztern gehört innere Wahrnehmung, zum erstern nicht. Man bedarf in der Psychologie durchaus eines Worts, das *die Gesammtheit alles gleichzeitigen wirklichen Vorstellens* bezeichne. Dafür findet sich kein anderes, als das Wort *Bewufstseyn.* Man wird sich hier einen erweiterten Sprachgebrauch müssen gefallen lassen, um so mehr, da die innere Wahrnehmung, welche man sonst zum Bewufstseyn erfordert, keine veste Gränze hat, wo sie anfängt und aufhört; und da überdies der Actus des Wahrnehmens selbst nicht wahrgenommen wird, so dafs man diesen, weil *man sich seiner* nicht bewufst ist, auch von *dem Bewufstseyn* ausschliefsen müfste, obgleich er ein actives Wissen, und keinesweges eine gehemmte Vorstellung ist.

131. [17] Unter den höchst mannigfaltigen und gröfstentheils sehr verwickelten Bewegungs-Gesetzen der Vorstellungen ist folgendes das einfachste:

[106] *Während die Hemmungssumme sinkt, ist dem noch ungehemmten Quantum derselben in jedem Augenblicke das Sinkende proportional.*

Hieraus erkennt man den ganzen Verlauf des Sinkens bis zum statischen Puncte.

Anmerkung. In mathematischen Ausdrücken ergiebt sich daraus das Gesetz: $\sigma = S\ (1 - e^{-t})$, wo S die Hemmungssumme, t die abgelaufene Zeit, σ das in dieser Zeit von sämmtlichen Vorstellungen gehemmte bedeutet. Indem man das letztere auf die einzelnen Vorstellungen vertheilt, findet sich, dafs diejenigen, welche unter die statische Schwelle (130) fallen, sehr schnell dahin getrieben werden, während die übrigen ihren statischen Punct in keiner endlichen Zeit ganz genau erreichen. Wegen des letztern Umstandes sind beym wachenden Menschen, selbst im besten Gleichmuthe, doch immer die Vorstellungen in einem gelinden Schweben begriffen. Dies ist auch der erste Grund, warum die innere Wahrnehmung niemals einen Gegenstand antrifft, der ihr ganz still hielte.

132. [18] Wenn zu mehrern Vorstellungen, die schon ihrem Gleichgewichte nahe waren, eine neue kommt, so entsteht eine Bewegung, bey welcher jene auf kurze Zeit unter ihren statischen Punct sinken, nach deren Verlauf sie sich schnell, und ganz von selbst, wieder erheben. (Ungefähr wie eine Flüssigkeit erst sinkt, dann steigt, wenn etwas hineingeworfen wird.) Hiebey kommen mehrere merkwürdige Umstände vor.

133. [19] Erstlich: eine der älteren Vorstellungen kann bey dieser Gelegenheit durch eine neue, die viel schwächer ist als sie, auf eine Zeit-

lang völlig aus dem Bewufstseyn verdrängt werden. Alsdann aber ist ihr Streben nicht als unwirksam zu betrachten (wie in dem Falle [107] oben, 130), sondern es arbeitet mit ganzer Macht wider die im Bewufstseyn befindlichen Vorstellungen. Sie bewirkt also einen Zustand des Bewufstseyns, während ihr Object keinesweges wirklich vorgestellt wird. Sind viele Vorstellungen zugleich in der nämlichen Lage, so entstehn daraus die objectlosen Gefühle der Beklemmung (59), die meistens zugleich Affecten sind, weil bey so weiter Abweichung vom statischen Puncte die Gemüthslage sehr veränderlich seyn mufs. Physiologische Umstände können sich damit verbinden, auch etwas ähnliches allein hervorbringen. — Man benenne die Art und Weise, wie jene Vorstellungen aus dem Bewufstseyn verdrängt und doch darin wirksam sind, mit dem Ausdrucke: *sie sind auf der mechanischen Schwelle;* die obige Schwelle (130) heifse dagegen zum Unterschiede *die statische Schwelle.*

Anmerkung. Wirkten die Vorstellungen auf der statischen Schwelle eben so, wie die auf der mechanischen, so würden wir uns unaufhörlich in dem Zustande der unerträglichsten Beklemmung befinden; oder vielmehr, der menschliche Leib würde in eine Spannung gerathen, die in wenigen Augenblicken tödten müfste, wie schon jetzt der *Schreck* zuweilen tödtlich wird. Denn alle die Vorstellungen, welche, wie wir zu sagen pflegen, das Gedächtnifs aufbewahrt, und von denen wir wohl wissen, dafs sie sich bey der leichtesten Veranlassung reproduciren können, — sind im unaufhörlichen Aufstreben begriffen; jedoch leidet der Zustand des Bewufstseyns von ihnen gar nichts.

134. [20] Zweytens: die Zeit, während welcher eine oder einige Vorstellungen auf der mechanischen Schwelle verweilen, kann verlängert werden, wenn eine Reihe von [108] neuen, aber schwächern Vorstellungen, successiv hinzukommt.

In diesen Fall versetzt uns jede, nicht ganz und gar gewohnte, anhaltende Beschäfftigung. Sie drängt die frühern Vorstellungen zurück; diese aber, weil sie die stärkern sind, bleiben gespannt, afficiren mehr und mehr den Organismus, und machen es endlich nothwendig, dafs die Beschäfftigung aufhöre; alsdann erheben sie sich schnell, mit einem Gefühl der Erleichterung, das man *Erhohlung* nennt und das zum Theil vom Organismus abhängt, obgleich die *erste* Ursache rein psychologisch ist.

135. [21] Drittens: wenn mehrere Vorstellungen nach einander auf die mechanische Schwelle getrieben werden, so entstehen schnell hinter einander mehrere *plötzliche Abänderungen* in den Gesetzen der geistigen Bewegungen.

Auf solche Weise erklärt es sich, dafs der Lauf unserer Gedanken so oft stofsweise und springend, ja scheinbar ganz unregelmäfsig gefunden wird. Dieser Schein betriegt, so wie das Umherirren der Planeten. Die Gesetzmäfsigkeit im menschlichen Geiste gleicht vollkommen der am Sternenhimmel.[1]

---

[1] Nach „Sternenhimmel" hat die 2. Ausg. noch folgende „Anmerkung": Als ein Gegenstück zu den zugleich sinkenden Vorstellungen sind die zugleich steigenden zu betrachten, besonders wenn sie frey steigen, d. h. wenn

Drittes Capitel.

Von den Complexionen und Verschmelzungen.

136. [22] Der sehr leicht begreifliche metaphysische Grund, weswegen entgegengesetzte Vorstellungen einander widerstehen, ist *die Einheit der Seele,* deren Selbsterhaltungen sie sind[1] (113). Eben dieser Grund erklärt [109] ohne Mühe die Verbindung [2]unserer Vorstellungen. Sie alle würden nur Einen Act der Einen Seele ausmachen, wenn sie sich nicht ihrer Gegensätze wegen hemmten, und *sie machen wirklich nur Einen Act aus, in wiefern sie nicht durch irgend welche Hemmungen in ein Vieles gespalten sind.* Vorstellungen auf der Schwelle des Bewufstseyns können mit andern nicht in Verbindung treten, denn sie sind ganz und gar in ein Streben wider bestimmte andere verwandelt und dadurch gleichsam isolirt. Aber im Bewufstseyn verknüpfen sich die Vorstellungen auf zweyerley Weise: erstlich *compliciren* sich die nicht-entgegengesetzten (wie Ton und Farbe), so weit sie ungehemmt zusammentreffen; zweytens *verschmelzen* die entgegengesetzten, so weit sie im Zusammentreffen weder von zufälliger fremder, noch von der unvermeidlichen gegenseitigen Hemmung leiden. Die Complicationen *können vollkommen* seyn, die Verschmelzungen sind ihrer Natur nach allemal *unvollkommen.*

Anmerkung. Von solchen Complexionen, die wenigstens theilweise und beynahe vollkommen sind, haben wir merkwürdige Beyspiele an den Vorstellungen der *Dinge mit mehrern Merkmalen,* und der *Worte, als Zeichen der Gedanken.* Die letztern, Gedanken und Worte, sind in der Muttersprache so eng verbunden, dafs es den Schein gewinnt, als ob man vermittelst der Worte dächte. Ueber beyde Beyspiele tiefer unten ein Mehreres. Unter den Verschmelzungen sind besonders merkwürdig theils die,

---

eine beengende Umgebung, oder ein allgemeiner Druck, auf einmal verschwindet. Mit ihrem Steigen wächst alsdann ihre Hemmungssumme; daher von dreyen eine gleichsam zurückgebogen wird und unter Umständen ganz wieder auf die Schwelle sinkt. Der Punct, bis zu welchem sie steigen, steht beträchtlich höher, als der, auf welchen sie zugleich sinkend sich gegenseitig würden herabgedrückt haben; weil im Sinken die Hemmungssumme von ihrer ganzen Stärke abhängt, welches im allmähligen Steigen nicht der Fall ist.*

[1] sind.**

[2] unserer Vorstellungen: die übrigens als Thatsache bekannt ist. Alle Vorstellungen würden .... in der 2. Ausg.

---

* Psychologie I, § 93. Die dortige Untersuchung ist noch sehr unvollkommen, und läfst sich viel weiter führen.

** Metaphysik II, § 234; und Psychologie I, § 57. Unter dem Worte Psychologie wird hier und in folgenden Citaten das gröfsere Werk des Verfassers [Psychologie als Wissenschaft, Bd. V vorl. Ausgabe] verstanden. — Die vorstehende Note ist Zusatz der 2. Ausg.

---

2 SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

welche ein *ästhetisches Verhältnifs* in sich fassen (welches, psychologisch genommen, zugleich mit der Verschmelzung erzeugt wird), theils die, welche *Reihenfolgen* bilden, worin die Reihen*formen* (33) ihren Ursprung haben. [1] Von diesen wird gleich weiter die Rede seyn.

[110] 137. [23] Was von mehrern Vorstellungen complicirt oder verschmolzen ist, das ergiebt eine Totalkraft, und wirkt deshalb nach ganz andern statischen und mechanischen Gesetzen, als wornach die einzelnen Vorstellungen sich würden gerichtet haben. Auch die Schwellen des Bewufstseyns ändern sich darnach, so dafs, wegen einer Verbindung, auch eine äufserst schwache Vorstellung im Bewufstseyn bleiben und darin wirken kann.

Anmerkung 1. Die Rechnung für Complexionen und Verschmelzungen beruht zwar auf den nämlichen Gründen, wie die für einfache Vorstellungen; allein sie ist weit verwickelter, besonders weil bey unvollkommenen Verbindungen sowohl die Gesammtkräfte als ihre Hemmungen zum Theil in einander verschränkt liegen.

Anmerkung 2. Die Verbindungen der Vorstellungen sind zwar nicht blofs zwey- oder dreygliedrig, sondern sie enthalten oftmals sehr viele Glieder in sehr ungleichen Graden der Complication oder Verschmelzung; und dieser Mannigfaltigkeit kann keine Rechnung nachkommen. Nichts desto weniger lassen sich zum Behuf der letztern die einfachsten Fälle herausheben und die verwickelten darnach schätzen; und die einfachsten Gesetze sind für jede Wissenschaft die wichtigsten.

138. [24] *Aufgabe.* Von zweyen Vorstellungen P und Π sind nach der Hemmung die Reste r und ϱ verschmolzen (oder unvollkommen complicirt): man soll angeben, welche *Hülfe* eine der beyden Vorstellungen, falls sie noch mehr gehemmt wird, von der andern erhält.

Auflösung. P sey die helfende, so hilft sie mit einer Kraft $= r$, allein diese Kraft kann sich Π nur aneignen in dem Verhältnifs $\varrho : \Pi$. Daher erhält Π durch P die Hülfe $\frac{r\varrho}{\Pi}$, und eben so P von Π die Hülfe $\frac{r\varrho}{P}$.

[111] Der Beweis liegt unmittelbar in der Auseinandersetzung der Begriffe. Es ist klar, dafs beyde Reste, r und ϱ, zusammengenommen den Grad der Verbindung unter beyden Vorstellungen bestimmen. Einer davon ist die helfende Kraft, der andre, verglichen mit der Vorstellung, welcher er angehört, ist als Bruch eines Ganzen zu betrachten, und ergiebt von der ganzen Hülfe, die durch jenen ersten Rest konnte geleistet werden, denjenigen Bruch, der hier zur Wirksamkeit gelangt.

139. [25] Man merke sich noch folgende Haupt-Sätze:

a) Ueber den *Verbindungspunct* hinaus wirkt keine Hülfe. Hat die Vorstellung Π mehr Klarheit im Bewufstseyn, als der Rest ϱ anzeigt, so ist dem Streben der Vorstellung P, welches jener zu Hülfe kommen konnte, schon mehr als Genüge geschehn, daher es für jetzt keine Wirkung mehr äufsert.

b) Je tiefer unter dem Verbindungspuncte die eine der Vorstellungen sich befindet, desto wirksamer hilft die andere.

---

[1] Der Satz: „Von diesen .... Rede seyn." fehlt in der 2. Ausg.

Anmerkung. Dieses giebt die nachstehende Differentialgleichung:

$$\frac{r\varrho}{\Pi} \cdot \frac{\varrho - \omega}{\varrho} \cdot dt = d\omega$$

woraus durch Integration

$$\omega = \varrho \left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$$

Diese Gleichung enthält den Keim sehr mannigfaltiger und tief in das Ganze der Psychologie hineingreifender Untersuchungen. Sie ist freylich so einfach, wie niemals in der Wirklichkeit sich etwas in der menschlichen Seele ereignen kann; aber alle Untersuchungen der angewandten Mathematik beginnen mit so einfachen Voraussetzungen, dergleichen nur in der Abstraction existiren. [112] (Man denke an den mathematischen Hebel, an die Gesetze des Fallens im luftleeren Raume u. s. w.) Es ist hier blofs die Wirkung der Hülfe in Betracht gezogen, welche während der Zeit t ein Quantum ω von Π ins Bewufstseyn bringen würde, wenn alles von ihr allein abhinge. Will man daneben nur noch auf den einzigen Umstand, dafs Π einer unvermeidlichen Hemmung durch andre Vorstellungen entgegengeht, Rücksicht nehmen, so verwickelt sich die Rechnung so sehr, dafs sie durch Integration einer Gleichung von folgender Form:

$$d^3\omega = a d^2\omega dt + b d\omega dt^2 + c\omega dt^3$$

nur noch annäherungsweise aufgelöset wird. Dafs sie um eben so viel näher die Thatsachen ausdrückt, welche in der Erfahrung beobachtet werden, versteht sich von selbst.

140. [26] Das Vorstehende enthält die Grundlage der Lehre von der *mittelbaren* Reproduction, die man von der *Association* der Vorstellungen, nach gewöhnlicher Benennung, herleitet. Bevor wir dieselbe weiter verfolgen, müssen wir der *unmittelbaren Reproduction* erwähnen, das heifst, derjenigen, welche durch eigne Kraft erfolgt, sobald die Hindernisse weichen. Der gewöhnliche Fall ist, dafs eine neue Wahrnehmung die ältere Vorstellung des nämlichen, oder eines ganz ähnlichen, Gegenstandes wieder hervortreten läfst. Dieses geschieht, indem die neue Wahrnehmung alles, der ältern gleichartigen Vorstellung entgegenstehende, was eben im Bewufstseyn vorhanden ist, zurückdrängt. Alsdann erhebt sich die ältere ohne Weiteres von selbst. Dabey sind folgende Umstände zu merken, welche durch Rechnung (von der sich jedoch hier kein Begriff geben läfst) gefunden werden:

a) Das Hervortreten richtet sich *in seinem ersten Beginnen* nach dem *Quadrate der Zeit,* wenn die neue Wahrnehmung plötzlich hinzukommt; aber nach dem *Kubus der Zeit,* wenn die letztre (wie gewöhnlich) in einem allmähligen und verweilenden Auffassen gebildet wird. [1]

b) Der Fortgang des Hervortretens richtet sich hauptsächlich nach der Stärke der neuen Wahrnehmung, im Verhältnifs zu dem Entgegengesetzten, was sie zurückzudrängen hat; aber nur unter besondern Umständen hat darauf die eigne Stärke der hervortretenden Vorstellung Ein-

[1] Zu den Worten „gebildet wird", hat die 2. Ausg. die Fufsnote: Psychologie I, § 82 und 97.

flufs. Sie kann gleichsam diese Stärke nur in dem freyen Raume gebrauchen, der ihr gegeben wird.

c) Die hervortretende verschmilzt *als solche* mit der ihr gleichartigen neuen Wahrnehmung. Da sie aber nicht ganz hervortritt, so wird die Verschmelzung nicht vollkommen.[1]

141. [27] Mit dieser unmittelbaren Reproduction verbindet sich nun, wo die Umstände es gestatten, jene mittelbare (139). Das obige P reproducire sich unmittelbar, so kann *der ihm gegebene freie Raum* als jenes r betrachtet werden, oder als eine Kraft, welche nun auch das mit verschmolzene Π bis auf seinen Verschmelzungspunct ϱ zu heben bemüht ist.

Anmerkung. Da der freye Raum allmählig wachsend (und wieder abnehmend) gegeben wird, so mufs man sich in der Formel $\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$ für die gegenwärtige Betrachtung r als eine veränderliche Gröfse, und zwar als Function derjenigen Gröfsen gedenken, wovon die Bestimmungen in (140) abhängen.

142. [28] Die wichtigen Anwendungen der bisherigen Lehren finden sich, wenn *mit verschiedenen Resten* [114] r, r′, r″, u. s. w. *einer und derselben Vorstellung* P, *mehrere* Π, Π', Π'', u. s. w. verbunden sind; wobey man der Kürze wegen die Reste der letzteren, nämlich ϱ, ϱ', ϱ'', u. s. w. für gleich annehmen mag; auch können Π, Π', u. s. w. gleich seyn.

Eine Vorstellung wirkt auf mehrere mit ihr verbundene in derselben Reihenfolge der Zeit nach, worin ihre Reste, durch welche sie mit jenen anderen verbunden ist, der Gröfse nach stehen.

Anmerkung. Dieses höchst wichtige Gesetz ist hier in Worten nur sehr unvollkommen ausgedrückt, um grofse Weitläuftigkeit zu vermeiden. Besser und klärer erkennt man es in der schon angegebenen Formel $\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$ wenn man statt des einen r darin verschiedene kleinere und gröfsere r, r′, r″, u. s. w. substituirt. Aber die genauere Rechnung, deren in (139) erwähnt ist, zeigt, dafs die mit verschmolzenen Π, Π' Π'',

---

[1] Nach den Worten „nicht vollkommen" folgt in der 2. Ausg. folgender Abschnitt als d.

d) Vorzüglich wichtig ist der Umstand, dafs die unmittelbare Reproduction sich nicht lediglich auf die ältere ganz gleichartige Vorstellung beschränkt, sondern auf die mehr oder weniger gleichartigen in so weit übergeht als auch ihnen Befreyung durch die neue Wahrnehmung zu Theil wird. Die ganze Reproduction werde nun mit dem Namen der Wölbung bezeichnet: so folgt im Falle einer längern Dauer, oder auf einer öftern Wiederhohlung der neuen Wahrnehmung, noch ein zweiter wichtiger Procefs, den wir Zuspitzung nennen. Er besteht nämlich darin, dafs die wenigen gleichartigen Vorstellungen, da sie ihr Entgegengesetztes mit sich ins Bewufstseyn bringen, durch die neue Wahrnehmung wieder gehemmt werden, so dafs sich die ganz gleichartige Vorstellung zuletzt allein begünstigt findet, und gleichsam eine Spitze bildet, wo vorher der oberste Punct des Gewölbes war.

u. s. w. nicht blofs steigen, sondern auch wieder sinken, gleichsam um einander Platz zu machen, und zwar in der Ordnung der r, r′, r″, u. s. w.

143. [29] Hier entdeckt sich der Grund der *treuen* Reproduction, oder des *Gedächtnisses,* so fern es uns *Reihen* von Vorstellungen in der nämlichen Ordnung und Folge wiederbringt, wie dieselben waren aufgefafst worden. Um dieses einzusehen, mufs man zuerst überlegen, welche Verbindung unter mehrern Vorstellungen entstehe, die successiv gegeben werden.

Eine Reihe a, b, c, d, . . . sey in der Wahrnehmung gegeben worden, so ist durch andere, im Bewufstseyn vorhandene, Vorstellungen schon a, von dem ersten Augenblicke der Wahrnehmung an, und während deren Dauer, einer Hemmung ausgesetzt gewesen. Indessen [115] nun a, schon zum Theil *im* Bewufstseyn gesunken, mehr und mehr gehemmt wurde, kam b dazu. Dieses, anfangs ungehemmt, verschmolz mit dem sinkenden a. Es folgte c, und verband sich, selbst ungehemmt, mit dem sich verdunkelnden b und dem mehr verdunkelten a. Desgleichen folgte d, um sich in verschiedenen Abstufungen mit a, b, c zu verknüpfen. — Hieraus entspringt *für jede* von diesen Vorstellungen ein Gesetz, wie sie, nachdem die ganze Reihe eine Zeitlang aus dem Bewufstseyn verdrängt war, auf eigne Weise beym erneuerten Hervortreten *jede andre* Vorstellung der nämlichen Reihe aufzurufen bemüht ist. Angenommen, a erhebe sich zuerst, so ist es mehr mit b, minder mit c, noch minder mit d, u. s. w. verknüpft; rückwärts aber sind b, c, d, sämmtlich im ungehemmten Zustande den Resten von a verschmolzen; folglich sucht a sie alle völlig wiederum bis zum ungehemmten Vorstellen zu bringen; aber es wirkt am schnellsten und stärksten auf b, langsamer auf c, noch langsamer auf d, u. s. w. (wobey die feinere Untersuchung ergiebt, dafs b wieder sinkt, indem c noch steigt; eben so c sich senkt, während d steigt, u. s. w.), kurz, die Reihe läuft ab, wie sie gegeben war. — Nehmen wir dagegen an, c werde ursprünglich reproducirt, so wirkt es zwar auf d und die nachfolgenden gerade, wie eben von a gezeigt, das heifst, die Reihe c, d, ... läuft ihrer Ordnung gemäfs allmählig ab. *Hingegen* b und a *erfahren einen ganz andern Einflufs;* mit ihren verschiedenen *Resten* war das *ungehemmte* c verschmolzen; es wirkt also auch auf sie *mit seiner ganzen Stärke* und ohne Zögerung, aber nur, um den mit ihm verbundenen Rest von a und von b zurückzurufen, also, um *einen Theil* von b und *einen kleinern Theil* von a ins Bewufstseyn zu bringen. So geschieht es, wenn wir an [116] irgend etwas aus der Mitte einer uns bekannten Reihe erinnert werden; das vorhergehende stellt sich *auf einmal, in abgestufter Klarheit dar;* das nachfolgende hingegen *läuft in unsern Gedanken ab,* wie die Reihenfolge es mit sich bringt. Aber niemals läuft die Reihe rückwärts, niemals entsteht, ohne geflissentliches Bemühen, ein Anagramm aus einem wohl aufgefafsten Worte. [1]

144. [30] Mehrere Reihen können sich kreuzen, z. B. a, b, c, d, e, und α, β, c, δ, ε; wo c in beyden Reihen vorkommt. Wird nun c allein

[1] Zu den Worten „wohl aufgefafsten Worte“ hat die 2. Ausg. folgende Fufsnote: *) Psychologie § 88—91. Die dortige Untersuchung ist in Ansehung des Zurücksinkens der frühern Glieder noch mangelhaft. Doch lassen sich die neuern Verbesserungen hier nicht anzeigen.

reproducirt, so strebt es sowohl d und e, als δ und ε hervorzurufen. Kommt aber b hinzu, so tritt entschieden die erste Reihe hervor, wegen der zusammenwirkenden Hülfen von b und c. Doch haben die Gegensätze unter den Gliedern der beyden Reihen hiebey Einflufs.

Man bemerke, dafs nach dem hier gegebenen einfachen Typus sehr verwickelte und mannigfaltige psychologische Ereignisse sich richten können. Das nämliche c kann in vielen hundert Reihen als gemeinschaftlicher Durchschnittspunct enthalten seyn; wegen der mannigfaltigen Gegensätze in diesen Reihen wird es keine derselben merklich heben können, aber sobald b und a *als nähere Bestimmungen des c* hinzukommen, wird die Unentschiedenheit verschwinden und die erste obige Reihe wirklich ablaufen.

145. [31] Das bisherige beruht auf der vorausgesetzten Verschiedenheit der Reste r, r', r'', u. s. w. (142) Allein damit dieselbe etwas wirken könne, mufs die Vorstellung, der diese Reste angehören, weit genug ins Bewufstseyn hervortreten. Gesetzt, sie sey noch so weit gehemmt, dafs ihr actives Vorstellen nicht mehr betrage, als der kleinste unter den Resten r, r', r'', u. s. w., so wirkt sie auf die ganze Reihe der mit ihr verschmolzenen [117] Vorstellungen gleichmäfsig, so dafs *ein dunkler Gesammt-Eindruck* aus allen ins Bewufstseyn kommt. Der Grund hievon liegt in (141) verbunden mit (126). Die Reste sind nicht verschiedene abgeschnittene Stücke einer und derselben Vorstellung; ist also von der letztern ein Weniges im Bewufstseyn, so darf man nicht erst fragen, ob dieses Wenige wohl einer, und vielleicht gerade der kleinste unter jenen Resten seyn möge, sondern man mufs voraussetzen, er sey es wirklich, zugleich aber sey es auch ein Theil jedes andern gröfsern Restes. Erhebt sich nun aber die wirkende Vorstellung allmählig höher ins Bewufstseyn, alsdann gewinnen die Reste, von den kleineren zu den gröfseren hin, einer nach dem andern ein eigenthümliches Gesetz der Wirkung. Dadurch tritt nun der obige dunkle Gesammt-Eindruck, in welchem eine ganze Reihe von Vorstellungen eingewickelt lag, allmählig aus einander.

Anmerkung. Hiemit müssen unter andern die Phänomene verglichen werden, die bey der *Übung* und *Fertigkeit* vorkommen. Dafs übrigens nicht *jeder* Gedankenlauf einmal gebildete Reihen treulich wiederhohlt, davon liegt zum Theil der Grund in den Gröfsen Π und ϱ (139), auf deren mögliche Verschiedenheit wir uns hier nicht weiter einlassen können. Andre hinzukommende Umstände wird man aus dem Folgenden entnehmen können. [1]

---

[1] Nach den Worten „entnehmen können" folgt in der 2. Ausg. noch folgender Zusatz als 32.

32. Sind frey steigende Vorstellungen (deren in der Schlufs-Anmerkung zum vorigen Capitel erwähnt worden) abgestuft verschmolzen: so giebt es für sie andre Reproductionsgesetze, die sich aus der Verschmelzung, und verschieden nach deren Verschiedenheiten, erzeugen und bestimmen. Hieraus entspringt unter Umständen ebenfalls Reihen-

Viertes Capitel.

Von den Vorstellungen als dem Sitze der Gemüthszustände.

146. [33] Einer von den voreiligen [1] Einwürfen gegen die mathemathische Psychologie lautet so: die Mathematik [118] bestimme nur Quanta, die Psychologie aber habe vorzüglich auf Qualitäten zu sehen. Es ist jetzt Zeit, diesem Einwurfe zu begegnen und den Vorrath von Erklärungsgründen der Gemüthszustände zu sammeln, welchen uns das Vorstehende darbietet.

Hiebey müssen wir zuvörderst bemerken, dafs das eigentliche *Streben vorzustellen* (125) niemals unmittelbar im Bewufstseyn erscheint, denn gerade so weit, als die Vorstellungen sich in ein Streben verwandeln, sind sie aus dem Bewufstseyn verdrängt. Auch das allmählige Sinken derselben kann nicht wahrgenommen werden. Dafs Niemand sein eignes Einschlafen zu beobachten vermag, ist hievon ein besonderer Fall.

Die Seele wird *Geist* genannt, so fern sie vorstellt, *Gemüth*, so fern sie fühlt und begehrt. *Das Gemüth aber hat seinen Sitz im Geiste*, oder, Fühlen und Begehren sind zunächst Zustände der Vorstellungen, und zwar gröfserntheils *wandelbare* Zustände der letzteren. Dies zeigen schon die *Affecten* (63, zu vergleichen mit 133). Aber auch die Erfahrung im Grofsen bestätigt es. Der Mann empfindet wenig von den Freuden und Leiden seiner Jugend; hingegen was der Knabe recht lernte, das weifs noch der Greis. In wiefern es dennoch eine bleibende *Gemüthsart*, und vor allen Dingen einen *Charakter* geben könne, das werden nach und nach die Erläuterungen des aufgestellten Hauptsatzes zugleich mit aufklären.

147. [34] Zuvörderst giebt es eine Verschmelzung der Vorstellungen nicht blofs *nach* der Hemmung (136), sondern eine davon ganz verschiedene *vor* der Hemmung, wofern die Hemmungsgrade (129) dazu klein genug sind. Hierin liegt ein Princip *ästhetischer Urtheile*. Die *angenehmen Gefühle im engsten Sinne* (57, 58), nebst ihren [119] Gegentheilen, müssen denselben analog betrachtet werden. (Nämlich als entspringend aus Verhältnissen sehr vieler Vorstellungen, die sich aber nicht einzeln angeben lassen, ja die vielleicht aus physiologischen Gründen gar nicht gesondert können wahrgenommen werden.)

Anmerkung. Bey der Ausführung dieser Untersuchung bietet sich als ein Erfahrungsgegenstand die Reihe von *Tonverhältnissen* dar, auf denen die Musik beruht. Bey einfachen Tönen entscheidet der Hemmungsgrad

---

bildung und Gestaltung; welche abweicht von der Gestaltung analoger Vorstellungen, falls dieselben gegeben werden und dann sinken. Daraus erklärt sich der Conflict zwischen den Dingen wie wir sie wahrnehmen und wie wir sie denken; und hiemit die Neigung, sie anders zu formen oder doch zu besehen, als so, wie sie sich zuerst darstellen; mithin das Eingreifen der Selbstthätigkeit in das, was der Wahrnehmung vorliegt; wie es insbesondre bey Kindern, auch ohne weitern Zweck, häufig vorkommt.

[1] „voreiligen" fehlt in der 2. Ausg.

(das Intervall der Töne) ganz allein und unmittelbar über den ästhetischen Charakter ihres Verhältnisses. Es ist also gewifs, dafs man blofs in der Verschiedenheit der Hemmungsgrade die psychologische Erklärung (weit verschieden von der akustischen) aller Harmonie zu suchen hat, und dafs man sie darin mufs finden können. Die dazu nöthigen Rechnungen sind gröfstentheils geliefert im zweyten Hefte des Königsberger Archivs für Philosophie, u. s. w. [Vgl. Band III, No. V vorliegender Ausgabe, den Aufsatz: „Psychologische Bemerkungen zur Tonlehre."] Hier kann aus der etwas weitläuftigen Untersuchung nur der Hauptsatz angegeben werden, den die Erfahrung entschieden bestätigt:

Wenn die Kräfte, worin die Vorstellungen durch ihre Gleichheit und ihre Gegensätze einander zerlegen, gleich stark sind, so entsteht Disharmonie. Ist aber eine dieser Kräfte gegen die übrigen in solchem Verhältnisse, dafs sie von denselben gerade auf die statische Schwelle (130) *getrieben wird, alsdann ist ein harmonisches Verhältnifs vorhanden.*

148. [35] Zweytens: ein Princip des *Contrastes* findet sich in den Complexionen (136), die wir hier als vollkommen betrachten.

Die Complexionen $a + \alpha$, und $b + \beta$, sind *ähnlich*, wofern $a : \alpha = b : \beta$; wo nicht, so sind sie *unähnlich*. Der Hemmungsgrad zwischen a und b sey $= p$; der zwi[120]schen α und β, $= \pi$. Wenn nun $p = \pi$ bey ähnlichen Complexionen, alsdann, und *nur* dann, werden die einzelnen Vorstellungen gerade so gehemmt, wie wenn sie in keiner Verbindung gestanden hätten; auch entsteht alsdann *kein* Gefühl des Contrastes, indem die Hemmung so von Statten geht, wie es die Gegensätze mit sich bringen. Allein bey jeder Abweichung von dem eben aufgestellten Falle leiden die minder entgegengesetzten Vorstellungen durch ihre Verbindung mit dem andern Paare; aber dadurch wird diesem ein Theil der Hemmung erspart; *es bleibt demnach, dem Gegensatze zum Trotz, etwas im Bewufstsein, das sich widerstrebt;* und hierin eben liegt das Gefühl des Contrasts. Ist $\pi < p$, so wird der Contrast zwischen a und b gefühlt, *nicht* der zwischen α und β. Umgekehrt, wenn $\pi > p$. Für $\pi = 0$ ist der Contrast zwischen a und b am gröfsten.

149. [36] Drittens: Eine Complexion $a + \alpha$ werde reproducirt vermittelst einer neuen Wahrnehmung, die dem a gleichartig ist (nach 140). Indem nun auch α wegen seiner Verbindung mit a hervortritt, treffe es im Bewufstseyn eine ihm entgegengesetzte Vorstellung β. *So wird a zugleich hervorgetrieben und zurückgehalten; in dieser Klemme ist es der Sitz eines unangenehmen Gefühls,* welches in *Begierde* übergehn kann (nämlich nach dem durch α vorgestellten Objecte), wofern die Hemmung durch β schwächer ist als die Kraft, mit welcher α hervortritt.

Dies ist der gewöhnliche Fall, wie Begierden durch eine Erinnerung an ihre Gegenstände aufgeregt werden. Die Stöfse der Begierde erneuern sich, wenn die Erinnerung durch mehrere Nebenvorstellungen eine Verstärkung erhält; sie wechseln ab mit schmerzlichen Gefühlen der Entbehrung, so oft die hemmenden Vorstellungen (von [121] den Hindernissen, die dem Verlangen im Wege stehn) das Uebergewicht erlangen.

150. [37] Viertens: Eine Vorstellung trete hervor durch eigne Kraft (etwa reproducirt nach 140), zugleich werde sie durch mehrere Hülfen

(138) hervorgerufen. Da jede der Hülfen ihr eignes Zeitmaafs hat, in welchem sie wirkt (nach der Formel in 139), so können die Hülfen einander wohl *verstärken* (gegen ein mögliches Hindernifs), *aber nicht beschleunigen.* Die Bewegung im Hervortreten geschieht also nur mit derjenigen Geschwindigkeit, welche unter den mehrern zusammentreffenden die gröfste ist; *aber sie geschieht zugleich begünstigt durch alle übrigen.* Diese Begünstigung ist eine Bestimmung dessen, was im Bewufstseyn vorgeht, aber keineswegs eine Bestimmung irgend eines Vorgestellten; sie kann also nur *Gefühl* heifsen; ohne Zweifel ein *Lustgefühl.*

Hier ist der Sitz der heitern Gemüthsstimmung, insbesondere der Freude an gelingender Thätigkeit. Eben dahin gehören mehrfache, von aufsen angeregte, Bewegungen, die einander nicht beschleunigen, aber begünstigen, z. B. Tanz und Musik. Desgleichen das Handeln nach mehrern zusammentreffenden Motiven; ja schon die Einsicht durch mehrere einander bestätigende Gründe.

151. [38] Im allgemeinen ist zu merken: *dafs Gefühle und Begierden nicht im Vorstellen überhaupt, sondern allemal in gewissen bestimmten Vorstellungen ihren Sitz haben.* Daher kann es mehrere ganz verschiedene Gefühle und Begierden zugleich geben, die sich mischen, oder gar mit einander entzweyen.

---

[122] Fünftes Capitel.

Vom Zusammenwirken mehrerer, ungleich starker, Vorstellungsmassen.

152. [39] Es läfst sich schon aus dem Vorhergehenden einigermaafsen erkennen, dafs, nachdem eine beträchtliche Menge von Vorstellungen in allerley Verbindungen vorhanden ist, jede neue Wahrnehmung als ein *Reiz* wirken mufs, durch den einiges gehemmt, anderes hervorgerufen und verstärkt, ablaufende Reihen gestört oder in Bewegung gesetzt, und diese oder jene Gemüthszustände veranlafst werden. Mehr zusammengesetzt müssen diese Erscheinungen ausfallen, wenn (wie gewöhnlich) die neue Wahrnehmung selbst ein Mannigfaltiges in sich schliefst, das in mehrere Verbindungen und Reihen zugleich eingreift und ihnen einen Anstofs giebt, der sie unter einander in neue Verhältnisse der Hemmung oder Verschmelzung versetzt. Dabey wird die neue Wahrnehmung den ältern Vorstellungen angeeignet, und zwar auf eine Weise, wobey sie, nachdem der erste Reiz gewirkt hat was er konnte, sich ziemlich leidend verhalten mufs, weil die älteren Vorstellungen schon wegen ihrer Verbindungen unter einander bey weitem stärker sind, als die einzelne, die eben hinzukommt.

153. [40] Wenn aber schon sehr starke, sehr vielgliedrige Complexionen und Verschmelzungen sich gebildet haben, so kann dasselbe Verhältnifs, welches so eben zwischen älteren Vorstellungen und neuen Wahrnehmungen angenommen wurde, sich im Innern wiederhohlen. Schwächere Vorstel-

lungen, die nach irgend welchem Gesetze im Bewufstseyn hervortreten, wirken als Reize auf jene Massen, und werden von ihnen eben so aufgenommen und angeeignet (appercipirt), wie es bey neuen Sin[123]nes-Eindrücken geschieht; daher *die innere Wahrnehmung* analog der äufsern. Vom Selbstbewufstseyn ist hier noch nicht die Rede, obgleich es sich sehr häufig damit verbindet.

154. [41] In dem Gesagten liegt schon, was die Erfahrung bestätigt, dafs die innere Wahrnehmung niemals ein leidentliches Auffassen, sondern allemal (wenn auch wider Willen) ein thätiges Eingreifen ist. Anstatt dafs die appercipirten Vorstellungen sich nach ihren eigenen Gesetzen zu heben und zu senken im Begriff sind, werden sie in ihren Bewegungen durch die mächtigern Massen unterbrochen, welche das ihnen Entgegengesetzte zurücktreiben, obschon es steigen mochte, und das ihnen Gleichartige, wenn gleich es sinken sollte, anhalten und mit sich verschmelzen.

[1] Erst in dieser Passivität erscheinen unsre Vorstellungen uns als Objecte, als schwebende *Bilder;* ein Fall, der aus eigenthümlicher Regsamkeit einer Vorstellung niemals entstehen kann.

155. [42] Es ist der Mühe werth, zu zeigen, wie weit dieser Unterschied unter den Vorstellungen — die man in todte und lebendige einzutheilen geneigt seyn möchte — gehen kann.

Man erinnere sich der Vorstellungen auf der statischen Schwelle (130). Diese sind zwar nichts weniger als todt, aber in dem Hemmungsverhältnisse, worin sie sich befinden, vermögen sie nicht, durch ihr eignes Streben zum Steigen irgend etwas auszurichten. Durch die Verbindungen, in denen sie stehn, können sie in diesem Zustande gleichwohl reproducirt werden; und von jenen mächtigen Massen werden sie oft in ganzen Haufen und Reihen hervorgezogen und zurückgetrieben, gleichwie wenn jemand in einem Buche blätterte. Von [124] der Thatsache ist schon oben (52) die Rede gewesen.

156. [43] Sind aber die appercipirten Vorstellungen nicht, wenigstens nicht alle, auf der statischen Schwelle, so leiden von ihnen die appercipirenden Massen einige Gewalt; auch können die letztern von andern Seiten her einer Hemmung unterworfen werden. Alsdann wird die innere Wahrnehmung gestört, und daraus schon wird das Unsichere und Schwankende derselben erklärlich.

157. Die appercipirende Masse kann wieder durch eine andre appercipirt werden. Allein sollte dies so fortgehn, so müfsten mehrere Vorstellungsmassen von beträchtlich abgestufter Stärke vorhanden seyn. Daher ist es schon etwas seltenes, dafs die innere Wahrnehmung auf die zweyte Potenz steige; und nur durch philosophische Begriffe wird diese Reihe als eine solche gedacht, die ins Unendliche könnte verlängert werden.

---

[1] Der Absatz: „Erst in dieser . . . entstehen kann“ fehlt in der 2. Ausg. und SW.

Sechstes Capitel.

[1] Rückblicke auf die Verbindung zwischen Seele und Leib.

158. [44] Bisher sind Vorstellungen in der Seele als vorhanden betrachtet worden, ohne Frage nach ihrem Ursprunge und nach fremdartigen Einflüssen. Dies diente zur Erleichterung [2] und zur einfachsten Aufstellung unserer Hypothese. Jetzt mufs noch theils von der sinnlichen Wahrnehmung, theils von physiologischen Einwirkungen bey schon vorhandenen Vorstellungen geredet werden.

159. [45] Schon der Erfahrung gemäfs kann man annehmen, dafs jede Wahrnehmung (perceptio) von irgend merklicher Stärke eine kleine Weile zu ihrer Erzeugung [125] erfordere; aber Erfahrung und Metaphysik zugleich lehren, dafs keineswegs bey längerer Verweilung die Stärke der Wahrnehmung der Zeit proportional anwachse, sondern: *je stärker die Wahrnehmung schon ist, um desto weniger nimmt sie zu;* und hieraus folgt, vermöge einer leichten Rechnung, dafs es eine *endliche Gränze für ihre Stärke* giebt, der sich die gewonnene Vorstellung sehr bald annähert, und die selbst durch unendlich lange Dauer der nämlichen Wahrnehmung nicht würde überstiegen werden können. Dies ist das *Gesetz der abnehmenden Empfänglichkeit;* und dabey ist die Stärke des sinnlichen Eindrucks in Hinsicht jener Gränze ganz gleichgültig. Die schwächste sinnliche Empfindung kann der Vorstellung eben so viel Stärke geben, wie die heftigste; nur braucht sie dazu etwas längere Zeit.

160. [46] Eigentlich besteht nun jede menschliche Vorstellung aus unendlich vielen, unendlich kleinen, und dabey unter einander ungleichen, elementarischen Auffassungen, die in verschiedenen Zeittheilchen während der Dauer der Wahrnehmung nach und nach erzeugt wurden. Diese alle müfsten jedoch in eine einzige und völlig ungetheilte Totalkraft verschmelzen, wenn nicht während der Dauer der Wahrnehmung schon eine Hemmung durch ältere, entgegengesetzte Vorstellungen statt fände. Um dieser Ursache willen aber wird die Totalkraft um ein Beträchtliches kleiner, als die Summe aller elementarischen Auffassungen.

[3] (Ueber diesen schwierigen Gegenstand befindet sich eine Berechnung im dritten Hefte des Königsberger Archivs für Philosophie u. s. w.)

161. [47] In der ersten Kindheit wird ein ungleich gröfserer Vorrath von einfachen sinnlichen Vorstellungen erzeugt, als in dem ganzen nachfolgenden Leben, dessen [226] Geschäfft dagegen in dem mannigfaltigsten Verknüpfen jenes Vorraths besteht. Obgleich nun auch späterhin die Empfänglichkeit niemals ganz und gar erlischt, so würden doch dem Mannes-Alter die Sinneseindrücke noch weit gleichgültiger und unfrucht-

---

[1] Vorblicke auf . . . . in der 2. Ausg.

[2] Die folgenden Worte: „und zur einfachsten Aufstellung unserer Hypothese“ fehlen in der 2. Ausg.

[3] Die Worte in Klammer: („Ueber diesen . . . . Philosophie u. s. w.“) fehlen in der 2. Ausg., welche statt dessen folgende Fufsnote hat:
Psychologie I, § 95, und de attentionis mensura.

barer werden, als sie wirklich sind, wenn nicht eine Art von *Erneuerung der Empfänglichkeit* Statt fände.

Weil nämlich Vorstellungen auf der statischen Schwelle ganz ohne Wirkung sind für das, was im Bewufstseyn vorgeht (130), so können sie auch die Empfänglichkeit für die ihnen gleichartigen neuen Wahrnehmungen nicht schwächen. Hiemit wäre die Empfänglichkeit *vollständig* wieder hergestellt, wenn nicht gerade durch die neuen Wahrnehmungen das frühere Hemmungsverhältnifs geändert; und den älteren Vorstellungen eine gewisse Freyheit gegeben würde, sich unmittelbar zu reproduciren (140). Indem dies geschieht, vermindert sich die Empfänglichkeit. Je mehrere nun der gleichartigen älteren Vorstellungen vorhanden sind, — das heifst gewöhnlich, je länger der Mensch gelebt hat, — desto mehrere treten auf gegebenen Anlafs zugleich hervor. Und so vermindert sich mit den Jahren auch diese Erneuerung der Empfänglichkeit.

162. [48] Das bisher Gesagte bezieht sich nicht blofs auf völlig gleichartige Vorstellungen, sondern auf alle, deren Hemmungsgrad ein Bruch ist. Dies läfst sich hier nicht entwickeln, da von der Verschiedenheit der Hemmungsgrade im Vorhergehenden nichts genaueres hat gesagt werden können.

163. [1] Von den zusammengehörigen Selbsterhaltungen in mehreren Wesen ist oben (112—122) die Rede gewesen. Daraus läfst sich erklären, was früherhin (90, 91 und anderwärts) als Thatsache ist bemerkt worden. Seele [127] und Leib sind stets gegenseitig von einander abhängig, obgleich kein eigentlicher Uebergang der Kraft von einem ins andre statt findet.

[49] Dreyerley vorzüglich ist zu bemerken, was in die psychischen Ereignisse [2] von Seiten des Leibes sich einmischt: sein *Druck*, seine *Resonanz* und seine *Mitwirkung im Handeln.* [3]

164. [50] Physiologischer Druck entsteht, wenn die begleitenden Zustände, welche im Leibe den Veränderungen in der Seele entsprechen sollten, nicht ungehindert erfolgen können; daher denn das Hindernifs als solches auch in der Seele gefühlt wird, eben weil die Bestimmungen beyder zusammengehören. Dieser Druck ist gewifs oftmals nur eine verzögernde Kraft, der zu gefallen die geistigen Bewegungen langsamer gehn müssen (bey langsamen Köpfen, welche die Zeit verlieren und durch jeden schnellen Wechsel betäubt werden). Oft aber gleicht auch der Druck geradezu einer hemmenden Kraft, und kann als solche, wie wenn er die Zahl der entgegengesetzten Vorstellungen um eine oder einige vermehrte, in Rechnung gebracht werden. Dadurch *können alle* wirklichen Vorstellungen auf die statische Schwelle getrieben werden, und man hat hier die Erklärung des *Schlafs.* Derselbe wird in diesem Falle ein tiefer und vollkommener Schlaf seyn. Von den Träumen weiter unten. [4]

---

[1] Der Abschnitt: „Von den zusammengehörigen Selbsterhaltungen .... ins andre statt findet" fehlt in der 2. Ausg.

[2] „psychischen Ereignisse" ist mit der 2. Ausg. statt „psychologischen Ereignisse" gesetzt worden.

[3] Hinter „im Handeln" hat die 2. Ausg. noch folgende Worte: Darüber vorläufig folgende Andeutungen.

[4] Die Worte: „Von den Träumen weiter unten" fehlen in der 2. Ausg.

165. [51] Physiologische Resonanz entsteht, indem die begleitenden leiblichen Zustände schneller verlaufen, oder sich stärker ausbilden, als nöthig wäre, um bloſs den geistigen Bewegungen kein Hinderniſs zu verursachen. Alsdann wird die Seele, wiederum den Körper begleitend, schleuniger und stärker wirken. Sie wird aber auch die darauf folgenden Abspannungen des [128] Leibes zu theilen haben, wie nach dem Rausch und Affect.

166. [52] Die Zusammenwirkung der Seele und des Leibes im äuſsern Handeln kann nicht ursprünglich von der Seele ausgehn; denn der Wille weiſs nicht das geringste von dem, was er in Nerven und Muskeln eigentlich hervorbringt. Allein in dem Kinde ist ein organisches Bedürfniſs nach Bewegung; dies und die daraus entstandenen wirklichen Bewegungen begleitet Anfangs die Seele mit ihren Gefühlen; die Gefühle aber compliciren sich mit den Wahrnehmungen der bewegten Glieder. Wenn nun in der Folge die Vorstellung, die aus einer solchen Wahrnehmung entstand, als Begierde aufstrebt (149), so regt sich auch das damit complicirte Gefühl, und diesem gehören als begleitende leibliche Zustände alle diejenigen Ereignisse in den Nerven und Muskeln zu, durch welche die organische Bewegung wirklich bestimmt wird. Auf solche Weise geschieht es, daſs die Vorstellungen sogar als ein Ursprung mechanischer Kräfte in der äuſsern Welt erscheinen.

Dritter Abschnitt.[1]

Fernere Erklärungen der Phänomene.

Erstes Capitel.

Von den Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen.

167. Es ist zwar noch viel[2] zu früh, Alles in der Psychologie erklären zu wollen; [3]ja, eine so schwierige Wissenschaft wird niemals ganz vollendet werden können. [129] Indessen hat sich schon in dem Vorstehenden manche Erklärung von selbst dargeboten, und die Vergleichung der Thatsachen mit den aufgestellten Grundsätzen wird allmählig weiter führen.

Wie die Welt und wir selbst uns erscheinen, das ist das Erste, worüber wir eines psychologischen Aufschlusses bedürfen, besonders um den Ursprung der metaphysischen Probleme begreifen zu lernen. Darnach

[1] Dieser dritte Abschnitt bildet in der 2. Ausg. den zweiten Abschnitt mit folgender Ueberschrift: Erklärungen der Phänomene.

[2] „viel" fehlt in der 2. Ausg.

[3] „ja, eine so schwierige .... vollendet werden können" fehlt in der 2. Ausg.

---

[3] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

wird noch von unserer Stellung in der Welt, in praktischer Hinsicht, die Rede seyn müssen; vorzüglich damit das, was wir seyn können, sich vergleichen lasse mit dem, was wir seyn sollen.

168. Warum wir die Dinge in der Welt in Verhältnissen des Raums und der Zeit auffassen, dies mufs beantwortet werden mit Hülfe der Untersuchung über die Reihen (143). Zur Vorbereitung dient Folgendes:[1]

In (142) [28] setze man anstatt der bestimmten Reste r, r', r'', einer einzigen Vorstellung P, die unendliche Menge aller ihrer möglichen Reste, und denke sich dieselben verschmolzen mit unendlich vielen Vorstellungen *Π*, *Π'*, *Π''*, u. s. f. So wird für die Vorstellung P eine continuirliche Folge von Reproductionen entspringen, deren jede gleichwohl ihr eignes Gesetz hat, welches von ihrem r abhängt, nach der Formel in (139) [25].

Ferner setze man in (143) [29] anstatt der Reihe a, b, c, d, ... eine continuirliche Folge, deren jedes Glied, so wie eben P, mit allen seinen möglichen Resten den andern Gliedern, aber jedem auf eigenthümliche Weise, verschmolzen sey.

Ueberdies denke man sich diese Folge verschmolzener Vorstellungen nach beyden Seiten unbestimmt lang; und endlich erinnere man sich, dafs vielleicht, wenn es nicht durch nähere Bestimmungen unmöglich gemacht wird, [130] jedes Glied der Folge ein solches seyn könne, worin, wie in c (144), sich mehrere dergleichen Folgen durchkreuzen mögen.

Wo nun auch, in diesem ganzen Systeme von Vorstellungen, irgend eine sich nur im geringsten regt, von da pflanzt sich die Regung fort durch die nächsten, und so weiter, mit dem unverbrüchlichen Gesetz, dafs, wenn von dreyen Resten r, r', r'', einer und derselben Vorstellung, r' *zwischen* r und r'' liegt, alsdann auch das mit r' verschmolzene *Π' zwischen Π* und *Π''*, als den mit r und r' verschmolzenen, reproducirt wird. Dieses *zwischen* mufs immer statt finden, *wenn auch der Grad der Reproduction noch so gering wäre.* Es ist aber dasselbe der allgemeine Charakter aller Reihenformen (35).

169. Weiter kommt es zur nähern Bestimmung darauf an, ob die Art der Reproduction beschränkt sey, und auf welche Weise.

A. Kann sich in der sinnlichen Wahrnehmung die Reihe a, b, c, d, ... oder vielmehr das statt derselben zu denkende Continuum nach allen möglichen Versetzungen abändern (wie in a c b d; a d b c; u. s. w.), so entsteht jedesmal aus der wahrgenommenen Folge auch eine neue Reproductions-Folge; hiemit aber verwickeln sich die Gesetze für die Reproduction dergestalt, dafs keine merkliche Ordnung übrig bleibt (wie wenn eine Menge kleiner Bogen von verschiedenen Curven an einander gerückt wäre).

B. Man nehme aber an, die sinnliche Wahrnehmung verkehre zwar b c in c b und a b c d in d c b a, u. s. w., niemals aber ändere sie das *Zwischen* für irgend eine Vorstellung und ihre benachbarten: übrigens möge die Reihe der Wahrnehmungen bald hier, bald dort beginnen, ohne bestimmten Anfangspunct. Das hieraus ent[131]springende Reproductions-

---

[1] Die folgenden in eckigen Klammern [ ] beigefügten Hinweisungen auf vorhergehende Capitel beziehen sich auf den Text der 2. Ausg.

gesetz ergiebt ein *räumliches* Vorstellen, zum wenigsten mit einem Fortschritt von jedem Puncte nach zweyen entgegengesetzten Seiten.

170. Man habe einen bestimmten Anfangspunct; übrigens sey alles wie vorhin, so entsteht die allgemeinste Form der Vorstellung nach Art der *Zahlen.*

171. Man entbehre des Anfangspunctes, und dagegen laufe die Wahrnehmungs-Folge, ohne Umkehrung, stets nach einer Richtung, so kann auch die Reproduction nur diese Eine Richtung gewinnen. Wird nun, während die Wahrnehmung bey d ist, zugleich a reproducirt, so läuft von da die Reihe a b c d ab; *die nämliche Reihe aber wird von d nach einem andern*[1] *Gesetz im Bewufstseyn vestgehalten* (wie, in 143, c auf b und a *zurück*wirkt). Hieraus entspringt das Vorstellen des *Zeitlichen.*

172. Zur Erläuterung vor allem die Bemerkung, dafs in der Seele die Vorstellung des Räumlichen nicht selbst ausgedehnt, sondern völlig intensiv seyn mufs; und dafs über dem Vorstellen des Zeitlichen die Zeit eben in sofern *nicht verfliefsen* mufs, wiefern sie soll vorgestellt werden. Was die Zahl anlangt, so ist ihr Grundbegriff kein anderer, als der des Mehr und Minder; das Eins, Zwey, Drey, u. s. w. sammt den eingeschobenen Brüchen wird darauf nur übertragen. Die Abscissenlinien der höhern Geometrie sind das wahre und vollkommene Symbol für den Zahlbegriff in seiner Allgemeinheit.

173. *Die ursprüngliche Auffassung des Auges kann nicht räumlich seyn.* Denn die Wahrnehmungen aller farbigten Stellen fallen in die Einheit der Seele zusammen, und hiebey geht von dem Rechts und Links, Oben und Unten, u. s. w., welches auf der Netzhaut des Au[132]ges Statt fand, jede Spur verloren. Dasselbe gilt vom *Tasten* mit der Zunge und den Händen.

Aber beym Sehen ist das Auge in Bewegung; es verrückt den Mittelpunct seiner Gesichtsfläche; hiemit ist unaufhörlich ein Verschmelzen der gewonnenen Vorstellungen, eine Aufregung derer, welche durch Wahrnehmungen mehr aus der Mitte des Gesichtsfeldes verstärkt werden, und eine zahllose Menge von einander durchkreuzenden Reproductionen verbunden, für die wir gar keine Worte würden finden können, wenn sie uns im gebildeten Zustande noch neu wären. Auch der Blindgeborne, der später zum Sehen gelangt, kennt schon den Raum, denn sein Tasten bereitet ihm ähnliche Reproductions-Folgen, wie das Gesicht sie bequemer und schneller liefert. Man sieht hier, wie zwey so verschiedene Sinne einerley Resultat ergeben können.

174. Die Vorstellung des Räumlichen erfordert eine Succession in dem Actus des Vorstellens, denn sie beruht auf eben jetzt geschehenden Reproductionen. Dabey ist zweyerley zu bemerken:

1. Die Succession im Vorstellen ist nicht eine vorgestellte Succession; und

2. sie bedarf keiner endlichen Dauer, sondern nur einer unmerklich kleinen Zeit; besonders da beym Umherwandeln des Auges in seinem Gesichtsfelde zahllose Auffassungen des Farbigten in jedem Augenblicke zugleich entstehen, und zugleich verstärkend und aufregend auf die zuvor

[1] „andern“ nicht doppelt gesperrt in der 2. Ausg.

gewonnenen Vorstellungen wirken. Das räumliche Sehen schliefst eine unendliche Menge von unendlich schwachen, gleichzeitigen Reproductionen in sich, die sich mit den momentanen Auffassungen vereinigen, welche letztern für sich allein nicht räumlich gewesen seyn würden (173). Da nun zu diesem Behufe keine einzelne [133] Reproductionsfolge in einer merklichen Länge abzulaufen braucht, so ist auch keine endliche Zeit dazu nöthig; und *deshalb scheint es uns, als ob räumliche Anschauungen ganz simultan, und von allem Zeitverlaufe frey wären.*

175. Um die Wahrnehmungen des Räumlichen von denen des Zeitlichen noch sicherer in ihrem Ursprunge zu unterscheiden, setze man folgenden Fall:

Von a mögen zwey Reihen, a, b, c, d, und a, B, C, D, anfangen, welche beyde in der Wahrnehmung zugleich gegeben werden. Hier ist bis jetzt weder etwas Räumliches noch Zeitliches in dem Vorgestellten; auch dann nicht, wenn, *nachdem diese ganze Folge von Wahrnehmungen aus dem Bewufstseyn verdrängt war,* irgend einmal a wieder erweckt wird, und alsdann beyde Reihen zugleich reproducirt. Vielmehr ist eine solche Reproduction lediglich von der Art, wie man sie dem Gedächtnisse beyzulegen pflegt, und es wird dabey zwar Zeit verbraucht, aber keine Zeit und kein Raum vorgestellt. Anders verhält sich die Sache, wenn, *während D und d noch wahrgenommen (oder gedacht) werden,* sich a (etwa wegen einer ihm gleichartigen, eben jetzo neu gegebenen Wahrnehmung) wieder erhebt, und seine Reihe ablaufen läfst. Denn alsdann geschieht dies Ablaufen während eines gleichzeitigen Gesammt-Vorstellens der ganzen Reihe, wie in 171 bemerkt ist. Dadurch wird das *Zusammenfassen des Zeitlichen, das Ueberschauen der Zeitstrecke* vermittelt; wohingegen derjenige niemals von der Zeit etwas wissen würde, der nicht, ihren Anfang mit ihrem Ende zusammenhaltend, einen Uebergang von jenem zu diesem bemerken könnte. — Noch ein anderes Resultat aber erhält man, wenn a sich nicht unmittelbar wieder erhebt, dagegen aber *zwischen* [134] D und d eine Reihe ε, η, ϑ, hineintritt, welche in der Wahrnehmung von D nach d, und auch rückwärts geht; und wenn überdies die Wahrnehmung auch von D durch C und B nach a, und von d durch c und b nach a zurückkehrt. Hiedurch treten D und d aus einander, und es verwischen sich die Unterschiede dessen, was das Erste und was das Letzte war; die Reproductionsfolgen laufen nun bey jeder neuen Aufregung von allen Puncten einander entgegen, und die Auffassung ist eine *räumliche.*

Beyde Sätze in 174 gelten übrigens auch vom Vorstellen des Zeitlichen. Um uns ein ganzes Jahr oder Jahrhundert vorzustellen, verbrauchen wir nur eine kleine Zeit, wofern anders die Partial-Vorstellungen in der hiezu nöthigen Reihe unter einander wohl verschmolzen sind; *die* Zeit aber, welche wir verbrauchen, ist in dem Vorgestellten nicht enthalten.[1]

---

[1] Nach den Worten „nicht enthalten" hat die 2. Ausg. folgenden Zusatz:
Wenn man sich übt, das Zeitliche mit gleicher Geläufigkeit rückwärts wie vorwärts zu durchlaufen: so entsteht die Vorstellung eines Zeitraumes.

176. Lange Zeitstrecken aufzufassen, [1]ist gleichwohl nur dem Gebildeten möglich; das Kind kann in den frühesten Jahren nur sehr kurze Zeiträume zusammenhalten. Der Grund liegt hauptsächlich in der hiezu nöthigen Rückwirkung der letzten Vorstellungen auf die früheren in der Reihe (171). Bey dem Kinde nun ist die Empfänglichkeit noch grofs (161); deshalb und weil die Complexionen und Verschmelzungen noch wenig Stärke besitzen, wirft der Eindruck des Augenblicks das früher Aufgefafste zu schnell auf die Schwellen des Bewufstseyns nieder (130, 133), und so können sich keine langen Reihen bilden.

177. *Psychologisch betrachtet, ist alles Räumliche und Zeitliche unendlich theilbar.* Denn es beruht auf solchen Resten einer und derselben Vorstellung, wie r, r', r'', u. s. w. (142). Könnte es nur eine bestimmte [135] Menge von dergleichen Resten geben, so wäre auch nur eine entsprechende Anzahl verschiedener Reproductionsgesetze für dieselbe Vorstellung möglich. Aber die ganze Vorstellung ist keinesweges ein Compositum aus solchen Theilen, wie jene Reste; vielmehr ist alle Verdunkelung, wodurch die Reste entstehen, der Vorstellung zufällig, ja ihr zuwider. Da nun *hier* das Ganze den Theilen vorangeht, so hat die Theilung keine Gränzen; und die Möglichkeit verschiedener Reproductionsgesetze ist ebenfalls unbegränzt.

So geschieht es, dafs *für die Sinne* und *für die Phantasie* auch im Raume und in der Zeit das Ganze den Theilen voranzugehen scheint; und hieraus entspringt die Ungereimtheit im Begriffe der Materie. (Lehrbuch zur Einleitung in die Philos. § 98.)

Anmerkung. Auch die Geometrie vereinigt sich hiemit; sie bedarf ihrer incommensurabeln Gröfsen wegen überall der unendlichen Theilbarkeit. Daraus aber ist der Metaphysik, die unvorsichtig genug war, diese Ansicht des Raumes für die primitive und allein-richtige zu halten, viel Unheil erwachsen. (Zu vergleichen ist: de attractione elementorum, besonders § 27 über LEIBNITZ'ens und KANT's Lehren von der Materie.)[2]

178. Anhangsweise noch ein Wort über den Ursprung der Vorstellungen von *intensiven Gröfsen.* Die Frage ist hier: woher nehmen wir den Maafsstab, mit welchem vergleichend wir schon unsre einfache Em-

[1] ist nur dem Gebildeten hat die 2. Ausg.

[2] Die 2. Ausg. hat noch folgende Anmerkungen:

[139] Anmerkung 2. Vom Räumlichen und Zeitlichen sind wir ausgegangen; nicht aber vom Raume und der Zeit. Jenes von diesem abhängig zu machen, ist ein Irrthum, der hier nicht kann beleuchtet werden. Leere Räume werden gesehen, wie man leere Zeiten (Pausen) hört, nämlich erwartend was ausbleibt. Man trägt die schon vorhandenen Vorstellungen weiter fort; sie sinken aber fortwährend, bis etwas Neues gegeben wird, das nun mit dem noch übrigen Reste verschmilzt. — Wird das Uebertragen weiter fortgesetzt, und überschreitet es die letzte aufgefafste Gränze: so findet sich keine Gränze mehr, es eröffnet sich das Unendliche. Sehr reichen Stoff zur Untersuchung bieten nicht blofs die gegebenen Gestalten, wenn man die Verschiedenheit ihrer Auffassung von bestimmten Puncten aus, in Betracht zieht, sondern auch die Gestaltungen

pfindungen als stark oder schwach unmittelbar bezeichnen? Die Wiedererweckung der gleichartigen ältern Vorstellung (140) reicht für sich allein zur Erklärung nicht hin; denn eines Theils richtet sich dieselbe nicht nach der Stärke der wiedererweckten, obgleich sie durch deren eigne Kraft geschieht; andern Theils ist der Erfolg [136] nur Verschmelzung des Alten und Neuen, aber nicht Messung des einen am andern. Vielmehr haben wir hier eins von den zahlreichen Beyspielen solcher psychologischen Probleme, die wegen ihrer Einfachheit kaum bemerkt werden, und dennoch in der Auflösung sehr schwierig sind. — Der Grund scheint in dem Gesetz der Hülfen (139) zu liegen. Diese haben ihr Maafs, nicht blofs der Zeit, sondern auch der Stärke, bis wohin sie die ältere gleichartige Vorstellung zu heben bemüht sind. Ist nun die hinzukommende neue Wahrnehmung zu schwach, um durch Hemmung der Hindernisse jener ältern *freyen Raum* genug zu schaffen (140), so bleibt das Streben der Hülfen unbefriedigt und erregt das unangenehme Gefühl des Schwachen, entgegengesetzt dem angenehmen in (150). Ist die neue Wahrnehmung stärker als hiezu nöthig wäre, so fühlt sich der Mensch aus seinem gewohnten Kreise gehoben; denn die Hülfen können es nun jener nicht gleich thun. In der Begünstigung der letzteren liegt gleichwohl das Angenehme dieses Gefühls. — Es bedarf kaum der Erinnerung, dafs hiebey vorausgesetzt wird, die ältere gleichartige Vorstellung sey mit irgend welchen helfenden verbunden. Je mehrere deren sind, und je gleichmäfsiger sie zusammenwirken, desto feiner wird die Schätzung der intensiven Gröfse ausfallen.

Hieher gehört auch die Untersuchung über das *Zeitmaafs*.

Anmerkung. Von den drey Dimensionen des Raums, desgleichen von der Entwickelung des Zahlbegriffs, und seiner Beziehung auf die logisch allgemeinen Begriffe, wird in den Vorträgen über allgemeine Metaphysik mit einer Ausführlichkeit gehandelt, die dort unerläfslich ist, und die hier nicht Platz hat.[1]

---

durch frey steigende Vorstellungen; wohin das Schaffen geometrischer Figuren, das Construiren, gehört.

Anmerkung 3. Zur Erklärung des Schönen im Raume mufs man nicht blofs die Begünstigung im Reproduciren der sich vielfach verbindenden Reihen, sondern be[140]sonders auch noch das Streben zur Verschmelzung alles Angeschauten in Eins, in Erwägung nehmen; welches letztere einige Analogie hat mit der Verschmelzung vor der Hemmung (34). Diesem entsprechen alle Gestalten, die sich dem Runden nähern; hingegen das Eckige, Langgestreckte, entgegengesetzt Gekrümmte, widersteht ihm. Bunte Schnörkel gefallen eine Zeit lang; aber man kehrt zum Einfacheren zurück. Kunstwerke werden meistens interessant durch ihr Sprechendes und Bedeutendes; die reinen Raum-Verhältnisse, mit ihrer eigenthümlichen Schönheit, werden häufig darüber vergessen.

[1] Nach den Anmerkungen hat die 2. Ausg. noch folgenden Zusatz:

Von der Verschiedenheit der Reihen.

[141] Schon aus dem Vorigen erhellet die Abhängigkeit der psychischen Processe von der Form der Reihen; da dieselbe in der Folge noch

[137] Zweytes Capitel.

Von der Ausbildung der Begriffe.

179. Alle unsre Vorstellungen ohne Ausnahme sind den Gesetzen der Hemmung, der Verschmelzung, u. s. w. unterworfen; sie können den Sitz der Gefühle ausmachen, als Begierden aufstreben, u. dergl. Wo bleiben denn nun die Begriffe? Oder wo kommen sie her?

Schon im Anfange der Logik (Lehrb. z. Einleitung in d. Philos. § 34) ist gesagt, dafs unsere sämmtlichen Vorstellungen Begriffe sind *in Hinsicht dessen, was durch sie vorgestellt wird. Demnach existiren die Begriffe, als solche, nur in unserer Abstraction;* sie sind in der Wirklichkeit eben so wenig eine besondere Art von Vorstellungen, als der Verstand ein besonderes Vermögen ist, aufser und neben der Einbildungskraft, dem Gedächtnisse u. s. w. Wobey noch zu merken, dafs eben darum, weil *alle* Vorstellungen ohne Ausnahme sich als Begierden und Gefühle äufsern können, die Verbindung des sogenannten praktischen Verstandes mit dem theoretischen kein Räthsel ist, sondern sich ganz von selbst versteht; indem hier gar nicht zweyerley vorhanden ist, das man erst noch

---

mehr hervortreten wird, so ist es zweckmäfsig, die möglichen Unterschiede der Reihen hier im Allgemeinen anzumerken.

1. Die Reihen sind länger oder kürzer; um diese Vergleichung auf einen bestimmten Gesichtspunct zurückzuführen, nehme man die Reihe a, b, c.... p dergestalt, dafs von a noch ein Rest mit p, aber keiner mehr mit q verschmolzen sey: so wird a noch auf p reproducirend wirken; hingegen b oder c noch mit q und r verbunden seyn: so kann zwar auf solche Weise die Reihe sich unbestimmt verlän[142]gern, aber es giebt dann keinen unmittelbaren Zusammenhang ihres Anfangs und Endes.

2. Der Grad der Verbindung unter den Gliedern ist stärker oder schwächer.

3. Die Reihen sind durchgehends gleichartig oder nicht; beydes sowohl in Ansehung der Stärke ihrer Glieder als auch des Verbindungsgrades. Die stärksten Glieder oder Verbindungen sind entweder vorn oder mitten oder hinten.

4. Oftmals gelten viele Reihen für eine; z. B. nach häufiger Wiederhohlung. Dadurch können die Ungleichheiten vermindert werden; oft aber verstärken sich nur die Anfänge. Soll dies nicht geschehen, so müssen die Reihen nicht hinten, sondern vorn Zusätze bekommen; z. B. c d, b c d, a b c d.

5. Manche Reihen laufen in sich zurück; indem entweder ihr Anfangsglied, oder eins der spätern sich wiederhohlt.

6. Bey ungleichartigen Reihen bilden oftmals die stärkern Glieder unter sich eine Reihe. Es ist dann in der Gewalt der Reflexion, die Reihen mehr übersichtlich oder ins Einzelne gehend zu reproduciren.

7. Bey zusammengesetzten Reihen hat oft ein Glied, oder es haben mehrere Glieder eine Seitenreihe, d. h. eine solche, deren Verlauf den Fortschritt in der Hauptreihe nicht fördert. Es kann auch ein Glied viele

verbinden müfste, vielmehr der praktische sowohl als der theoretische Verstand ein paar Gedankendinge sind, die wir durch unsre Abstractionen erst erschaffen und dann für etwas wirkliches gehalten haben.

180. Die Täuschung aber, als wären die Begriffe eine eigene Klasse von Vorstellungen, hat hauptsächlich in den *allgemeinen* Begriffen ihren Sitz. (Kant, in der Logik, setzt geradezu das Wesen der Begriffe in ihre Allgemeinheit.) Man könnte nun auf den Gedanken gerathen, dafs vielleicht unter gewissen Umständen die [138] Hemmungsgesetze der Vorstellungen eine solche Absonderung des Ungleichartigen vom Gemeinschaftlichen bewirken könnten, dergleichen die Logiker dem *Abstractions-Vermögen* ganz unbedenklich beylegen. Allein die Untersuchung lehrt, dafs ein solches Vermögen nicht blofs zu den Hirngespinnsten, sondern zu den Unmöglichkeiten gehört. *Aus einmal gebildeten Complexionen und Verschmelzungen kann sich nichts ablösen;* die Theilvorstellungen in denselben tragen jede Hemmung gemeinschaftlich, und bleiben daher stets beysammen. Und aus *einfachen* Empfindungen *kann man selbst in Gedanken nichts absondern,* damit etwas anderes übrig bleibe. Wie soll aus *roth, blau, gelb,* u. s. w. der Gattungsbegriff *Farbe* entstehn? Welches sind hier die specifischen Differenzen,. von denen abstrahirt wird? Niemand wird sie angeben können.

Seitenreihen haben; so dafs von ihm aus entweder die eine oder die andre durchlaufen wird.

8. Die Seitenreihen können auch zugleich ablaufen; alsdann aber müssen sie, wofern sie nicht zusammenfallen sollen, etwas drittes zwischen sich schieben; wie etwa mehrere Radien eines Kreises die Fläche des Sectors (welche unzählige mögliche Linien enthält) zwischen sich haben.

9. Bey Complexionen von Merkmalen (dergleichen alle Begriffe von Sinnengegenständen sind) kann jedes Ele[143]ment der Complexion (jedes sinnliche Merkmal) Anfangspunct einer Reihe (z. B. von Veränderungen) seyn.

10. Es können Reihen, die einfach anfingen, weiterhin gleichsam einmünden in eine Complexion.

Dies mag hier genügen, um anzudeuten, wie viele Möglichkeiten man sich stets gegenwärtig erhalten mufs, wenn man den psychischen Mechanismus genauer studiren will.

Dabey ist nicht zu übersehen, dafs die Reproduction zwischen zweyerley entgegengesetzten möglichen Einflüssen schwebt. Entweder nämlich kann die Reflexion hinzukommen. Diese geht von einer mächtigeren Vorstellungsmasse aus; gewöhnlich von frey steigenden Vorstellungen (32). Oder es ist eine Hemmung vorhanden, wodurch entweder die Reproduction der Hauptreihe, oder der Seitenreihen stockt. Im letztern Fall verbinden wir träumend (oder fabelnd) Reihen, die bey klarem Wachen gar Vieles zwischen sich schieben, wo nicht sich ganz aufheben würden; wie in Todtengesprächen, worin Alexander, Hannibal, Cäsar, Napoleon sich mit einander unterreden. Was die frey steigenden Vorstellungen anlangt, so sind diese nicht schlechtweg solche, sondern mit Rücksicht auf die jedesmalige Gemüthslage und Umgebung. — Betrachtungen dieser Art erfodern eine Uebung, die sich nicht lehren läfst.

Allgemeine Begriffe, die blofs durch ihren Inhalt gedacht würden, ohne ein Hinabgleiten des Vorstellens in ihren Umfang, sind, wie schon oben (36) bemerkt, *logische Ideale;* so wie die ganze Logik eine *Moral für das Denken ist, nicht aber eine Naturgeschichte des Verstandes.*

Daher kann man nur fragen: wie es zugehe, dafs wir uns solche Ideale denken, und uns denselben mehr und mehr annähern? Und die Antwort: *vermittelst der Urtheile,* ist schon oben gegeben; wir müssen sie jetzt entwickeln. Dabey werden gewisse *Gesammt-Eindrücke von ähnlichen Gegenständen* vorausgesetzt, als rohes Material, woraus die allgemeinen Begriffe allmählig gebildet werden; diese Gesammt-Eindrücke sind aber nichts anders als Complexionen, worin das Aehnliche der Theilvorstellungen ein Uebergewicht hat über das Verschiedenartige.[1]

[139] **181.** Was geschieht mit den Vorstellungen, indem sie sich zu Urtheilen verknüpfen; und warum begeben sie sich so häufig in diese Form?

Blofse Complexionen oder Verschmelzungen können die Urtheile nicht sein; dabey würden sich Subject und Prädicat nicht unterscheiden, vielmehr so zusammenfliefsen, dafs sie als ein ungetrenntes Eins, ohne Spur der Verknüpfung vorgestellt würden. Das Subject, als solches, mufs zuvor zwischen mehrern Bestimmungen schweben, damit es als das *Bestimmbare* dem Prädicate gegenüber stehe. Kann dieser Forderung auf mehr als eine Weise Genüge geschehn, so giebt es einen mehrfachen Ursprung der Urtheile.

182. Erstlich: jene Gesammt-Eindrücke aus ähnlichen Wahrnehmungen schweben zwischen mehrern Bestimmungen. Wer einen Menschen häufig sah, bald stehend, bald sitzend, bald arbeitend, bald ruhend, der hat eine solche schwebende Gesammtvorstellung; wer ihn jetzt wieder sieht, bey dem entscheidet der Anblick, wie er ihn nun finde; und so bildet sich ein Urtheil. — Eine Menge von Verneinungen (wie er ihn *nicht* finde) sind hiebey kaum merklich. Aber sie werden es in Fällen, wo der Erwartung widersprochen wird. Wer einen Baum heute wiedersieht, dem in der letzten Nacht der Sturm einen Ast abschlug, der urtheilt zuerst negativ: *der Baum hat seinen Ast nicht*; dann positiv[2]: er ist an der oder jener Stelle zerbrochen, zersplittert u. dergl.

183. Zweytens: wer eben jetzt einen ihm neuen Gegenstand erblickt, dem regen sich eine Menge von Vorstellungen, die, wegen partieller Aehn-

[1] . . . . über dem Verschiedenartigen. Solches Uebergewicht wird allmählig stärker, und entscheidender; es bilden nämlich Anfangs die wiederhohlten Auffassungen ähnlicher Gegenstände eine Zeitreihe (man erinnert sich, wann und wo und in welcher Folge man solche Gegenstände gesehen habe); wird aber die Reihe zu lang, so kann sie sich nicht mehr evolviren; sondern das Alltägliche wird ein Beharrliches: dessen Vorstellung nun im Zustande der Involution bleibt (31). Die Hemmung unter den verschiedenartigen Bestimmungen ist dann in dauernde Verdunkelung derselben, wiewohl nicht in gänzliche Abtrennung vom Gleichartigen, übergegangen in der 2. Ausg.

[2] „dann positiv“ fehlt in SW.

lichkeiten mit jenem, um ein Weniges reproducirt werden. Zwischen ihnen, als den Bestimmungen, schwebt jenes Neue, als das Bestimmbare; und daraus entsteht die Frage: *was ist das?*

184. Drittens: diejenigen Gesammt-Vorstellungen, in welchen Reihen eingewickelt liegen (145), sind anzusehen als Subjecte, deren Prädicate bey der Entwickelung nach einander hervorspringen.

185. Viertens: das Schweben zwischen verschiedenen Gemüthszuständen giebt der Vorstellung, an welche es sich knüpft, die Stellung des Subjects.

186. Fünftens und hauptsächlich: jedes Wort in der Sprache ist geeignet, Subject eines Urtheils zu seyn, wegen seiner Schwankung unter mehrern Bedeutungen. Ein Zeichen, das mehrmals an die bezeichneten Gegenstände, mit ihren wandelbaren Nebenbestimmungen, geheftet war, führt den Gesammt-Eindruck der letztern mit sich; soll nun damit ein bestimmter Gegenstand benannt werden, so mufs der Gesammt-Eindruck berichtigt werden; dies geschieht durch die Prädicate, welche jedoch durch eine gebildete Sprache häufig in Adjective verwandelt, oder in andre anknüpfende Redeformen eingekleidet werden, damit blofs die wichtigste unter den Berichtigungen auch im Ausdruck als Prädicat hervortrete. Kinder dagegen sprechen in kurzen Sätzen; sie kennen noch keine Perioden. Ihre Vorstellungen begeben sich in die Urtheilsform, kurz nachdem sie die Worte gelernt haben.

187. Wenn Jemand ein ausgesprochenes Urtheil vernimmt, so giebt es *für ihn* zwey Fälle: entweder befindet sich das Prädicat unter den mehrern Bestimmungen, zwischen denen *seine Vorstellung* des Subjects schwebt, oder nicht. Im ersten Falle ist kein Zweifel, dafs er das Urtheil auch *als ein solches* verstehen werde. Den zweyten Fall müssen wir weiter unterscheiden. Das Prädicat ist mit jenen Bestimmungen entweder verträglich, oder [141] nicht. Wenn das erste Statt findet, so entsteht bey dem Auffassenden eine Verbindung von Vorstellungen, die kein Urtheil ist, sondern schlechtweg eine neue Complexion oder Verschmelzung. So, wenn uns etwas erzählt wird; wir setzen uns unvermerkt die einzeln dargebotenen Züge in ein Bild zusammen, ohne daran zu denken, dafs der Erzähler sich derjenigen Redeformen bedient hat, welche man braucht, um Subjecte mit Prädicaten zu verknüpfen. — Ist aber das Prädicat jenen Bestimmungen entgegengesetzt, so mufs noch ein letzter Unterschied gemacht werden; es ist nämlich entweder damit *im Contrast*, oder *im blofsen Gegensatze*. Das erstere erfordert eine gewisse Art der Complexionen, welche oben (148) bestimmt angegeben sind; und die Folge davon ist, dafs das Urtheil als ein solches, aber als ein paradoxes oder falsches vernommen wird. Im Falle des blofsen Gegensatzes aber erscheint dasselbe nicht sowohl *falsch*, als vielmehr *sinnlos*.

[1] Beyspiel: „*Die Psychologie bedarf der Differential- und Integral-Rechnung.*“ Dieses Urtheil wird denjenigen *als ein annehmliches Urtheil*

---

[1] Der folgende Abschnitt „Beyspiel: „Die Psychologie .... einige derselben hervorhebt“ (bis S. 396, Z. 20 v. o.) fehlt in der 2. Ausg., welche den § 188 mit den Worten „Dagegen nun mufs“ .... (S. 396, Z. 21 v. o.) beginnt.

1 vorkommen, welche schon zuvor überlegt hatten, dafs alle Gegenstände der innern Erfahrung sich als veränderliche Gröfsen darstellen; und welche überdies wissen, wie wichtig es ist, die allgemeinen Gesetze zu kennen, wornach veränderliche Gröfsen von einander abhängen. Andre, die bey 5 der Psychologie weder jemals an Rechnung, noch an irgend ein Gegentheil derselben dachten, werden jenen Satz *historisch* fassen, etwa wie eine literarische Neuigkeit. Diejenigen aber werden ihn *falsch* nennen, welche die Differential- und Integral-Rechnung stets mit der Aussicht auf eine solche Anwendung bearbeitet haben, zu welcher Gröfsen erfordert 10 werden, die man *messen* und *scharf beobachten* kann; wel[142]ches zwar in der äufsern, aber nicht in der innern Erfahrung gelingen mag. Endlich Manche werden den obigen Satz ganz *sinnlos* finden, weil sie Mathematik und Psychologie auf keine Weise zu vergleichen wissen, wohl aber beydes entgegensetzen wie Tod und Leben.

15 **188.** Das Sinnlose, indem es dem Verständlichen seine Gränze setzt, lehrt uns das Verstehen und den Verstand genauer kennen. *Blofser Gegensatz nämlich, ohne Contrast, macht die entgegenstehenden Vorstellungen blofs sinken;* und dies eben ist die Wirkung des Sinnlosen; es vertreibt, es tödtet die Gedanken, während der Contrast wenigstens einige derselben 20 hervorhebt.

[188] Dagegen nun mufs die verständige Rede vor allen Dingen zusammenhängen; sie mufs immer einen beträchtlichen Theil der eben vorhandenen Vorstellungen vesthalten, Und derjenige wird am besten verstehen, welcher den *ganzen* Zusammenhang vesthält, und *aller* gegenseitigen Bestimmungen des ihm Mitgetheilten inne wird. Darum gilt auch der Verstand für einen feinern *Sinn*; man sagt, eine Rede habe *Sinn und Verstand*, sie sey sinnreich, u. s. w.

[1] Hiermit ist bestätigt und erklärt, was schon oben (18) über den Verstand gesagt wurde.

Anmerkung. Sehr wichtig ist der factische Umstand, dafs auch in der *Musik* der Unterschied des Sinnlosen von dem Verständlichen sich wiederfindet. An jenes streifen zuweilen diejenigen Tonsetzer, die nach Contrasten haschen (wie einige der neuesten französischen Componisten)[2]. Das Verständliche aber ist noch gar nicht darum auch das Schöne. Ueberdies gleicht die Musik so sehr der Rede (durch ihre Perioden, ihre Vordersätze und Nachsätze), dafs Unkundige oder Schwärmer sich sehr leicht einbilden, die Musik wolle etwas sagen, wozu [143] ihr nur die Worte fehlen. So gilt sie in ihrer höchsten Beredsamkeit für eine Stumme! Aber was sie sagen will, das sagt sie vollkommen heraus; und es giebt dafür nur äufserst schlechte Uebersetzungen in eine andre Sprache. Die Musik hat ihren Verstand in sich selbst; und eben dadurch lehrt sie uns, dafs wir nicht in irgend welchen Kategorien, sondern in dem Zusammenhange der Vorstellungen unter einander (von welcher Art dieselben auch seyn mögen) den Verstand zu suchen haben.

---

[1] Der Absatz: „Hiermit ist bestätigt . . . . gesagt wurde" fehlt in der 2. Ausg.

[2] Die Klammer „(wie einige der neuesten französischen Componisten)" fehlt in der 2. Ausg.

189. Die Ausbildung der Begriffe ist nun der langsame, allmählige Erfolg des immer fortgehenden Urtheilens.

Man erinnere sich hier, dafs arme Sprachen sehr viele Metaphern zu gebrauchen scheinen, welches andeutet, dafs entfernte[1] Aehnlichkeiten hinreichen, um ältere Vorstellungen zu reproduciren, und sie, sammt ihrem Namen, mit den neuen zu verschmelzen. Aus diesem Zustande geht das menschliche Denken zu einer immer gröfsern und feinern Zertheilung der Gedanken über. Die Complexion A diene einmal als Subject für das Prädicat a, ein andermal für das Prädicat b, so wird im Zusammenfassen beyder Urtheile nicht blofs der Contrast zwischen a und b *gefühlt* (nach 148), sondern derselbe wird auch *ausgesprochen* oder *deutlich gedacht*, in den Urtheilen: *dieses A ist a*, und *jenes A ist b*. Hier geschieht eine absichtliche Unterscheidung in dem *Vorgestellten;* wobey gleichwohl das *Vorstellen* keineswegs in zwey gesonderte Acte zerfällt, sondern der psychische[2] Mechanismus noch immer die *aus einander gesetzten* beysammen hält.

190. Eine Menge solcher Urtheile, wie: A ist a, A ist b, A ist c, A ist d, u. s. w., wobey nicht ein und dasselbe A, sondern mehrere mit den conträr entgegen[144]gesetzten a, b, c, d, . . . anzunehmen sind, — *ordnen sich von selbst in eine Reihe;*[3] *indem die* a, b, c, d, . . . *in verschiedenen Graden, nach ihren geringeren oder gröfseren Gegensätzen, verschmelzen.* (Zum Beyspiel, die drey Urtheile: diese Frucht ist grün, jene gelb, eine dritte gelblich-grün, — schmelzen so zusammen, wie es die Ordnung der Farben, grün, gelblich-grün und gelb mit sich bringt. Denn zwischen gelb und grün ist die Hemmung am stärksten, folglich die Verschmelzung am geringsten. Vergl. 136.) Hieraus entspringt das Verhältnifs zwischen der *Gattung* A, und ihren *Arten* (A welches a ist, A welches b ist, u. s. w.). Zugleich ergiebt sich zwischen diesen Arten, vermöge ihrer Differenzen, a, b, c, d, eine Menge von *Reproductionsgesetzen* (nach 142 und 168), und hieraus entstehn die dunkel gedachten Reihenformen, wie die *Tonlinie* und die *Farbenfläche* (nach 33). Dasselbe, wie hier mit a, b, c, d, . . . wird auch mit α, β, γ, δ, . . . begegnen, falls die Arten von A nicht blofs nach einer, sondern nach mehreren Reihen von Merkmalen verschieden sind. (Man habe hiebey die Logik vor Augen; insbesondere die §§ 48—50 des Lehrb. z. Einl. in d. Philos.)[4]

191. Je mehr sich nun auf diesem Wege durch Vergleichung des Aehnlichen und zum Theil Verschiedenen, die Reihen von Merkmalen

---

[1] „entferntere" statt „entfernte" in der 2. Ausg.

[2] „psychische" mit der 2. Ausg. statt „psychologische" des Grundtextes.

[3] „Reihe" nicht doppelt gesperrt in der 2. Ausg.

[4] Nach den Worten: „Einl. in d. Philos." hat die 2. Ausg. folgende Anmerkung:

Anmerkung. Die Reihenbildung ist also, pädagogisch betrachtet, von der gröfsten Wichtigkeit, da auf ihr eben sowohl das deutliche Denken, als die Gestaltung jeder Art, beruhet.

---

[1] u. [2] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

bilden und aus einander setzen, desto eher wird es auch möglich, vermittelst ihrer den *Inhalt* der Complexionen zu bestimmen; oder, sich den Definitionen der Begriffe anzunähern. Denn nun bekommt jeder Bestandtheil einer Complexion, — das heifst, jedes Merkmal eines Begriffs, — *seinen Ort in einer von den Reihen der Merkmale.* Das Bemühen, diesen Ort zu finden, zeigt sich unter andern in solchen Fragen: wie sieht das Ding aus? wie grofs ist es? wie [145] riecht es? wie schmeckt es? — Allein um für *alle* Merkmale den Ort in der entsprechenden Reihe zu finden, dazu gehört eine Menge von Reproductionen der verschiedenen Reihen, die der psychologische[1] Mechanismus nicht anders, als vermöge einer *herrschenden Vorstellungsmasse* ergeben wird. Welche Arbeit dies kostet, besonders bey Begriffen höherer Art, und wie viele, theils positive, theils negative Urtheile dazu nöthig sind, davon zeugen selbst noch die Platonischen Dialogen. Und wie wenig diese Arbeit pflegt vollendet zu werden, das sieht man bey den allermeisten Menschen an der geringen Ausbildung ihrer Begriffe.

192. Auf alle Weise zeigt sich demnach, dafs die Bestimmung und Sonderung der Begriffe, das klare und deutliche Denken, eine *Aufgabe* ist, welche der psychologische[2] Mechanismus nicht dadurch löset, dafs er seine Complexionen wirklich zertrennt, sondern dadurch, dafs er die Bestandtheile derselben einzeln mit schon gebildeten Reihen von Merkmalen zusammenzuhalten gestattet. Es werden auch die allgemeinen Begriffe niemals wirklich blofs durch ihren Inhalt gedacht, sondern mit Rücksicht auf ihren Umfang, aber mit absichtlicher Unterscheidung von demselben.

[3] *Anmerkung.* Die Gattungsbegriffe der einfachen Empfindungen (180) sind nichts anderes, als die Subjecte in 184, wofern dergleichen Subjecte sich aus solchen Reihen, wie a, b, c, d, . . . in 190 gebildet haben.

193. [4] Die *Schlüsse* bilden ferner an den Begriffen, besonders die *Berichtigung falscher Schlüsse.* Meistens wird dabey ein Merkmal als zufällig

---

[1] u. [2] „psychische" mit der 2. Ausg. statt „psychologische" des Grundtextes.

[3] Die folgende Anmerkung: „die Gattungsbegriffe . . . . gebildet haben" fehlt in der 2. Ausg.

[4] Der § 193 lautet in der 2. Ausg.:

193. Der Versuch aber, die Begriffe blofs, oder doch vorzugsweise, durch ihren Inhalt, also durch Zusammenfassung der nicht mehr aus der Erfahrung unmittelbar, sondern aus den schon gebildeten Reihen der Merkmale hervorgehobenen Puncte dieser Reihen zu denken, — bewirkt eine merkwürdige Veränderung. Er erzeugt das Philosophiren. Dieses macht Begriffe zu Objecten des Denkens. Die ersten Begriffe, welchen dies begegnete, waren die Zahlen und geometrischen Figuren. Später dehnte sich das nämliche Verfahren auf alle logischen Allgemeinbegriffe aus. In so fern steht PLATON, welcher ausführte, was die Pythagoräer und SOKRATES begonnen hatten, an der Spitze der Philosophen. Der nächste Schritt ist alsdann Sprach-[152]Philosophie; indem die Begriffe sich als ein Gegebenes an die in der Sprache vorgefundenen Worte gebunden erkannt, das einem Begriffe allgemein zuzukommen schien. Man achte

---

[1] u. [2] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

hier auf diejenigen Sätze, welche in den verschiedenen Schlufs-Figuren allgemein seyn müssen, wenn der [146] Schlufs richtig seyn soll. Genug zur Andeutung einer weitgreifenden Untersuchung!

Drittes Capitel.

Ueber unsere Auffassung der Dinge und Unserer selbst.

194. Ganz von selbst, und ohne das allergeringste, was man eine Handlung der Synthesis nennen könnte (21), verbinden sich unsre Vorstellungen, so weit sie daran nicht durch eine Hemmung gehindert werden (136). Daher giebt es für ein Kind im zartesten Alter noch gar keine

---

zeigen. ARISTOTELES, ebenfalls eine Pythagoräische Spur verfolgend, suchte die Kategorien, d. h. die allgemeinsten Hauptbegriffe, in der Sprache.

Die Wirkung hievon ist dreifach.

a) Die grofse Mehrzahl der Gebildeten, an welche die Philosophie wenigstens theilweise gelangt, zieht die abgesonderten Begriffe wieder zurück zu den Dingen. Die Erfahrung wird geordnet, wissenschaftlich behandelt; und in den Wissenschaften setzen sich Streitpuncte vest, worin gefragt wird, wie die Dinge durch Begriffe richtig zu denken und durch Worte zu bezeichnen seyen.

b) Die Philosophen geraten durch die Anstrengung, theils in sich selbst, theils weit mehr noch in Andern, Begriffe als Objecte des Denkens vestzuhalten, auf die Uebertreibung, dafs sie die Begriffe in die Zahl der realen Gegenstände versetzen; wobey ihnen die Eigenthümlichkeit der Sinnendinge, vermöge deren sie metaphysische Probleme enthalten, dergestalt zu Hülfe kommt, dafs die Begriffe sogar in einem weit höheren Sinne, als die Erfahrungsgegenstände selbst, für real gehalten werden. Dies ist der, noch jetzt wirksame Charakter der Platonischen Ideenlehre. Daher die Verlegenheit des ARISTOTELES, der die Sinnengegenstände, die mathematischen Figuren sammt den Zahlen, und die Ideen, neben einander vorfand; und über deren Verhältnifs nie recht mit sich einig scheint geworden zu seyn.

c) Eine andere Täuschung ist die eigenthümliche der Kantischen Schule, in den Kategorien Stammbegriffe des Verstandes, als eines Seelenvermögens, zu erblicken; wovon die Spuren schon beym PLATON, dann bey Descartes und bey LEIBNITZ vorkommen.

Dadurch verdunkelt sich die Verwandtschaft der Kategorien mit den Reihenformen, welche sich gleichwohl schon analytisch erkennen läfst.* Die Kategorien der innern Apperception** werden dabey vergessen.

Man bemerke die Haupt-Kategorien: Ding, Eigenschaft, Verhältnifs, Verneintes; denen die Urtheilsform und die Reihenform zum Grunde liegt. Der Begriff des Verneinten, das Nein überhaupt, ist die klärste Probe eines solchen Begriffs, der im Urtheilen aus der Erfahrung entspringt, obgleich er in der Erfahrung keinen gegebenen Gegenstand hat.

---

* Psychologie II, § 124.

** A. a. O. § 131.

einzelnen Dinge, sondern ganze Umgebungen, die, selbst als *räumlich*, sich nur in einem successiven Vorstellen auseinandersetzen (174).

Das erste Chaos der Vorstellungen nun, während es immer neue Zusätze bekommt, ist zugleich einer beständig fortgehenden Scheidung unterworfen. Zwar nicht, als ob einmal geschlossene Verbindungen jemals zerrissen würden (180); vielmehr nimmt die Menge derselben und ihre Innigkeit immer zu. Aber eines Theils wächst mit ihnen auch die Menge der Unterscheidungen (nach 189); andern Theils giebt es sehr[1] häufige *räumliche Trennungen* dessen, was Anfangs beysammen gesehen (oder überhaupt wahrgenommen) wurde. Denn die Dinge bewegen sich, und dadurch hauptsächlich zerreifst die Umgebung; auf diese Weise erst entsteht für das menschliche Vorstellen eine *Mehrheit* von Dingen. — Anfangs scheint der Tisch mit dem Fufsboden Eins, sowohl wie die Tischplatte mit den Tischfüfsen; der Tisch aber wird von der Stelle gerückt, während die Platte sich von den Füfsen nicht trennt. Was sich nicht von einander entfernt, das behält im Vorstellen seine ursprüngliche Einheit.

[147] **195.** Wie nun die Umgebungen allmählig in einzelne Dinge zerlegt werden, so die Dinge wiederum in ihre Merkmale (191). Fragt man hier: *welchem Subjecte denn eigentlich die Merkmale beygelegt werden?* so ist die Antwort: das Subject ist immer *die ganze Complexion eben dieser Merkmale, in wiefern der psychische*[2] *Mechanismus dieselben in einem einzigen, ungetheilten Actus vorstellt.* Dabey ist gar keine Schwierigkeit, *so lange nicht alle*[3] *die Urtheile beysammen sind, durch welche einem und demselben Dinge alle*[4] *seine Merkmale zugeschrieben werden.*

Allein wenn einmal (was bey den meisten Menschen niemals geschieht) das Denken diesen Grad der Reife erlangt, alsdann ändert sich die Sache. Die Urtheile haben nun die Complexion ganz aufgelöst, und die Merkmale derselben *als ein Vieles auseinandergebreitet;* dabey wird nun noch immer *Eins* vorausgesetzt, als das Subject für die vielen Prädicate. Aber dieser Begriff hat seinen Inhalt verloren; und hier eröffnet sich ein metaphysischer Abgrund, die Frage nach der *Substanz* (vergl. 44), als einem unbekannten Etwas, dessen Voraussetzung um so nothwendiger ist, da es nicht blofs *dasjenige Subject* seyn soll, *welches nie Prädicat wird* (während wirklich die Urtheile ihr Subject in lauter Prädicate verwandelt haben), sondern auch das *Beharrliche, welches in allem Wechsel sich selbst gleich bleibt* (während in der That die Complexion, die für das Ding (in der Sinnenwelt) gilt, nicht blofs simultane, sondern auch successive Merkmale hat, und folglich keinesweges sich selbst gleich ist).

196. Die Widersprüche im Begriffe des Dinges mit mehrern Merkmalen, und in der Veränderung, sind bekannt. (Lehrb. zur Einl. in d. Philos. § 101—113.) [148] Hier haben wir nur zu erklären, wie es

[1] „mehr“ statt „sehr“ in der 2. Ausg.

[2] „psychische“ mit der 2. Ausg. statt „psychologische“ der 1. Ausg.

[3] u. [4] „alle“ nicht doppelt gesperrt in der 2. Ausg.

[1] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

[2], [3] u. [4] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

zugehe, dafs der gemeine Verstand diese Widersprüche nicht merkt. Der einfache Aufschlufs hierüber ist dieser: Gerade die Einheit, welche der Metaphysiker beym Anfange seiner Untersuchung vermifst, und deren er wegen der Form der Erfahrung bedarf, während die Materie *eben der nämlichen Erfahrung* (das Viele der simultanen, und der Gegensatz der successiven Merkmale) sie ihm nicht gestattet, — diese Einheit besitzt der psychische[1] Mechanismus ursprünglich und ganz von selbst. Um ein sinnliches Ding vorzustellen, dazu brauchen wir keinesweges so viele Vorstellungen als sinnliche Merkmale, sondern die Einheit des Acts im Vorstellen, welche eben die Natur der Complexionen ausmacht, läfst bey dem gemeinen Verstande gar keine Frage aufkommen nach der Einheit im Vorgestellten. Diese Frage nur zu verstehen, ist und bleibt den Menschen noch immer schwer, selbst nachdem die Urtheile schon längst die Complexionen zersetzt haben. So betrügt der psychische[2] Mechanismus fortdauernd selbst manche Philosophen.

Anmerkung. Es würde eine ganz leere Hoffnung seyn, dafs die Metaphysik etwa im Fortgange der Wissenschaften einen bequemern Zugang bekommen möchte, als den durch die Widersprüche in der Form der Erfahrung. Die Einheit der Seele selbst ist der tiefe Grund, aus welchem in unser Vorstellen diejenige Einheit kommt, die wir hintennach im Vorgestellten vermissen. Hierin, und in der genauen Bestimmtheit derjenigen Reproductionsgesetze, die sich nach 168 bilden, liegt nun auch die Antwort auf die Frage: *wie*[3] *die Formen der Erfahrung können gegeben seyn?* (Lehrbuch zur Einleitung in d. Philos. § 22—29, und § 98—102 s. oben S. 59—63 u. S. 150—157.)

[149] **197.** Um uns der schwierigen Lehre vom Selbstbewufstseyn nähern zu können, müssen wir zuvor einiger der wichtigsten Verschiedenheiten in der menschlichen Auffassung der Dinge erwähnen.

Bewegte Gegenstände beschäfftigen den Zuschauer ungleich mehr als ruhende. *Denn die Beobachtung eines Bewegten ist ein unaufhörlicher Wechsel aufgeregter und befriedigter Begierde.* Das Bewegte sey an irgend einer Stelle: die Vorstellung desselben verschmilzt mit denen der Umgebung. Es verlasse jetzt diese Stelle, so wird anstatt seiner etwas von dem Hintergrunde wahrgenommen, vor welchem es vorübergeht. Diese Wahrnehmung hemmt jene Vorstellung des Bewegten; zu gleicher Zeit aber wird die letztere hervorgetrieben durch die Vorstellungen der Umgebung, welche noch eben so erscheint wie Anfangs. Auch ist das Hervortreiben meistens viel stärker wie die Hemmung, denn es rührt her von einer weit gröfsern Summe von Vorstellungen, als die Hemmung, die nur von dem Anblick eines kleinen Theils des Hintergrundes entsteht. Folglich ist die Vorstellung des Bewegten in dem Zustande der Begierde (149). Diese Begierde aber wird befriedigt, denn das Bewegte ist nicht aus dem Gesichtsfelde (oder dem Wahrnehmungskreise) entwichen, sondern nur etwa

[1] u. [2] „psychische“ mit der 2. Ausg. statt „psychologische“ der 1. Ausg.
[3] „wie“ nicht doppelt gesperrt in der 2. Ausg.

[1], [2] u. [3] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

aus dem Mittelpuncte des Gesichtsfeldes; und die volle Befriedigung wird durch eine kaum merkliche Drehung des Auges erreicht. So geht nun die Auffassung des Bewegten (von der wir hier das Differential beschrieben haben) immer fort.

Dafs nun das Bewegte nicht blofs mehr beschäfftigt, sondern sich auch *tiefer einprägt*, als das Ruhende, liegt in der Menge von kleinen Hülfen, welche von *jeder* Umgebung, in der es sich gezeigt hat, übrig bleibt.

[150] **198.** Da das Lebendige, vorzüglich das Empfindende, in ungleich mehreren und mannigfaltigeren Bewegungen gesehn wird als das Todte, so läfst sich schon hieraus begreifen, weshalb schon in der frühesten Periode des Daseyns nicht blofs der Mensch, sondern auch das Thier sich um das Todte viel weniger bekümmert, als um jenes Erstere. Hiebey ist aber zu bemerken, dafs ursprünglich die Dinge nicht für todt, sondern für empfindend gehalten werden. Denn auf den Anblick eines Körpers, der gestofsen oder geschlagen wird, überträgt sich die Erinnerung an eignes Gefühl bey ähnlichem Leiden des eignen Leibes. Wo dies ausbleibt, da ists ein Zeichen von Stumpfsinn; je lebendiger der Mensch, desto mehr Leben setzt er vor näherer Prüfung überall voraus.[1]

199. Woher aber die Vorstellung *von*[2] *einer Vorstellung? und von vorstellenden Dingen?* Diese Frage mufs man zuvörderst einfach genug fassen. *Wie es möglich sey*, dafs mit dem räumlich-Ausgedehnten und dessen übrigen Merkmalen auch ein Vorstellen verknüpft, ja mit ihm Ein Ding sey, das überlegt kaum einmal der gebildete Mensch, vielweniger der rohe. Aber *dafs* es Dinge giebt, denen Vorstellungen inwohnen, weifs selbst das Thier. Es lernt es, indem es sieht, dafs diese Dinge sich nach andern, auch ohne Berührung, richten.

---

[1] Nach den Worten „überall voraus" folgt in der 2. Ausg.:

Anmerkung. Es war ein gewaltsam erzeugter, und eben so gewaltsam vestgehaltener Irrthum des Idealismus, das Ich setze sich ein Nicht-Ich entgegen, — als ob die Dinge ursprünglich mit der Negation des Ich behaftet wären. Auf die Weise würde nimmer ein Du und ein Er entstehn, — nimmer eine andre Persönlichkeit, aufser der eig[158]nen, anerkannt werden. Vielmehr, was innerlich empfunden war, das wird, wo irgend möglich, auf das Aeufsere übertragen. Daher bildet sich mit dem Ich zugleich das Du; und fast gleichzeitig mit beyden das Wir, welches der Idealismus vergafs, und vergessen mufste, wenn er nicht aus seinen Träumen geweckt seyn wollte. Denn die Vorstellung des Wir ist ganz offenbar abhängig von den Umständen; sie erzeugt sich bald in gröfsern, bald in kleinern Kreisen; und zwar immer so, dafs sie zugleich das Ich in sich aufnimmt. Dieser Gegenstand liegt einer analytischen Betrachtung weit offener vor Augen, als das geheimnifsvolle Ich. Wie PLATON den Staat als eine Schrift mit grofsen Buchstaben, lesbar für schwache Augen, zuerst betrachtete, um kleinere Schrift bequemer aufzufassen, so hätte man auch früher das Wir als das Ich untersuchen sollen, um für das schwerere Problem eine nützliche Vorbereitung zu gewinnen.

[2] „*von*" nicht doppelt gesperrt in der 2. Ausg.

---

[2] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

Der gemeine Verstand ist geneigt zu glauben, die Nadel wisse vom Magnet. Auf dieselbe Weise ist Jeder überzeugt, A enthalte in sich die Beschaffenheit von B, wenn sich jenes genau bestimmt zeigt durch dieses. Die Beschaffenheit von B, ohne dessen Realität, ist das *Bild* von B, oder, mit einem andern Worte, die Vorstellung desselben. Findet sich nun A bestimmt durch die Beschaffenheiten (Bewegungen u. s. w.) von B, C, D, [151] und so ferner, in der ganzen Umgebung, so hat A deshalb das Prädicat eines Vorstellenden; und hieraus wird unter nähern Bestimmungen das Prädicat, dafs A *sehe, höre, rieche,* u. s. f.[1]

200. In den allermeisten Fällen der eben erwähnten Art sind A und B, das Vorstellende und Vorgestellte, offenbar zwey Verschiedene, die räumlich einander gegenüber stehn. Es fällt aber ins Auge, dafs, falls beyde auf irgend eine Weise als Eins und dasselbe erscheinen, dann die Vorstellung eines *Wissens von Sich selbst* entstehen mufs.

Hiebey frage man nicht, wie es möglich sey, die beyden Entgegengesetzten, Vorstellendes und Vorgestelltes, als Eins und dasselbe aufzufassen? Dieses schwere *metaphysische* Problem ist, *im psychologischen Sinne,* eben so leicht, als das obige, wie die Auffassungen *mehrerer* Merkmale *zusammen* die Vorstellung *Eines* Dinges ausmachen, oder das noch frühere, wie die endlichen Raumgröfsen als unendlich theilbar erscheinen können? In der Seele fliefst überall Vieles Vorgestellte in Ein Vorstellen zusammen, sobald die Hemmungen es nicht hindern; ob aber das Vorgestellte also werde bleiben können, wann irgend einmal die zerlegenden Urtheile (191) dazu kommen und ein metaphysisches Denken hervorrufen: wie sollte davon die geringste Ahndung ursprünglich der Seele beywohnen?

Jemand besehe oder betaste seine eignen Gliedmaafsen, der gegenüberstehende Zuschauer sagt alsdann nach gemeinem Sprachgebrauche: Er

---

[1] Nach den Worten „*sehe, höre, rieche,* u. s. f.“ hat die 2. Ausg. folgende Anmerkung:

Anmerkung. Von den Kategorien der innern Apperception zu handeln, — vom Objecte, welches eintretend in die Umgebung den mit Auffassung derselben in Wechselwirkung begriffenen Gedankenlauf unterbricht, und ferner bey häufiger Wiederhohlung zurückweisend auf sein Vorausgehendes eingreift in die involvirte Zeitlinie der Gefühle, woraus die Vorstellung des Subjects entsteht: — dies ist fast zu schwer für den Zweck des vorliegenden Lehrbuchs. Genug wenn nur bemerkt wird, dafs die Vermengungen des Idealismus gehoben werden müssen durch Unterscheidung des blofsen Subjects, als Zeitwesens, vom Ich, wiewohl letzteres mit jenem nothwendig zusammenhängt; indem es, abgesondert gedacht, auf Ungereimtheiten führt.

Das allmählige Eindringen der Empfindungen in alle Nerven (wie wenn das Kind eine würzig süfse Frucht geniefst, der Mann sein Gläschen leert), desgleichen das Eindringen vernommener Worte oder angeschauter Begebenheiten in alle Vorstellungsmassen, — dieses Nachtönen im Innern — hebt nicht die Ichheit sondern das Subject ins Bewufstseyn hervor. Anders ist es bey absichtlicher Hingebung an die Empfindung, wo der Genufs eintritt, nachdem und indem er gesucht wird.

hat sich selbst gesehen, sich selbst betastet. Die Identität in diesem Selbst ist offenbar keine wahre, denn das Auge und die tastende Hand sind verschieden von dem Arme, der gesehen und betastet wurde. Dennoch ist im ursprünglichen psycho[152]logischen Sinne Identität vorhanden; denn der ganze Leib gilt für Eins, weil alle Theil-Vorstellungen von demselben innigst verschmolzen sind. Sich selbst sehen oder fühlen ist übrigens nur ein besonderer Fall des: Von Sich Wissen.

201. Dies alles ist jedoch nur noch Vorbereitung zur Erklärung des Selbstbewufstseyns. In dem nächst Vorhergehenden liegt nur der Anfang der Vorstellung von *irgend einem Ich;* hievon ist die Vorstellung von *Mir*, d. h. von *meinem Ich,* noch verschieden. Jene ist indessen doch die Grundlage von dieser, wie die Erfahrung bestätigt, denn das Kind spricht zuerst von Sich in der dritten Person.

Hingegen die erste Person, als die Erste, ist *Anfangspunct einer Reihe*, und mufs nach Art der Reihenformen erklärt werden (143 und 168—177).

Der Mensch, sobald seine räumlichen Auffassungen einigermaafsen zur Reife kommen, findet sich als den beweglichen Mittelpunct der Dinge, von wo aus nicht blofs die Entfernungen, sondern auch die Schwierigkeiten wachsen, das Begehrte zu erreichen, und zu welchem hin sich allemal das Erreichte bewegt, indem es die Begierden befriedigt. So ist der Egoismus nicht der *Grund* der Begierden, sondern er ist eine *Vorstellungsart, die zu denselben hinzugedacht wird.* Gebrochen aber wird der Egoismus schon einigermaafsen dadurch, wenn der Mensch einen andern Mittelpunct der Dinge fafst; zu diesem fühlt er *sich* alsdann unfehlbar hingezogen, wie im Sinnlichen zu der Hauptstadt des Landes, im Geistigen zu der Gottheit.[1]

202. Die Complexion, welche das eigne Selbst eines Jeden ausmacht, bekommt im Laufe des Lebens unaufhörlich Zusätze, die mit ihr, sogleich indem sie eintreffen, [153] aufs innigste verschmelzen. (Geschähe dieses nicht, so würde die Einheit der Person verloren gehn, welches sich in manchen Arten des Wahnsinns wirklich ereignet, indem sich aus einer gewissen Masse von Vorstellungen, die abgesondert wirkt, ein neues Ich erzeugt, woraus, wenn die Massen abwechselnd, und zufolge eines Wechsels im Organismus, ins Bewufstseyn treten, auch eine wechselnde Persönlichkeit entsteht.)

---

[1] Nach den Worten „zu der Gottheit." hat die 2. Ausg. folgende Anmerkung:
Anmerkung. Von der gröfsten moralischen und überhaupt praktischen Wichtigkeit ist die Vorstellung des Wir, welche auf der Voraussetzung gemeinschaftlicher Empfindung und Auffassung beruhet. Dem eigentlichen Egoismus giebt sie ein natürliches Gegengewicht; auch ist sie natürlich, denn kein Mensch weifs eigentlich, wer er ganz allein seyn würde. In dem Kreise des Wir erzeugt sich, während er in ein mehrfaches Ich aufgelöset wird, die Rechtlichkeit und der Ehrtrieb. Aber dem Wir stellt sich ein Ihr und Sie entgegen, mit allen Uebeln des Corporations-Geistes. Das Sonderbarste ist, dafs Wir selbst bald diese bald jene Gesellschaft sind; die Menschen sind nämlich in diesem Puncte Freunde, in jenem Feinde. Hier beklagt sich der Untergebene beym Obern, dort klagen sie gemeinschaftlich über den Obern.

Die Zusätze nun sind verhältnifsmäfsig weit weniger neue Auffassungen des eignen Leibes, wofür die Empfänglichkeit (159) bald sehr gering wird, als vielmehr innere Wahrnehmungen (153) der Vorstellungen, Begierden und Gefühle. Daher neigt sich die Vorstellung des Ich immer mehr zu dem Begriff eines *Geistes;* der sich vollends abscheidet, indem das Ich gedacht wird als übrig und unverletzt bleibend bey Verstümmelungen des Leibes, während der Veränderung der Lebensperioden und selbst nach dem Tode.[1]

203. Durch den Begriff der *Seele* (109), nicht aber unmittelbar durch den so eben erklärten des *Ich*, bekommen wir eine richtige Kenntnifs von uns selbst. Der letztere nämlich mufs in jenen erstern umgebildet werden. Denn das Ich des gemeinen Verstandes enthält lauter zufällige Merkmale, welches sich vermittelst der zerlegenden Urtheile (der Antworten auf die Frage: *Wer bin ich?)* verräth, gerade so wie die Vorstellungen der sinnlichen Dinge sich durch die Urtheile (195) in lauter Prädicate zersetzen, deren Subject lange blindlings vorausgesetzt, endlich aber vermifst wird. Von dem Ich lassen nun die Urtheile, indem sie alles Individuelle absondern, nichts übrig, als den Begriff der *Identität des Objects und Subjects;* einen *widersprechenden* Begriff, dessen Umbildung in jenen der Seele ein Geschäfft der [154] allgemeinen Metaphysik ausmacht, eben sowohl wie dieselbe die Begriffe von Substanzen, Kräften (196), von räumlichen und zeitlichen Dingen (177) in die Lehre von einfachen Wesen und von deren Störungen und Selbsterhaltungen (112) umarbeitet.

Anmerkung. Der widersprechende Begriff des reinen Ich ist das metaphysische Princip, aus welchem alle die systematischen Untersuchungen

---

[1] Nach den Worten „selbst nach dem Tode." hat die 2. Ausg.:

Bey jedem Menschen erzeugt sich das Ich vielfach in verschiedenen Vorstellungsmassen; und wiewohl daraus bey dem geistig Gesunden kein vielfaches Ich entsteht, so ist doch diese Vielheit nicht unbedeutend für Charakterbildung überhaupt und für Moralität insbesondere. Der Knabe, der ein Anderer ist zu Hause, ein Anderer in der Schule, ein Anderer unter seinen Spielgenossen: dieser schwebt in Gefahr. Der Mann, der einen verschiedenen Ton hat für Vornehme, Freunde, und Geringe, steht moralisch nicht so sicher als der einfache sich stets gleichbleibende. Unter verschiedenen Menschen ist übrigens die Ungleichheit unvermeidlich, dafs der eine sich mehr im Genufs, der andre mehr im Leiden fühlt; ein dritter mehr im Thun, und zwar entweder im innern Thun, oder in äufserer Wirk[163]samkeit. Jenes ist oft vorbildend für diese. Am weitesten treten hier die Mystiker und die Freiheitslehrer auseinander; jene meinen, das eigene Wollen ertödten, das eigne Ich aufgeben zu müssen; diese predigen absolute Selbstständigkeit des Ich. Am seltsamsten aber ist die Selbsttäuschung Derer, welche mitten in der Mystik noch ihre persönliche Freyheit behaupten wollen, um ja Alles, was einen guten Klang hat, zu vereinigen. Es hilft nichts, solchen Leuten von der richtigen Mitte zu reden; sie haben den rechten Weg von Anfang an verfehlt, und müfsten ganz rückwärts gehn, um ihn wiederzufinden.

geflossen sind, die dem gegenwärtigen Vortrage zum Grunde liegen. [1] Um den Zusammenhang einzusehn, vergleiche man die §§ 11—13 der Hauptpuncte der Metaphysik mit den Sätzen 124—126 in diesem Buche.

204. Jetzt erst ist es möglich zu erklären, was *Anschauen* heifse, ein Ausdruck, mit welchem seit mehr als dreifsig Jahren ein heilloser Mifsbrauch vielfältig ist getrieben worden.

Anschauen heifst: ein Object, indem es gegeben wird, als ein solches und kein anderes auffassen.

Das Object mufs dem Subjecte und andern Objecten gegenüber stehen; es so zu finden ist erst möglich, nachdem das Ich, als erste Person, sich auf räumliche Weise als Mittelpunkt der Dinge hervorgehoben hat. Gewöhnlich wird das Object eine Complexion von Merkmalen, nach Art der sinnlichen Dinge, seyn; diese aber mufs sich erst aus der ganzen Umgebung ausgeschieden haben (194), damit die Auffassung das Object als ein solches und kein anderes begränzen könne. Hiebey erscheint das Object gleichsam auf einem Hintergrunde früherer Vorstellungen, die es zugleich reproducirt und hemmt; es selbst erhält dadurch bestimmte Umrisse, sowohl in räumlicher, als in jeder andern Hinsicht. Eben deshalb hat jede Anschauung (sehr ungleich der blofsen Empfindung) die Tendenz, in eine Menge von Urtheilen zu[155]gleich auszubrechen (wie in 182), die sich jedoch meistens gegenseitig ersticken, theils wegen der Hemmung unter ihren Prädicaten, andern Theils weil sie nicht alle zugleich Worte finden können; oftmals auch, weil die Auffassung von einem Gegenstande zum andern fortrückt.

Die Anschauung ist demnach ein sehr verwickelter Procefs, der durch viele frühere *Productionen* vorbereitet seyn mufs (nicht durch irgend welche,

---

[1] Statt des Satzes: „Um den Zusammenhang . . . . in diesem Buche." hat die 2. Ausg. Folgendes:

Von allen Unterschieden, die in dem wirklichen Ich angetroffen werden, je nachdem der Mensch sich gedrückt oder gehoben fühlt, und in seinen Anstrengungen entweder vorrückt oder ermattet, weifs und enthält das Ich, als metaphysisches Princip, nicht das Mindeste. Fragt man, wie denn diese Unterschiede hineinkommen, so ist die Antwort: die Untersuchung selbst, angetrieben von dem Princip, fodert solche Mannigfaltigkeit und solche Gegensätze; und leitet auf die Bahn, darnach zu suchen. Das ist die Eigenheit wahrer metaphysischer Principien, dafs sie über sich selbst hinaus, und eben damit in den Zusammenhang der Erfahrung zurückweisen. Kennte man durch blofse Erfahrung auch schon den Zusammenhang in der Erfahrung: so wäre keine Metaphysik nöthig; und eine solche Wissenschaft wäre überall nicht entstanden. Die Bewegung des Denkens aber, welche die Metaphysik herbeyführt, ist bey verschiedenen Problemen nur dem allerkleinsten Theile nach gleichartig; sie fodert daher eine sehr mannigfaltige Uebung. Mit den Verwöhnungen, Alles in den viereckigen Kasten der sogenannten Kategorien, oder in den dreyeckigen der Thesis, Antithesis und Synthesis hineinzukünsteln, wird der Untersuchungsgeist nicht gefördert sondern verdorben. Die eine dieser Manieren ist soviel werth wie die andre.

im Gemüthe vorhandene Formen), und der alsdann mit psychologischer Nothwendigkeit so erfolgt, wie er kann, gleichviel ob dadurch ein realer Gegenstand, oder eine täuschende Gestalt vorgebildet wird. Dies zu prüfen ist die Sache des Denkens, und der Entscheidung desselben kann *keine* Anschauung vorgreifen, man mag ihr Namen geben, welche man will.

Endlich die Passivität im Anschauen (welche durch das Wort *Auffassen* nämlich eines *Gegebenen*, ausgedrückt wird), ist nicht unmittelbar ein leidender Zustand der *Seele*, von welcher vielmehr die Anschauung *producirt* wird, obgleich ohne irgend ein Bewufstseyn der Thätigkeit. Sondern leidend verhalten sich diejenigen *Vorstellungen*, auf denen, als dem Hintergrunde, die Wahrnehmung ihre Umrisse zeichnet, oder ohne Bild, welche vermöge des Gleichartigen, das sie mit der Wahrnehmung gemein haben, von ihr reproducirt, vermöge des Ungleichartigen aber durch sie gehemmt werden.

Dies Verhältnifs im Anschauen, vermöge dessen die *älteren* Vorstellungen *leiden* von der *neuen* Wahrnehmung, kann jedoch, wenn nicht eine längere Folge von Anschauungen den Geist in seiner passiven Lage vesthält, sich leicht und schnell in das entgegengesetzte verkehren; was alsdann geschieht, ist schon (in 152), angegeben. [156] Das Anschauen ist dann zu Ende, statt seiner beginnt die Erinnerung, das Phantasiren und das Denken.

Viertes Capitel.

Vom unbeherrschten Spiel des psychischen[1] Mechanismus.

205. Der Kürze wegen, in welche dies Lehrbuch sich einschliefsen mufs, werden wir an den praktisch wichtigen Gegensatz der Selbstbeherrschung und des Mangels derselben Verschiedenes anknüpfen, das in einem ausführlichen Vortrage würde mehr gesondert zu betrachten seyn.

Unabhängig von einer im Innern begründeten Herrschaft, kann die geistige Regsamkeit *entweder* in den Vorstellungen selbst, *oder* in dem Organismus, *oder* in äufsern Eindrücken ihren Ursprung haben.

206. Sich selbst überlassen, würde eine kleine Anzahl von Vorstellungen sich sehr bald ihrem statischen Puncte nähern, und nur noch eine sehr geringe Bewegung zu demselben hin übrig behalten, durch welche er niemals ganz vollkommen erreicht werden könnte (131).

Allein bey der äufserst grofsen Menge und den höchst verwickelten Verbindungen der Vorstellungen, die der Mensch im Laufe der Zeit erlangt, ändert sich dies beträchtlich.

207. Eine Reihe von Vorstellungen (143) sey eben jetzt im Ablaufen begriffen, so ändert sich in jedem Augenblicke die Hemmung, welche die gänzlich oder beynahe aus dem Bewufstseyn verdrängten Vorstellungen erleiden. Einige können sich von selbst regen, weil sie nun minder zurückgehalten sind; andre werden reproducirt durch solche Glieder der ablaufenden Reihe, denen [157] sie gleichartig sind. (Nach 140.) Aber

[1] „psychischen" mit der 2. Ausg. statt „psychologischen" in der 1. Ausg.

1 SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

die reproducirten mögen selbst ihre Reihen haben, die nun auch anfangen abzulaufen, so verwickeln sich diese Reihen in einander, und mit jener erstern; es entstehn bald Hemmungen, bald Verschmelzungen und Complicationen. Durch solche neue Verbindungen aber bilden sich neue Totalkräfte (137) und die statischen Puncte werden dadurch verrückt, folglich neue Bewegungsgesetze herbeygeführt.

Ein mannigfaltiger Wechsel von Gemüthszuständen (146—151) kann hiebey kaum ausbleiben. Ein solcher zieht allemal den Organismus ins Spiel, durch dessen Einmischung (die wir hier nicht weiter erwägen wollen) die Sache noch verwickelter wird.

Mit diesem *Phantasiren* (denn das ist es, mehr oder minder lebhaft) verbinden sich sehr oft Handlungen in der Aufsenwelt (nach 166), und hievon ist das laute Aussprechen der Gedanken nur eine Species. Bey Kindern, die noch nicht gelernt haben, sich zurückzuhalten, sind dergleichen Aeufserungen dessen, was innerlich vorgeht, in der Regel. Da kommt alsdann die Wahrnehmung des Products der Aeufserung hinzu und wirkt mit auf den Verlauf des psychologischen Ereignisses.

208. Der Lauf der menschlichen Wahrnehmungen läfst alsdann, wenn er einigermaafsen rasch ist, den Vorstellungen, die er bringt, nicht Zeit, sich unter einander ins Gleichgewicht zu setzen; die vorangehenden werden durch die nachkommenden auf die mechanische Schwelle (133) geworfen, ohne in diejenigen Verbindungen, deren sie fähig waren, getreten zu seyn; und aus der mechanischen Schwelle wird gar bald die statische (130), wofern der Zuflufs neuer Vorstellungen noch länger dauert. Vermöge dieser übereilten Hemmungen sammelt sich eine Menge unverdauten Stoffes, der erst allmählig [158] verarbeitet wird, wenn ihn nachmalige Reproductionen wieder ins Bewufstseyn zurückführen.

[1] *Anmerkung.* Unter Vorstellungen, welche sich zugleich von der Schwelle wieder erheben, sind die Hemmungsgesetze nicht ganz dieselben, wie unter denen, die zugleich sinken. Bey den letzteren hängt die Hemmung von der ganzen Stärke der Vorstellungen ab; bey den ersteren ist die Hemmung veränderlich, denn sie entsteht erst allmählig, indem die entgegengesetzten im Bewufstseyn zusammen kommen. Daher ist sie in diesem Falle überhaupt schwächer, als in dem andern, und *hieraus folgt, dafs die zugleich reproducirten Vorstellungen, unter übrigens günstigen Umständen, eine innigere Verbindung eingehn, als welche möglich war, wenn sie zugleich sanken.* Daraus aber ergiebt sich nun abermals eine Veränderung in den Gesammtkräften, und so entstehen durch die Bewegungen selbst immer neue Bewegungsgesetze für die Vorstellungen.

209. Die spätere Verarbeitung des früher gesammelten Stoffes ist um desto wichtiger, weil die älteren Vorstellungen gewöhnlich die stärkeren sind, wegen der abnehmenden Empfänglichkeit (159). Diese Verarbeitung wird jedoch, je später, desto schwieriger, weil durch den steten Zuflufs neuer Wahrnehmungen sich die Gemüthslage, nebst der entsprechenden Disposition des Leibes, fortdauernd ändert, so dafs die älteren Vorstellungen mit ihren früher eingegangenen Verbindungen immer weniger dazu passen,

[1] Die Anmerkung zu 208 fehlt in der 2. Ausg.

folglich die Reproduction derselben gröfsere Hindernisse antrifft. Hierin liegt der Grund, weshalb dasjenige, woran nicht manchmal durch Wiederhohlungen erinnert wird, mehr und mehr in Vergessenheit geräth. Genau genommen aber geht in der Seele nichts verloren.

210. Die Zweckmäfsigkeit der Verarbeitung wird bestimmt durch die Zweckmäfsigkeit der Reproduction. Denn welche Vorstellungen *zugleich* reproducirt werden, diese eben, und keine andern, gerathen dadurch in neue und innigere Verbindung.

Anmerkung. Hiemit hängen einige von den pädagogischen Hauptbegriffen zusammen. Zuvörderst die Unterscheidung des *analytischen* und *synthetischen Unterrichts.* Jener geschieht durch zweckmäfsige Reproduction; dieser sorgt dafür, neue Vorstellungen gleich Anfangs in zweckmäfsiger Verbindung herbeyzuführen. Ferner gehört hieher die allgemeine Forderung, dafs *Vertiefung* und *Besinnung* gleich einer geistigen Respiration, stets mit einander abwechseln sollen. Die Vertiefung geschieht, indem einige Vorstellungen nach einander in gehöriger Stärke und Reinheit (möglichst frey von Hemmungen) ins Bewufstseyn gebracht werden. Die Besinnung ist Sammlung und Verbindung dieser Vorstellungen. Beydes findet Statt sowohl beym analytischen, als beym synthetischen Unterrichte. Je vollkommener und je sauberer diese Operationen vollzogen werden, desto besser gedeiht der Unterricht.

(Zu vergleichen ist des Verfassers allgemeine Pädagogik, im Anfange und gegen das Ende des zweyten Buchs.)

211. Während nun aus den vorbemerkten Ursachen die Vorstellungen, indem sie stets der Tendenz zum Gleichgewichte folgen, eben dadurch aus einer Bewegung in die andere gerathen: verweben sie sich immer vester und vielfältiger, so dafs mehr und mehr jede Aufregung einer einzigen unter ihnen sich durch die übrigen fortpflanzt, *und dadurch selbst ihrer Rückwirkung ausgesetzt ist.* Mit andern Worten: das Phantasiren geht mehr und [160] mehr ins Denken über, und der Mensch wird immer *verständiger.* Denn in diesem allgemeinen Zusammenhange der Vorstellungen unter einander, nicht aber in den Begriffen und Urtheilen einzeln genommen, hat der Verstand seinen Sitz (18 und 188). Jedoch ist hiemit eine allmählige Ausbildung der Begriffe und Urtheile verbunden, indem dabey die Umstände eintreten, welche oben (179—192) sind erwogen worden.

212. Da kein Mensch einzeln lebt, vielmehr die Humanität nur in der Gesellschaft vorhanden ist, so gehört es hieher, zu bemerken, dafs das *Gespräch* der gewöhnliche Reiz für das Phantasiren, die *Sitten* aber und die *gemeinen Meinungen* die gewöhnlichen Haltungs-Puncte sind, in welchen sich die Vorstellungen so durchkreuzen und verflechten, dafs von da aus jede ihrer Bewegungen eine Bestimmung erhält, oder wie man auch sagen kann, der *gemeine Verstand* auf der gemeinen Meinung beruht, die übrigens wie immer[1] grundlos und unwahr, also in einem höhern Sinne des Worts dem Verstande sehr zuwider seyn kann.

---

[1] „wie immer" fehlt in der 2. Ausg.

---

[1] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

213. Von dem Phantasiren und Denken eines Menschen hängt ab sein *Anschauen* und *Merken,* überhaupt sein *Interesse.* Jeder Mensch hat seine eigne Welt, auch bey gleicher Umgebung.

Die Aufmerksamkeit ist theils *unwillkührlich* und passiv, theils *willkührlich* und activ. Von der letztern ist hier noch nicht die Rede; denn sie hängt mit der Selbstbeherrschung zusammen. Die erstere hat ihren Grund zum Theil in der *augenblicklichen Lage des Geistes während des Merkens;* andern Theils wird sie bestimmt durch die *älteren* Vorstellungen, welche das Gemerkte reproducirt.

[161] a) Bey der Geisteslage während des Merkens kommen *vier* Umstände in Betracht: die Stärke des Eindrucks, die Frische der Empfänglichkeit, der Grad des Gegensatzes gegen schon im Bewufstseyn vorhandene Vorstellungen, und der Grad des mehr oder minder zuvor beschäfftigten Gemüths.[1] (Hierüber vergleiche man die Aufsätze XVII u. XVIII im dritten Hefte des Königsberger Archivs für Philosophie u. s. w.)[2]

b) Was die Mitwirkung älterer reproducirter Vorstellungen anlangt, so können dieselben sowohl durch ein Zuviel, als durch ein Zuwenig, dem unwillkührlichen Merken ungünstig seyn, indem in beyden Fällen es dem Neu-Aufgefafsten unmöglich wird, die Gemüthslage nach sich zu bestimmen. Findet nämlich das Neue nichts Altes, oder dessen Zuwenig vor, mit dem es sich verbinden könnte, so ist es für sich allein meistens zu schwach, um nicht von andern Vorstellungen erstickt zu werden, die sich schon mehr gesammelt und verbunden haben. Tritt aber des gleichartigen Alten Zuviel hervor, so schwächt es die Empfänglichkeit für das Neue (161). Dagegen wird das Merken hauptsächlich durch zwey Umstände begünstigt, erstlich, wenn es mit dem Alten contrastirt (148), wobey die Reproduction stark genug zur Anknüpfung ist, ohne durch ein Uebermaafs der Empfänglichkeit bedeutend zu schaden; — zweytens, wenn durch das Neue eine Entwickelung älterer Vorstellungen befördert wird, wornach dieselben ohnehin schon strebten. In diesem Falle stiftet es neue Verbindungen, indem es zugleich eine Begierde befriedigt, oder doch ein angenehmes Gefühl hervorbringt (nach 150). Das geschieht besonders bey zuvor erregter *Erwartung.*

Anmerkung. Merken und Erwarten, als die beyden Stufen des Interesse, gehören gleichfalls zu den Grund[162]begriffen der allgemeinen Pädagogik. (In dem vorerwähnten Buche des Verf. über diesen Gegenstand mufs das zweyte Capitel des zweyten Theils mit den hier aufgestellten Sätzen verglichen und dadurch[3] erläutert werden.)

214. Unter denjenigen Aufregungen des psychischen[4] Mechanismus, welche im Organismus ihren Ursprung haben, mag es erlaubt seyn, solche

[1] Die 2. Ausg. hat zu dem Worte: „Gemüths" folgende Fufsnote: Psychologie I, § 95.

[3] „dadurch" fehlt in der 2. Ausg.

[4] „psychischen" mit der 2. Ausg. statt „psychologischen in der 1. Ausg.

[2] SW bringen statt des Textes in der Klammer in einer Fufsnote die Titel der betr. Aufsätze, nämlich: „über die Stärke einer gegebenen Vorstellung u. s. w." und „über die dunkle Seite der Pädagogik" [s. Band III vorl. Ausg.]

[3] u. [4] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

hier zu übergehen, die offenbar mehr physiologische als psychologische Phänomene darstellen; wohin die körperlichen Bedürfnisse zu rechnen sind.

Im Allgemeinen aber ist sehr klar, dafs jedes Körpergefühl im Stande ist, die mit ihm complicirten Vorstellungsreihen ins Bewufstseyn mitzubringen; und dafs diese sich um so gewisser entwickeln werden, weil mit allen *andern* Vorstellungen *andere* (wenn auch noch so schwache) Körpergefühle zusammenhängen, denen andere körperliche Zustände entsprechen, welche sich eben jetzt nicht hervorbringen lassen. Aus diesem Grunde sollte man eher eine noch gröfsere als eine geringere Abhängigkeit des Geistes vom Leibe erwarten, wie die, welche die Erfahrung zeigt.

215. Auch den *Veränderungen* der Gemüthslage und dem Ablaufen und Ineinandergreifen der Vorstellungsreihen müssen Veränderungen im leiblichen Zustande entsprechen. Hiebey kann schon das *Zeitmaafs* und die *Geschwindigkeit* der geistigen Veränderung eine ihr entweder günstige oder ungünstige Disposition des Körpers antreffen, welches hinreicht, um die abwechselnde Lust und Neigung zu dieser oder jener Beschäfftigung zu erklären, wofern nicht noch aufserdem rein psychologische Gründe mit einwirken.

Anmerkung. Dasjenige Spiel des psychischen[1] Mechanismus ist vorzüglich ein unbeherrschtes oder doch [163] schwer zu beherrschendes, welches entsteht, wenn die Geschwindigkeit in der Veränderung körperlicher Zustände ungewöhnlich wächst, und dadurch den entsprechenden Lauf der Vorstellungen beschleunigt. Dergleichen geschieht beym Uebergehn aus Krankheit in Gesundheit, während der Ausbildung der Pubertät, in manchen Krankheitszuständen, u. s. w. Die Phantasie entläuft alsdann dem Verstande, — mit andern Worten, die Schnelligkeit der sich entwickelnden Vorstellungen vermehrt die Gewalt, womit sie diejenigen aus dem Bewufstseyn verdrängen, die ihnen Widerstand leisten könnten.

216.[2] *Partialer* physiologischer Druck (164) ist die Hauptursache der anomalen Geistes-Zustände.

---

[1] „psychischen" mit der 2. Ausg. statt „psychologischen" der 1. Ausg.

[2] Die §§ 216, 217 lauten in der 2. Ausg.:

216. Das Vorstehende erlangt eine weit gröfsere praktische Wichtigkeit, wenn man versucht, hinter der vielfachen und veränderlichen Färbung des Ich (wovon in 202 die Rede war) die bleibende Individualität des Menschen, die besonders dem praktischen Erzieher sich entgegen-[173]stellt, die aber von jener sehr schwer zu unterscheiden ist, richtig zu durchschauen. Hieher gehört Folgendes:

a) Die von einem System zum andern fortlaufende Affection des Leibes (106) sollte bey vollkommener Gesundheit, wenigstens des reifen männlichen Körpers, entweder gar nicht, oder doch höchst beschränkt vorkommen; so dafs kein Einflufs geistiger Thätigkeit z. B. auf die Verdauung und Blutbewegung, also auch nicht umgekehrt, statt fände; wie denn in der That die Unerschrockenheit des Kriegers mitten in der Gefahr, nicht ohne Grund Kaltblütigkeit genannt wird.

b) Dagegen liegt in jedem menschlichen Organismus ein System möglicher Affecten prädisponirt; dergestalt, dafs eine sorgfältige Erziehung das

---

1 SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

Hieher gehört zuerst der *Traum*, der schon darum merkwürdig ist, weil er sich in der Regel nicht zwischen Wachen und Einschlafen, sondern zwischen Schlafen und Aufwachen in die Mitte schiebt. Dies zeigt an, dafs bey zunehmendem und wieder abnehmendem physiologischem Drucke, die Vorstellungen *nicht auf gleiche Weise* sinken und wieder steigen. Der Grund liegt darin, dafs beym Sinken zwar die stärksten, also die herrschenden Vorstellungen am längsten dem Drucke widerstehen, hingegen beym allmähligen Steigen keineswegs eben diese herrschenden die ersten sind, die sich wieder erheben. Denn das Steigen richtet sich hier nicht nach der Stärke der Vorstellungen, sondern nach dem freyen Raume, der ihnen gegeben wird, indem das Hindernifs entweicht (wie in 140). Daher kann jetzt die allergeringste Verschiedenheit in den Körpergefühlen oder in der Aufgelegtheit zur schnellern oder langsamern Veränderung der körperlichen Zustände (215) entscheiden, welche damit am meisten verträgliche Vorstellungsreihen im Bewufst[164]seyn zusammentreffen, und insbesondere, *wie weit sie sich entwickeln sollen.* Die Ungereimtheit der Träume rührt meistens daher, dafs gewisse Vorstellungsmassen einander *nicht hemmen*, folglich sich verbinden, die im Wachen sich mit ihren widerstreitenden Merkmalen im Bewufstseyn ausgebreitet, und eben dadurch einander sogleich wieder zurückgestofsen haben würden. Beym Aufwachen geschieht dieses und über den Traum wird nun gelacht. Doch bleibt

---

Ausbrechen dieser Affecten mehr aufschiebt, als beseitigt und in seinen nachtheiligen Folgen vermeidet. Deshalb kann sie Niemanden die Erfahrungen, denen er entgegengeht, weil er sie sich selbst zuzieht, ganz ersparen.

c) Zu erklären, wie vielfach verschieden der physiologische Druck (50) aus den Organen und Systemen des Leibes entspringe, ist den Physiologen anheim zu stellen; aber was dieser Druck in den geistigen Thätigkeiten verändern könne, das mufs aus der Kenntnifs des psychischen Mechanismus und seiner mannigfaltig möglichen Hemmungen beurtheilt werden. Das Leichteste hievon ist Folgendes:

α) Statt der unmittelbaren Reproduction (26) entsteht unter dem Einflusse jenes Drucks zunächst Verdüsterung, indem die neuen Wahrnehmungen nicht sowohl den älteren gleichartigen freyen Raum schaffen, als vielmehr die schon vorhandenen Vorstellungen, welche sich mit dem Drucke ins Gleichgewicht gesetzt hatten, in der Gegenwirkung schwächen; so dafs nun die Wirkung des Druckes zunimmt, und die älteren Vorstellungen, welche das Neue [174] aufnehmen und sich aneignen sollten, nur kümmerlich hervortreten. Daher sehr oft ein dumpfes Erstaunen, wo lebhaftes Interesse erwartet wurde.

β) Der nämliche Druck verkümmert noch weit leichter die Wölbung, folglich auch die Zuspitzung; daher die Vorstellungen nicht scharf, wohl aber nackt hervortreten; wie bey Menschen, die nichts errathen, nichts in seiner vollen Beziehung auffassen, kein feines Gefühl haben; während sie vielleicht mechanisch fleifsig lernen.

γ) Bey Manchen ist der Druck nicht stets wirksam; er kommt nur in Folge der von der geistigen Thätigkeit ausgehenden Spannung als

etwas von der falschen Verbindung, sonst gäbe es keine Erinnerung an den Traum.

217. Im Wahnsinn giebt es in dem ganzen Gewebe der Vorstellungen eine bestimmte Stelle, wo ihr gegenseitiger Einflufs auf einander stockt, so dafs gewisse Hemmungen ausbleiben, die beym gesunden Menschen unfehlbar erscheinen würden, gerade wie im Traume. Ohne Zweifel versagt hier der Leib einen gewissen Wechsel der begleitenden organischen Zustände. Gefährlich wird diese Starrheit dadurch, dafs der wohlthätige Druck, welchen der Schlaf über die Vorstellungen des Träumenden ausübt, hier mangelt; daher die Gedanken des Wahnsinnigen nicht gehindert sind, sich in ein verkehrtes System von beträchtlicher Stärke zu verschmelzen und zu compliciren. Doch läfst sich in den Jugendjahren die falsche Verbindung noch abändern, weil sowohl die Empfänglichkeit für neue Vorstellungen, als die Veränderung der leiblichen Zustände grofs genug ist. Deshalb droht der Wahnsinn nur den reiferen Jahren; in diesen aber wird es, auch wenn die Heilung gelingt, immer schwer seyn, die Gefahr des Rückfalls zu beseitigen.

218. Die Aufsenwelt, in wiefern sie zur Aufregung des geistigen Lebens beyträgt, betrachten wir hier als die Sphäre des *Handelns* und als den Sitz der Hindernisse desselben, nachdem oben schon der Reiz, den neue [165] Wahrnehmungen hervorbringen, ist erwogen worden. Jetzt mufs

---

Reaction vor. Solche Köpfe sind lebhaft und leichtfertig, aber ohne Tiefe und Zusammenhang. Denn ihre Gedanken werden jeden Augenblick zerschnitten; sie können nur kurze Reihen bilden. Sie mögen nicht allein seyn, weil es ihnen nicht gelingt einen Gedanken zu verfolgen.

δ) Wirkt ein beharrlicher Druck auf freysteigende Vorstellungen (32): so bringt er deren Bewegung in Unordnung, indem er mit den stärksten derselben, da sie am höchsten steigen sollten, in einen Conflict tritt, wodurch die schwächern Freyheit gewinnen, abwechselnd mit jenen ins Bewufstseyn zu kommen. Unter solchen Umständen zeigen sich selbst thätige und energische Köpfe rhapsodisch in ihrem Thun; sie glänzen vielleicht, aber ihre Bildung hat Risse und Sprünge, wofern nicht sehr sorgfältig dagegen gearbeitet wurde.

ε) Sehr verschieden findet man überhaupt den Rhythmus der geistigen Bewegungen, daher Manche besser das erreichen, was schnell, Andre, was langsam gethan seyn will.

Diese Andeutungen sehr verwickelter Untersuchungen mögen hier genügen.

217. Von äufsern Eindrücken der Umgebung hängen [175] die verschiedenen Vorstellungs-Massen ab. Jede neue Umgebung, vollends jede neue Lebenslage bringt ihre eigene, von den übrigen zwar nicht ganz, aber grofsentheils gesonderte Masse. Bey weitem nicht immer entsteht unter diesen Massen das rechte, zur Selbstbeherrschung nöthige Verhältnifs. Hier hat der Unterricht, und die ganze absichtliche Ausbildung, eine grofse Aufgabe. Allein zunächst werden wir nicht die innere Wechselwirkung der Vorstellungsmassen unter einander, sondern das äufsere Verhältnifs des Menschen zu seiner Umgebung in Betracht ziehn.

zuvörderst der Zusammenhang zwischen *Vorstellen*, *Handeln*, *Begehren*, *Wollen* (die Worte stehn absichtlich in dieser Ordnung) genauer als zuvor (166) entwickelt werden.

Bewegungen der Gliedmafsen des Leibes und die Gefühle davon sind zusammenhängende Zustände des Leibes und der Seele. Ist mit dem Gefühl noch irgend eine Vorstellung, etwa des bewegten Gliedes, oder auch nur eines äufsern Gegenstandes complicirt, so bewirkt jede Regung dieser Vorstellung, falls nicht ein Hindernifs eintritt, unmittelbar eine Reproduction jenes Gefühls und der zugehörigen Bewegung. Zu der letztern wird also nicht einmal erfordert, dafs die Vorstellung im Zustande des Begehrens sey, sondern sie wird ohne weiteres begleitet vom Handeln. (So bey Thieren und bey Kindern; erst der Erwachsene weifs sich zurückzuhalten durch die Einwirkung anderer Vorstellungsmassen.) Die fernere Untersuchung mufs nun auf die Lehre von den Vorstellungs-Reihen zurückgehn.

219. Die eben erwähnte, von einem Handeln unmittelbar begleitete Vorstellung sey d, in einer Reihe a, b, c, d, . . . (143); findet nun die Handlung in der Aufsenwelt kein Hindernifs, so geschieht sie unbemerkt, und die Reihe läuft im Bewufstseyn weiter fort zu e, f, u. s. w., als ob kein Handeln geschehen wäre. So bey den Bewegungen des Augapfels, grofsentheils auch der Sprach-Organe, während die Bewegungen der Arme und Beine, wegen der Schwere und Trägheit dieser Gliedmafsen, schon einigermafsen zum folgenden Falle gehören.

Es finde die Handlung ein Hindernifs in der Aufsenwelt, so hemmt dasselbe das zu der Handlung gehörige [166] Gefühl, und vermittelst dessen die Vorstellung d. Da nun d mit einem Reste von c, einem kleinern Reste von b, einem noch kleinern von a verschmolzen ist, da ferner nach der Gröfse dieser Reste auch die, einem jeden derselben eigenthümliche, Geschwindigkeit ihres Wirkens verschieden ist, so gewinnen jetzt, während das Ablaufen der Reihe stockt, auch die kleineren Reste Zeit, um als Hülfen (138) für d mitwirken, und sich unter einander verstärken zu können. Wäre kein Hindernifs gewesen, so würde c am schnellsten auf d gewirkt haben und die kleineren Reste hätten keinen Einflufs gehabt, weil das, was sie wirken können, ohne sie schon wäre gethan gewesen. Weicht das Hindernifs auf die Mitwirkung von b, so gelangt a nicht zum Helfen; weicht es noch nicht, so wird allmählig jedes Glied, wie viele deren zu der Reihe gehören mögen, zu der allgemeinen Thätigkeit seinen Beytrag geben. Wie lange dies dauert, so lange befinden sich alle Glieder der Reihe bis auf d im Zustande der Begierde; in dem Augenblicke aber, wo die ganze Kraft aller vereinigten Hülfen angespannt ist, geht die Begierde, wofern das Hindernifs noch immer nicht überwunden ist, in ein unangenehmes Gefühl über (149).

Dies alles ist sehr leicht in der Erfahrung wieder zu erkennen. Eine uns geläufige Handlung des gemeinen Lebens, z. B. die Eröffnung einer Thüre, geschieht, wenn kein besonderes Hindernifs sich einmischt, fast unbemerkt und ohne unsern Gedankenlauf zu stören. Widersetzt sich aber irgend eine Reibung, so strengen wir allmählig mehr Kraft an, wir begehren immer stärker, dafs die Thür sich öffne, bis dies wirklich geschieht; ist aber die Bemühung vergeblich, so läfst die Begierde einem Unbehagen

Raum, das wenigstens so lange dauert, [167] bis eine neue Gedankenreihe dazu kommt, die aufser dem Kreise dieser Untersuchung liegt.

220. Die Stelle eines Hindernisses vertritt oftmals ein blofser Mangel in einer gewohnten Umgebung. Einer Reihe von Vorstellungen, a, b, c, d, e, entspreche die Reihe der Anschauungen a, b, c. e, worin d fehlt, so wird dasselbe *vermifst*, weil die übrigen Vorstellungen nicht damit zu Stande kommen können, den Grad von ungehemmter Klarheit, in welchem d mit ihnen verschmolzen war, wieder herzustellen; wozu gehören würde, dafs sie nicht blofs in der Seele, sondern auch im Sinnesorgan die zusammengehörigen Zustände des wirklichen Anschauens hervorbrächten. Das Vermissen wird zum *Sehnen*, wenn die Reihe a, b, c . . . stark genug und der Geist in sie vertieft ist.

221. Man setze hier an die Stelle einer Reihe nun ein Gewebe vieler Reihen, die sich sogar durch den ganzen Gedankenkreis des Menschen erstrecken können, so wird eine allgemein durchdringende Sehnsucht nach dem vermifsten Gegenstande das ganze Gemüth erfüllen. Dies ist der Grundzug der *Liebe*, der ihr Gegenstand unentbehrlich ist, und die jede mögliche Ahndung von räumlicher oder geistiger Trennung verabscheut. Es ist bekannt, dafs sie durch ihre mancherley Veranlassungen näher bestimmt wird, auch dafs sie viele Beymischungen, zum Theil von sinnlichen Gefühlen, in sich aufnimmt; ihre einfachste Gestalt aber zeigt sie da, wo sie aus blofser *Gewöhnung* entsteht. (Zu vergleichen ist des Verfassers allgemeine praktische Philosophie, S. 360, Bd. II, S. 438.)

222. *Was* und *wie* der Mensch liebt, — von den zerstreuenden Liebhabereyen bis zu der Liebe als verzehrender Leidenschaft, — das ergiebt das erste Wesentliche seines *Charakters*. Doch hiebey kommen mancher[168]ley formale Bestimmungen in Betracht, die an den Begriff des *Willens* müssen geknüpft werden. (Die ersten vier Capitel des dritten Buchs der allgemeinen Pädagogik stehn damit in Verbindung, Bd. II, S. 90 ff.)

223. *Wille ist Begierde, mit der Voraussetzung der Erlangung des Begehrten.* Diese Voraussetzung verknüpft sich mit der Begierde, sobald in ähnlichen Fällen die Anstrengung des Handelns (219) von Erfolg gewesen ist. Denn alsdann associirt sich gleich mit dem Anfange eines neuen, gleichartigen Handelns, die Vorstellung eines Zeitverlaufs, den die Befriedigung der Begierde beschliefsen werde. Hiebey entsteht ein *Blick in die Zukunft*, der sich immer mehr erweitert, je mehr *Mittel* zum Zwecke der Mensch voranschicken lernt. Eine Reihe α, β, γ, δ, habe sich in früherer Auffassung des Verlaufs einer Begebenheit gebildet. Jetzo sey die Vorstellung δ im Zustande der Begierde. Obgleich sie als solche wieder eine Hemmung aufstrebt, so können doch die Hülfen, welche sie den Vorstellungen γ, β, α, zusendet, ungehindert wirken, falls die eben bezeichneten keine Hemmung im Bewufstseyn antreffen. Es werden also γ, β, α, in gehöriger Abstufung reproducirt (wie b und a in 143 gegen das Ende), und wofern eine dieser Vorstellungen mit einem Handeln complicirt ist (218), so geschieht eine solche Handlung; wodurch unter günstigen äufsern Umständen der ehemalige Verlauf der Begebenheit sich wirklich erneuern kann, dergestalt, dafs α, β, γ, sich wie Mittel zum Zwecke δ verhalten.

224. *Der Wille hat seine Phantasie und sein Gedächtnifs, und er ist um desto entschiedener, je mehr er dessen besitzt.* Denn eine Reproduction, wie die eben erwähnte, kann durch sehr lange, sehr verflochtene Reihen, nach vielen Seiten hin fortlaufen und in irgend ei[169]nem entfernten Gliede eine Handlung hervorrufen. Auch die Anstrengung in dieser Handlung erklärt sich leicht, wenn man annimmt, dafs jenes δ (in 223), eine und dieselbe Vorstellung sey mit d (in 219), so dafs in der Zusammenwirkung von a, b, c, d, die Stärke des Wollens liege, durch welche γ, β, u. s. w. bis zu der Handlung, welche Mittel zum Zwecke ist, aufgeregt werden. Die entschiedene Voraussetzung aber, man werde den Zweck erreichen, ist um so gewisser und vester, je mehr der Mittel zu Gebote stehn, das heifst, je weiter umher die eben bezeichneten Reproductionen sich erstrecken.

225. Der Wille stärkt sich auch durch Bekanntschaft mit Gefahren, und durch Entsagungen.

Zwar die Gefahr ist dadurch, dafs man sie kennt, an sich nicht weniger furchtbar, aber die Vorstellung derselben bewirkt keine so starke Hemmung, wenn sie mit den andern Vorstellungen verschmolzen ist. Auch wird alsdann nicht sowohl der Zweck, als vielmehr der *Versuch* gewollt, jenen zu erreichen. Die Entsagungen aber lösen vollends das Gemüth ab von Besorgnissen und Rücksichten, welche den Willen schwankend machen könnten.

226. Giebt es in mehreren Puncten des Gedankenkreises solche Stellen, in welchen Vorstellungen als Begierden aufstreben, so können sie sich bey den Reproductionen, durch welche die Ueberlegung der Mittel und Hindernisse geschieht, leicht begegnen und einander widerstreiten. Das Schwanken in diesem Widerstreite ist die *praktische Ueberlegung*, welche geendigt wird in der *Wahl.* [1]

Diese letztre ist ursprünglich *nicht* ein Werk der *praktischen Grundsätze*, sie macht vielmehr dergleichen erst möglich, indem aus oft wiederhohltem Wählen in ähnlichen Fällen allmählig ein *allgemeines Wollen* ent[170]steht, und gerade so durch hinzukommende Urtheile ausgebildet wird, wie die allgemeinen Begriffe (179—192).

Hier aber ist schon der Uebergang in die Betrachtungen des folgenden Capitels.

Anmerkung. Zu unterscheiden von dem allgemeinen Wollen, aber gleichfalls vorbereitend auf das folgende Capitel, ist der Umstand, dafs, je mehrere Vorstellungsmassen sich in dem Menschen schon gebildet haben, desto mehrere einstimmig zusammen zu wirken pflegen, wenn eine Begierde als Wille in Handlung übergeht. Oft ist dagegen in *einer* Vorstellungsmasse alles fertig zum Wollen, aber die andern hindern es. So geht Unzufriedenheit der Empörung lange voran.

227. Umstände des äufsern Lebens hindern oft den Menschen, seines ganzen Wollens inne zu werden, seinen Charakter zu entwickeln. Ein

---

[1] „Wahl" nicht gesperrt in der 2. Ausg.

---

[1] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

andermal ist ihre Gunst zu grofs für die Kleinheit seines Gedankenkreises.

Der erste Fall ist bey weitem der häufigste. Daher, besonders unter drückender Staats-Regierung, eine gefährliche Verschlossenheit ungekannter Kräfte.[1] Daher die politische Nothwendigkeit, der menschlichen Thätigkeit eine geordnete Freyheit zu gewähren.

Fünftes Capitel.

Von der Selbstbeherrschung, insbesondere von der Pflicht, als einem psychischen[2] Phänomen.

228. Man unterscheide die *wirkliche* Selbstbeherrschung von derjenigen, *welche der Mensch sich selbst anmuthet,* und diese wiederum von der, *welche er sich anmuthen soll.*

[171] 229. Fast unbemerkt, und ohne noch mit den Schwierigkeiten der Sache bekannt zu seyn, beschliefst über sich selbst das Kind, indem es eine Handlung, die für ein Mittel zum Zwecke gilt, sich vorbehält und vorsetzt auf eine künftige Zeit. Hintennach, wann die Zukunft zur Gegenwart geworden ist, findet sich, dafs auch jetzt noch gewollt wird, dafs der frühere Augenblick nicht über den jetzigen entscheiden konnte, und dafs es sich fragt, ob denn auch der jetzige Wille einerley sey mit dem vorigen, — an welchen vielleicht kaum noch gedacht wird. Erst allmählig erfährt der Mensch, wie leicht er sich selbst ungetreu seyn könne.

230. Erfahrungen dieser Art sind im Grofsen auffallender und schädlicher als im Kleinen. Lange bevor der Mensch das psychologische Bedürfnifs anerkennt, sich selbst eine Regel zu setzen und sich daran zu binden, giebt es *Gesetze* in der bürgerlichen Gesellschaft; und diese sind das Vorbild alles dessen, was weiterhin die Moral von Sittengesetzen zu sagen pflegt.*

Je roher der Mensch, desto rücksichtsloser sind die Gesetze. Hingegen je weniger Gefahr, man werde die Ausnahme zur Regel machen, desto mehr neigt sich die Gesetzgebung selbst dahin, die Fälle feiner zu unterscheiden; und je mehr Zutrauen zu der Integrität und Einsicht der Richter, desto mehr wird ihrem Ermessen überlassen. Doch bleibt es Kennzeichen eines guten Gesetzes, *vor dem Ereignifs, auf das es angewendet wird, vest*[172]*gestellt zu seyn;* denn darin, dafs der Gesetzgeber den einzelnen, noch ungeschehenen Fall nicht wissen *konnte*, liegt allein die Bürgschaft der geforderten völligen Unpartheylichkeit.

---

* Das bürgerliche Gesetz bestimmt nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte. Dem zufolge hat man auch gewisse natürliche, angeborne Rechte ersonnen. Diese, in wiefern sie eine Anlage in der menschlichen Seele bezeichnen sollen, gehören zu den psychologischen Erschleichungen. Vergl. Allg. pract. Philos. S.174. [Vgl. Bd. II, S. 383 vorl. Ausg.]

[2] „psychischen" mit der 2. Ausg. statt „psychologischen" des Grundtextes.

---

[1] unbekannter Kräfte SW.

[2] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

231. Aus dem Selbstbewufstseyn folgt das *Gewissen;* denn indem der Mensch sich selber ein Schauspiel ist, fällt er auch Urtheile über sich selbst. — Die innere Wahrnehmung aber kann auf die zweyte Potenz steigen; dann beurtheilt der Mensch seine Art, sich selbst zu beurtheilen.

Hier nun entsteht die Frage: ob auch der innere Richter partheyisch sey? Und es bedarf nur einer kurzen Reihe innerer Wahrnehmungen, um die Gefahr eines unlautern Selbsturtheils kennen zu lernen.

Als nothwendiges Sicherheits-Mittel gegen solche Partheylichkeit wird demnach auch für das eigne Innere des Menschen, so wie für die bürgerliche Gesellschaft ein bestehendes Gesetz gefordert, das den zu beurtheilenden Fällen vorangehe. Die Strenge der Vorschrift wird auch hier allmählig milder, und mehr der Verschiedenartigkeit der Fälle angepafst, bis eine übertriebene Milde wiederum zur Schärfung der Regel zurückführt.

232. Hiebey ist über den Inhalt der Selbst-Gesetzgebung noch nichts vestgesetzt. Dem Bedürfnisse derselben kommt das allgemeine Wollen (226) entgegen; dieses aber ist höchst verschieden bey den Individuen, daher auch Anfangs die praktischen Grundsätze individuel sind. Vestsetzungen dessen, was man lieber wolle, oder was man minder erträglich finde, verbunden mit empirischen Klugheits-Regeln, dies ergiebt den gröfsten Theil der ersten Moral, welche durch einen Begriff von wahrer und dauernder Glückseligkeit die [173] Launen zu regieren, die Leidenschaften zu dämpfen sucht.

233. In der praktischen Philosophie wird gezeigt, dafs die *Pflicht* auf den *praktischen Ideen* beruht. Diese besitzen eine ewige Jugend; dadurch scheiden sie sich allmählig von den ermattenden Wünschen und Geniefsungen als das einzig Unveränderliche, was dem Bedürfnisse eines Gesetzes für den innern Menschen (231) entsprechen *kann;* sie tragen überdies den Stempel eines *unvermeidlichen Verhängnisses* an sich, weil der Mensch derjenigen Beurtheilung, wovon sie die allgemeine Form bezeichnen, schlechterdings nicht entgehen kann. Darum findet sich in ihnen der nothwendige Inhalt, welcher die Form der allgemeinen Selbst-Gesetzgebung ausfüllen *mufs.*

Anmerkung. Hiemit ist nun erklärt, was für eine Art von Selbstbeherrschung der Mensch *sich anmuthen soll* (228), und zwar noch ohne Frage, wieviel er davon ausführen *könne;* welches letztere im Allgemeinen unbestimmt, und überdies dem Individuum stets *unbekannt* ist, indem Niemand sich selbst psychologisch genau zu durchschauen vermag. Dafs nun eine so einfache Vorstellung von der Pflicht für den gemeinen Gebrauch der Moralisten nicht nachdrucksvoll genug erscheint, dafs sie bald reizende, bald imponirende Zusätze versuchen, um eindringlicher predigen zu können, ist gar kein Wunder, und in manchen Fällen, wenn es nicht übertrieben wird, sehr zu billigen. Verwundern aber mufs man sich, wenn einige Philosophen ihre metaphysischen Meinungen mit zu Hülfe nehmen, um die Nothwendigkeit der Pflicht noch nothwendiger zu machen. Denn *Meinung* allein kann hier in Betracht kommen, da man vom metaphysischen *Wissen* die Gebundenheit aller Menschen an die Pflicht wohl nicht wird abhängig machen wollen. Auf diesem [174] Wege dürfte am Ende wohl noch die Ewigkeit der Höllenstrafen in die philosophische Moral zurückkehren; eine gewifs wirksame, und mit gehöriger Erklärung und Einschränkung sogar aus psychologischen Gründen wahrscheinliche Meinung.

wie man am Ende dieses Buches sehen wird. — Eine Sittenlehre aber (die freylich nicht *schlaff* seyn darf) mufs ihre Schärfe in sich selbst haben. Und diese Schärfe beruht nicht auf gewissen schneidenden Ausdrücken vom unbedingten Sollen, u. dergl., sondern allein auf der Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe von dem Verwerflichen, gegenüber dem Löblichen. Unwiderstehlich ist derjenige Tadel, der keine Ausrede gestattet; wenn aber Jemand entschlossen ist, solchen Tadel zu ertragen, so wirkt auf ihn keine Sittenlehre mehr, er ist ein Kranker, den *Leiden* zur Heilung, das heifst, zur Bufse bringen müssen. Der Tadel thut das Seinige, wenn er die Leidenschaften beschämt. Deutliche Auseinandersetzung der praktischen Ideen, die den letzten eigentlichen Gehalt und Sinn aller moralischen Vorschriften ausmachen, ist die beste Schärfung des Gewissens.

234. Die *wirkliche* Selbstbeherrschung und die *Möglichkeit*, dafs der Mensch das ausführe, was er sich anmuthet und anmuthen soll, — beruhet im Allgemeinen auf dem Zusammenwirken mehrerer Vorstellungsmassen (154). Hiebey äufsert besonders das *allgemeine Wollen*, wenn ein solches sich schon gebildet hat (226), und alsdann hat es allemal seinen Sitz in irgend einer Vorstellungsmasse, — eine grofse Gewalt, die man in jeder zweckmäfsigen Thätigkeit erkennen kann. [1] Man überdenke in dieser Hinsicht den Begriff der *Arbeit.* Jede Art von Arbeit erfordert, dafs das Wollen des Zwecks veststehe, während diejenigen Willensacte, welche einen Theil der Arbeit nach dem andern in gehöriger Ordnung [175] vollziehen, in und mit einer Reihe von Vorstellungen im Bewufstseyn ablaufen. (Nach 143, zuweilen mit Verzögerungen und Anstrengungen, wie in 219.) Nun aber setzt sich die planmäfsige Thätigkeit eines gebildeten Mannes aus vielen und verschiedenen Arbeiten zusammen, die selbst eine Reihe von höherer Art ausmachen. Je verwickelter nun eine solche Thätigkeit ist, desto offenbarer erhellet die Macht derjenigen *herrschenden Vorstellungsmasse*, in welcher das Wollen der Haupt-Absicht seinen Sitz hat, über die sämmtlichen, in verschiedenen Abstufungen ihr untergeordneten. Auch fehlt es nicht an Thatsachen, welche viel stärker, als nöthig ist, beweisen, wie tyrannisch das herrschende Wollen oftmals alle kleineren Wünsche aufopfert, so dafs ein einziges Vorurtheil oder eine einzige Leidenschaft das ganze Gemüth gleichsam zu veröden und zu verwüsten vermag.

Denn man mufs sich wohl hüten, die Selbstbeherrschung, blofs als solche, schon für etwas Sittlich-Gutes zu halten. Soll ihr dieser Ruhm zukommen, so mufs die Qualität, und nicht blofs die Stärke der herrschenden Vorstellungsmasse sie dazu eignen. [2] Auf die Frage: welche Qualität? ist schon geantwortet in 233, doch wird der Gegenstand sogleich noch etwas weiter entwickelt werden. [3]

---

[1] Statt des folgenden Satzes „Man überdenke in dieser Hinsicht den Begriff der *Arbeit*“ hat die 2. Ausg.: „Man rufe sich in dieser Hinsicht den Begriff der *Arbeit* zurück.“

[2] Der Satz „Auf die Frage: .... entwickelt werden.“ fehlt in der 2. Ausg.

[3] In der 2. Ausg. folgt hier noch folgende Anmerkung:

Anmerkung. Wem es Ernst ist, sich selbst so viel möglich in seine Gewalt zu bekommen, der hüte sich vor allem vor der Verblendung

235. Allemal ist die Selbstbeherrschung ein streng gesetzmäfsiges psychologisches Ereignifs, und die Gewalt, die sie ausübt, hat eine *endliche Gröfse,* jedoch so, dafs man niemals behaupten kann, diejenige Stärke der Selbstbeherrschung, die ein bestimmtes Individuum in einem bestimmten Augenblicke besitzt, sey die gröfste, zu der irgend Jemand, oder zu der auch jenes Individuum selbst hätte gelangen können. Darum setzt mit Recht die Sittenlehre im Allgemeinen voraus: *jede Leidenschaft könne* [176] *bezwungen werden,* und wenn irgend Jemand seine Leidenschaften nicht beherrschen kann, so trifft ihn eben dieser Schwäche wegen, nach der Idee der Vollkommenheit (man sehe allgem. prakt. Philosophie im zweyten Capitel des ersten Buchs) ein gerechter Tadel ohne Ausrede.

Anmerkung. Diejenigen, welche eine *transscendentale* Freyheit des Willens annehmen, müssen, wenn sie nicht gegen die Consequenz gröblich fehlen wollen, derselben eine *unendliche Gröfse* der Kraft gegen die Leidenschaften beylegen. Denn das Wort *transscendental* bezeichnet in diesem Zusammenhange einen Gegensatz gegen alle Causalität der Natur; daher denn die Naturgewalt der Leidenschaften gegen eine solche Freyheit *gar Nichts* vermögen würde. Es verhält sich aber Nichts zu Etwas, wie Etwas zum Unendlich-Grofsen, so dafs, wenn die Gewalt der Leidenschaften für Etwas soll gerechnet werden, die transscendentale Freyheit für unendlich stark mufs genommen werden. Dafs sie nun hiebey, vermöge ihres eigenen Wirkens, wieder in dasselbe Causal-Verhältnifs hinein

---

durch falsche Theorien, welche ihm seine eigene Freyheit gröfser darstellen, als sie ist. Diese vermögen nicht, frey zu machen; sie stürzen vielmehr in alle Gefahren falscher Sicherheit. Dagegen gestehe sich Jeder seine schwachen Seiten; diese suche er zu bevestigen. Das geschieht nun nicht blofs durch unmittelbare Wachsamkeit; [186] sondern hiebey kommt im wirklichen Leben die ganze Wechselwirkung des Menschen und seiner Umgebung in Betracht. Wie das Wollen ursprünglich aus dem Gedankenkreise hervorging, so leitet es hinwiederum die fernere Bildung desselben durch die Wahl der Beschäfftigungen und Hülfsmittel. Bibel und Gesangbuch sind unendlich wichtige Stützen der Selbstbeherrschung. Manchem auch kommt HORAZ oder CICERO zu Hülfe. Gegen Abspannungen des Geistes wirkt Diät, Bewegung, das Bad und der Gesundbrunnen. Den gebildeten Klassen könnten die Künste, insbesondre das Theater viel leisten; ginge nur nicht die Kunst nach Brod! Zwar wenn man sieht, dafs grofse Dichter, bey aller Liebhaberey für das Theater, doch nicht ihre poetische Laune in die Bedingungen theatralischer Darstellung fügen mochten, so kann man nur den Mangel an deutscher Selbstständigkeit bedauern, die, von französischer Peinlichkeit zurückgestofsen, sich nicht blofs der Bewunderung, sondern auch der Nachahmung SHAKESPEARE's hingab. Aber der eigentliche Fehler des Theaters liegt im Speculiren auf die Börsen der Reichen, und auf die Schaulust der Masse. In die Schlingen der Geld-Aristokratie sich zu verstricken, — das ist allgemein die Gefahr, welche das Zeitalter läuft bey seinen Bestrebungen nach Freyheit. Man blicke auf England und Amerika.

geräth, von welchem sie frey seyn sollte, ist hier nicht nöthig weiter auszuführen.[1]

236. Die Bedingungen der Selbstbeherrschung, folglich auch die Bestimmung ihrer endlichen Gröfse, — liegen in dem *Verhältnisse* der herrschenden zu den untergeordneten Vorstellungsmassen. Dies ist zwar im Allgemeinen klar aus 153 — 157, doch mögen noch folgende etwas mehr specielle Bemerkungen, theils über die Herrschaft der Begierden und Leidenschaften, theils über die moralische Selbstbeherrschung, hinzukommen.

Wie eine Begierde allmählig um sich greife, läfst sich leicht aus 223 und 224 erkennen. Der Flufs der [177] Vorstellungen stockt, und schwillt an bey dem Puncte, der begehrt und nicht sogleich erreicht wird. Die von ihm erweckten Reproductionen sammeln sich anfangs ungeordnet, als Phantasien; allein das Phantasiren geht allmählig ins Denken über (211), und es bilden sich mehr und mehr Begriffe und Urtheile in Beziehung auf die Begierde und im Dienste derselben. Dies drückt man unrichtig aus, wenn man sagt: *die Leidenschaft setze den Verstand in Bewegung*. Nicht ein ganzes Seelenvermögen wird hier in einseitige Thätigkeit gesetzt, sondern ein gewisses Denken, das man *verständig* nennen kann, in wiefern *Verstand* blofs ein Gattungsbegriff für gewisse Arten der Regsamkeit der Vorstellungen ist, — erzeugt sich in der Gedankenmasse, welche sich um die Begierde herum angehäuft hat. Rohe Menschen, und vollends Wilde, haben beynahe keinen andern Verstand, als den ihrer Leidenschaften.

---

[1] Die 2. Ausg. läfst auf die vorstehende Anmerkung „Diejenigen, welche . . . . auszuführen" noch eine zweite folgen:

Anmerkung 2. Eine kurze Erwähnung der Fragen über den Gemüthszustand der Verbrecher, welche zuweilen von Richtern an Aerzte ergehen, kann das Vorhergehende und das Folgende deutlicher machen. Die Frage beabsichtigt nicht Belehrung über das Wesen freyer Handlungen; sondern der Richter setzt voraus, dafs, wenn der Verbrecher, im Alter der Pubertät, gesund war, er die schädlichen Folgen seiner Handlung kannte; dafs er eine solche Handlung, falls sie gegen ihn selbst begangen würde, nicht wollen würde; dafs er den allgemeinen Begriff dieses Nicht-Wollens in sich ausgebildet habe; und dafs er wisse, die bürgerliche Gesellschaft leide dergleichen nicht. Hiedurch mufste er von der Handlung abgehalten werden, wenn er [188] ein ehrlicher Mann war; ist er es nicht, so wird er um desto gewisser gestraft, je vester sein böser Charakter ist, und je gewisser aus dieser Bosheit auch böse Handlungen bey jeder Gelegenheit hervorgehn. Die Frage ist also blofs: war der Mensch krank? und zwar dergestalt, dafs man glauben könne, er habe wie ein Träumender gehandelt? Konnte z. B. der jugendliche Brandstifter durch eine krankhafte Feuerlust dergestalt hingerissen werden, dafs die Reproduction bey ihm nicht bis zu der Vorstellung der Gefahr für die Bewohner durchdrang? Oder dafs die allgemeine Maxime, Niemanden in Gefahr zu bringen (die höhere Vorstellungsmasse) in ihrem Wirken gehemmt wurde? Und endlich, dafs die Besinnung an die bürgerliche Ordnung, an Recht und Gesetz, verloren ging? Im letztern Falle war der Verbrecher ähnlich dem unbesonnenen Kinde, und die Straffälligkeit wird geringer.

Aber bey Gebildeten giebt es andere, auch bis zum verständigen Denken ausgearbeitete Vorstellungsmassen, und hier kommt nun zu jenem partiellen Verstande der Leidenschaften noch ein anderes Phänomen, das man eben so unrichtig so ausdrückt: *die Leidenschaft unterdrücke den Verstand.* Nämlich, *entweder* treten die andern verständigen Vorstellungsmassen zu spät hervor, nachdem die Leidenschaft befriedigt und der durch sie gehemmte Flufs der Vorstellungen wieder hergestellt wurde, alsdann sagt man mit Recht: *der Mensch hat sich übereilt*; auch klagt er wohl selbst, er könne seine Uebereilung nicht begreifen; denn sein voriges Thun schwebt ihm jetzt wie ein todtes Bild vor (nach 155), und nur diejenigen Vorstellungsmassen sind lebendig, welche auf jene andern tadelnd herabschauen. — *Oder aber*, zugleich mit dem Verstande der Leidenschaft ist auch der bessere Verstand [178] im Bewufstseyn erwacht, allein er ist nicht stark oder nicht aufgeregt genug; daraus entsteht dann die noch weit unglücklichere Folge, dafs diejenige Verbindung von Vorstellungen, worin er seinen Sitz hat, verunreinigt und verdorben wird durch die Begriffe der Leidenschaft, welche letztere, je öfter dies geschieht, um so mehr Herrschaft erlangt und sich des Namens der Leidenschaft um so würdiger beweis't.

Wir haben hier von *mehr als einem* Verstande gesprochen, und so mufs es geschehn, falls man sich den Verstand als eine *Kraft*, oder als ein *Vermögen* denken will. Denn die Wirksamkeit, die geistige Energie, liegt nirgends anders als in gewissen Vorstellungsmassen; und dieser giebt es gar viele und höchst verschiedene, die alle als Verstand wirken können. Dasselbe gilt von der Einbildungskraft, vom Gedächtnifs, von der Vernunft, — mit einem Worte, von allen sogenannten Seelenvermögen. Aber wenn man sich auch eine solche Neuerung im Sprachgebrauche wollte gefallen lassen, so würde sie zur gewöhnlichen Anwendung nicht einmal zu empfehlen seyn. Denn wer von mehreren Verständen, von mehreren Einbildungskräften, u. dergl. redete, der würde scheinen anzudeuten, dafs die mehreren als entschieden getrennt zu betrachten seyen. Es sind aber die verschiedenen Vorstellungsmassen, auf welche dies alles hinweiset, gar nicht so scharf zu sondern, vielmehr entstehn bey jedem Zusammenwirken derselben immer neue, wenn gleich oft nur schwache, Verschmelzungen der gleichartigen Vorstellungen, aus welchen, als ihren Bestandtheilen, sie zusammengesetzt sind. — Die eben gebrauchte Art zu reden ist also nur Ausnahme, und es bleibt dabey, dafs der Mensch nur *einen* Verstand, *eine* Einbildungskraft, u. s. w. besitzt; dieses aber sind nun nicht [179] Kräfte, nicht Vermögen, überhaupt nichts Reales, sondern blofs logische Gattungsnamen zur vorläufigen Classification der psychischen[1] Phänomene, [2]wie wir sie im ersten Theile dieses Buches dazu gebraucht haben.

237. Es folgt die Betrachtung der sittlichen Selbstbeherrschung. Als Vorbereitung dazu müssen wir das *moralische Gefühl* begreiflich machen. Dies ist in der Kantischen Philosophie für untauglich zur Begründung der

---

[1] „psychischen" mit der 2. Ausg. statt „psychologischen" mit dem Grundtexte.

[2] Der Schlufs des Paragraphen „wie wir sie . . . . gebraucht haben" fehlt in der 2. Ausg. wegen der abweichenden Anordnung des Textes.

Sittenlehre erklärt worden, und zwar mit Recht; denn man darf es keinesweges verwechseln mit den moralischen (oder, mit dem allgemeinen Namen, ästhetischen) *Urtheilen*, auf welchen, wie in der praktischen Philosophie gezeigt wird, die praktischen Ideen beruhen. Eine solche Verwechselung würde den Grund mit der Folge vermischen. *Das moralische Gefühl entsteht aus den sittlichen Urtheilen, es ist die nächste Wirkung derselben auf die sämmtlichen im Bewufstseyn vorhandenen Vorstellungen.* Die genannten Urtheile haben ihren Sitz nur in wenigen, und zwar in solchen Vorstellungen, die mit einander ein ästhetisches Verhältnifs bilden. Sie entstehn allemal und unausbleiblich bey jedem Zusammentreffen der letzteren, *wofern* und *in wie weit* eine Verschmelzung derselben durch den übrigen Lauf der Vorstellungen nicht unmöglich gemacht wird. Indem sie entstehn, thun sie die nämliche Wirkung, als ob plötzlich etwas Angenehmes oder Unangenehmes ins Bewufstseyn träte (nämlich je nachdem sie Beyfall oder Tadel enthalten). Dadurch begünstigen sie entweder den vorhandenen Gedankenlauf oder sie halten ihn auf (wie in 150), wobey wohl manchmal auch Wirkungen auf den Organismus (z. B. Schaamröthe) und Rückwirkungen desselben eintreten.

Bevor wir weiter gehn, kann schon hier bemerkt werden, dafs in dem eben erwähnten Einflufs der sittli[180]chen Urtheile auf das übrige Vorstellen, also in dem moralischen Gefühle, die specifische Verschiedenheit jener Urtheile sich wenig oder gar nicht offenbaren werde. Ob eine Unbilligkeit, oder eine Unrechtlichkeit, oder ein Uebelwollen, oder eine Feigheit, oder was sonst für eine sittliche Verkehrtheit gefühlt werde, diejenige Störung, welche dadurch der eben ablaufende Gedankenfaden erleiden mag, wird in allen diesen Fällen so ziemlich die gleiche seyn. In dieser Hinsicht wird weit mehr darauf ankommen, wie sich übrigens die eben im Bewufstseyn vorhandenen Vorstellungen zu einander verhalten, wie schnell ihre Reihen ablaufen, u. s. w. — Nun aber ist es die wesentlichste Aufgabe der praktischen Philosophie, den specifischen Unterschied der verschiedenen sittlichen Grund-Urtheile völlig klar zu machen. Folglich kann das moralische Gefühl, welches diesen Unterschied nicht angiebt, auch nicht jener Wissenschaft über Principien darbieten.

Angenommen nun, eine Begierde entwerfe so eben ihre Pläne (nach 236), und indem ein Mittel zu ihrer Befriedigung ersonnen ist, werde die moralische Verkehrtheit dieses Mittels gefühlt; so wirkt das Gefühl wie ein Hindernifs, und es stockt der Lauf der Vorstellungen gerade wie wenn eine Handlung in der äufsern Welt nicht gelingt (219). Während dieses Stillstandes nun geschieht zweyerley zugleich. Erstlich schwellen die Vorstellungen, welche von der Begierde ausgehn, stärker an; aber zweytens gewinnt auch das sittliche Urtheil Zeit, hervorzutreten. Es fragt sich jetzt, ob dieses Urtheil mit einer starken Gedankenmasse zusammenhängt, die, indem sie sich mehr und mehr im Bewufstseyn ausbreitet, allmählig jene anschwellende Begierde niederdrückt, ohne ihrerseits von dem unangenehmen Gefühl, [181] in das sich die geprefste Begierde verwandelt [1](der um-

[1] „(der umgekehrte Vorgang von dem in 149)" fehlt in der 2. Ausg.

gekehrte Vorgang von dem in 149), in ihrer Entwickelung zu leiden? Kann diese Frage bejahet werden, so ist Selbstbeherrschung vorhanden.

238. Eine durchgreifende, in allem Thun und Lassen gleichförmige, für die untergeordneten Interessen und Wünsche möglichst schonende, ächt-sittliche Selbstbeherrschung ist ein Ideal, welches man mit dem Namen eines *psychischen*[1] *Organismus* belegen kann. Denn es gehört dazu eine solche Verknüpfung und Subordination der Vorstellungen, welche nicht nur in den kleinsten wie in den gröfsten Verbindungen durchaus zweckmäfsig, sondern auch fähig sey, alle neu hinzukommenden äufseren Eindrücke sich zweckmäfsig anzueignen. Dies ist das Ziel der Erziehung und der Selbstbildung. Wie nahe der Mensch diesem Ziele kommen könne, läfst sich im Allgemeinen nicht bestimmen, und eben deshalb ist das Streben dahin unbegränzt.

239. Wie nun die Kraft der Selbstbeherrschung niemals das Werk eines Augenblicks, vielmehr ein Resultat des ganzen verflossenen Lebens ist, so kann auch nicht jede Zeit des Lebens in Ansehung derselben gleich entscheidend seyn. Ein bedeutender Vorrath von Gedanken und Gefühlen, der keine verhältnifsmäfsig grofsen Zusätze mehr zu erwarten hat (man erinnere sich der abnehmenden Empfänglichkeit nach 159), mufs erst vorhanden seyn, ehe eine so durchgreifende Sammlung des Gemüths Statt haben kann, dafs der Mensch mit Erfolg über sich selbst im Allgemeinen zu beschliefsen vermöchte. Dann aber, wenn diese Bedingung erfüllt ist (in der Regel am Ende der Erziehungsjahre), ist es Zeit zu der tiefsten Besinnung, zu der umfassendsten praktischen Ueberlegung (72). Denn von der Innigkeit der [182] Verbindung, welche die Vorstellungen nun eingehen, von der genauen Kunde über seine innersten Wünsche, welche der Mensch nun erlangt, von der rechten Stellung in der Aufsenwelt, die er jetzo sich selbst bereitet, hängt sowohl die Stärke als die Richtigkeit der Führung ab, die er fortan sich geben wird, und eben davon hängt auch die rechte Aufnahme alles des[2] Neuen ab, welches der Lauf des Lebens noch ferner herbeyführen wird.

[3]Wir sind hier in einen Kreis teleologischer Betrachtungen gerathen, welche das folgende letzte Capitel fortsetzen wird.

Sechstes Capitel.

Psychologische Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen.

240.[4] Schon der Begriff von der *Gesundheit des Geistes* ist teleologisch, nämlich entgegengesetzt dem der Krankheit, als einer zweckwidrigen Be-

---

[1] „*psychischen*" mit der 2. Ausg. statt „psychologischen" der 1. Ausg.

[2] „des" fehlt in der 2. Ausg.

[3] Der folgende Schlufssatz: „Wir sind hier . . . . fortsetzen wird" fehlt in der 2. Ausg.

[4] Die §§ 240—245 lauten in der 2. Ausg.:

240. Die Psychologie bleibt immer einseitig, so lange sie den Menschen als allein stehend betrachtet. Denn theils [194] lebt er in Gesell-

schaffenheit. Läfst man alle Zweckbegriffe weg, so ist die ganze Natur, und eben so der Mensch und des Menschen Geist stets gesund, denn jede Kraft, und so auch unsere Vorstellungen, wirken stets, was sie können und müssen, und zwar eben sowohl im Wahnsinne, als bey vollkommenem Verstande.

---

schaft, und nicht blofs für diese Erde; theils veranlafst beydes mancherley Versuche, Ideale zu zeichnen, deren Anziehendes sie zu einer wirklichen geistigen Macht erhebt.

In dem Ganzen jeder Gesellschaft verhalten sich die einzelnen Personen fast so, wie die Vorstellungen in der Seele des Einzelnen, wenn die geselligen Verknüpfungen eng genug sind, um den gegenseitigen Einflufs vollständig zu vermitteln. Die streitenden Interessen treten an die Stelle des Gegensatzes unter den Vorstellungen; die Neigungen und Bedürfnisse der Anschliefsung ergeben das, was aus dem Vorigen unter dem Namen der Complexionen und Verschmelzungen bekannt ist. Dafs Viele von einer Minderzahl bis zum Verlust geselliger Bedeutung herabgedrückt, dafs in der Minderzahl selbst nur Wenige eines hervorragenden Ansehens theilhaftig werden, dafs jede Gesellschaft im Zustande des natürlichen Gleichgewichts eine nach oben zugespitzte Form annimmt, dies sind die unmittelbaren Folgen des psychischen Mechanismus, der sich hier im Grofsen gelten macht; und dessen Bewegungsgesetze eben so wenig hier als im Einzelnen einen vollkommenen Stillstand dulden; aber auch Reproductionen dessen, was schon verschwunden schien, herbeyführen, die oft genug durch lange Reihen geselliger Verbindungen hindurchwirken. Vorgänge solcher Art liegen der Apperception durch die Gebildeten auf höhern Standpuncten sogar noch weit offener vor Augen, als im Innern das Verhältnifs der untergeordneten zu den höhern Vorstellungsmassen; wofern nämlich nicht etwa die Einzelnen selbst schon gewarnt und wachsam genug sind, um sich vor lauten und sichtbaren Aeufserungen zu hüten. Denn vor roher Gewalt freylich, falls eine solche an der Spitze steht, pflegen sie sich zu verstecken; oder wenn irgendwo der Thron zum Ruhebette wird, so geht es in [195] der Gesellschaft wie in solchen Einzelnen, die keine Aufsicht über sich selbst führen.

241. Man denke sich Betrachtungen dieser Art vollständig ausgeführt: so ergeben sie eine politische Grundlehre nach Art des ersten Theils dieses Vortrags. Alsdann wird eine empirische Zusammenstellung dessen folgen können, was in der Geschichte der Staaten als das Bleibende und Veränderliche mag unterschieden werden. Die Stelle der Seelenvermögen wird, mit gleichem Anlafs zur Kritik, die Absonderung der drey vorgeblichen Gewalten, der gesetzgebenden, ausführenden, richterlichen — einnehmen; wenn man nicht etwa vorzieht, die verschiedenen Stände und Gesellschaftskreise im Staate neben einander zu betrachten. Von den Zuständen der Staaten aber wird die Geschichte selbst reden. Um endlich der rationalen Psychologie ein Gegenbild zu geben, wird zuerst nach Art der Statistik der Leib des Staats, — sein Grund und Boden sammt dem darauf stattfindenden Verkehr — und die Wechselwirkung desselben mit dem Geiste, d. h. den geselligen Gesinnungen und Einsichten, zu schildern

Am Schlusse des ersten Theils ist schon bemerkt, dafs zur Gesundheit des Geistes folgende vier Bestimmungen gehören: Reizbarkeit, Ruhe, Sammlung und gegenseitige Bestimmbarkeit aller Vorstellungen durch einander.

Unter diesen Merkmalen zeigt schon das der Ruhe und des Gleich-

---

seyn; darauf aber wird endlich der Aufschlufs über den wahren Zusammenhang der Begebenheiten von der Philosophie der Geschichte zu erwarten seyn.

242. Das Vorstehende erinnert daran, dafs die Philosophie der Geschichte von der Psychologie abhängt; und dafs sie sich nicht anmaafst, die Wege der Vorsehung zu erforschen, welche ungeachtet der oft vernommenen Reden vom Weltgeiste, dennoch stets dunkel sind und bleiben. Es finden nämlich hier ähnliche Täuschungen statt, wie in der Naturphilosophie, wenn in dieser das Zweckmäfsige der Natur mit der Möglichkeit der Lebens-Erscheinungen so vermengt wird, als ob einerley Untersuchung beydes zugleich umfassen, ja gar durch Zusammenstellung dessen, was auf [196] der Erde unter unsern Augen geschieht, den Typus eines allgemein-nothwendigen Naturlaufs entdecken könnte.

So gewifs es ist, dafs keine Geschichte der bekannten Staaten und Nationen jemals eine Weltgeschichte im eigentlichen Sinne, oder auch nur Etwas damit in irgend einem angeblichen Verhältnisse Stehendes liefern kann; so gewifs ferner keinerley Theorie davon mit einigem Schein der Wahrheit einen Begriff zu geben vermag; so gewifs vielmehr jeder, auch noch so entfernte Versuch dieser Art ein thörichtes Vergessen der irdischen Beschränktheit zur Schau stellt: eben so gewifs soll die Philosophie der Geschichte sich hüten, in die verschiedenen Gestalten, worin die historisch bekannten Ereignisse und Gesellschaften sich zeigen, eine systematische Totalität hineinzukünsteln, als ob eine die nothwendige Ergänzung der andern, und alle verbunden eine Gesammtdarstellung des Menschengeistes auszumachen bestimmt wären. Alle bisherige Geschichte ist ein Anfang, dessen Fortgang Niemand prophezeihen kann; und der heutige Zustand der Dinge ist eben so wenig ein Stand allgemeiner Sündhaftigkeit als Vollendung.

Wie aber die Psychologie die sinkenden und schon gesunkenen Vorstellungen sammt deren Verbindungen im Auge behält, um nicht über das erneuerte Emporsteigen derselben sich wundern zu müssen: so auch soll die Philosophie der Geschichte den herabgedrückten Kräften, und den hierin verborgenen Keimen des Besseren und Schlechteren nachspüren; damit klar werde, unter welchen Bedingungen das Gute emporkommen, und das Schlechte überwunden werden konnte. Denn darüber verlangt jedes Zeitalter Belehrung, damit es wisse, was es zu thun und zu vermeiden habe. Was der Erzieher von der Psychologie, das fodert der Staatsmann zunächst von der Philosophie der Geschichte. Für Beyde sind eiserne Nothwendigkeit, die nichts anneh[197]men, und absolute Freyheit, die nichts vesthalten würde, ein gleich schädlicher Wahn. Bewegliche und lenksame Kräfte, die jedoch unter Umständen eine bestimmte Form, und allmählig einen dauerhaften Charakter gewinnen, sind die Voraussetzungen

muths, dafs die Gesundheit, im strengsten [183] Sinne (für den Geist, wie für den Leib), ein idealischer Zustand ist. Denn jeder Uebergang zu neuen Vorstellungen und Gedanken unterbricht die, ohnehin nie ganz vollkommene, Ruhe; vollends aber die Affecten, denen kein Mensch entgeht, stören dieselbe in einem auffallenden Grade.

---

der Pädagogik und der Politik. Solche Kräfte sind im Vorhergehenden nachgewiesen worden.

243. Einen nützlichen Ueberblick über das, wornach die Philosophie der Geschichte für jeden Zeitpunct bey jedem Staate zu fragen, und nach dessen Sicherstellung und Begründung sie zu forschen hat, gewähren die schon bekannten Bedingungen der geistigen Gesundheit, welche sich hier in Gesundheit des bürgerlichen Lebens verwandelt. Zwar wenn man das Toben der Neuerungssucht, den durch keine Erfahrung heilbaren Wahn der Partheyen, die eigensinnige Lossagung einzelner Stände, Communen, Provinzen von dem Bande der allgemeinen Ordnung und unvermeidlichen Wechselwirkung, das schlaffe und blinde Dulden solcher einreifsenden Verkehrtheiten, parallelisiren wollte mit Tobsucht, Wahnsinn, Narrheit und Blödsinn: so möchte eine solche Vergleichung, da sie nicht genau durchgeführt werden kann, zu hart und zu wenig belehrend erscheinen. Aber gewifs finden Gleichmuth, Erregbarkeit, Sammlung und gegenseitiges Bestimmen aller Vorstellungen durch einander, ihr Gegenbild in dem gesunden und wohlgeordneten Staate; wo Jeder mit Ruhe seinem Geschäffte obliegt, Jeder dennoch aufmerkt und rege wird beym Rufe des allgemeinen Bedürfnisses, Alle zusammen das Nöthige vollziehen, aber auch das Ganze den Antrieb aller Theile empfängt. Der letzte Punct mag am schwierigsten erscheinen; gewifs aber ist das öffentliche Leben nicht gesund, wo es von den Angelegenheiten der kleinern Kreise sich losreifst, anstatt ihre Opfer nach Möglichkeit zu vergüten.

244. Aehnlich diesen Grundzügen bilden sich die Men[198]schen das Ideal der Gesellschaft ohne Zweifel öfter, als so, wie es nach Anleitung der praktischen Philosophie eigentlich geschehen sollte. Denn was an der Zusammenwirkung der Kräfte in der Gesellschaft fehlt, was darin sich drängt, stöfst, unnütz aufreibt; das wird leicht bemerkt, und als ungeschickt getadelt.

Wie aber auch zu dem Mangelhaften ein Besseres möge hinzugedacht werden: in der Gesellschaft, wie sie seyn sollte, weiset der Mensch sich den Platz an, den er darin einnehmen würde. Diesen einzunehmen, denkt er sich als seine Bestimmung. Als Annäherung dazu gilt ihm sein Beruf, oder die Stellung und Wirksamkeit, welche in der wirklichen Gesellschaft der Bestimmung möglichst ähnlich ist.

Hier, wo alle Pläne sich nach Möglichkeit vereinigen, liegt der Einheitspunct seines Charakters; wiewohl mit grofsen Verschiedenheiten. Denn nicht immer besitzen die Vorstellungsmassen, welche sich hier concentriren, eine sichere Herrschaft. Manche können nur in Augenblicken einer besondern Erhebung überhaupt an ihre Bestimmung denken.

Soll aber ein Charakter ganz zur Reife kommen: so mufs eine Hauptrichtung des Wollens da seyn, welcher alles einzelne Wollen sich fügt.

Der Ursprung der Affecten ist schon gelegentlich angedeutet. Wenn das ganze Quantum des wirklichen Vorstellens im Bewufstseyn entweder gröfser oder kleiner ist, als es nach den statischen Gesetzen bleiben kann, alsdann ist Affect vorhanden. Und hiemit ist zugleich der Unterschied des aufgeregten und des niedergeschlagenen Gemüths, oder die Eintheilung der Affecten in rüstige und schmelzende, erklärt und gerechtfertigt. Uebrigens entsteht eine Menge von Arten derselben, je nachdem die eben vorhandenen Gefühle angenehm oder unangenehm sind (es giebt Anspannungen und Abspannungen von beyderley Art), und je nachdem ästhetische Urtheile, oder Blicke in Vergangenheit und Zukunft, oder Gefühle gegen Menschen und Sachen dazu kommen. Dafs die Selbstbeherrschung von den Affecten leiden müsse, ist aus der Lehre vom Zusammenwirken mehrerer Vorstellungsmassen unmittelbar einleuchtend. Bey Kindern sind alle Affecten einfacher, weil es noch keine herrschenden Massen giebt; bey Gebildeten werden die Affecten mehr und mehr zusammengesetzt, indem die obersten Vorstellungsmassen mit in Schwankung gerathen, wo nicht sehr veste Grundsätze Ordnung halten. (Daher die Verschiedenheit der Affecten in Dichterwerken aus verschiedenen Zeitaltern.)

In der Regel sind jedoch die Affecten nur leichte Krankheiten eines übrigens gesunden Geistes; denn, wenn nur der Reiz aufhört, und wenn nicht der Organismus zu [184] stark erschüttert ist, so stellt sich, vermöge des Strebens der Vorstellungen zum statischen Puncte, sehr bald der Gleichmuth wieder her. Schlimmer ists, wenn die andern Erfordernisse der

---

Der Begriff des Menschen von seiner Bestimmung in der Gesellschaft wird in diesem Falle gleichsam die Seele jenes psychischen Organismus (238). Wie vielfach verschieden das Verhältnifs der Vorstellungsmassen hievon abweicht, so verschieden sind die Formen des Charakters.

Allein es kommt dabey noch der grofse Unterschied zwischen Plänen und Maximen in Betracht. Menschen, die einmal ihre Sphäre gefunden, ihre Bestimmung nach eigner Ansicht erreicht haben, richten sich nun, ohne mehr zu verlangen, nach Regeln der Klugheit, der Ordnung, der Sitte, des Rechts, der Pflicht; und dies ohne Ausnahme pünctlich zu thun, ist der Grund ihrer innern Zufriedenheit.

[199] Sowohl psychologisch als moralisch betrachtet sind diese Charaktere weit verschieden von jenen, die nach herrschenden Plänen leben, folglich entweder etwas zu suchen oder doch dergestalt zu hüten haben, dafs es ihnen durchaus nicht verloren gehn dürfe. Es ist zwar keineswegs in der vorherrschenden Pünctlichkeit allemal eine ganz lautere Sittlichkeit zu finden; vielmehr ist der Inhalt der angenommenen Maximen gar mannigfaltig verschieden. Auch ist andererseits der Begriff der Bestimmung und des Berufs, von wo die Pläne ausgehn, keineswegs immer der Sittlichkeit fremd, vielmehr kann der richtigste und reinste Werth der Gesellschaft die Grundlage dieses Begriffs ausmachen. Aber Pläne mögen seyn welche sie wollen: sie können fehlschlagen, und wer einzig daran hängt, der kann zu Grunde gehen. Folglich um nicht zu Grunde zu gehn, kann er in den Fall kommen, schlechte Mittel anzuwenden.

geistigen Gesundheit fehlen, unter denen wir nun zuerst die Reizbarkeit betrachten.

241. Die ursprüngliche Reizbarkeit der menschlichen Seele, vermöge deren sie die einfachen sinnlichen Vorstellungen erzeugt (112, 113), gehört nicht hieher; denn es kann nicht als Krankheit angesehen werden, dafs diese Reizbarkeit in demselben Maafse abnimmt, wie die Vorstellungen schon wirklich erzeugt und im Bewufstseyn wirksam sind (159, 161). Uebrigens hat man nicht Ursache zu glauben, dafs ursprünglich eine menschliche Seele reizbarer sey wie die andere; vielmehr ist der metaphysische Begriff einer totalen Selbsterhaltung, worauf hiebey alles zurückkommt, an sich gar nicht durch ein Merkmal der Quantität zu bestimmen.

Diejenige Reizbarkeit, von der wir hier reden, liegt nur mittelbar in der Seele, unmittelbar aber in den Vorstellungen. In diesen kann sie unterdrückt werden durch körperliche Ursachen (164), und das ist der Fall bey angeborner Geistes-Schwäche; auch in den mancherley Arten der vorübergehenden Unaufgelegtheit in Krankheiten, nach heftiger Bewegung, u. s. w. Allein ob überhaupt ein geistiger Reiz könne empfunden werden, das hängt zu allererst ab von der Frage: ob auch die für ihn empfindlichen Vorstellungen vorhanden sind? In welcher Stärke sie es sind und in welchen Verbindungen? (vergl. 152). Daher wächst die Reizbarkeit mit der Ausbildung, und mit beyden die Summe sowohl der angenehmen, als der unangenehmen Empfindungen. Wo aber ein Reiz nicht wirkt, da wird es scheinen, an Einbildungskraft zu [185] fehlen, und Mängel dieser Art zeigen sich auch im Anschauen, Merken und Denken (213).

Wenigstens kann er den Gedanken daran nicht vermeiden, und hiedurch wird er mindestens beunruhigt werden. Also müssen wir, alles Uebrige gleichgesetzt, bekennen: Charaktere mit herrschenden Plänen sind energischer; Charaktere mit herrschenden Maximen sind reiner.

245. Dennoch kann man es nicht tadeln, dafs der Mensch den Zusammenhang seiner Pläne durch den Begriff seiner Bestimmung, und diesen gemäfs seiner Idee der Gesellschaft vestsetze. Denn wie nothwendig auch die moralische Beherrschung seines Innern, sie ist ihm als Hauptgeschäfft zu klein. Der einzelne Mensch ist in seinen eignen Augen, so wie er sich als irdisches gebrechliches Wesen kennt, losgetrennt von der Gesellschaft, zu wenig, zu gering. Er bedarf mindestens der Familie; aber auch sie füllt nicht seinen Gesichtskreis. Hingegen seine gesellige Bestimmung ist der höchste Zielpunct, den er noch deutlich sehen kann; diesen nicht zu sehen, wäre Beschränktheit.

[200] Hiemit kommt jedoch selbst in die stärksten Charaktere ein Zug des Leidens. Mögen sie immerhin durch Maximen und Grundsätze noch über allen Plänen moralisch veststehn: leiden müssen sie, sobald der Gang der Gesellschaft sie von ihrer Bestimmung ablenkt; ja schon dadurch, dafs dieselbe, anstatt sich der Idee zu nähern, vielmehr sich davon entfernt. Unter solchen Umständen schaut der Mensch noch höher hinauf; er schaut in die dunkelste Ferne, und versucht, ob dorthin noch, ohne Schwärmerey, sich ein Gedankenbild zeichnen lasse.

Kränklich ist die Reizbarkeit des Geistes, wenn gewisse Vorstellungen nicht ohne Begleitung eines schmerzhaften Gefühls aufgeregt werden können, das den Menschen zu jeder geistigen Thätigkeit minder geschickt macht.

242. Wie es der Einbildungskraft und zum Theil der Sinnlichkeit zur Last zu fallen scheint, wenn Jemand sich für irgend welche geistige Reize unempfänglich zeigt, so wird dagegen der Tadel der mangelnden *Sammlung*, nach gewöhnlicher Sprache der Psychologen den Verstand und die Urtheilskraft treffen. Denn der Zerstreute und Vorschnelle begreift nicht recht und urtheilt falsch. Die nächste Ursache des Fehlers liegt hier offenbar darin, dafs die Vorstellungsreihen auf eine Weise fortlaufen, wobey sie dem zu betrachtenden Gegenstande entweder gar nicht, oder nur zum Theil angemessen sind. Der entferntere Grund kann verschiedenartig seyn. Es kann fehlen an derjenigen vielfachen Durchkreuzung der Vorstellungsreihen, die oben (144) in Betracht gezogen wurde. Eine solche ist nämlich wegen der Beschaffenheit der Dinge in der Welt fast bey jedem Gegenstande unserer Kenntnifs und Beurtheilung nothwendig. Denn jedes Object ist für uns eine Complexion von Merkmalen (193 bis 195), und jedes Merkmal kann irgend eine Vorstellungsreihe in Gang setzen. Werden nun darüber die anderen Merkmale vergessen, oder doch nicht in *ihrem* gehörigen Zusammenhange vorgestellt, so müssen schiefe Begriffe und einseitige Urtheile entstehen. Wer aber sich gesammelt hat, der bildet seine Gedanken wie von einem Mittelpunkte nach allen Seiten aus, daher bey ihm keine partielle Auffassung entscheidend wirkt. Im Allgemeinen erkennt man hierin leicht den Vorzug des reifern Alters [186] vor der Jugend. Bey der letztern sind die Vorstellungsreihen noch nicht genugsam unter einander verwoben; erst die lange, wiederhohlte und vielfach abgeänderte Erfahrung leistet dem Menschen diesen Dienst.

Doch ist es auch sehr auffallend, wie verschieden sich in diesem Puncte von früher Jugend an die Individualitäten äufsern. Eine starke physiologische Resonanz (165) wird verursachen, dafs die Vorstellungen in einem gewissen Zuge, in den sie einmal gerathen sind, gleichsam fortgeschnellt werden; woraus unvermeidlich die Phänomene des Leichtsinns und der Unbesonnenheit folgen müssen. Eine andre Art von physiologischer Resonanz kann den Menschen in gewisse Gefühle und Betrachtungen so versenken, dafs er zwar gewisse Gruppen von Vorstellungen in einem vorzüglichen Grade ausbildet, darüber aber viele andere aus dem Bewufstseyn verliert, und folglich vielmehr vertieft, als besonnen ist. Dies weiset hin auf die Natur-Anlagen der Dichter und Denker.

Ein ähnliches Widerspiel der Sammlung ist die Vertiefung in Wissenschaften und in Lebenspläne. Jene und diese kommen darin überein, dafs sie gewisse Reihen, sey es von Begriffen oder von Mitteln und Zwecken, besonders hervorheben, welchen gemäfs der Geist in einer abgesonderten Welt umherzuwandeln scheint, woraus die Rückkehr zu dem gewöhnlichen Gedankenkreise nicht immer ganz leicht ist. Hier macht es sich fühlbar, dafs in der Subsumtion vorkommender Fälle unter die allgemeinen Begriffe und Maximen einige Menschen glücklicher sind, als andere; daher wird eine gute Urtheilskraft als ein auszeichnender Vorzug geschätzt, den keine Lehre mittheilen könne. In der That aber vermag

die Form des Unterrichts hiebey aufserordentlich viel. Läfst der-[187] selbe die allgemeinen Begriffe sich auf die natürliche Weise (179—192) aus dem Besondern allmählig erzeugen und ausbilden, so wird das Herabsteigen vom Allgemeinen zum Besondern einem übrigens nicht getrübten Geiste nicht schwierig seyn. Dazu gehört aber, dafs man dem langsamen Gange der Natur Zeit lasse, und dafs man die vorhandenen Begriffe nicht vor der Reife als Voraussetzungen im fortschreitenden Unterrichte gebrauche, dafs man vielmehr jeden Kreis von Grundbegriffen, die man späterhin wird voraussetzen müssen, *lange vorher* zubereite. Das umgekehrte geschieht da, wo man Begriffe *lernen* läfst, und auf die nur eben erst gegebenen Definitionen sogleich fortbaut. So macht man Pedanten, auch bey den schönsten äufsern Formen.

243. Das vierte Erfordernifs der geistigen Gesundheit, *gegenseitige* Bestimmbarkeit aller Vorstellungen durch einander, ist vielleicht die beste Erklärung dessen, was der Sprachgebrauch (abgesehn von manchem neuern Mifsbrauch des Worts) *Vernunft* nennt. Wenigstens trifft es genau mit dem zusammen, was im psychologischen Sinne allein mit Wahrheit unter *Geistes-Freyheit* kann verstanden werden. Die Fähigkeit, Gründe zu vernehmen, zu prüfen, und ihnen gemäfs Gedanken und Entschlüsse zu *berichtigen,* — sollten auch diese Gründe in langen Ketten von Syllogismen bestehen, — diese Fähigkeit, — blofs formal gedacht, und ganz ohne Rücksicht auf irgend welchen Inhalt der Gründe, auf irgend einen Unterschied des Endlichen und Unendlichen, und was dahin gehört, — sie ist es, die den Menschen über den mechanischen Lauf angewöhnter Vorstellungsreihen, über Leidenschaften und Meinungen erhebt.

Doch, genau genommen, ist der eben gebrauchte Ausdruck, welcher den Mechanismus der Vorstellungen un[188]ter die Vernunft herabsetzt, eben so unrichtig als gewöhnlich. Denn gerade schon die ersten Principien der Mechanik und Statik des Geistes sagen aus, dafs alle Vorstellungen *gegenseitig* durch einander bestimmbar sind; aber freylich erklären sie zugleich, warum sehr starke Vorstellungen oder Complexionen, wie auch starke Aufregungen derselben nur wenig nachgeben, wenn andere mit verhältnifsmäfsig schwacher Kraft dazu kommen. Die nämlichen Principien machen begreiflich, dafs eine gewisse Art von Selbstbeherrschung, also gewisse dazu geeignete Vorstellungsmassen und darin gegründete allgemeine Entschliefsungen (226) nöthig seyn werden, wenn, unter den eben erwähnten Hindernissen, die Fähigkeit, Gründe zu vernehmen, nicht so klein werden soll, dafs sie im praktischen Gebrauche für Nichts zu achten ist. In diesem letztern Sinne ist die Vernunft dem Menschen nicht angeboren, sondern jedes Individuum mufs sie erwerben unter dem Beystande der Menschheit, die im langen Laufe der Zeiten ein gewisses Capital dieser Art zusammengebracht hat, mit welchem sie fortdauernd wuchert, aber unter grofsen Wechseln von Gewinn und Verlust.

In gar keinem psychologischen Sinne aber ist es erlaubt zu sagen, die Vernunft sey der allgemeine angeborne Vorzug der Menschen vor den Thieren. Denn so gewifs wir den Thieren Vorstellungen einräumen, eben so gewifs müssen wir annehmen, dafs dafür die nämlichen mechanischen Gesetze der Hemmung und Bewegung gelten, wie für menschliche

Vorstellungen. Aber zur menschlichen Ausbildung gelangt freylich kein Thier, denn es ist ohne Hände und Sprache und wird durch Körpergefühle mehr beherrscht als der Mensch (die Thiere mit Kunsttrieben auf eine auffallende Weise); darum, [189] nicht aber wegen einer specifischen Verschiedenheit zwischen der menschlichen Vernunft und dem thierischen analogon rationis, entwickelt kein Thiergeschlecht solche Vorstellungsmassen, die mit einer menschlichen Vernunft- und Sittenlehre könnten verglichen werden.

244. Die Gesundheit des Geistes ist zweckmäfsige Beschaffenheit des geistigen Daseyns als gegenwärtig gedacht; die Bestimmung des Menschen ist eben dasselbe für die zukünftige Zeit. Eben darum schreibt der Mensch sich eine Bestimmung zu, weil er in die Zukunft hinaustragen mufs, was in der Gegenwart seyn sollte und nicht ist, oder nicht Platz genug darin findet. Wir werden also einen psychologischen Begriff von der Bestimmung des Menschen erhalten, wenn wir aus den vorstehenden Entwickelungen der Merkmale eines gesunden Geistes dasjenige hervorheben, was über die Gegenwart hinausweiset, indem es als etwas allmählig zu erlangendes, als eine wachsende Gröfse mufs gedacht werden.

Dabey ist im Voraus zu bemerken, dafs eigentlich die Bestimmung des Menschen in der praktischen Philosophie vestgesetzt wird, und dafs auch das hier Vorzutragende nur in sofern Gültigkeit besitzt, wiefern es als eine psychologische Erklärung dessen, was gewisse praktische Ideen (die der Vollkommenheit und der innern Freyheit) fordern, kann angesehen werden.

Nun zeigt aber der Rückblick auf das Vorhergehende sogleich, dafs darin solche Forderungen enthalten sind, welche man sonst zur Cultur der Einbildungskraft, des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft zu rechnen pflegt, und man wird hieraus mit Recht vermuthen, dafs sich der Begriff der Gesundheit des Geistes auflösen lasse in den bekannten Gedanken von einer harmonischen Ausbildung aller Geisteskräfte. Die Bildung der Sinn[190]lichkeit (um von vorn anzufangen) gehört im Allgemeinen zur Reizbarkeit, und man kann dabey vergleichen, was oben (204) über das Anschauen ist gesagt worden. Die Cultur des innern Sinnes insbesondre aber hängt aufs genaueste mit der Vernunft zusammen, das heifst (243), mit der gegenseitigen Bestimmbarkeit aller Vorstellungen durch einander. Denn der innere Sinn fordert Zusammenwirkung mehrerer Vorstellungsmassen (153), und diese ist nur eine Art der eben genannten gegenseitigen Bestimmbarkeit. – Ausbildung des Gedächtnisses beruht ganz und gar auf Ruhe und Sammlung (abgesehen von den Künsten der Mnemoniker, die ein gemachtes Gedächtnifs neben das natürliche zu stellen unternehmen). Denn die treue Reproduction einmal aufgefafster Reihen (143) ist ein natürlicher und ganz unfehlbarer Erfolg des psychologischen Mechanismus, wofern nur beydes, die Auffassung und die Reproduction, ganz ungestört vor sich gehn. Aber freylich sind die leichtesten und unmerklichsten Wechsel der Körpergefühle (um von störenden Affecten, u. dergl. nur gar nicht zu reden) schon hinreichend, um das Spiel jenes Mechanismus zu verderben. Daher ist alles, was die Nerven beunruhigt, dem Gedächtnisse schädlich; die gedächtnifsstarken Menschen aber sind solche, welche sich einer ungewöhnlichen Stetigkeit im Zustande des Organismus erfreuen. —

Die Einbildungskraft gehört durchaus zur Reizbarkeit, theils zur körperlichen, insbesondre zur physiologischen Resonanz (165), worauf das Genie beruht, wofern es nicht vielmehr nur auf Abwesenheit des physiologischen Drucks (164) hindeutet; — theils zur geistigen, welche von schon vorhandenen Vorstellungen und von deren Verbindung abhängt (241), so dafs in dieser Hinsicht die Einbildungskraft der Cultur fähig ist. — Der Verstand ist, [191] nach unsrer gleich im Anfange gegebenen Erklärung, das Vermögen, uns in unseren Gedanken nach der Qualität des Gedachten zu richten. Dies kann nur geschehn, wenn die Vorstellungen in ihren Verbindungen und in ihrer Stärke den Verbindungen der Merkmale in den Objecten entsprechen. Will man nun hiebey vom zufälligen Mangel an Kenntnissen abstrahiren, so kommt alles zurück auf das, was nur kurz zuvor (242) über die Sammlung ist gesagt worden. Dahin gehört auch die logische Zusammenstellung der Begriffe nach der Aehnlichkeit, die ganze Subordination und Coordination. Denn im Zustande der Sammlung geschieht das von selbst, was oben (190) nachgewiesen worden. — Ueber die Urtheilskraft ist in 242 gesprochen. — Was die Vernunft anlangt, so ist es leicht, auch die wichtigsten ihrer Nebenbedeutungen auf die obige (in 243) zurückzuführen. Wo nämlich die Vorstellungen durch einander gegenseitig bestimmbar sind, da werden sie sich bey günstigen Anlässen wirklich unter einander bestimmen, und es werden daraus gewisse Fortschreitungen oder auch Rückschreitungen, sowohl von Gedanken als von Entschliefsungen, entspringen, die um so besser *überlegt* ausfallen müssen, je reifer die gegenseitige Wirksamkeit der Vorstellungen geworden ist. Indem nun auf diese Weise die Vernunft zugleich *theoretisch* und *praktisch* wird, erklärt sich auch der ihr zugeschriebene Charakter, dafs sie das *Unendliche* suche. Hiebey mufs man nur zuvörderst sich vor der seltsamen Einbildung hüten, *als gebe es wirklich* eine Vorstellung vom Unendlichen, als sey wohl gar dieselbe die wahre Erkenntnifs des Realen und Schönen. Der heutigen falschen Metaphysik, die eine beynahe eben so falsche Aesthetik in ihrem Gefolge hat, mufs hier ganz kurz entgegengestellt werden, was in den ersten Anfän[192]gen der Metaphysik und Aesthetik bewiesen wird: dafs man sich mit Schattenbildern vom Realen beschäfftigt, so lange man auf dasselbe irgend welche Gröfsenbegriffe überträgt, die darauf ganz und gar nicht passen, und dafs das Schöne auf *geschlossenen Verhältnissen* beruht, während *gewisse Gattungen der Darstellung* desselben es auf dem Hintergrunde des Unendlichen erscheinen lassen, wobey auf die menschliche Art, das Schöne zu fassen und zu fühlen, gerechnet wird. (Man erinnere sich hiebey der Kantischen Lehre, nach welcher die Vernunft, eben in wiefern sie auf das Unendliche geht, nur ein scheinbares, aber kein wahres Erkenntnifsvermögen ist. An dieser Lehre erkennt man den Denker, im Gegensatze der Schwärmer.) Es kann aber das Unendliche, eben weil es unendlich ist, niemals wirklich vorgestellt, sondern nur gesucht werden, und dieses Suchen geschieht allemal auf die Weise, welche allein die Mathematiker, und auch diese nur in den Fällen deutlich angeben, wo sie ein allgemeines Glied einer Reihe hinschreiben, die man ins Unendliche fortsetzen soll. Ein solches ist der allgemeine Begriff eines Fortschritts vom Vorhergehenden zum Nachfolgenden, den man von einigen

wirklich gemachten Fortschritten abstrahirt; auch ist die Vorstellung des Unendlichen wirklich in dem Sinne, wie es überhaupt möglich ist, *vollendet*, und zur gänzlichen Klarheit und Deutlichkeit gebracht, sobald man den Ausdruck für das allgemeine Glied gefunden hat. Man findet ihn aber, indem man die Abhängigkeit jedes Gliedes entweder von den vorhergehenden oder von der fortschreitenden Stellenzahl bemerkt. Und so ist dieses Finden, zusammengenommen mit denjenigen Fortschreitungen, die dem allgemeinen Gliede gemäſs nun theils wirklich vollzogen, theils als möglich gedacht werden, [193] und wobey jedes Glied als bestimmt durch die vorigen und als bestimmend die folgenden, oder auch rückwärts, betrachtet wird, nur ein besonderer Fall von der gegenseitigen Bestimmung der Vorstellungen durch einander, das heiſst, es ist eine von den sogenannten Operationen der Vernunft. — Ein anderer besonderer Fall ist der, wo gewisse dazu geeignete Vorstellungen sich also gegenseitig bestimmen, daſs sie ein ästhetisches Verhältniſs bilden; daher mag man immerhin der Vernunft auch die Erkenntniſs des Schönen und Guten zuschreiben. — Ja man stellt sich endlich den menschlichen Geist selbst als ein beschränktes Vernunftwesen vor; und auch dieses mag man thun, denn am Ende beruhet *alles Geistige* auf der gegenseitigen Bestimmung der Vorstellungen durch einander, alle Beschränkung aber darauf, daſs theils die Menge derselben zu gering, theils ihr Zusammenwirken unvollendet bleibt. Von dieser Seite betrachtet, ist Alles Vernunft, oder deren Mangel.

Daſs die Ausbildung der Seelenkräfte harmonisch seyn solle, verlangt man darum, damit der Antagonismus, der sich zuweilen unter denselben zu äuſsern scheint, ausgeschlossen sey. Klärer wird der Ausdruck so lauten: Die vier Merkmale der Gesundheit des Geistes sollen dergestalt zusammen bestehen, daſs Ruhe und Sammlung für die fortschreitende Reizbarkeit und gegenseitige Bestimmung der Vorstellungen keine Hindernisse seyen und auch nicht dadurch verletzt würden.

245. Dies ist der psychologische Ausdruck für die Bestimmung des *einzelnen* Menschen. Die Menschheit als Ganzes, in Hinsicht ihrer Bestimmung, in Betracht zu ziehn, ist hier der Ort nicht. Denn sie existirt, der Wirklichkeit nach, nur in den Individuen, und hieran muſs die Psychologie sich halten. Anders verhält es sich [194] mit der praktischen Philosophie. Diese ist eine ästhetische Wissenschaft, und sie offenbart sich als solche, indem sie gröſsere und kleinere Gruppen von Menschen als Ganze auffaſst und dieselben ihrer Beurtheilung unterwirft. Einer ästhetischen Betrachtung liegt gar Nichts an der Realität ihres Gegenstandes, sondern nur an der Qualität desselben, und es ist von der höchsten Wichtigkeit, diese Verschiedenheit des Standpuncts für beyde Wissenschaften genau vestzuhalten.

246. Die Bestimmung des einzelnen Menschen kann jedoch nicht auf das irdische Leben beschränkt seyn, da die Seele ewig ist (110). Gänzlich unbekannt mit den Veranstaltungen der Vorsehung für die entlegnere Zukunft, können wir dennoch fragen, was ohne alle weitere Einwirkung, bloſs nach psychologischen Gesetzen, geschehen müsse, wann die leibliche Hülle sich lös't und ihre ungleichartigen Elemente sich zerstreuen.

Es verschwinden zuvörderst die besondern Einflüsse, welche der Leib eben in dem Alter, das der Mensch erreicht hatte, auszuüben geeignet

war; es verschwindet also ein Hindernifs, wodurch die ältesten Vorstellungen, die an sich die stärksten sind (161), in der Lebhaftigkeit ihres Wirkens beschränkt waren. Der Tod ist demnach zuerst überhaupt *Verjüngung*, ohne doch die Kindheit zurückzuführen; denn keine von den allmählig geknüpften Verbindungen der Vorstellungen kann wieder aufgelöst werden. Indessen setzt sich die letzte Gegenwart des Erdenlebens mit ihren Lasten und Sorgen ins Gleichgewicht mit der ganzen Vergangenheit.

247. Während nun im Allgemeinen das Streben zum Gleichgewichte die Bewegungen aller Vorstellungen bestimmt, können doch sehr grofse Revolutionen unter denselben nöthig seyn, damit sie dahin gelangen. Denn [195] es ist gezeigt, wie aus den Bewegungen neue Bewegungsgesetze entspringen (207), und wie die tumultuarische Anhäufung der Vorstellungen während des Lebens (208) eine spätere Verarbeitnng nothwendig macht. Dafs diese ganz anders nach dem Tode, als während des Treibens in der sinnlichen Mitte der irdischen Dinge ausfallen müsse, leuchtet unmittelbar ein. Auch der Traum kann damit gar keine Aehnlichkeit haben. Denn die Sinne zwar werden durch den Schlaf verschlossen, aber eben derselbe drückt auf die Vorstellungen, so dafs die Gesetze ihres Zusammenhangs nur theilweise wirken, woraus eben die Zerrbilder des Traums entstehen (216). Nach dem Tode aber, frey vom Leibe, mufs die Seele vollkommener wachen, als jemals im Leben.

248. Das Product jedoch, welches die zum Gleichgewichte hinstrebenden Vorstellungen nach und nach ergeben, kann nicht bey zweyen menschlichen Seelen vollkommen gleich ausfallen, vielmehr alle Verschiedenheiten des irdischen Daseyns müssen darauf Einflufs haben. Während die Vorstellungen des früh gestorbenen Kindes sich sehr bald ihrem allgemeinen Gleichgewichte nähern, und während die Gedanken des in seinem Gewissen ruhigen, in seinem Handeln und Wünschen einfachen Mannes keiner grofsen Umwälzungen fähig sind, kann dagegen kein unruhiges, weitgreifendes, von der Welt gefesseltes, und plötzlich derselben entrissenes, Gemüth die Stille der Ewigkeit anders, als nach einem Durchgange [1]durch heftig tobende Affecten erreichen, die wegen des gänzlich veränderten Zustandes leicht noch stürmischer und peinlicher seyn mögen, als diejenigen, von denen der leidenschaftliche Mensch bey uns so häufig geplagt wird.

[196] 249. Endlich aber, nach irgend einem Verlaufe dessen, was wir Stunden, Tage, Jahre nennen, mufs für jede Seele, wie tief und verworren auch ihre Unordnung gewesen sey, eine solche Bewegung der Vorstellungen eintreten, die sich immer gelinder, immer schwächer dem allgemeinen Gleichgewichte nähere, doch ohne es jemals vollkommen zu erreichen. Alsdann erstirbt für den Gestorbenen die Zeit; doch geschieht selbst dieses noch auf zeitliche Weise: ein unendlich sanftes Schweben der Vorstellungen, eine unendlich schwache Spur dessen, was wir Leben nennen, ist das ewige Leben.

---

[1] „durch heftige Umwandlungen" in der 2. Ausg. statt „durch heftig tobende Affecten."

---

[1] SW drucken nach der 2. Ausg. ohne Angabe der Abweichung der 1. Ausg.

250. Ohne Regung, aber im klarsten Wachen, weifs und fühlt von nun an die Seele das ganze Edle oder Unedle ihres vormaligen Wandels auf Erden, den sie als die unvergängliche Bestimmung ihres Ich, und eben darum als ein unablösliches Wohl oder Wehe, in sich trägt, unfähig, auch nur zu begehren, nur zu wünschen, dafs ihr Zustand ein anderer seyn möchte.

Doch hier darf man nicht übersehen, dafs in den ungeordneten Seelen, nach ihren grofsen inneren Umwälzungen, unmöglich noch das ganze Unheil bestehen könne, welches sie in der leiblichen Hülle sich zugezogen hatten. Gerade das Gegentheil! Die Gegenstände der Begierden und die kurze Verblendung, welche dadurch unterhalten wurde, sammt der Verstimmung des leiblichen Zustandes durch heftige Affecten, alles dieses ist nun längst entflohen; der kindliche Friede ist zwar nicht ganz, doch zum Theil zurückgekehrt und hat die verwundeten Gefühle gemildert und den Wahnwitz der Leidenschaften geheilt. Wie die Täuschung weicht, tritt die Wahrheit hervor. Lauter und reiner spricht das Gewissen; endlich spricht es allein, der Sünder ist bekehrt und die Reue verliert ihren Stachel.

[197] 251. Die Vorsehung hat gestattet, dafs ein sehr verschiedenes Loos den Menschen auf Erden bereitet werde. Uns scheint die Verschiedenheit grofs und wichtig, einige Jahre nach dem Tode kann sie sehr vermindert seyn. Die einfachen sinnlichen Wahrnehmungen, dieses erste Material des geistigen Daseyns, — sind für Alle die nämlichen; und schon das kurze Leben des sprachlosen Kindes nimmt bey seiner grofsen Empfänglichkeit eine bedeutende Menge desselben an sich. Viele Verbindungen dieses rohen Stoffes, welche das Erdenleben durch seine Erfahrungen nicht herbeygeführt hatte, wird die Zukunft nachbringen, zwar nicht um neue Kenntnisse zu verschaffen (wenigstens möchte dies im Allgemeinen schwer nachzuweisen seyn), aber doch um ein ruhiges Wohlseyn zu erzeugen. Wenn nun gleich etwas von der Verschiedenheit der irdischen Loose sich in die Ewigkeit fortpflanzt, immer noch den bessern Menschen von dem schlechtern unterscheidend, so kann doch für Alle das Leben zweckmäfsig seyn, und in jedem Einzelnen, wenn er für sich allein, ohne alle Vergleichung mit den Uebrigen betrachtet wird, kann sich die Vorsehung darüber, dafs sie ihn ins irdische Daseyn eintreten liefs, gerechtfertigt finden. —

252. So erscheint die ferne Zukunft, gesehen von dem Standpuncte der Wissenschaft, deren Grundlage keine andere ist, als unsere gemeine menschliche Erfahrung. Behaupten kann man auf diese Weise nichts. Wahrscheinlich ist Alles noch anders eingerichtet, schon blofs darum, weil überhaupt irgend eine göttliche Einrichtung wahrscheinlich ist, im Vorhergehenden aber nur das erwogen wurde, *was ohne alle Veranstaltung von selbst erfolgen möchte.* Will man diese letztere Frage schärfer untersuchen, so wird die Möglichkeit solcher Untersuchung [198] sich erweitern mit den Fortschritten der Statik und Mechanik des Geistes. Allein, wie alle Metaphysik aus der Erfahrung entspringt, und wie keine Erfahrung ohne Metaphysik eine ächte Erkenntnifs gewährt, so vermag hinwiederum die Metaphysik nicht einen einzigen Schritt über die Gränzen hinaus zu thun, an welchen die nothwendige Entwickelung der Erfahrungsbegriffe sich endigt.

III.

UEBER DEN HANG DES MENSCHEN ZUM WUNDERBAREN.

Eine Rede, gehalten in Königsberg, am Geburtstage des Königs.

1817.

[Text nach dem Msc. 2056 [4] der Königsberger Universitätsbibliothek.]

Bereits gedruckt in:

SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke* (Bd. I, S. 479—493), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

KLSCH = J. F. HERBART's *Kleinere Schriften* (Bd. II, S. 99—114), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.



Ueber den Hang des Menschen zum Wunderbaren.

Rede, gehalten am Geburtstage des Königs, im Jahre 1817, in der Deutschen Gesellschaft.

Die Feier des Tages, an welchem der König geboren ward, ist eine stets ergiebige Quelle von heitern und von ernsten Betrachtungen. Indem ich aufs neue diese Stelle um dieser Feyer willen betrete, erhebt sich in mir die Erinnerung an eine Reihe unvergeſslicher Jahre, von denen jedes auf seine besondere Weise zur Rede den Inhalt und Antrieb gab. Wir haben eine Zeit durchlebt, die man hätte trostlos nennen mögen, wenn die tröstende Kraft der Wissenschaften jemals, und zudem in *dieser* Gesellschaft aufhören könnte zu wirken; — damals priesen wir den König, der mitten im politischen Gedränge der Musen gedachte, und ihnen neue und groſse Aufmunterungen spendete. Andere Zeiten sind gekommen; worin der hellste Glanz der Preuſsischen Krone aus der Nacht des nur eben erst überstandenen Unglücks hervorbrach; — damals suchten wir die erhabene Freude nachzuempfinden, womit der *Sieg!* — der theuer erkämpfte, der vollständige Sieg, eine königliche Brust erfüllen und erheben muſs. Der Sieg brachte den Frieden; aber der Friede zögerte, das Maaſs seiner Segnungen über uns auszuschütten. Die Natur, so schien es, wollte nicht, daſs aus bittern Leiden ein plötzlicher Uebergang zu ungetrübtem Wohlseyn stattfände; die Felder versagten einen Theil ihrer jährlichen Gaben; ein allgemeiner Mangel in unsern Gegenden zwar weniger drückend als anderwärts, verbreitete doch allgemeine Besorgnisse. *Jetzt* endlich! mag man wohl glauben, es nähere sich des Friedens spätgeborene Tochter, die Zufriedenheit! Eine milde Sonne hat uns gelächelt; und auch die Menschen, in unserer Nähe wenigstens, scheinen zu bedenken und zu beherzigen, was ihrem Wohlseyn wahrhaft zusage; sie überlassen das Schwerdt und den Aufruhr jener, weit entlegenen, westlichen Gegend, wo in früheren Jahrhunderten von dem Geize und der Grausamkeit ein unheilvolles Band geknüpft wurde, das sich jetzo nicht lösen kann, ohne die Schrecken seines Ursprungs zu erneuern. Und wir, die entfernten Zuschauer dieser noch lodernden Flamme, sind wir denn nun wirklich heiter, wahrhaft ruhig? Haben wir schon unsere Herzen geöffnet, damit das volle Gefühl des Friedens zu uns einkehre? — Lange dauern die Nachwehen der Gefahr, auch nach der Rettung; lange glaubt man die Feuerglocke zu hören, nachdem sie längst verstummte; das Unglück erzeugt eine Vorsicht, die selbst ein Uebel ist, und die zuweilen neues Uebel heranzieht. Es giebt auch

Träume, in denen man zu wachen meint; böse Träume, die man, um ja recht wachsam zu seyn, absichtlich unterhält. Wie vielen Antheil dergleichen Träume an der Reizbarkeit, und der gespannten Neugierde haben mögen, womit so Mancher noch jetzt auf kommende Unglücksbotschaft zu warten scheint, — das will ich heute nicht fragen.

Aber siehe! dort kommt wirklich, herbeygeführt vom Umschwunge des Jahrhunderts, — es kommt was wir gebührend zu empfangen, wohl kaum genug vorbereitet sind, — der grofse Festtag der neueren Weltgeschichte, es naht die Säkular-Feyer der Reformation. Jetzt geziemt es sich, alles abzulegen, was von trüber, dumpfer Aengstlichkeit noch übrig seyn möchte; denn es bedarf des klarsten Muthes, und eines reinen, zum scharfen Denken wohl aufgelegten Geistes, um *den*[1] Tag würdig zu begrüfsen, an welchem es tagte im Gebiete der Erkenntnifs! Nicht umsonst will das verflossene Jahrhundert gearbeitet haben; wir sollen ihm zeigen, dafs wir gewonnen haben an Einsicht und an wahrem Wissen, dafs wir männlicher geworden sind im Denken und im Handeln; dafs wir stets weiter und weiter hinter uns liefsen jene kindliche Zeit, da noch die Menschen einer priesterlichen Führung, Lehrart und Tröstung bedurften, und da noch die Priester-Herrschaft ihr Nützliches gegen ihre Uebel in die Waagschale legen konnte. Die Reformation begann den Kampf mit der Hierarchie, und sie hat ihn in einem Grade durchgeführt, der es unwidersprechlich beweist, wie sehr das innerste Wesen des fortstrebenden Menschengeistes mit ihr einverstanden ist. Wie man den göttlichen Ursprung des Christenthums in seiner Verbreitung erkennt, für die alle Hindernisse sich in Hülfsmittel verwandelten: so ersieht man den Werth der Reformation mit einem einzigen, unbefangenen Blick auf die neuere Geschichte, welche deutlich zeigt, wieviel und wie anhaltend die Länder leiden mufsten, in denen der Despotismus dem neuen Lichte durch alle Schrecken seiner Macht den Zugang versperren wollte, — und dennoch nicht ganz versperren konnte.

Aber die Zeit voller Noth und Sorgen, welche wir nur eben jetzt erst als vergangen bezeichnen dürfen, — diese unsere Zeit hat einen Dämon der Unzufriedenheit und des Widerspruchs geboren, der es wagt zu behaupten, die Reformation sey eine unheilschwangere Begebenheit gewesen, ein Anfangspunct langer *Zwietracht, Spaltung, Schwäche,* Demüthigung, Entwürdigung sogar des innern, wie des äufseren Menschen. Diejenigen, die eine solche Meinung zu verbreiten suchen, — sie wissen nicht was sie thun; sie sind einigermaafsen entschuldigt durch die herrschende Verstimmung unserer Tage. Sie müssen sich aber gefallen lassen, dafs man ihnen laut und öffentlich widerspreche. Sie müssen es dulden, dafs man in die Zauberkreise störend eintrete, wohinein sie die Gemüther der Menschen durch allerley poetisch-mystische Redekünste zu bannen suchten; so wie man sich ihr Klagen über den vorwitzigen Verstand, der alles erleuchten und aufdecken, und der Schwärmerei kein angenehmes Ruheplätzchen gönnen wolle, recht füglich kann gefallen lassen. Jedoch, höchstgeehrte Anwesende! fürchten Sie nicht, dafs ich mir die kostbaren Augen-

---

[1] „den“ nicht gesperrt SW.

blicke Ihrer Gegenwart durch eine allzu lebhaft streitende Rede verderben wolle. Nicht weiter, als bis zu einer ruhigen Betrachtung sollen diese Vorerinnerungen führen; einer Betrachtung nämlich über den Hang der Menschen, sich der klaren Einsicht zu entziehen, und den Schatten des Wunderbaren da aufzusuchen, wo sich das Natürliche dem Lichte der Erkenntnifs offen und freywillig darbietet. Bey dieser Betrachtung werde ich alle diejenigen Anwendungen gern vermeiden, wozu so manche auffallende Erscheinung unserer Zeit mich auffordern möchte.

Bevor wir der moralischen Ordnung der Dinge, und der Wunder gedenken, die man in ihr zu finden glaubt, lassen Sie uns in die äufsere Natur hinausschauen, in welche unsere neuere Physik, Chemie, Astronomie, so weit und so siegreich vorgedrungen ist. Schon hier beklagen Manche, das Poetische der Natur sey den Begriffen geopfert; sie wollen Dämonen und Hexen, Gnomen und Sylphen behalten, damit Shakespeare's Hexenscenen und Ariost's Feenmährchen die gehörige Wirkung thun können; auch soll es vor allen Dingen Ahndungen und Vorbedeutungen geben, weil ja sonst die Tragödie ihre schönsten Motive und Verknüpfungen verlieren würde. Die Satyre über solche Forderungen macht sich von selbst; und hier ist nicht der Ort sie auszusprechen. Ich wende mich sogleich zu einem ernstern Gegenstande. Wer von uns hat nicht den gestirnten Himmel bewundert? Wen hat nicht die Geschwindigkeit des Lichts in Erstaunen gesetzt? das in wenigen Minuten von der Sonne zu uns herüberstrahlt; und das unsere ganze Atmosphäre in einem Zeittheilchen durchschneidet, worin der heftigste Sturmwind seinen furchtbaren Schwingen kaum eine merkliche Regung würde ertheilen können. Wenn wir nun von den Astronomen hören, eben dieses Licht brauche, um von dem nächsten Fixstern zu uns zu gelangen, etwa ein Jahr; hingegen von dem entferntesten noch erkennbaren einzelnen Sterne möge der Strahl, durch den wir ihn heute sehen, etwa vor 7000 Jahren ausgesendet sein; — und was endlich der Schimmer der entlegensten Nebelgestirne uns verkündige, das sey eine Nachricht aus einer, seit vielleicht 500000 Jahren schon verflossenen Zeit: — wer vermag hier einer Anwandlung von Schwindel sich zu erwehren, indem er eine Welt, eine Natur sich denken soll, für deren Räume und Zeiten auch die kühnste Poesie und Phantasie ihm niemals einen Maafsstab dargeboten hat! Aber der Astronom, wohl wissend, dafs die Begriffe, von denen getragen, er den Himmel durchfliegt, gleich geschickt sind zur Messung des Gröfsern wie des Kleinsten, hat jenen Schwindel überwunden; er ist vertraut geworden mit dem Erhabensten der Körperwelt; er behandelt es mit einer Nüchternheit und Kälte, die ihn erst dann in Verlegenheit gerathen läfst, wenn er es unternimmt, sich den Unkundigen mitzutheilen. „Zürnen Sie mir nicht, sagt Herr Professor Brandes, wenn meine mathematische und rechnende Darstellung des Weltgebäudes Ihnen zu leer an Empfindung erscheint. Ich kann mir wohl vorstellen, dafs es Ihnen einen Augenblick lang vorkommen könnte, als entheilige unsere kalte Untersuchung den erhabensten aller sinnlichen Gegenstände; als erhebe der Sohn des Staubes zu stolz sein Haupt, indem er sich erkühnt, dieses unermefsliche Gebäude, gleich einem Werke menschlicher Kunst, gleich einer kleinen Nachbildung, mit *einem* Blicke umfassen

zu wollen.“ So beginnt dieser Gelehrte sich zu entschuldigen in Briefen an eine Freundin, aber beynahe möchte er dazu auch in Briefen an einige Philosophen Ursache gehabt haben. „Das Spiel mit Zahlen ist ein leichtes Spiel, seine Freude nur Freude des gefangenen Geistes am Klirren seiner Ketten.“ Dieser Ausdruck des Herrn Professor FRIES wird mit Beyfall angeführt von JAKOBI an einer Stelle, deren Mittheilung ich mir noch vorbehalte. Also auch bey Männern und bey *solchen* Männern! hat ein Astronom zu fürchten, seine prosaische Behandlung des Wundervollen werde auffallend, ja widerwärtig gefunden werden, und ihm ernstliche Vorwürfe zu ziehen anstatt des Dankes, den er vielleicht für so grofse Erweiterungen der menschlichen Erkenntnifs glaubte verdient zu haben. Wir aber, höchstgeehrte Anwesende, für welche Parthey wollen wir uns erklären? Können wir, ohne Besorgnifs ein ungerechtes Urtheil zu fällen, die Himmelskunde, die sich nun einmal nicht *widerlegen* läfst, als ein Werk herzloser Menschen *verdammen?* Wovon ist denn eigentlich die Rede? Etwa von einer Schaubühne, deren Darstellungen man nur aus der Ferne beobachten darf, weil man sonst seine Absicht, sich einer ergötzlichen Täuschung für ein paar Stunden hinzugeben, selbst zerstören würde. Freylich ein Theatermeister sucht die Stricke, an welchen seine Geister durch die Luft gezogen werden, die Walzen vermittelst deren er die Todten aus der Unterwelt heraufwinden läfst, die Lampen, welche Sonne und Mond vorstellen sollen, sammt allem Geräth zum Donnern und Blitzen, zum Regnen und Hageln, sorgfältig zu verbergen, und kein verständiger Zuschauer verlangt in dergleichen Geheimnisse einzudringen. Aber *das* Schauspiel, was jede heitere Mitternacht uns zeigt, ist von anderer Art. Es macht durch sich selbst keinen grofsen Eindruck; tausende von Unwissenden betrachten es mit offenen Augen, ohne im mindesten sich darüber zu verwundern. Erst die Wissenschaft, weit entfernt, das Grofse zu erniedrigen, hat uns soweit erhöht, dafs wir auch vom Daseyn desselben eine Ahndung besitzen. Durch sie erst mufsten wir lernen, welche Massen, welche Entfernungen, welche Kräfte, wir zu den leuchtenden Puncten und Scheiben dort oben hinzuzudenken hätten. Durch sie erst erfahren wir, wie ungeheuer weit sich das Gebiet, — nicht etwan unserer Kenntnisse, sondern unserer Unkunde erstreckt, indem wir noch immer von den allermeisten der Weltkörper gerade nur soviel wissen, dafs sie sind, dafs sie leuchten, und einander anziehen; nicht das Mindeste aber von dem, was auf ihnen lebt, welche Schätze sie enthalten, welche Ordnung, Zweckmäfsigkeit und Schönheit ihre Oberfläche bekleiden möge. Erst indem diese unsere Unwissenheit uns demüthigt, indem unsere Einbildungskraft selbst von vergeblichen Anstrengungen sich ermüdet fühlt, wird für uns der Himmel erhaben, und bleibt es auf immer. Umsonst, und mit Unrecht, ruft SCHILLER den Astronomen zu:

Eure Wissenschaft ist die erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum' wohnt die Erhabenheit nicht.

Dieser Ausspruch soll blofs dazu dienen, das wahre Erhabene an einen andern Punct hinzuverlegen. Aber von diesem *andern* Punct, er sey, welcher er wolle, wird das Erhabene wiederum verschwinden, sobald die Fassungskräfte irgend eines Geistes ihn erreichen, ihn bequem vesthalten, sich

seiner ganz bemächtigen können. Der *menschliche* Geist hat bis jetzt nicht einmal die Natur jener allgemeinen Schwere ergründet, deren gesetzmäfsiges Wirken die Weltkörper in ihren Bahnen erhält; wie weit reicht denn nun sein Wissen? Wen der Himmel nicht mehr demüthigt, der hat die Räthsel *vergessen*, die ihm der Himmel aufgab; und in so fern ist er zu dem gemeinen Standpunct der Leute herabgesunken, deren Auge der Lichtstrahl vergebens rührt, da er in ihren Seelen keinen Gedanken zu entzünden vermag.

Welcher Vertheidigung, welcher Entschuldigung, welcher Nachsicht bedarf denn nun die Sternkunde? fehlt sie etwa darin, dafs sie in der Bewunderung, die ihr erster Bericht erweckte, uns hintennach stört; dafs sie uns aufmerken heifst auf ihre Beweise, während wir aufs blofse Wort ihr zu glauben bereit waren?[1] Freylich einen Beweis anhören und begreifen sollen ist unbequem, hingegen eine wunderbare Geschichte sich erzählen lassen, ist angenehm. Um einen Beweis zu prüfen, mufs man zweifeln, bis er vollendet ist. Viel behaglicher und erbaulicher finden es Manche, sich durch ein paar Sprünge der Einbildungskraft solche Resultate zuzueignen, die andere ehrliche Leute nur ihrer mühevollen Untersuchung, als wohlerworbenen Lohn eines treuen Fleifses, haben verdanken wollen. — Doch nein! ich irre mich. Die Astronomie begeht ein ganz anderes, ein ungleich gröfseres Verbrechen. Sie *erklärt* nicht blofs, was wir bewundern wollten, sie erklärt es auch so einfach, so dürftig, so gemein, so mechanisch, so todt, so materiel, — dafs man deutlich sieht, sie hat blofs auf ihren Gegenstand, — und nicht im geringsten auf unsre neueste romantische Poesie Rücksicht genommen. Wenn sie jedem Gestirn einen leitenden Engel mitgäbe, der mit liebreichen Blicken die andern Engel anschaute, und seine Bahn so wählte, dafs er seinen himmlischen Freunden Platz genug liefse, und doch sich nie des Genusses beraubte, sie im Auge zu haben, und sie mit seinen Strahlen zu küssen, — eine solche Erklärung würde sich eher hören lassen, als die beständige Wiederhohlung des umgekehrten Quadrats der Entfernung, des Radius Vector und der von ihm durchlaufenen Flächenräume, der Parallaxen, Refractionen und Aberrationen, sammt allen den Curven, Gleichungen, Tafeln, und Correctionen, welche allerdings eben so viele Fesseln sind für Jeden, dem es nicht beliebt, zu denken, sondern zu phantasiren. Oder, wenn man die Naturforschung ganz einstellte, wenn man sich lediglich dem Glauben überliefse, die Allmacht lenke ja alle Dinge aufs beste, wenn alles Wissen sich verlöre und beschränkte in der Ueberzeugung, dafs man ja die Gottheit, als den Urgrund aller Wesen und Welten und Kräfte, längst kenne, und dafs hierin die Antwort auf alle möglichen Fragen im Voraus enthalten sey: dann besäfse man hiemit auch die wahre Sternkunde, wie nicht weniger die wahre Chemie und Physik, die wahre Politik und Jurisprudenz, die wahre Medicin und Anthropologie, sammt allen Künsten des Kriegs und des Friedens, mit einem Worte, den zureichenden Ersatz für alles das, was der unruhige Trieb zum Wissen allmählig erforscht hat, und noch zu erforschen sucht. Schade, dafs Gott seine Welt so sehr mittelbar, so sehr natürlich regiert! Dafs er dem täglichen Leben des Menschen eine so gemeine Farbe ge-

[1] „wären" SW.

geben hat, und dafs er gerade nur den fleifsigen Naturforschern erlaubt, hinter dem wenig versprechenden Aeufsern das Grofse wie das Kleine zu finden, aus welchem die Fragen, die Erklärungen und die neuen Fragen in unabsehlicher Folge hervorgehen.

Gewifs! wenn wir in einer Wunderwelt lebten, ohne alle Naturgesetze, so würde auch die Naturforschung nicht blofs höchst unschicklich, sondern unmöglich und daher ganz unversucht und unbekannt seyn. Jetzt aber, da der Mensch, dieser Inbegriff zahlloser Wunder, sich selbst als Natur, mitten in der Natur, findet, jetzt soll keine menschliche Wissenschaft sich eine phantastische Erhabenheit erkünsteln, sie soll ihre Ehre darin suchen, ihren Gegenstand *treulich*; das heifst nicht gröfser noch kleiner, nicht verwickelter und nicht einfacher, sondern gerade so wie er sich ihr giebt, abzubilden und wiederzugeben; mit einem Wort, sie soll keinen andern Geist, als den der strengsten Wahrheitsliebe, in sich wirken lassen.

Derjenige nun, in welchem die Wahrheitsliebe stark und lebendig ist, wird sich in seinen Nachforschungen auch dann von dieser Gesinnung leiten lassen, wann von dem Menschen, vom Geiste und Gemüthe, und den Gesetzen seines Leidens und Wirkens die Rede ist. Es ist aber wichtig zu wissen, auf welche neuen Vorwürfe man sich hiebey gefafst machen müsse. JACOBI, dieser berühmte Veteran unter den heutigen Philosophen, verknüpft in folgender Stelle [1] seine Gedanken über Psychologie mit denen über Astronomie:

„Selbst die Herrlichkeit und Majestät des Himmels, die den noch kindlichen Menschen anbetend auf die Knie wirft, überwältigt nicht mehr das Gemüth des Kenners der Mechanik, welche diese Körper bewegt, in ihren Bewegungen erhält, ja sie selbst auch bildete. Nicht vor dem Gegenstand erstaunt er mehr, ist dieser gleich unendlich; sondern allein vor dem menschlichen Verstande, der in einem COPERNICUS, GASSENDI, KEPLER, NEWTON und LAPLACE, über den Gegenstand sich zu erheben, durch Wissenschaft dem Wunder ein Ende zu machen, den Himmel seiner Götter zu berauben, das Weltall zu entzaubern vermochte.

„Aber auch diese Bewunderung, die alleinige des menschlichen Erkenntnifsvermögens, würde verschwinden, wenn es einem künftigen HARTLEY, DARWIN, CONDILLAC oder BONNET wirklich gelänge, uns eine Mechanik des menschlichen Geistes vor Augen zu legen, die ebenso allumfassend, begreiflich, einleuchtend wäre, als die Newton'sche des Himmels. Wir würden dann weder Kunst noch hohe Wissenschaft, noch irgend eine Tugend mehr wahrhaft und besonnen ehren, sie erhaben finden, mit Anbetung sie betrachten können.

„Aesthetisch zu rühren und selbst ein bis zum Entzücken gehendes Wohlgefallen im Gemüthe zu erregen, würden zwar auch dann noch die Thaten und Werke der Herren des menschlichen Geschlechts, — das Leben eines SOKRATES und EPAMINONDAS, die Wissenschaft eines PLATON und LEIBNITZ, die dichterischen und plastischen Darstellungen eines HOMER, SOPHOKLES und PHIDIAS — vermögen; eben so, wie auch den ausgelerntesten Schüler eines NEWTON oder LAPLACE der sinnliche Anblick

[1] JACOBI Werke Band II, S. 52 ff.

des Sternhimmels noch zu rühren und sein Gemüth erfreulich zu bewegen im Stande ist; nur dürfte alsdann nach dem Grunde einer solchen Rührung nicht gefragt werden, denn die Besinnung antwortete unfehlbar: Du wirst kindisch nur bethört, behalte einmal, daſs Bewunderung überall nur der Unwissenheit Tochter ist."

Also hat JACOBI geschrieben; von ihm kommt diese Warnung und Weisung! Nun so stehe denn still, o Denkkraft; schone denn, o Forschung, des zärtlichen, des gebrechlichen Wesens, das man Tugend nennt. Zwar glaubtest du, die Tugend sey weit stärker als du selbst; du wagtest kaum von ferne dich ihr verwandt zu achten. Aber siehe, du bist ihr überlegen, denn man lehrt sie, vor dir sich zu fürchten, und nicht bloſs vor deinen Werken, sondern schon vor deinen Bestrebungen. Zwar standest du in dem Wahne, die Tugend wolle viel lieber geübt, als bewundert seyn; ja du hofftest der Uebung die Anweisung voranschicken[1] zu können. Aber höre nur, man ruft: die Ehre der Kunst, die Ehre der Wissenschaft, die Ehre der Tugend sey in Gefahr; warum? weil geehrt seyn soviel heiſst, als von der Unwissenheit mit Staunen betrachtet werden. Zurück denn, o Wissenschaft! Du hast des Menschen Geist zu groſs gemacht. Der Mensch muſs klein seyn, damit ihm Groſses gegenüber stehe. Denn die Gröſse ist nichts an sich; sie wird geringer, wenn man ihr näher tritt. Vergebens widerspricht das Auge und die Rechnung, die uns sagen, daſs die wahre Gröſse sich von weitem kleiner, und je näher, desto gröſser zeige. Vergebens! Das Erhabene ist gleich einem Gedicht, dessen Schönheiten man zerstört, indem man sie zergliedert. Das Aesthetische besteht in flüchtigen *Rührungen*, in theatralischen Effekten; es kann kein Tageslicht vertragen! Wie sehr irrten wir uns, da wir von ästhetischen *Urtheilen* redeten, von vesten, unwandelbaren Urtheilen, die probehaltig seyen wie ein edles Metall, sobald man sie deutlich denke, und nicht mit schwärmerischen Halbgedanken vermische. Wie sehr irrten wir uns! Die männliche Unterscheidung des Löblichen und Schändlichen muſs den Platz räumen; selbst von der *Achtung* ist nicht mehr die Rede; die kindliche *Bewunderung* soll den Thron besteigen, und das moralische Reich regieren. Hütet Euch, ihr Sittenlehrer, künftighin den Menschen von der Aehnlichkeit mit Gott zu reden. *Gott kann sich selbst nicht bewundern*, er ist sich selbst nur gerade gleich. Darum wäre jede Annäherung an Gott, ein Verlust für die Bewunderung, für die Anbetung! Es ist also ein Glück zu nennen, daſs die menschliche Schwäche ohnehin nicht erlaubt, den Urheber unseres Daseyns anders, als in unendlicher Entfernung von uns zu denken. Es ist ein Glück, daſs die Wissenschaft so schwer, das Leben so kurz, und die Schwärmerey so leicht ist! — —

Alles dessen ungeachtet nun, höchstgeehrte Anwesende! wird das menschliche Denken seinen Gang immer fortsetzen; die Wissenschaften werden zwar langsam, doch immer weiter vorschreiten, — und auch die Tugend — wird immer bleiben was sie war, nämlich groſs und schön in sich selbst, und selten genug unter den Menschen. Daneben werden auch allerley Meinungen fortdauern, dreiste und ängstliche, leichtfertige und

[1] „vorausschicken" statt „voranschicken" SW.

empfindsame; alle diese Meinungen aber werden bey der höchsten sonstigen Verschiedenheit, sich darin gleichen, dafs sie laut reden, und noch lauter als die Wissenschaft. Der Gegenstand nun, um den man eigentlich streitet, wird bald kein andrer seyn, als die Ohren der Menschen; und die höchste Kunst wird darin bestehen, sich Gehör zu verschaffen. Daraus folgt, dafs eine Zeit kommen mufs, wo der eigentliche Denker sich zurückziehen wird, um den Redekünstlern Platz zu lassen, so wie es schon in der alten Welt gegangen ist, ungefähr um die Zeit, da PLATON erklärte, kein weiser Mann könne sich mit der Staatsverwaltung unter einem so unruhigen und leichtsinnigen Volke, wie das Atheniensische sey, befassen. Die Sprache wird alsdann wechselsweise allen Partheyen fröhnen, nur für die Wahrheit wird sie keine Worte mehr haben. Die Revolutionen im Reich der Meinungen werden alsdann immer schneller, immer gewaltsamer auf einander folgen; und alle Uebel, die sie durch ihre Einwirkung auf das bürgerliche Leben nur immer herbey führen können, werden zu den Leiden des Menschengeschlechtes hinzukommen. In solcher Zeit der Noth und des Zwiespalts ist ein Wunder vonnöthen, damit das Drängen und Treiben aller Köpfe wider einander, beschwichtigt werde, und die Besinnung zurückkehre, dafs allein der Wissenschaft es zukommt, im Reiche der Meinungen zu herrschen. Irgend einmal, — wer weifs wie spät! — wird man ihr diese Ehre gern und willig einräumen; bevor aber dieser Augenblick erscheint, wird sie Zeit genug gehabt haben, ihre jetzigen Vorübungen zu vollenden, und sich stark und würdig genug zu solcher Ehre zu fühlen. Dann wird auch der Glaube, den man jetzt feindselig der Wissenschaft entgegenstellt, sich mit ihr befreunden; die Welt der Wunder wird immer noch eben so grofs seyn wie heute, denn sie ist unermefslich, und was man ihr auch abgewinne, es beträgt nichts im Vergleich gegen die Gröfse des Ganzen. Sie bleibt unendlich, wenigstens für *den* Menschen, der nicht zum allermindesten eine Reise in den Mittelpunkt unseres Systems, — ich meine, in die Sonne, wird gemacht haben. Wie viel oder wie wenig eine solche Reise helfen könnte, um uns über das Bruchstück von Zweckmäfsigkeit, was unsre Augen auf diesem Erdkörper wahrnehmen, Aufschlufs zu geben, das weifs ich nicht; soviel aber wage ich zu versichern, dafs, solange diese nächste aller Bedingungen, um unsre Erfahrungen bis zur Begreiflichkeit zu erweitern, nicht erfüllt wird, wir den offenbaren Finger Gottes in der Natur immer nur anstaunen, von seiner Wirkungsweise aber niemals auch nur soviel verstehen werden, als wir ohne Fernröhre von der Mechanik des Himmels möchten begriffen haben.

Für den Hang des Menschen zum Wunderbaren wird demnach immer Nahrung genug, übrig bleiben; und die unnütze Aengstlichkeit, womit er die Fortschritte der Wissenschaften betrachtet und bewacht, verdient wenigstens eben so sehr, als die Bewunderung selbst, eine Tochter der Unwissenheit genannt zu werden. Es beweist insbesondre wenig Kenntnifs des Moralischen, sowohl seines Wesens überhaupt, als der moralischen Natur des Menschen, — doch was sage ich *Kenntnifs?* — Es beweist *wenig Vestigkeit und Entschiedenheit derjenigen Achtung und Ehrfurcht*, welche der Tugend gebührt, wenn man sich dem Wahne hingeben kann: die Tugend verdanke ihre Vortrefflichkeit nur, oder doch zum Theil, ihrer

Unbegreiflichkeit, und es möchte ihrer Würde schaden, wenn Jemand einsähe, wie das zugehe, dafs ein Andrer tugendhaft sey. Ein solcher Wahn kann wohl in den Vorurtheilen und Irrthümern, aber nicht in der sittlichen Gesinnung des redlichen Freundes der Tugend, vest gewurzelt seyn. Denn die Schätzung des Guten ist unabhängig von allem Begreifen oder Nicht-Begreifen. Und wäre es möglich, in die Seelen eines EPAMINONDAS und SOKRATES hineinzuschauen, *dann* eben würde der ganze Contrast zwischen ihnen und ihren Verläumdern am Tage liegen; *dann* gerade würden alle edeln Züge ihrer Gemüther im Einzelnen erkannt werden; und was das Wichtigste ist, es würde in solchen *Charakteren*, — und jene Männer besafsen doch wohl Charakter? — nicht jenes Phantom einer ewig schwankenden Freyheit, in der das Gute immer noch durch die Möglichkeit des Bösen verunreinigt ist, sondern, an deren Stelle, etwas von jener *göttlichen Nothwendigkeit und Zuverlässigkeit* sich offenbaren, in welche eingeschlossen, das höchste Wesen immer mehr von dem Rechten sich entfernt. Denn worin liegt das Erhabene der Allmacht? Es liegt in ihrem gänzlichen Unvermögen, jemals das Böse zu wollen.

Und so verliere sich denn die Scheu vor jenem für schrecklich gehaltenen Worte: *Mechanik;* sie sey nun Mechanik des Himmels, oder Mechanik des Geistes. Mechanik ist Wissenschaft von der Gesetzmäfsigkeit der Bewegungen. Die ganze Natur, die körperliche und die geistige, ist stets in Bewegung; ja wir erkennen sie dem gröfsten Theil nach durch ihre Bewegungen. Darum ist Mechanik der wesentlichste Theil der Naturforschung; sie ist überdies der schönste und vortrefflichste, denn sie ist der Mittelpunkt des schärfsten und vollkommensten Denkens. Hier giebt es für den Geist keine Fesseln, sondern nur Hülfsmittel. Aber freylich die Regeln, die Formeln der Mechanik spotten dessen, der sie für *todte* Formeln hält; *er* hat sie vergeblich gelernt, und sie weigern sich, *ihm* zu helfen, denn er hat sie nicht in lebendige Gedanken seines Geistes verwandelt, so wie sie waren in den Geistern ihrer Erfinder, und wie sie stets seyn werden in denen, die sie zu benutzen wissen.

Dafs nun die Unwissenheit sich fürchtet vor der Wissenschaft, ist so lange nicht zu ändern, wie lange sie Unwissenheit ist und bleibt. Dafs sie ein frommes Werk zu verrichten glaubt, wenn sie mit allerley Warnungen wider ihre Gegnerin unter den Menschen sich vernehmen läfst, dies kennen wir längst als eine alte Ordnung der Dinge. Dergleichen fromme Werke aber, wenn man ihnen nicht Einhalt thut, pflegen zu wachsen im Laufe der Zeit; sie können wachsen bis zu fanatischen Greueln. Darum Heil der Reformation, die eine veste Burg wider den Fanatismus errichtet und den gesunden Verstand mit einer mächtigen Volkeskraft bewaffnet hat, welche zugleich eine Kraft der Staaten und der Regierungen, und ein Schutz für den einzelnen Denker geworden ist. Heil dem Lande, Heil diesem Königreiche, Heil dem Könige, worin die Reformation ihre starke, ihre unzerbrechliche Stütze findet; dieses Land und dieser König, sie haben die Probe gegeben, was sie gemeinsam wirkend vermögen, wo es gilt, muthvollen Widerstand zu leisten, und aus ungerechtem Drucke das Haupt emporzuheben.



IV.

GESPRAECHE UEBER DAS BOESE.

1817.

[Text der Originalausgabe, (O) Königsberg, A. W. Unzer 1817.]

Bereits gedruckt in:
SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke* (Bd. IX, S. 47—131), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
KLSCH = J. F. HERBART's *Kleinere Schriften* (Bd. II, S. 115—206), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

Vollständiger Titel der Originalausgabe:

Gespräche

über

das Böse.

Aufgezeichnet

von

Johann Friedrich Herbart,

Professor der Philosophie zu Königsberg.

Königsberg,

bey August Wilhelm Unzer.

1817.

[III]

Vorrede.

„Was soll das Publicum mit unseren Gesprächen?" fragte Lothar, als er hörte, ich sey mit dem Niederschreiben der nachfolgenden Bogen beschäftigt. „Haben wir etwan Platonische Dialogen gehalten," fuhr er fort, „oder willst Du uns dergleichen in den Mund legen?"

Nein, antwortete ich, Du weifst, dafs ich mir eine solche Kunst nicht zutraue.

„Also mit Deiner gewöhnlichen Trockenheit wirst Du uns in demselben Tone reden lassen, worin wir ungefähr mögen gesprochen haben; in ungewählten, wenig abgemessenen Ausdrücken; bisweilen etwas auffahrend; nichts erschöpfend; ohne Witz, wie ohne künstliche Dialektik; dagegen mit Deutscher Geradheit Jeder seine Meinung hinstellend, und, so gut es [IV] eben in dem Augenblicke gelingen will, sie vest behauptend gegen die Einwürfe der Anderen! Wo sind denn nun die geneigten und aufmerksamen Leser, auf welche Du rechnest? Siehst Du nicht, dafs Jeder, der etwa Dein Gedrucktes in die Hand nehmen möchte, viel lieber selbst wird drein reden, als uns zuhören wollen? Wer ist nicht heut zu Tage längst fertig mit seinem Urtheile über Kant, Fichte, Spinoza? Wer lebt nicht in Anschauungen und Gefühlen, die ihn hoch erheben über die grauen Theorien jener Denker?"

Aber mich dünkt doch, erwiederte ich verlegen, es sey in den beyden Unterredungen, deren Gang und Inhalt Du mir berichtet hast, so etwas von einem natürlichen Zusammenhange der Gedanken; dafs dadurch auch Anderer Gedanken wohl eine Anregung erhalten könnten, die vielleicht diesem und jenem nicht unwillkommen seyn möchte.

Weifst Du denn noch nicht, sagte er, dafs sich der Leser den Zusammenhang, den er vorfindet, auflöset, und sich einen andern nach seinem Sinne macht oder fordert? Einige zerreifsen Dir den Faden, weil es ihnen unbequem [V] ist, Dir zu folgen; Du gehst ihnen zu schnell, Dein Zusammenhang ist ihnen zu dicht, zu verwickelt; oder ein hart klingender Satz hat sie erschreckt, ihre Vorurtheile sind beleidigt, sie mögen nichts weiter hören. Andere sind rascher wie Du; und weil ihre Gedanken angeregt wurden, gehn sie nun ihren eignen Gang; sie bekennen alsdann vielleicht, dafs sie Dich nicht begreifen, und im nächsten Augenblicke tadeln sie Deine Anordnung eben in demjenigen, was sie nicht verstanden haben; das heifst, sie verlangen, Du sollst *ihren* Gang gehn! Sagt Dir Deine Erfahrung darüber nichts?"

O ja, antwortete ich; aber das sind ja ganz allgemeine Bedenklichkeiten, um derentwillen man gar kein philosophisches Buch mehr schreiben müfste. Wenn ich eine Gesellschaft in einer bergigten Gegend zu einem Spaziergange einzuladen gedächte, würde mich denn die Besorgnifs ab-

schrecken, dafs vielleicht Einige frühzeitig wieder umkehren möchten, klagend über den rauhen Weg, oder gar über Mangel an Aussicht, ehe sie noch die Anhöhe erreicht hätten? Auch um diejenigen würde ich mich [VI] nicht kümmern, die etwa mich in der Meinung verliefsen, sie wüfsten einen bessern Weg wie ich. Ein andermal vielleicht könnte ich versuchen, *ihnen* zu folgen; für diesesmal aber, wo ich nun gerade die Ehre hätte, der Anführer der Gesellschaft zu seyn, würde *ich* meine Wünsche für erfüllt halten, wenn auch nur einer oder der andere treue Begleiter, der mit mir bis zur Höhe und wieder nach Hause gegangen wäre, sich am Ende mit meiner Führung zufrieden bezeigte.

„Ich sehe schon," erwiederte er lächelnd, „Du bist nicht zurückzuhalten. Und mit Deinem Gleichnisse da entschuldigst Du Deine Art zu schreiben. Immer verlangst Du, *man solle erst einen Berg besteigen, um auf die Höhe zu kommen.* Daher Dein verkehrter Begriff von dem Umrisse einer philosophischen Schrift! Und Du merkst gar nicht, dafs während Du allmählig Dich erhebst, die Andern sich senken, — dafs sie nur noch blättern und überschlagen, wo Du meinst, sie würden jetzt gerade am aufmerksamsten lesen. Aber ihre Linie ist concav, so wie Deine convex. So wenig Du nun auch auf mich zu hören [VII] Lust hast, so will ich dennoch, ehe ich gehe, Dir einen guten Rath geben. Schreibst Du einmal wieder ein Buch, so überlege zuerst die vermuthliche Gröfse des Ganzen; etwa nach der Bogenzahl, die Du Deinem Manuscripte zudenkst. Alsdann theile diese Anzahl in fünf gleiche Theile. Das erste Fünftel nun mufs alles in sich fassen, was Du eigentlich sagen willst; hier ists nöthig, dafs Du Dich einer ächt französischen Klarheit befleifsigst; und was auf diese Weise nicht kann ausgedrückt werden, das behalte für Dich. In dem zweyten Fünftel mufs Dein Stil, das Vorige erläuternd, eine gewisse deutsche Breite annehmen, damit die schon Ermüdeten Dir gemächlicher folgen können; im dritten Fünftel ists rathsam, blofs einiges zu wiederholen, und dabey noch weitläufiger zu werden. Aber nun im vierten Fünftel — da darfst Du durchaus gar Nichts sagen. Am besten wäre es, die Blätter leer zu lassen, oder sie mit chinesischen Charakteren zu bedecken; allein das würde übel genommen werden, wenn etwan Jemand in dieser Gegend des Buchs blättern sollte. Ich rathe Dir also, hier irgend etwas Mystisches [VIII] anzubringen, wobey Jeder denken kann was er will. Das letzte Fünftel aber mufs natürlicher Weise das Werk krönen; und mit dem Anfange gleichsam das zerrissene Bündnifs erneuern."

Nach diesen Worten ging er schnell davon, und liefs mich mit meinem Erstaunen allein. Offenbar hat er mich necken wollen, zur Strafe dafür, dafs ich seine Gespräche bekannt mache. Aber ich räche mich an ihm durch diese Vorrede, die nun auch den schlimmen Rath, den er mir ertheilte, der öffentlichen Verurtheilung[1] blofs stellt. Denn ich darf ja ohne Zweifel darauf rechnen, dafs Niemand ihm beypflichten, und dagegen Jeder, der mir nicht die Ehre erweisen will, dies Schriftchen in seinem ganzen Zusammenhange durchzugehn, mir doch die leichte Gefälligkeit nicht versagen werde, es ungelesen, oder wenigstens unbeurtheilt zu lassen.

---

[1] Beurtheilung SW.

[1] Gespräche über das Böse.

[3] Erstes Gespräch.

Otto. Sie haben DAUB's Judas Ischariot wohl noch nicht gelesen?

Lothar. Diesmal trifft Ihr Mistrauen mich nur halb. Dort liegt das Heft auf meinem Tische, aufgeschnitten bis zu einer Stelle, wo die mehr als tragische Begeisterung des Verfassers mich bewog, eine Pause zu machen.

Otto. Vielleicht jene Stelle, die uns lehrt, das Böse habe in Gottes Schöpfung, aber nicht aus ihr, sondern aus sich selber sich entzündet; Satan sey verdammt dadurch, dafs er sich selbst hasse; und eine Mehrheit abgefallener Engel beschäfftige sich nicht etwa damit, Liebe zu heucheln, oder Gott zu leugnen, sondern es sey ihr [4] Hafs gegen Gott ein eingestandenes und beständiges Gott lästern; es sey ihr Sich und einander Hassen ein eben solch fortwährendes sich und einander Verfluchen.

Lothar. Gerade bei diesem Puncte blieb ich stehn.

Otto. Sie werden doch auf diesem angenehmen Ruheplatze nicht lange verweilen wollen?

Lothar. Die Wahrheit zu sagen, es könnte begegnen, dafs Geschäffte mich von dem Buche ganz abzögen.

Otto. Wie? Ein Buch halb zu lesen, ist das erlaubt? Dafs Sie Manches ganz ungelesen lassen, will ich nicht tadeln; aber das Angefangene mufs nicht liegen bleiben, und auf *diese* Schrift Sie aufmerksam zu machen, darum bin ich gekommen.

Lothar. Gefällt Ihnen das Werk so sehr, und finden Sie sich berufen, es zu verbreiten? Sie, der Sie dem SPINOZA anhängen, haben Sie nichts darin gefunden, das Ihnen widerstrebte?

[5] Otto. Nun wahrlich! Sie thun mir Unrecht. Der müfste von SPINOZA's Geiste nicht das leiseste Wehen empfunden haben, dem diese Quälerey mit dem Bösen, die zu den ärgsten Arten der Selbstquälerey gehört, nicht eben so widerlich als unnatürlich vorkommen sollte. Wer einmal SPINOZA's Ruhe fühlte, der möchte immerhin dessen Grundsätze vergessen; er würde dennoch nie so peinlich träumen können. Also kurz: nicht blofs hie und da, sondern durch und durch misfällt mir das Buch; nicht blofs zweifelnd, sondern wissend und schauend verwerfe ich diese Lehre von dem persönlichen Bösen; ich sehe darin ein schlimmes Zeichen der Zeit, der doch endlich die Augen hinlänglich gestärkt schienen, um SPINOZA's hellen Sonnenstrahl ertragen zu können. Und in meinem Unmuthe kam ich, bey Ihnen meine Klagen auszuschütten, darüber, dafs

solche Verkehrtheit heute noch möglich ist; dafs die Menschen in demselben Augenblicke, wo sie nur kaum die Weisheit ergriffen hatten, sie auch schon wieder loslassen! Aber wo bin ich? Bey Ihnen, der freylich weit entfernt ist, dem SPINOZA Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dar-[6]um sind Sie auch so kalt, so gleichgültig bey der Wiederkehr des heillosesten Irrthums.

Lothar. Nicht gleichgültig werde ich bleiben, wenn es Ihnen gefällig ist, Ihre Vergleichung zwischen SPINOZA's Lehre und jener vom persönlichen Bösen mir mitzutheilen. Ja ich vermuthe, wir beyden werden hier einen Berührungspunct, — wenigstens einen zufälligen, — antreffen; so weit auch unsre Grundsätze von einander abweichen.

Otto. Wohlan! Vernehmen Sie! Zuerst mufs ich Ihnen berichten, was Sie noch lesen werden, nämlich dafs es mit dem persönlichen Bösen nicht etwan auf Entwickelung einer möglichen Vorstellungsart, für gewisse Gesichtspuncte oder Zeitalter, abgesehen, sondern dafs es damit voller Ernst ist. Umständlich werden sogar die Ursachen angegeben, woraus sich die Lüge von der Nicht-Existenz des Teufels erklären lasse.

Lothar. Sie sprachen das Wort *Lüge* aus. *Lüge von der Nicht-Existenz des Teufels*, so sagten Sie. Sind das die Ausdrücke des Verfassers, des Herrn geheimen Kirchenrath DAUB?

[7] Otto. Wessen sonst? Doch wohl nicht die meinigen?

Lothar. So verzeihen Sie eine Unterbrechung. Manches kann ich lesen, das ich um keinen Preis möchte vorlesen, oder sonst mündlich vortragen hören. In dem Buche des Herrn DAUB stiefsen schon meine Augen an; und doch hat das Auge einen leichten Gang auf dem Papiere! Warum aber soll ich Ihnen die Empfindlichkeit meiner Ohren verrathen? Wir können ja ein andermal, wenn ich mit dem Buche fertig bin, von der Sache sprechen, und die Ausdrücke übergehn, die ohnehin der Eifer fürs Gute entschuldigt. Jetzt lassen Sie uns auf etwas Anderes kommen; oder etwa zum SPINOZA zurückkehren; der in der That, wie Sie von ihm rühmten, ruhig ist; wenn ihm gleich zur Heiterkeit etwas fehlt.

Otto. Mir genügt seine Ruhe; und ich wüfste nicht, wer heiterer seyn könnte als SPINOZA. Dieser Mann, der die Freyheit des menschlichen Willens leugnete, besafs selbst die wahre Freyheit; denn er trachtete nicht nach Gütern und nach [8] Ehre; oder, wenn er selbst gesteht, er habe sich doch von dem Streben dahin so leicht nicht losmachen können, so leuchtet um so deutlicher hervor, wie sehr es ihm Ernst war, sich in der Liebe zu dem Ewigen und Unendlichen zu bevestigen. Doch das mag er mit manchen edelen Männern, die waren und die noch sind, gemein haben; aber welcher Denker hat so entschieden, als Er, den Grundirrthum eingesehen und verworfen, aus welchem alle unnütze Angst und verkehrte Geschäfftigkeit, und jede unselige Neigung, nach dem Bösen zu graben, wie wenn es ein verborgener Schatz wäre, jede Sucht nach der Gelegenheit, sich selbst und Andre verdammen zu können, gleich dem Qualm eines stygischen Abgrundes hervordunstet! Dieser Grundirrthum aber ist kein anderer, als die Meinung der Menschen von den Zwecken in der Natur, oder von den sogenannten End-Ursachen. Gott soll Alles um des Menschen willen, den Menschen aber deshalb gemacht haben, da-

mit es am Gottesdienst nicht fehle! So ungeschickt übertragen die Menschen auf das Urwesen ihre eignen Zweckbegriffe, und verlangen eben darum, dafs in dem Weltall sich *ihre* Gegensätze zwischen dem Gu[9]ten und Bösen wiederfinden sollen; indem *sie* freylich in ihrem täglichen Treiben an nichts weniger denken, als an den ihnen gänzlich verborgenen, geheimen Naturlauf in ihren eigenen Gesinnungen und Handlungen; dagegen aber stets ein Ziel im Auge haben, wohin sie wollen, und von dessen Anziehungskraft sie sich getrieben glauben. Auf diese Weise kehrt sich das wahre Verhältnifs der Ursachen und Wirkungen in ihrer Einbildung gerade um; und nun scheint ihnen auch die Natur, anstatt von innen heraus wirkend, wie sie kann und mufs, vielmehr in der Nachahmung gewisser Muster beschäfftigt, und durch deren unerreichbare Vollkommenheit stets beschämt! Nicht anders, als wäre die Rede von einem schlechten Künstler, einem ungeschickten Maler, dessen höchster Werth darin bestehn würde, wenn er im Stande wäre, die ihm sitzende Person völlig genau zu treffen; und der mit dieser an sich unwürdigen Aufgabe, sich noch obendrein vergebens abmühte! So klein denken die Menschen von der Natur! Jedoch bleibt diese grofse Mutter, was sie ist. Sie weifs nichts von Mustern, und nichts von Nachahmung. In ihr ist Alles recht, und jedes Werk gelingt; [10] denn jedes ist der wahre Ausdruck der Kraft und des Wesens unter den vorhandenen Bestimmungen. Darum giebt es bey ihr keinen Unterschied des Vollkommenen und des Unvollkommenen, des Löblichen und des Tadelhaften; es ist eben so thöricht, sie zu bewundern, als sie meistern zu wollen. Der wahre Naturdienst ist wahre Erkenntnifs; und die wahre Seligkeit liegt in der Anschauung; nur aber nicht im Anschauen erträumter Vollkommenheiten, sondern des wahrhaft Seyenden, so *wie* es ist mit allen seinen Bestimmungen. Wie nun alles Natürliche recht ist, so ist auch jeder Mensch das, was er seyn soll; denn er ist ein Werk der Natur! Ja selbst wenn er sich quält mit der lächerlichen Einbildung: *er sey böse;* oder wenn er Andern mit Vorwürfen beschwerlich wird, wenn er ihr Gewissen zu einer thörichten Reue aufregen will; wenn er wohl gar gegen den lebendigen Satan auf die Jagd geht oder zu Felde zieht: — auch dann ist er, was er nun gerade seyn soll, denn er ist in der Natur, und die Natur ist in ihm; wie trübe auch, und wie verstümmelt das Gemenge von Gedanken in seinem Kopfe seyn mag, wie verzerrt und zerrissen auch die Züge der [11] göttlichen Ideen sich in einem solchen menschlichen Denken zusammengefunden, und wie wunderlich sie sich auch in einander verwoben und verwirrt haben mögen. Das ist ja nun einmal das Loos des Menschen, dafs seine Seele, wenn schon in dem Denken Gottes enthalten, doch gar nichts weniger als ein klarer, reiner, einfacher Gottesgedanke seyn kann! Vielmehr, sie mufs gerade so wie der Leib, aus zahllosen Theilen bestehen; und wenn ich den SPINOZA recht fasse, auch aus gerade *so vielen* Theilen, nämlich *aus den Ideen aller Theile des Leibes.* Auch kommt hiebey noch etwas in Anschlag, wodurch die Sache in einem Grade verwickelt wird, den ich zuweilen Mühe habe, mir deutlich vorzustellen. Ich meine die Wandelbarkeit unserer Leiber. Denn zu dem Wesen des menschlichen Leibes gehören doch nicht eigentlich die einzelnen Theile desselben, welche durch

Wachsthum, und durch andre organische Lebensprocesse zufällig herbeygeführt, und eben so zufällig hinweggenommen werden; sondern was wir den Leib nennen, das ist im Grunde nur eine Form, die sich aus veränderten Materialien[1] eine Zeitlang beynahe in eben dem Grade wieder herstellt, wie [12] sie war abgenutzt worden. Nun soll die menschliche Seele nichts anderes seyn, als dasjenige göttliche Denken, welches dem Leibe des Menschen gerade so entspricht und zugehört, wie überhaupt und überall in Gott das Denken der Ausdehnung, und diese wiederum jenem angemessen und verknüpft ist. Aber sagen Sie mir, finden Sie den Spinoza in diesem Puncte ganz deutlich? Ich meine, in Ansehung dieser Zusammensetzung, und dieses Wechsels von Gedanken aus denen die Seele besteht? Mir klebt immer noch etwas an von dem Irrthum, als gäbe es eine bleibende Persönlichkeit, ein wahres Ich in jedem Menschen; und das mufs doch offenbar falsch seyn, wenn dem steten Wechsel unseres leiblichen Lebens ein geistiger Wechsel genau correspondiren, und wenn die Seele nicht in einem höheren Sinne Eins seyn soll, als worin der Leib es ist.

Lothar. Ehe ich Ihnen antworte, Freund, nehme ich mir die Freyheit, Sie aus zweyen Gründen, deren einer mir sehr wichtig scheint, recht von Herzen zu loben. Und zwar lassen Sie sich nur zuerst das Lob Ihres guten Gedächtnisses gefallen; denn da ich zufälliger Weise gestern [13] veranlafst wurde, einmal wieder in Spinoza's Ethik zu blättern, fiel mir gerade der funfzehnte Satz des zweyten Theils in die Augen, und hiemit der Anfangspunct jener Lehren, die Sie so eben ganz richtig anführten. Ich konnte mich kaum eines gewissen Grauens enthalten; indem ich nun weiter las, in welche Finsternifs und Verwirrung Spinoza hier des Menschen Geist hinabzieht! Aus dieser Tiefe klimmt er auch in der Folge nur mit Mühe wieder hervor; die Seele ist ihm *nur nicht ganz* sterblich, es bleibt *etwas* von ihr, das ewig ist; und dazu kommt sogar der auffallende Satz: *wessen Leib zu mehrern Dingen geschickt sey, dessen Seele sey auch dem gröfsern Theile nach unsterblich!* Also es giebt ein *Quantum* von Unsterblichkeit; und dies Quantum richtet sich nach der *Brauchbarkeit des Leibes!* Sind Ihnen diese Sätze des fünften Theils etwan weniger dunkel, als jene, die Sie zuvor anführten?

Otto. Wenigstens pafst Alles vollkommen zusammen; das Dunkelste aber scheint darin zu liegen, wie denn überhaupt irgend etwas von der Seele [14] übrig bleiben könne, wenn die göttlichen Gedanken, aus denen sie besteht, sich eben so fügen und lösen, wie die Theile des Leibes. — Doch was war es, das Sie loben wollten? In Spinoza's Ethik, die ich nicht müde werde zu lesen, so ziemlich einheimisch zu seyn, ist doch wohl nichts Besonderes!

Lothar. Und mein zweytes Lob werden Sie wohl gar für einen Tadel nehmen.

Otto. Sie gedenken meine Neugierde zu spannen. Aber ich fasse mich; und schon bin ich so gelassen, wie die Natur selbst, die sich gar nicht darum kümmert, was man von ihr rede. Nun mögen Sie loben oder tadeln, wie es Ihnen beliebt!

---

1 Materien SW.

Lothar. So mufs ich wohl um geneigtes Gehör bitten. Dafs Sie in Spinoza's Lehren weder Platon's noch Fichte's Vorstellungsarten einmischen, dafs Sie also dem Beyspiel mancher unter uns berühmten Männer *nicht* folgen, die durch Vermengung der Systeme alle Schwierigkeiten bedecken und alle Fragen verdunkeln: dies fiel mir [15] auf, als Sie vorhin getreu dem Spinoza, aber dem Platon zuwider, alle Muster, wornach die Natur gebildet scheint, verwarfen; und abermals freute es mich, als Sie weiterhin wegen der Persönlichkeit unseres Ich, lieber eine Dunkelheit bey Spinoza anerkennen, als aus Fichte's Idealismus ein gebrochenes Licht auf die dunkle Stelle hinüberzwingen wollten.

Otto. Hat *das* Ihren Beyfall gewinnen können: so ist er mir willkommen. Denn Jene, die Platon, Spinoza, Fichte, und wer weifs was Alles noch sonst, vereinigen und verschmelzen, scheinen wirklich in ihrem Systeme die menschliche Seele nachahmen zu wollen. Gerade wie diese ein Gefüge aus verstümmelten Gedanken der Gottheit ist, so machen sie sich ihre Lehre zurecht aus allerley verschobenen und verbogenen Sätzen und Meinungen der verschiedensten Philosophen. Was verlangen wir denn aber von der Wissenschaft? Doch wohl vor allen Dingen: Integrität eines jeden ihrer Begriffe und Behauptungen. Und was kann nun vollends dem Spinoza mehr widerstreiten als die Platonische Teleologie? Was kann ihm, dessen Erklärung [16] des Selbstbewufstseyns wenigstens höchst einfach ist, fremdartiger seyn, als Fichte's verwickelte Betrachtungen über das Ich, das sammt dem Nicht-Ich nur mehr und mehr zum Räthsel wird, je weiter die Untersuchung fortschreitet? — Sey es, dafs bey Spinoza die Persönlichkeit unseres Ich nicht recht klar wird, und dafs Fichte's Lehre dem Selbstbewufstseyn einen kräftigern Ausdruck giebt: dennoch verlange ich gar keine Erläuterung des Einen durch den Andern, denn der Idealist kann sich nimmermehr mit dem Realisten, noch dieser mit jenem vertragen.

Lothar. Fast dünkt mich, Sie schwanken noch ein wenig zwischen Fichte'n und Spinoza.

Otto. Ich gestehe Ihnen, Spinoza zieht mich zwar weit mächtiger an, denn sein Standpunct ist höher, sein Blick in die Natur weit freyer, endlich seine Ethik ist sauberer ausgearbeitet als Fichte's ältere Schriften, (denn die neueren sind mir vollends nicht klar, eben darum weil sie populär sein sollen). Aber es kommen mir Augenblicke, wo ich in Spinoza's Natur und Gottheit eher alles andre, nur mein eigenes, innerstes [17] Selbst nicht recht finden und erkennen kann. Bey ihm klebt offenbar der Geist am Leibe; zwar nicht vermöge eines Causalverhältnisses zwischen beyden, aber darum, weil in einem, noch dazu höchst unvollkommenen Wissen von dem Leibe die ganze Seele bestehn soll. Nun werden alle Anfangspuncte der Untersuchung in das Körperliche hinein verlegt, und nach ihm soll das Geistige sich richten, damit das Denken sich seinem Gegenstande anpasse. Hiemit stehn alle Schlüsse unter der Formel: *Es ereignet sich dies und jenes im Leibe, folglich mufs ein entsprechendes Denken in der Seele vorkommen.* So lehrt ausdrücklich der zwölfte Satz des zweyten Theils. Ein solcher Gang im Schliefsen ist mir zuweilen verdächtig. Ich frage mich: ist denn wirklich das Leibliche uns so unmittel-

bar und gewifs bekannt, dafs man von ihm beginnen könne im Forschen? Wie wenn der Idealismus recht hätte mit seiner Behauptung: nur das Ich durchschaue sich selbst ursprünglich, nur der Geist sey dem Geiste ohne Dolmetscher verständlich? — Und dann ahndet es mich, FICHTE möge seine Untersuchungen behutsamer angefangen haben; und dann besorge [18] ich, die Behutsamkeit möge bey dem systematischen Denker wenigstens eben soviel werth seyn, als die Umsicht und Aussicht ins Unendliche und Ganze.

Lothar. Das war längst meine Ueberzeugung.

Otto. Und nun, was gewinnen wir mit der Art von Selbstbewufstseyn, die uns SPINOZA darbietet? Der Seele soll eine Vorstellung von ihr selbst beywohnen, und mit ihr gerade so vereinigt seyn, wie die Seele mit dem Leibe, dessen Vorstellung sie ist. Dies Wissen vom Wissen soll ins Unendliche gehn! Ich übergehe die Schwierigkeit, dafs eine solche unendliche Höhe der innern Wahrnehmung durch mein Bewufstseyn von mir selbst, welches sehr beschränkt ist, keinesweges bestätigt wird. Aber an Werth und Würde kann die Vorstellung von dem Leibe gewifs dadurch nicht erhöhet werden, dafs sie sich spiegelt in einem Vorstellen, dessen Gegenstand sie selbst ist, und wenn auch eine solche Spiegelung ins Unendliche fortläuft. Das Abgespiegelte bleibt am Ende immer der Leib, und nichts weiter.

[19] Lothar. So fänden wir denn nach SPINOZA, auf dem untersten Grunde unseres Selbstbewufstseyns zwar nicht das *Böse*, aber das *Gemeine*.

Otto. Sie haben das Wort zu meiner Ahndung ausgesprochen.

Lothar. Werden Sie mir aber nicht zürnen, wenn ich hinzusetze: ich vermisse bey SPINOZA eben sowohl das Gute in der Höhe, als das Böse in der Tiefe?

Otto. Eine harte Beschuldigung! — Das Höchste im Menschen ist nach SPINOZA ohne Zweifel die intellectuale Anschauung, auf der dritten Stufe der Erkenntnifs. Auf diesem glänzenden Gipfel, was können Sie vermissen?

Lothar. Beydes, den Glanz und den Gipfel.

Otto. Ich verstehe Sie nicht. Wohl aber habe ich vernommen, dafs Sie auch das Böse in der Tiefe vermissen. Also wirklich *vermissen* Sie das Böse? Sie wollen es sich nicht rauben [20] lassen? — Sind wir noch so weit auseinander? Darin, meinte ich, wären Sie mit mir einverstanden, dafs gar kein Böses in der Natur Platz hat, und folglich auch nicht im Menschen!

Lothar. So schnelles Einverständnifs über einen solchen Gegenstand bey so weiter Verschiedenheit der Grundsätze — wäre kein kleines Wunder. Damit Sie aber vorläufig beurtheilen mögen, wie nahe und bey welchem Puncte wir etwan zusammentreffen: so erlauben Sie mir eine Unterscheidung und ein Gleichnifs. Das Böse ist zwar im Menschen, und in so fern auch in der Natur, da jener einen Theil von dieser ausmacht. Aber es mufs in Beziehung auf den Menschen ganz anders beurtheilt werden, als in Ansehung der Natur. Von jener Beziehung zu reden, war in unserm bisherigen Gespräch kein Anlafs, da bey Ihnen der Naturbegriff überall vorherrscht! ich schweige demnach auch für jetzt darüber. Für

die Natur aber ist das Böse nur einem Krankheitsstoffe, einem Miasma zu vergleichen. Wie das Gift der Wasserscheu, der Pocken, der Pest, sich unglücklicherweise unter gewissen Umständen erzeugt, und alsdann jedem [21] menschlichen Leben gefahrdrohend sich verbreitet, wo ihm nicht die Vorsicht entgegentritt; wie sich hierin eine gewisse Gebrechlichkeit der Organismen verräth, die sonst doch so vielen Schädlichkeiten zu widerstehen geschickt sind: gerade so auch giebt es in dem Gedankenkreise eines Menschen eine Verderblichkeit, woraus theils das Böse sich erzeugt, und worin anderntheils die Möglichkeit liegt, von dem schon vorhandenen Bösen angesteckt zu werden.

Otto. Sie erlauben sich wohl gar, die Natur zu bedauern; als ob sie zu Zeiten in Ohnmacht falle, und sich dann nicht zu helfen wisse.

Lothar. Ich erlaube mir nicht, der Natur ein Ideal gegenüber zu stellen, das ohne Zweifel ein bloſses Phantom seyn würde; daher kann ich auch nicht, gleich als ob ihr etwas fehlte, sie bedauern.

Otto. Sie nehmen also die Natur wie sie ist; und daran thun Sie gewiſs recht! Aber an dem Menschen — zu welchem, wie Sie sagten, das Böse in einer ganz andern Beziehung stehen soll, — also unter andern an sich selbst, und [22] an mir, gelegentlich zu kritisiren, davon wollen Sie nicht ablassen. Aber sagen Sie mir nur, wie kommen Sie dazu, und wie fangen Sie das an? Aus Naturbegriffen; das gestehn Sie selbst, kann jene Kritik, die den Menschen seiner Bosheit und Sünde wegen so gern verurtheilen und verdammen möchte, ihre Waffen nicht hernehmen. Also wohl aus Freyheits-Begriffen? Denn die Kantische Lehre stellt ja Natur und Freyheit einander gewöhnlich gegenüber. Darin aber, meinte ich, seyen Sie mit Spinoza einig, daſs, wo Naturgesetze herrschen, von Freyheit nicht die Rede seyn könne; und daſs diese wunderthätige Göttin, für die in der intelligibelen Welt eben so wenig als in der Sinnenwelt Platz ist, nur wieder in die poetische und mythische Welt zurückkehren möge, aus der sie gekommen ist.

Lothar. Lieber Freund! Sprechen Sie leise! Es giebt Viele, die in allerley Mythologie tief befangen sind, und die eben deshalb das Wort nicht hören mögen.

Otto. Wer wird mich hindern, laut zu sagen was ich denke? Zudem hat man sich längst gewöhnt, [23] den Spinoza zu hören, der jetzt auf allen Kathedern und aus allen gelehrten Zeitungen redet.

Lothar. Nur nicht mit der ihm eigenthümlichen Consequenz.

Otto. Soviel weiſs wenigstens Jeder von ihm, daſs er die Freyheit des Willens leugnete, und eben darum leugnen muſste, weil er sonst in seinen Ableitungen aus dem Urwesen nothwendig einem Sprunge eine Lücke hätte zulassen müssen, wodurch die ganze Ableitung unnütz und nichtig geworden wäre. — Und nun im Ernste, Lieber! denn Ihre Furcht vor den Leuten ist ja doch nur Scherz, — worauf gründen Sie jene Beurtheilung des Menschen, für den, wie Sie sagen, das Böse eine andere Bedeutung haben soll, als für die Natur?

Lothar. Beynahe glaubte ich, Sie würden auch diesmal Ihre Frage wieder vergessen.

Otto. Was soll das heiſsen?

Lothar. Zuerst fragten Sie mich, wie ich über SPI[24]NOZA's Lehre von der Persönlichkeit denke! dann, was ich bey der intellectualen Anschauung, als der dritten Stufe der Erkenntnifs vermisse; jetzt, worauf ich die sittliche Beurtheilung des Menschen gründe: — wo soll ich nun anfangen?

Otto. Sie böser Mann! So ganz im Stillen haben Sie eine heimliche Controlle gehalten über unser Gespräch, und jetzt kommen Sie wie aus dem Hinterhalt hervor, mich zu beschämen, dafs ich, in meiner Lebhaftigkeit, die zweyte und dritte Frage aufwarf, bevor die erste beantwortet war. Ist ein Gespräch denn ein System? Wollen wir denn das Alles erschöpfend abhandeln, was wir angeregt haben? Da sollten Sie gewifs kein Ende finden.

Lothar. Wenn ich nun so ganz im Stillen eine heimliche Controlle gehalten hätte über Ihren wohlgefüllten Geldbeutel, und käme jetzt aus dem Hinterhalte hervor mit zwey geladenen Pistolen, Sie zu beschämen, dafs Sie in Ihrer Lebhaftigkeit vergessen hätten sich zu Ihrer Reise durch den unsichern Wald mit tüchtigen Waffen und Begleitern gehörig auszurüsten; dann wür[25]den Sie mich ohne Zweifel etwas ernstlicher als eben jetzt, *einen bösen Mann* nennen; und ich würde mich bey Ihnen nicht entschuldigen können, weder mit Anfechtungen des Satans, noch mit Naturgesetzen des SPINOZA.

Otto. Wenigstens würde ich, einem Strafsenräuber gegenüber, an ein philosophisches Lehrgebäude schwerlich denken. Aber jetzt, da wir mit diesem beschäfftigt sind, warum stört uns jener?

Lothar. Es kann nicht schaden, uns das Böse einmal recht zu vergegenwärtigen, und es vorläufig ohne System zu beurtheilen.

Otto. Ihr Beyspiel ist handgreiflich genug; aber es reicht, soviel ich sehe, nicht weiter, als bis zu den gemeinen Geboten: Du sollst nicht tödten und nicht stehlen.

Lothar. Wie aber, wenn es eine Ethik gäbe, die, obwohl von der Gottheit ausgehend, doch selbst jene gemeinen Gebote nicht einmal ohne Sprung zu erreichen im Stande wäre?

[26] Otto. Zielen Sie wohl gar auf SPINOZA's Ethik?

Lothar. Ich kann nicht umhin, Sie in Ihrer Bewunderung jenes Werks ein wenig zu stören, wenn ich Ihnen, dem Anhänger des SPINOZA, auf die zuvor berührten Fragen antworten soll.

Otto. Wie? Einem so durchaus redlichen Manne könnten Sie —

Lothar. Die Redlichkeit des Mannes bleibe ganz unangefochten. Der Mensch ist oftmals besser als sein System; und eben darum mufs das System sich bequemen, Sprünge zu machen.

Otto. Und meine harmlosen Fragen ziehn dem grofsen Denker solche Beschuldigungen zu? Und Sie finden kein edleres Mittel, um ein System anzugreifen, das nicht das Ihrige ist?

Lothar. Die möglichen Angriffspuncte finde ich bey diesem System ungefähr so viele, als es Axiome und Definitionen aufstellt, denn es ist in allen seinen Grundgedanken fehlerhaft. Wir aber [27] sprachen diesmal über das Böse, daher liegt uns das Praktische in jenem Systeme am nächsten. Und immer wird derjenige etwas ungrofsmüthig erscheinen

müssen, der es unternimmt, das, was SPINOZA die Tugend der Grofsmuth nennt, ins rechte Licht zu stellen.

Otto. Seyn Sie ungrofsmüthig, wenn Sie wollen; nur nicht ungerecht!

Lothar. Gerade diese Ermahnung gebührt dem SPINOZA. Haben Sie seinen tractatus politicus nicht gelesen, den er kurz vor seinem Tode schrieb, und nicht mehr zu Ende brachte?

Otto. Nein; die Ethik hat mich bis jetzt zu sehr beschäfftigt. Aber ich freue mich auf den hohen Genufs, auch noch in die Staatsweisheit meines Lehrers eingeweiht zu werden.

Lothar. Sie finden darin den Grundsatz: dafs von Natur das Recht mit der Macht gleiche Gränzen habe; indem keine Macht etwas anderes sey, als die Macht Gottes.

[28] Otto. Vollkommen der Consequenz des Systems gemäfs. Und für die nöthigen Bestimmungen, damit der Satz nicht misverstanden werde, wird hoffentlich gesorgt seyn.

Lothar. Eine der nächsten Bestimmungen ist: man müsse das Recht oder die Macht der Menschen nicht nach ihrer Vernunft abmessen, sondern nach den Begierden, von denen sie zum handeln getrieben werden.

Otto. Warum das?

Lothar. Der Grund ist ausdrücklich angeführt: darum, weil sie sich mehr der blinden Begierde, als der Vernunft überlassen. Und finden Sie das nicht einleuchtend? Die Macht Gottes wirkt ja in den Menschen meist in Gestalt der Begierde; diese Macht aber ist das Recht selbst. Vermissen Sie hier die Consequenz?

Otto. Fahren Sie fort; und berichten Sie wörtlich genau, damit ich sehe, ob vielleicht bald ein Lichtstrahl in dies Dunkel fahre.

[29] Lothar. Auch die Urtheilskraft eines Menschen kann dem Recht eines Andern untergeben seyn, in so fern seine Seele von dem Anderen kann betrogen werden.

Otto. Das Buch ist lateinisch geschrieben. Können Sie mir nicht die Worte in der Ursprache sagen?

Lothar. Judicandi facultas eatenus etiam alterius juris esse potest, quatenus mens potest ab altero decipi. — Merkwürdig ist hieran blofs, dafs SPINOZA diesen Satz gerade ausspricht; denn übrigens versteht sich das von selbst, wie aus der Gleichung jus = potestas unmittelbar zu ersehen ist.

Otto. Nur weiter!

Lothar. Nach dem Naturrecht gilt jeder Vertrag für jede Parthey so lange, als sie es für nützlich hält. Die Menschen sind von Natur Feinde; wenn sie sich aber vereinigen, gewinnen sie an Macht, also auch an Recht; daher der Staat. [30] Allein auch im Staate hört das Naturrecht des Einzelnen, genau genommen, nicht auf; denn der Mensch handelt stets nach den Gesetzen seiner Natur, und sorgt für seinen Nutzen.

Otto. Hören Sie auf! Ich mufs das zu Hause im Zusammenhange lesen.

Lothar. Besinnen Sie sich alsdann zugleich auf den Strafsenräuber, der, wenn er mächtiger ist als Sie, unfehlbar das Recht hat, über Ihr Leben und Ihre Sachen zu verfügen. Nicht wahr, jetzt sind Sie schon

geneigt, ihn zu entschuldigen? Das Beyspiel befremdet Sie nun weniger als zuvor; nur paſst es nicht, denn das Böse, von dem wir sprachen, ist in dem bloſsen Gebrauch der Macht nicht zu erkennen? Nur wenn der Räuber schwächer wäre als wir, dann hätte er unrecht gethan, uns anzugreifen? —

Otto. Sie könnten am Ende darin Recht haben, daſs man dergleichen auch ohne System zu beurtheilen sich gefaſst halten müsse.

Lothar. Freylich sieht man mit bloſsen Augen mehr, [31] als durch ein untaugliches Fernglas. Uebrigens erkenne ich in Gegenständen dieser Art gar kein anderes System für gültig, als nur ein solches, das mit der Beurtheilung ohne System, wie Sie es nennen, anfängt, und eben in solcher Beurtheilung seine ganze Grundlage besitzt, so daſs es als Lehrgebäude ganz und gar über derselben errichtet ist.

Otto. Sollte wohl dem Spinoza, bey allem seinem Scharfsinn, doch in Ansehung des Naturrechts etwas Menschliches begegnet seyn? Sagen Sie mir ehrlich, glauben Sie wirklich, daſs der Satz: *die Macht ist das Recht,* nothwendig mit der absoluten Anschauung Gottes, als des allumfassenden Urwesens zusammenhänge? Oder liegt in der Ableitung ein verborgener Fehler?

Lothar. Ein ziemlich offenbarer Fehler liegt darin, daſs Spinoza den Rechtsbegriff auf Gott anwandte, der über denselben erhaben ist.

Otto. Was wollen Sie damit gewinnen? Diese Behauptung klingt ja vollends paradox!

[32] Lothar. Alles wird deutlich seyn, sobald Sie bedenken, daſs Rechte stets für Einen gegen Andere gelten. Wer ist nun für Gott der Andere, der ihm gegenüber stünde?

Otto. Gewiſs Keiner!

Lothar. Wenigstens kein solcher, der es sich einfallen lassen könnte, mit Gott zu rechten. Mit dem falschen Satze: Deus jus ad omnia habet, et jus Dei nihil aliud est, quam ipsa Dei potentia, schwinden nun auch alle daraus flieſsende Folgerungen; und das Recht kehrt zurück zu den Menschen, in deren Verhältnissen es seinen Sitz und Ursprung hat.

Otto. Aber wie? Noch immer steht mir in dem mächtigen Menschen die Gewalt Gottes gegenüber; meine Schwäche aber ist nichts Göttliches; mein Recht ist auch nur menschlichen Ursprungs; und so gebietet mir die Gottesfurcht, zurück zu weichen, und mein Recht ist ein leerer Gedanke.

[33] Lothar. Da liegen Sie allerdings gefangen in den Fesseln Ihres falschen Systems.

Otto. Und wenn ich ohne System handle, wie die Meisten; wenn ich mich widersetze, wenn ich kämpfend falle: was geschieht nun in Gott? Die Kraft, mit der ich widerstehe, ist eben sowohl Gottes Kraft, als jene, die mich unterdrückt. Gott streitet also mit sich selbst! Und man kann das nicht etwan ein bloſses Kampfspiel nennen, denn auch die ernstlich streitenden Gedanken, jene Begriffe von Recht und Unrecht, sind am Ende Gedanken in Gott! — Doch mir fällt ein Ausweg ein! Bey dem Kampf des Mächtigen gegen das Recht ist die Schwäche nur scheinbar auf der Seite des Unterdrückten.

Lothar. Unmöglich! Die siegende Gewalt, wessen ist sie denn, wenn nicht die Gewalt Gottes? Wollen Sie etwan den Satan zu Hülfe rufen? Oder kennt Ihr System eine Quelle der Kraft aufser Gott?

Otto. Sie misverstehn mich; ich meine, das wahr[34]haft Starke liegt in der Ueberzeugung des Rechts; und diese Stärke ist in dem scheinbar Schwachen.

Lothar. Armer Freund! Ihre Mühe ist vergebens. Spinoza erlaubt Ihnen nicht, Denken und Ausdehnung zu trennen, diese beyden Attribute Gottes müssen stets in gleicher Entwickelung und Gestaltung beysammen bleiben.

Otto. Was folgt daraus wider mich?

Lothar. Hatten Sie nicht die Stärke des Gedankens dem Unterdrückten beygelegt, und die der Körperkraft dem Unterdrücker? Sehn Sie nicht, dafs Sie auf entgegengesetzte Seiten gebracht hatten, was nur in Einen Punct vereinigt zu denken gestattet war?

Otto. Leider sehe ich es.

Lothar. Auch können Sie sicher annehmen, dafs jener Fehler, das Recht und die Macht in Gott gleich zu setzen, dem Spinoza nicht begegnet seyn würde, wenn in seiner Gesinnung ein deut[35]liches Gefühl für das Recht gewesen wäre. Die Speculation verirrt sich niemals weit vom Gemüthe.

Otto. Spinoza's Gemüth sollen Sie mir nicht verdächtig machen! Wenn sein System von dem Flecken nicht zu reinigen ist, dafs es einen innern Widerstreit des Rechts und Unrechts in Gott hineinträgt, so hat Spinoza diesen Flecken nicht gesehen; er hat menschlich gefehlt, aber nicht wissentlich gelästert.

Lothar. Lieber! Sie vergessen ja ganz die *Grofsmuth!* Diese war wirklich in Spinoza's Gesinnung. Sein Rechtsgefühl blieb unentwickelt, aus dem sehr natürlichen, und sehr gewöhnlichen Grunde, weil er für seine Person darüber hinaus war, durch Rechts-Regeln vom Unrechtthun abgehalten zu werden. Er *verachtete* die blinden Begierden, die sich in verbrecherischen Handlungen äufsern. Was wir Unrecht nennen, das ist bey ihm Schwäche und Thorheit.

Otto. Das ist ja gerade dasselbe, was ich nur eben zuvor behauptete, als ich den mächtigen Unter[36]drücker schwach am Geiste, wenn gleich stark am Leibe nannte. Diesen Gedanken schreiben Sie nun selbst dem Spinoza zu; vorhin verboten Sie mir, dahin meinen Ausweg zu nehmen!

Lothar. Antworten Sie mir! Gehört nicht bei Spinoza stets Denken und Ausdehnung zusammen? Besinnen Sie sich nicht des Ausdrucks: modus extensionis et idea illius modi una eademque est res? Erwähnten Sie nicht selbst vorhin, dafs er stets vom Leibe auf den Geist schliefst?

Otto. Allerdings.

Lothar. Vielleicht ist Ihnen selbst der Ausspruch gegenwärtig: ordo actionum et passionum corporis nostri simul est natura cum ordine actionum et passionum mentis. Er steht bey einem der ersten Lehrsätze des dritten Theils der Ethik.

Otto. Ich erinnere mich.

Lothar. Halten sie nun diese Verknüpfung, oder diese Parallele

des Handelns und Leidens in [37] Körper und Geist genau fest! Nehmen Sie hiezu den Satz: die Handlungen des Geistes entstehen blofs aus adäquaten Ideen, die Passionen blofs aus inadäquaten. Und nun sagen Sie mir, der mächtige Unterdrücker, der furchtbar waltende Despot, hat er, als solcher, adäquate, oder inadäquate Ideen?

Otto. Ich weifs in der That nicht, wie ich antworten soll. Als mächtig, als activ, mufs er adäquate Ideen besitzen; als Unterdrücker und Zerstörer das Gegentheil.

Lothar. Ergeben Sie sich also nur darin: Spinoza ist hier inconsequent, und zwar auf eine merkwürdige Weise mit sehenden Augen. Denn er selbst redet irgendwo von Handlungen aus einem Affect, der eine Passion sey; und entwickelt bey der Gelegenheit ausführlich, die Handlung des Schlagens sey eine Tugend, sofern man sie physisch betrachte; die nämliche Handlung könne aber eben sowohl mit dunkeln, als mit klaren Vorstellungen verbunden seyn. Hierüber beruft er sich auf seinen zweyten Theil, aber gegen seine Gewohnheit nur unbestimmt, ohne genaue [38] Anführung eines Lehrsatzes. Ohne Zweifel schwebte ihm jene seltsame Physiologie vor, woraus er das Gedächtnifs, und die Verknüpfung der Bilder in der Seele erklärt hatte. Und dieses Blendwerk hinderte ihn, wie es scheint, sich zu erinnern, dafs nach seiner Theorie nothwendig zu der tugendhaften Handlung des Schlagens auch eine tugendhafte Gesinnung in der Seele gehöre; und dafs eben so zu den inadäquaten und dunkeln Vorstellungen der Letztern, eine Schwäche und Verkehrtheit im Organismus müsse gesucht werden.

Otto. Was den ersten Punct anlangt, so liefse sich die tugendhafte Gesinnung, die Sie vermissen, nun allerdings bey dem Despoten wohl nachweisen.

Lothar. Wollen Sie das wirklich unternehmen?

Otto. Freylich fühle ich mich dabey etwas verlegen. Ich mag es kaum sagen, obgleich Spinoza es laut und wiederholt genug ausspricht: Die Tugend liegt im Streben nach dem eignen Nutzen. Der Despot, indem er für sich sorgt, ist also [39] tugendhaft! Aber wie war es möglich, dafs ich bey dieser Lehre bisher nicht anstiefs?

Lothar. Sie liefsen Sich durch die gewöhnlichen Wendungen aller Glückseligkeitslehre täuschen. Der wahre Nutzen sey von dem scheinbaren zu unterscheiden, und das höchste Gut bestehe in der Erkenntnifs Gottes; einem Gemeingute, welches niemals Streit veranlassen könne.

Otto. Und auch das nennen Sie Täuschung? Mich dünkt, ich erhole mich wieder, indem Sie mir diese herrlichen Gedanken ins Gedächtnifs zurückführen; und dafür will ich gern den Misgriff bekennen, den ich so eben beging, als ich dem Despoten eine tugendhafte Gesinnung nachweisen wollte. Spinoza mag also in jenem Puncte inconsequent bleiben, wenn er nur dafür gesorgt hat, uns in der Anschauung Gottes das höchste Gut zu bereiten.

Lothar. Unser Gespräch hat sich auf einen Punct zurückgewendet, den wir schon früher berührten. Sind Sie bereit, mit unbefangener Wahrheitsliebe nachzusehn, was Sie an dieser Anschauung [40] des Spinozistischen Gottes, an diesem höchsten Gute eigentlich besitzen?

Otto. Sie drohen mir mit unwillkommenen Aufschlüssen! Doch reden Sie!

Lothar. Bey der Aufzählung der Attribute Gottes ist eins vergessen, welches später nachgeholt wird; nämlich die intellectuale Liebe Gottes zu sich selbst. Wie verhält sich zu derselben die Liebe der Frommen unter den Menschen zu Gott?

Otto. Sie ist ein Theil von jener. Denn die menschliche Seele ist ein Theil des göttlichen Denkens, und Gott ist eben so wenig ein fremder und äufserer Gegenstand der Betrachtung und Verehrung für den Menschen, als hinwiederum in dem Menschen eine Kraft und Stärke der Liebe seyn kann, die nicht die Kraft Gottes selbst wäre. Dies sind ausdrückliche Lehren des SPINOZA.

Lothar. Vollkommen richtig. Wenn wir demnach alle Liebe zu Gott, die sich in den sämmtlichen endlichen Vernunftwesen findet, zu einer Summe [41] zusammenfassen, so ist diese Summe nichts anderes als eben jene unendliche Liebe Gottes zu sich selbst; nicht wahr?

Otto. So scheint es.

Lothar. Vollständig und scharf ausgedrückt wird die Sache so lauten: Die Liebe des Ganzen (Gottes) gegen das Ganze, ist gleich der Liebe aller Theile (der endlichen Vernunftwesen) gegen das Ganze; und ebenfalls gleich der Liebe des Ganzen zu allen Theilen; und nochmals gleich der Liebe aller Theile gegen alle Theile; in welchem letztern Ausdruck auch die Liebe jedes Theils gegen sich selbst mit enthalten ist.

Otto. Sie entzücken mich, anstatt mich zu widerlegen. Betrachten Sie nur selbst den Sinn der Formeln, die Sie da so kalt, als ob es eine Rechnung wäre, hingestellt haben. Von einer unendlichen Selbstliebe Gottes sind Sie ausgegangen; nicht so?

Lothar. Gewifs mufste ich das, wenn ich SPINOZA's Lehre aussprechen wollte. Was aber die Selbst[42]liebe entzückendes habe, das gestehe ich nicht zu begreifen, sie mag nun endlich oder unendlich, und eine Selbstliebe des höchsten oder des niedrigsten Wesens seyn.

Otto. Ich beschwöre Sie, hören Sie mich; und lassen Sie sich von den falschen Beschuldigungen, die Sie gegen den SPINOZA im Sinne haben mögen, noch bey Zeiten zurückhalten. Die Selbstliebe Gottes war es nicht, was mich entzückte; sie ist so erhaben, dafs mein Gedanke vergeblich suchen würde, sie zu erreichen. Aber welche, wahrhaft göttliche Offenbarungen folgen nun weiter! Die Liebe aller Frommen zu Gott ist eins und dasselbe mit der Liebe Gottes zu den Menschen. —

Lothar. Verzeihen Sie! Auch zu den *nicht-frommen Menschen?*

Otto. Keine Störung! Ich bitte! Die Liebe der Menschen unter einander ist ebenfalls eins und dasselbe sowohl mit jener Frömmigkeit, als mit der Menschenliebe in Gott; und endlich ist unsre eigene Selbstliebe eben sowohl ein göttlicher Zug [43] in uns, als die gegenseitige Liebe der Menschen; hier ist kein Streit, denn alles ist in Gott! Hat es nun wohl jemals ein System gegeben, welches eine so vollkommene Harmonie stiftete zwischen Religion, Tugend und Glückseligkeit? Wie rein ist diese Einheit! Wie einfach grofs ist der Gedanke in seinem Grunde und in allen

seinen Folgen! Warum doch sträuben Sie sich, dieses klare Licht in Ihre Seele dringen zu lassen? Was wollen Sie mit allen den kleinlichen Bedenklichkeiten, mit allen den mühseligen Speculationen, wodurch Sie sich und Andre nur irre machen, und eine augenblickliche Verlegenheit erkünsteln, die sogleich bey der ersten Besinnung an den Hauptpunct des Systems wieder verschwindet? Erheben Sie sich doch endlich in diesen Himmel der heitersten Heiterkeit, worin Sie zugleich als Mensch für sich selbst, als Freund für alle Menschen, als ein Ausdruck des Urwesens in Ihm, dem Höchsten, wahrhaft leben, wahrhaft schauen und wahrhaft denken werden!

Lothar. In der That! Personen von Ihrer Gemüthsstimmung ergeben sich einer Begeisterung [44] für SPINOZA, wie die Franzosen für den Corsen.

Otto. Wie? Sie dürfen —

Lothar. Nehmen Sie nicht übel! Gegen Ihren Schwindel giebt es kein andres Mittel, als eine kleine Aufregung Ihres Unwillens. Und da ich den Corsen einmal nannte, so besinnen Sie sich an jene Gleichheit des Rechts und der Macht. Wissen Sie darüber jetzt bessere Auskunft zu geben als vorhin? — Wo nicht: so halten Sie sich gefafst, dafs ich Ihnen sogleich aus der nämlichen Quelle, woraus Sie sich so eben berauschten, den Satz ableiten werde: *Der Mensch soll gar Nichts. Er hat gar keine Pflicht, keine Bestimmung. Das Leben ist nichts als ein Zeitvertreib, und alles Streben zum Besseren ist Thorheit.*

Otto. Wenigstens mein Streben, Ihre Ansichten zu verbessern, scheint eine Thorheit zu seyn.

Lothar. Und SPINOZA's Bemühen, eine Ethik zu schreiben, ist nach seiner Lehre ebenfalls ein [45] überflüssiges, nach meiner Ansicht aber ein gänzlich mislungenes Streben.

Otto. Nun lassen Sie hören, warum?

Lothar. Sagen Sie mir: kann sich in einem der göttlichen Attribute etwas vermehren oder vermindern?

Otto. Das wäre ungereimt im höchsten Grade.

Lothar. Kann sich die intellectuale Liebe Gottes vermehren oder vermindern?

Otto. Keineswegs.

Lothar. Es bleibt also von dieser Liebe stets ein gleiches Quantum in der Welt.

Otto. Ohne Zweifel.

Lothar. Gesetzt also, es sey von derselben zu wenig in meiner Seele: so wird dessen dagegen desto mehr seyn in einer andern; etwa in der Ihrigen?

[46] Otto. Das will ich hoffen.

Lothar. Warum hoffen? Was liegt daran, wenn auch Sie vielleicht eine kleinere Portion davon enthielten; desto mehr wird sich bey irgend einem Dritten oder Vierten antreffen lassen.

Otto. Ich wenigstens werde suchen, mich in dieser Liebe, die mein wahres Wesen ausmacht, zu behaupten.

Lothar. Sie werden aber auch nichts einzuwenden haben, wenn

Jemand, der nun einmal weniger davon bekommen, nicht mehr verlangt?

Otto. Meinen Freunden wünsche ich das Beste, und von dem Besten das Meiste, wenn sie es nur annehmen wollen.

Lothar. Das heifst, Sie wünschen, dafs in Ihren Freunden und in Ihnen selbst sich Gott mehr darstellen, dafs ein gröfseres Quantum göttlicher Liebe in Sie und in Jene einkehren möge; — und, was unvermeidlich ist, dafs ir[47]gend welchen Anderen dagegen etwas entzogen werde.

Otto. Welche Berechnung!

Lothar. Die Spinoza wenigstens unterschreiben mufs. Oder ist etwan nicht bey ihm *ein* Endliches das Beschränkende des Andern? Ist nicht jede Seele ein Theil, ein bestimmtes Quantum des göttlichen Denkens, bestehend noch obendrein aus kleineren Theilen, und zusammengesetzt aus mehrern Ideen?

Otto. Diese Ausdrücke kommen freylich bey Spinoza vor.

Lothar. Und Sie wollen doch wohl nicht an seinen Worten meistern, als hätte er nicht verstanden zu sagen was er meinte? Damit würden Sie sich gerade in die Klasse seiner modernen Verbesserer hineinversetzen, die Alles verwirren, ohne irgend Etwas bessern zu können.

Otto. Wie hängt denn das Alles mit Ihrer Drohung zusammen, das menschliche Leben müsse [48] sich nach Spinoza in einen blofsen Zeitvertreib auflösen, und der Mensch solle gar Nichts? —

Lothar. Was kann der Mensch noch sollen, wenn sich die Summe des Guten in der Welt gar nicht vermehren noch vermindern läfst?

Otto. Er soll seine Affecten bändigen.

Lothar. Und wenn er sie nicht bändigte?

Otto. Dann würde er nicht frey seyn.

Lothar. Spinoza und Freyheit — wie kommen die zusammen? Etwa durch die blofse Ueberschrift des letzten Theils der Ethik: de libertate humana?

Otto. Durch die Anweisung in diesem Theile, sich zur Anschauung und Liebe Gottes zu erheben.

Lothar. Gesetzt diese Anweisung werde befolgt: giebt es nun mehr Anschauung, mehr Liebe Gottes als vorhin? Gesetzt sie bleibe unbefolgt: entsteht daraus ein Minus, ein Deficit in der genannten [49] Vortrefflichkeit, oder Tugend, oder Glückseligkeit, oder Erkenntnifs, — oder mit welchen andern Namen soll ich jenes höchste Gut des Spinoza noch benennen, welches ohne alles menschliche Zuthun vorhanden, unter unendlich vielen endlichen Vernunftwesen vertheilt, in einem beständigen Wechsel dieser Vertheilung begriffen, und durch unabänderliche Naturgesetze dieses Wechsels in verschiedenen Formen umhergetrieben, aber keiner Vermehrung noch Verminderung fähig ist? Von Naturgesetzen war vermuthlich auch Spinoza getrieben, als er eine Ethik schrieb; da aber die Natur, seiner Meinung nach, keine Zwecke hat, so ist auch die Ethik zwecklos; der ganze Spinoza selbst war ein Spiel der Natur; und das ganze Menschengeschlecht ist ein Zeitvertreib Gottes, der sich, vermöge seiner innern Unruhe, in allerley Gestalten umherwirft, ohne dadurch weder für sich noch für irgend Jemanden etwas zu erreichen.

Otto. Hieran ist allerdings etwas Wahres. Die Menschen, als Individuen, haben sehr wenig Werth; es ist an ihnen nichts bleibendes, aufser der Idee von ihrem Wesen, so fern dieses in [50] dem Wesen Gottes mit ewiger Nothwendigkeit gegründet ist. Hingegen Einbildungskraft und Gedächtnifs verschwinden mit dem Erdenleben; sie hängen zusammen mit den Verkettungen der Affectionen des Leibes.

Lothar. Gehen Sie nur noch wenige Schritte weiter, und wir werden auf den Punct kommen, der Ihnen vorhin Gegenstand einer Frage zu seyn schien. Erinnern Sie sich nicht an den Spanischen Dichter, der nach einer Krankheit seine frühern Tragödien nicht mehr für die seinigen erkannte? Spinoza giebt zu verstehen, dafs er um dieser und ähnlicher Erfahrungen willen nicht geneigt sey, die Identität der Person auch nur während des irdischen Lebenslaufes anzuerkennen. Und wie könnte er es auch? Da die Theile des Leibes in stetem Wechsel begriffen sind, die Seele aber auf den Vorstellungen von diesen Theilen beruhen soll, so ist sie offenbar nichts Beharrendes, sondern es ist in ihr, als einem Aggregat von Gedanken, eine stete Zunahme und Abnahme. Dies ist, wenn ich nicht irre, gerade das, was Sie vorhin bemerkten.

[51] Otto. In der That, das ists. Aber Sie, anstatt mich aufzuklären, wollen mich am Spinoza nur irre machen, den Sie sogar mit dem argen Napoleon vergleichen!

Lothar. Sollte das flüchtige Wort Sie verletzt haben? Dann darf ich Ihnen kaum sagen, dafs ich nicht sowohl die beyden Männer, als deren Bewunderer verglich; die, so lange nicht eine gewaltsame Enttäuschung eintritt, auch die deutlichsten Warnungszeichen absichtlich verkennen, um nur nicht aus der Bezauberung gerissen zu werden, in der eine ungeheure Keckheit ihnen als wahre Gröfse erscheint. Dieses Staunen mufs etwas unglaublich Angenehmes haben; so schliefse ich aus meiner Beobachtung Anderer, denn mir selbst ist durch eigenes Gefühl davon niemals auch nur die leiseste Anwandlung bekannt geworden. Eben darum lassen Sie sich versöhnen, Lieber! Mich verdriefst es ja nicht, wenn Sie mir die Anschauung absprechen, die nach Ihrer Meinung die Bedingung alles Philosophirens seyn soll.

[52] Nun wohl, wir müssen beyde mit einander Geduld haben. Und da wir einmal so tief ins Gespräch gerathen sind, so gebührt sichs, die schon erhobenen Fragen wenigstens so weit zu verfolgen, dafs Jeder des Andern Meinung erfahre.

Lothar. Auf welchen Punct trifft denn eigentlich Ihre Bedenklichkeit, auf das Ich, oder auf die Seele?

Otto. Was meinen Sie mit dieser Unterscheidung?

Lothar. Dies, dafs Spinoza in Ansehung der Seele Unrecht, in Hinsicht auf das Ich aber grofsentheils Recht habe.

Otto. Was höre ich? Sie geben dem Spinoza auch einmal Recht?

Lothar. Mir gilt das Ich nur für eine Complexion von Vorstellungen, die dem Wachsthum und der Abnahme, überdies einer mannigfaltigen Umwandlung durch sehr verschiedenartige Reflexio[53]nen, unterworfen ist. Ja ich würde mich vielleicht dem Spinoza in diesem Puncte um eben so viel nähern, als ich mich von Fichten entferne, wenn nicht die Einheit

der Seele der veste und dauernde Sitz wäre, worin die Ichheit dergestalt ruht, dafs in ihr ein vestbestimmter Charakter, und ein stetiges moralisches Selbstbewufstseyn möglich ist.

Otto. Das moralische Selbstbewufstseyn gerade ist der Punct, um den sich meine Bedenklichkeiten drehen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dafs die schönsten Erhebungen unseres Geistes, die kräftigsten Entschliefsungen, die erhabensten Thaten, so fern sie aus der Phantasie zum wenigsten eben so sehr als aus der Vernunft ihren Ursprung nehmen, und dem Gedächtnifs gleichsam als innerliche Ehrenzeichen unserer Persönlichkeit anvertraut werden, — sich in uns selbst einem unmerklichen Veralten, einer Auflösung überliefern, aus welcher keine Rettung möglich ist, da die ganze Person, als Zeitwesen, dem nämlichen Wechsel unterworfen ist, dessen sichtbare Spuren sich dem Leibe von Jahr zu Jahr deutlicher aufdrücken. Was thut nun der Greis, [54] wenn er sich der Thaten seiner Jugend rühmt? Jener kräftige Mann ist verschwunden; und dieser Alte ist ein Thor mit seiner Klage, dafs ihm jetzt nur die Nerven und Muskeln fehlen, um derselbe zu seyn wie ehemals! Gerade umgekehrt, *weil* ihm Nerven und Muskeln den Dienst versagen, soll er aufwachen aus dem Traum von einer frühern Persönlichkeit, die ihm gehöre, ihn schmücke, ihn tröste, und ihm die Leiden des Alters versüfse. Das ist fremder Schmuck und fremde Heiterkeit; und wenn ein edler König, ein dankbares Vaterland in dem Alter noch den Jüngling belohnen, so rufen auch sie einen Schwelger an eine fremde Tafel, während sie schicklicher eine Todtenfeyer anordnen würden, um eine erstorbene Kraft zu preisen, die aus jenen, noch umherschleichenden marklosen Knochen längst entwichen ist. Das sind Wahrheiten von einer so bittern Art, dafs ich ihnen entfliehen möchte, wenn nicht der Satz: Leib und Geist sind Eins, und den gleichen Perioden der Entwickelung und Auflösung unterworfen, alles Entfliehen unmöglich machte.

Lothar. Nein, Lieber! das sind eben so wenig Wahr[55]heiten, als das Recht einerley mit der Gewalt, der Mensch ein blofses Naturspiel, das Streben nach dem Bessern eine Thorheit, und Spinoza's Urwesen eine wahrhafte Gottheit ist.

Otto. Reden Sie weiter! Warum ist Spinoza's Urwesen keine wahrhafte Gottheit?

Lothar. Zuerst: weil er nicht gütig seyn kann.

Otto. Und weshalb das nicht?

Lothar. Weil keine Güte für sich selbst sorgt; und weil Spinoza's Gott Niemanden hat, als sich selbst.

Otto. Wenn dies das Erste, was ist das Zweyte?

Lothar. Spinoza's Gott ist nicht heilig.

Otto. Was fehlt ihm zur Heiligkeit?

Lothar. Die Reinheit und die Würde.

Otto. Was finden Sie Unreines in ihm?

[56] Lothar. Den ganzen Naturlauf, die ganze Endlichkeit im Unendlichen, den ganzen Uebergang aus adäquaten Ideen zu inadäquaten, die ganze Unruhe der Körperwelt.

Otto. Was fehlt an der Würde?

Lothar. Schauen Sie selbst mit Spinoza's Augen in seinen Gott hinein! Fragen Sie sich, was dieser Gott sehe, wenn er sich sieht? Wie ist seine eigne Ichheit, seine eigne Persönlichkeit, wenn wir einen solchen Ausdruck wagen dürfen, beschaffen? Das letzte Object, worauf der Blick ruhen kann, ist die Körperwelt; und das Höchste, wozu er sich erheben mag, ist Selbstbeschauung und Selbstliebe.

Otto. Sie wagen zu viel! Es ist allzudreist, in Gottes Selbstbewufstseyn hinein schauen zu wollen.

Lothar. Wer anders als Spinoza ist Schuld an dieser mehr als dreisten Keckheit? Zwar das ist ein Erbfehler der Menschheit, von Gott mehr [57] wissen zu wollen als man wissen kann; aber wenn Andre ihre Visionen in poetischen Bildern ausdrückten, und in das Allerheiligste nur durch einen Schleyer zu schauen glaubten, geht dieser Mann mit der Miene der gröfsten prosaischen Nüchternheit, ja mit einem Schein von geometrischer Methode an das gigantische Werk, die Welt sowohl dem Leibe als der Seele nach aus Gott herauszuschneiden.

Otto. Was helfen alle Ihre harten Worte? Gesetzt auch, ich könnte wünschen, dafs Spinoza Unrecht habe, so führt der Wunsch zu Nichts. Denn die Sache ist nun einmal so! Die theoretischen Lehrsätze stehn vest; die praktischen Folgerungen müssen wir uns gefallen lassen.

Lothar. Wollen Sie einmal versuchen, nur einige Wochen in dem Wunsche zu verharren, dafs Spinoza's Lehre falsch seyn möchte, so bin ich überzeugt, die theoretischen Sätze werden gar bald vor Ihren Augen aus allen Fugen weichen, und Sie werden kaum begreifen, wie man ein so unzusammenhängendes, und auf gar keiner [58] Grundlage ruhendes Flickwerk, ein System habe nennen können.

Otto. Was ist das? Allgemein wird Spinoza's Consequenz gepriesen, auch von seinen Gegnern, auch von Ihnen: und nun heifst Alles ein Flickwerk, was sonst als ein vestes System bewundert wurde?

Lothar. Unterscheiden Sie nur Consequenz der Ansicht, und Consequenz des Systems. Jene ist vorhanden; diese fehlt.

Otto. Die Consequenz der Ansicht bewährt sich gewifs dadurch, dafs man in ungestörter Anschauung Welt und Menschheit, Natur und Gott zugleich übersieht.

Lothar. Und die Consequenz des Systems vermifst sogleich derjenige, der die Hauptgedanken aus einander herzuleiten sucht, und nun findet, dafs sie nicht einmal zusammen passen, viel weniger aus einander folgen.

Otto. Ich erblicke in Gott die beyden unendlichen [59] Attribute, Ausdehnung und Denken; in der unendlichen Ausdehnung die gesammte Körperwelt, worin jeder Körper von dem andern bestimmt und begränzt wird; in dem unendlichen Denken die sämmtlichen endlichen Vernunftwesen, welchen gleicherweise eine Ordnung und Verbindung von Vorstellungen inwohnt, die der Körperwelt entspricht; so dafs beyde Welten, die der Ausdehnung und des Denkens, einander gegenseitig abbilden und bedeuten; und dafs, wer eine von beyden kennt, dieser auf die andre schliefsen kann.

Lothar. Und ich frage: Wie folgt aus der Einheit der unendlichen

Substanz eine Mehrheit von Attributen? Wie geschieht es, dafs uns gerade Ausdehnung und Denken als solche genannt werden?

Otto. Weil wir eine äufsere und eine innere Welt wahrnehmen, darum müssen jene Attribute angenommen werden.

Lothar. Also nachdem die eine, einzige Substanz *angenommen* war, darum schreitet das *Anneh*[60]*men* nun dergestalt fort, dafs dem ersten Grundbegriffe sich Alles unterordnen möge, was in der Erfahrung gegeben war. Sehen Sie nun den Unterschied einer Ansicht von einem Systeme?

Otto. Noch nicht ganz.

Lothar. Die Ansicht geht aus von einem Begriffe, der den Gesichtspunct bestimmt; das Mannigfaltige aber, was von diesem Puncte aus zu sehen ist, mufs sich in der Erfahrung *finden;* es mufs sich alsdann nach dem Hauptbegriffe *fügen* und *schicken;* es ist also ein Stoff, den der Denker nicht macht, sondern verarbeitet. Sollte SPINOZA's Lehre ein System werden, so müfste sich in der unendlichen Substanz eine Nothwendigkeit zeigen, dafs sie gleichsam auseinander gehe in Ausdehnung und Denken; jetzt aber zeigt SPINOZA umgekehrt, dafs Ausgedehntes und Denkendes Platz nehmen müsse in der Substanz, weil es nun einmal da sey, und nirgends anderwärts bleiben könne. Sehen Sie nur den Beweis an, der für das Theorem: *Denken ist ein Attribut Gottes,* im [61] zweyten Theile der Ethik geführt wird. Wie lautet er?

Otto. Die einzelnen Gedanken, nämlich dieser und jener Gedanke —

Lothar. Schon genug! Sie sehn, dafs hier die einzelnen Gedanken als aus der Erfahrung bekannt vorausgesetzt werden. Dazu wird die Stellung gesucht, welche demselben in der unendlichen Substanz könne angewiesen werden; und nun ist es allerdings das kürzeste und bequemste, ein unendliches anzunehmen, das jenem Endlichen gleichartig, und aus welchem das letztere entnommen sey. Der Beweis für das zweyte Theorem: *Ausdehnung ist ein Attribut Gottes,* wie lautet er?

Otto. Er soll denselben Weg nehmen, wie jener.

Lothar. Also werden wir anfangen müssen: *die einzelnen Körper, oder dieser und jener Körper* — das heifst, wir werden auch hier erst durch Erfahrung gelernt haben müssen, dafs es Körper giebt; alsdann aber kostet es keine [62] Mühe, auch zu diesem Endlichen das Entsprechende im Unendlichen anzunehmen, und jenes als aus diesem herausgehoben zu betrachten.

Otto. Allein das Herausheben, wie geschieht es?

Lothar. Diese Frage wollte ich Ihnen eben vorlegen.

Otto. Wirklich habe ich niemals recht begriffen, warum die Unendlichkeit sich darauf einlasse, Endliches in sich aufzunehmen, oder aus sich herzugeben.

Lothar. Haben Sie denn gehofft, das durch SPINOZA begreifen zu lernen?

Otto. Ich glaubte ihn hierüber noch nicht völlig zu verstehen.

Lothar. Lieber! Sie haben ja zwey gesunde Augen. Trauen Sie doch diesen Augen; und suchen Sie nicht Geheimnisse, wo keine sind.

Otto. Was helfen meine leiblichen Augen, um das Endliche im Unendlichen anzuschauen?

[63] Lothar. Warum denn setzen Sie immer von neuem voraus, dafs SPINOZA's Hirngespinnste Wirklichkeiten, und als solche auf irgend eine mögliche Weise anzuschauen seyen? — Anstatt dessen nehmen Sie Ihr Buch; lesen Sie es, und suchen Sie mit Hülfe der leiblichen Augen den Satz und die Zeile, wo der Schriftsteller anfängt, Sie über den Gegenstand, der Ihnen Schwierigkeiten macht, zu berichten. Hüten Sie sich dabey, dem Autor Ihre eigenen Gedanken zu leihen! Hüten Sie sich, ihm Brücken zu bauen, über die er bequem gehen könne; sonst werden Sie niemals gewahr werden, wo er springe.

Otto. Für jetzt erinnere ich mich nur, oftmals bey dem acht und zwanzigsten Satze des ersten Theils der Ethik angestanden zu haben; wo ich aus dem Unendlichen auf einmal in das Endliche versetzt, und wo mir gezeigt wurde, was sich von selbst versteht, dafs die endlichen Dinge nicht von der absoluten Natur eines unendlichen göttlichen Attributs herrühren können, sondern dafs eine unendliche Reihe von Endlichkeiten statt [64] finden müsse, die einander gegenseitig bestimmen.

Lothar. Was ist denn daran Schwieriges? Sie sagen ja mit Recht, dafs sich das von selbst verstehe; und es liegt klar am Tage, dafs SPINOZA gar nicht anders denken konnte, und dafs er sogar jede Erläuterung unnütz finden mufste.

Otto. Ja freylich: *Wenn* einmal das Endliche eingeführt werden sollte, dann konnte es nur so geschehn.

Lothar. Sie irren sich, das Endliche wird nicht erst eingeführt, es ist schon da!

Otto. Wo denn? Doch nicht im Unendlichen, von dem in den vorigen Paragraphen die Rede war?

Lothar. Gewifs nicht; und eben so gewifs ist SPINOZA's Lehre kein System, sondern nur eine Ansicht.

Otto. Sie wollen sagen, man dürfe nach einer [65] Ableitung des Endlichen gar nicht fragen; sondern es sey aus der Erfahrung bekannt; und jetzt werde ihm nur die Stelle angewiesen, die es unter den gemachten Voraussetzungen einnehmen könne. Aber das genügt mir nicht.

Lothar. Genug fürs erste, wenn Sie nur sehen, dafs es dem SPINOZA genügte.

Otto. Sollte er denn gar nicht nach einem System gestrebt haben? Sein Werk befolgt ja doch diejenige Methode, welche zu seiner Zeit für die allerstrengste gehalten wurde.

Lothar. Wir wollen lieber nicht zu genau untersuchen, *wie* er diese Methode gebraucht hat; sonst würden wir eine beynahe endlose kritische Arbeit beginnen.

Otto. Aber was kann Tiefsinnigeres gedacht werden, als der Anfang der Ethik, bis zu jener verdächtigen Einmischung des Endlichen in das Unendliche. Welche glückliche Exposition aller [66] Hauptgedanken gleich in den ersten Definitionen und Axiomen!

Lothar. Welche offene Darlegung von unmöglichen Begriffen und falschen Axiomen, die den besonnenen Leser gleich im ersten Augenblicke zur Kritik reizen; damit er ja nicht hoffe, ein System zu finden, dessen veste Anfangspuncte im Gegebenen liegen, und dessen Demonstrationen

das Unbekannte enthüllen; sondern eine Ansicht, die mit verkehrten Schulbegriffen anhebt, und in diese das Gegebene und Bekannte hineinzwängt. Diese heillose Art zu philosophiren kündigt sogleich ein Buch an, das nicht blofs zeigt, wie man eine Ethik *nicht* schreiben, sondern auch, wie man ein System *nicht* aufbauen soll.

Otto. Sogar bis auf die vorderste Schwelle verfolgen Sie Ihren Gegner! Aber ich bleibe dennoch fürs erste im Hause; und das Höchste, was Sie über mich gewonnen haben könnten, wäre dies, dafs ich mich noch einmal bey guter Mufse darin umsähe, um zu erforschen, ob etwa Reparaturen nöthig sind, und was sie kosten können.

[67] Lothar. Unter allen Gebäuden, glaube ich, sind die Lehrgebäude am schwersten zu repariren.

Otto. Aber auch am schwersten zu verlassen.

Lothar. Wer daran denkt, sie zu verlassen, der wohnt schon nicht mehr darin. Und wenn Sie am Ende gerathen fänden, auszuziehn, so dürften Sie wenigstens auf mich die Schuld nicht schieben. Denn schon vor unserm Gespräche hatten Sie an einigen sehr nöthigen Steinen Ihrer Gewölbe gerüttelt, indem Sie die Verknüpfung des Endlichen mit dem Unendlichen, und die unstete Persönlichkeit des Menschen, für bedenklich erklärten. Ja selbst als Sie das Böse so gänzlich hinwegleugneten, waren Sie nicht mehr weit entfernt von der Frage: ob denn auch das Gute in Ihrem Systeme zu finden sey? Zwar werden wir beyde nicht in *dem* Sinne das Böse dem Guten anheften, als ob ohne Hölle kein Himmel, ohne Satan kein Gott sey: aber, abgesehen von dem realen und beharrlichen Bösen, scheint doch derjenige wenig [68] Sinn für das Gute zu haben, dem das Widerspiel desselben nicht einmal in den Gesinnungen und Handlungen so mancher Menschen auffällt.

Otto. Soviel mufs ich bekennen: ich fürchte mich ein wenig vor der Revision der praktischen Seite meiner geliebten Ethik. Aeufserst ungern möchte ich Flecken an ihr finden; und doch ist mir mein gesunder Menschenverstand noch lieber als jedes System. Vollends unerträglich aber würde mir ein System werden, das sich nur durch Winkelzüge helfen könnte.

Lothar. Winkelzüge werden Sie wohl nicht finden; vielmehr ist eine Lauterkeit der Gesinnung beym Spinoza unverkennbar, die stets mit dem Manne versöhnt, wie sehr auch die Lehre abstöfst. Aber ein unwillkührliches Hineilen zu moralischen Lehrsätzen, die unabhängig von seinen Principien längst bekannt waren; und ein Verstecken des Schlechten und des Bösen hinter den allzuglimpflichen Benennungen von Schwäche, Affect, Leidenschaft; — allerley Versuche von psycholo[69]gischer Erklärung, wo ein strenges Verdammungs-Urtheil am rechten Platze gewesen wäre: das, glaube ich, werden Sie sich nicht länger verbergen, wenn Sie einmal den Glauben an Spinoza's theoretische Behauptungen bey Seite setzend, blofs mit Ihrem gesunden Menschenverstande das Praktische prüfen wollen.

Otto. Wird denn diese Trennung des Praktischen und Theoretischen möglich seyn? Mich dünkt, bey Spinoza ist beydes so in einander verwachsen, dafs sich eins vom andern gar nicht gesondert fassen läfst.

Lothar. Ja und Nein; je nachdem Sie's nehmen. Wir Alle sondern, indem wir prüfen; und darin, denke ich, treibt uns ein richtiges Gefühl, welches die sittliche Beurtheilung nicht von dunkeler Metaphysik will abhängen lassen. Aber die meisten Systeme sträuben sich gegen die Scheidung; sie scheinen den Preis ihrer Anstrengung in Bestimmungen über das Gute und Rechte zu suchen, die entweder längst klar und anerkannt, oder je neuer desto verwerflicher sind. Auch [70] SPINOZA widerstrebt, wenn man fragt, wo denn das Gute in seinem Handeln, Leben und Seyn, eigentlich zu finden sey? Er meint, das sey gar keine Frage; das Gute liege unmittelbar in der Existenz, und es gebe weder einen andern, noch einen höhern Werth, als den des Seyns. Nur in wiefern eine Mehrheit von Dingen neben einander existire, könne eins die Realität des andern vermindern; und hier entspringe ein relatives Uebel oder Böses, nämlich in Ansehung des Verlierenden. Daher liege für jedes Ding das Gute in ihm selber, das Böse komme von Aufsen. Sie werden leicht einsehn, wie dies mit der Gleichsetzung der Macht, der Tugend und des Rechts zusammenläuft; und wie hinwiederum dergleichen Behauptungen fast unvermeidlich werden, sobald man theoretische und praktische Philosophie in dem Satze vermengt: *das Gute ist das Seyn, und das Seyn, blofs als solches ist gut.*

Otto. Aber noch mehr! Indem Sie so eben bemerkten, aus der Mehrheit der Dinge entspringe die Möglichkeit des Bösen, erschreckte mich ein [71] Gedanke, der alles umwerfen würde, was ich vorhin aufs bestimmteste behauptet hatte: und der zugleich eine schlimme Ahndung bestätigt, die ich mir nicht gestehen wollte.

Lothar. Wovon reden Sie?

Otto. Von jenem, mir längst verdächtigen Puncte, dem Endlichen in dem Unendlichen.

Lothar. Ich errathe was Sie schreckt, und Sie scheinen im Begriff dem SPINOZA einen Vorwurf zu machen, der allen meinen Tadel an Härte übertrifft.

Otto. Diese Mehrheit von Dingen, die Mutter des Bösen, entsteht eben in jenem Zerfallen des Unendlichen in zahllose Endlichkeiten. Die Natur in Gott — sie ist ein bleibendes, und mehr als persönliches Böses; denn alles was ein abgesondertes Leben hat, die ganze Menschheit mit inbegriffen, mit Einem Worte, die sämmtlichen zahllosen Personen in Gott, sie führen entweder wirklich den Krieg Aller gegen Alle, [72] oder sie könnten ihn führen; die Möglichkeit des Hasses ist durch ihre Vereinzelung gegeben, ohne dafs die Möglichkeit der Liebe im geringsten wächst. Gott ist nur in seiner Einheit, Unendlichkeit, Unwandelbarkeit, Untheilbarkeit, wahrhaft Gott; aber die Allheit in ihm vermag nicht wieder herzustellen, was die Vielheit verdirbt. Diese Vielheit ist gerade das, was nicht seyn sollte; sie ist die ewige Lüge, wie die Einheit ewige Wahrheit. Und ist es nicht entsetzlich zu denken, entsetzlich zu sagen, — die Lüge ist ursprünglich verwachsen mit der Wahrheit! Wir haben einen Pantheismus, und eben darum einen Pan-Satanismus!

Lothar. Wenn Sie darin Recht hätten, so wären SPINOZA und DAUB nahe Nachbarn.

Otto. Lassen Sie mich jetzt! Mein ganzes Gemüth ist in Bewegung; ich mufs fort, mich zu sammeln.

Lothar. Vernehmen Sie noch ein Wort, um sich eher zu beruhigen. Nur in der Voraussetzung, [73] SPINOZA's Urwesen sey wahrhaft Gott, sind Sie auf Ihren empörenden Gedanken gestofsen. Haben Sie die Voraussetzung hinweg, so wird die Folge verschwinden. Jenes vermeinte Urwesen ist weder gütig noch rechtlich; es ist blofs stark, und, wie es scheint, seiner selbst sich bewufst; in diesem Selbstbewufstseyn aber liegt noch obendrein eine grobe Täuschung verborgen, die wir für jetzt unberührt lassen wollen. Können Sie sich nur einmal der Bewunderung jener allgewaltigen Stärke erwehren: so werden Sie auf dem Boden Ihres bisherigen Systems *weder das Gute noch das Böse* finden, sondern blofs das *Gemeine.* Diese Bemerkung aber, die für eine Naturlehre ohne alle Bedeutung seyn würde, enthält für eine Ethik den schärfsten möglichen Tadel. Und so liegt am Ende der gröfste Fehler darin, dafs SPINOZA, der nichts weiter als eine Natur-Ansicht besafs, es unternahm, eine Ethik zu schreiben.

Otto. Noch einmal, lassen Sie mich! Doch auf baldiges Wiedersehen! Mit Ihnen mufs ich weiter reden; auch mit den Brüdern Karl und [74] Ludwig T * * *, wovon der eine sich mit KANT, der andre vorzüglich mit FICHTE beschäfftigt. Kann ich bey SPINOZA nicht bleiben, so mögen mancherley Meinungen auf mich wirken, bis ich irgendwo Ruhe finde. Leben Sie wohl!

---

[75] Zweytes Gespräch.

Karl. Du bist noch allein?

Ludwig. Es ist noch nicht spät. Auch hat Lothar sagen lassen, seine Geschäffte würden ihn heute vielleicht ungewöhnlich lange aufhalten.

Karl. Sobald er kommt, erneuert sich gewifs zwischen ihm und Otto das Gespräch, worin vor kurzem beyde so warm geworden sind.

Ludwig. Und wir werden unsern Beytrag geben.

Karl. Nur werde nicht heftig, lieber Bruder!

Ludwig. Du bist der ältere; und magst ein gutes [76] Beyspiel aufstellen. Auch bekenne ich, Deine Kantischen Ansichten haben den Vorzug, Dir das zu erleichtern. Du ziehst Dich hinter eine grofse und breite Unbegreiflichkeit zurück, die in der intelligibelen Welt liegt; und hörst uns Andern lächelnd zu, wie wir uns auch bemühen mögen, die Natur in ihrer Berührung mit dem Guten und Bösen aufzufassen.

Karl. Wenn Dir dieselbe Unbegreiflichkeit etwas kleiner und schmäler erscheint: was ist damit gewonnen? Warum doch hast Du Dich von FICHTE'n verleiten lassen, jene Gränzen, die KANT so scharf bezeichnete, zu überschreiten? Warum fällt Otto in den veralteten Spinozismus zurück? Und was will nur Lothar, der die Strenge des Sittengesetzes weder ableugnet, noch in ihrer vollen Würde anerkennt; und der in der Erfahrung, die in Raum, Zeit, und den Kategorien ganz deutlich dasteht, allerley Schwierigkeiten findet, wovon Niemand etwas sieht als er? Will er etwan

neue Formen der Sinnlichkeit, und neue Kategorien erfinden? Davor sind wir sicher!

[77] Ludwig. Mein guter Bruder, Du wirst schon jetzt etwas lebhaft!

Karl. Desto ruhiger wirst Du mich nachher sehn. Während Andre sich vergeblich abarbeiten, unterhält mich das Schauspiel was sie geben. Bin ich aber allein, *dann* freylich überfällt mich oft eine schmerzliche Empfindung, wenn ich bedenke, wie die Unruhe der Menschen auch gegen die weisesten Vorschriften unbändig ankämpft; und wie selbst die weit verbreiteten Wirkungen des gröfsten Verdienstes allmählig von ihrem Glanze verlieren!

Ludwig. Du siehst da Böses, wo ich Gutes. Denn mir gefällt die stets rege Thätigkeit des Menschengeistes, selbst in ihren unreifen Producten.

Karl. Böses sehe ich nirgends, aufser in geradem Streite mit dem Sittengesetze. Das, wovon ich sprach, ist Irrthum und Thorheit.

Ludwig. Nur Irrthum und Thorheit? Ich bin zwar sehr zufrieden, wenn Du uns Andern nicht noch [78] etwas Schlimmeres zur Last legst. Aber ich wundere mich darüber.

Karl. Wie so?

Ludwig. Wäre ich von der Zulänglichkeit der Kantischen Lehre eben so überzeugt, wie Du, so würde ich sagen: alle Philosophie zerfällt, abgerechnet von der Kantischen selbst, in zwey Theile, in einen vor Kant, und den andern nach ihm; jener zwar ist Irrthum, den man bedauern mufs, dieser hingegen ist Schuld, die keine Nachsicht verdient.

Karl. Warum keine Nachsicht?

Ludwig. Das Licht ist angezündet, und man will dennoch nicht sehen.

Karl. Man will nicht? Wer will nicht?

Ludwig. Wir Alle, die wir die Kantische Philosophie zwar kennen, aber ihr dennoch nicht anhängen.

Karl. Ob Ihr die Kantische Philosophie kennt, [79] mag dahin gestellt seyn. Kant's Schriften freylich habt Ihr gelesen; und zum Verstehen fehlt es Euch nicht an Kopf; Ihr solltet also verstehen, und das Verstandene vesthalten. Ob Ihr nun nicht verstanden, oder nicht vestgehalten habt; und woran in jedem dieser beyden Fälle die Schuld liege, das mögt Ihr mit Eurem Gewissen ausmachen.

Ludwig. Also ist ja doch von einer Gewissens-Sache die Rede.

Karl. Gewifs! Aber nicht vom eigentlichen Bösen. Das würde erst eintreten, wenn Ihr die Wahrheit der Kantischen Lehre mit klarem Bewufstseyn erkannt, und eben im Erkennen verleugnet hättet.

Ludwig. Pfui doch! Empörung wider klare Erkenntnifs ist teuflisch, aber nicht menschlich böse. Und das Teuflische ist unmöglich. Du selbst mufst es dafür erklären, nach den deutlichen Worten Deines Meisters.

Karl. Allerdings geschieht eben so wenig das Teuf[80]lische, als der Teufel existirt. Aber ich mufs Dich fragen: Was nennst Du denn Böse?

Ludwig. Es beruht gänzlich auf dem Nicht-Gebrauch der freyen Reflexion. Sobald wir auf dem höhern Reflexions-Puncte einmal stehn, alsdann sehen wir nicht blofs, was gut ist, sondern wir wollen es auch unfehlbar, des-

gleichen, sobald wir in die niedere Gegend herabgesunken sind, dann fehlt uns unvermeidlich die rechte Einsicht, und mit ihr der rechte Wille. Ob wir aber auf diesem oder jenem Puncte stehen, dieses ist das Werk unserer Freyheit, die das Gute schafft, indem sie handelt, und das Böse, indem sie unthätig bleibt. Nun giebt es allerdings im Menschen eine ursprüngliche Trägheit zur Reflexion; und ein wahres seltnes Wunder mufs geschehn, — das heifst, ein durch nichts zu erklärender Act der Freyheit, — wenn die Trägheit soll überwunden, der Geist erhoben, der Blick erweitert und der Wille gebessert werden. Gesetzt aber, in irgend einem unter den Menschen sey dieses Wunder wirklich geworden, so ist nun für Alle gerade das gewonnen und erworben, woran es ihnen bis dahin fehlte: [81] nämlich das Bewufstseyn ihrer Kraft, die Achtung für ein erhabenes Muster, und der Antrieb, demselben nachzuahmen. Auch jetzt noch hängt es von ihrer Freyheit ab, dem Antriebe Folge zu leisten, oder nicht; sie können selbst, nachdem sie zur Reflexion geweckt waren, dieselbe wieder in sich verdunkeln; und hier gerade finde ich den Sitz des Bösen, während wir jene ursprüngliche, noch zu keiner Thätigkeit angeregte und in ihrer Trägheit ruhende Reflexion, wohl mit dem gelinderen Namen eines Uebels benennen können, so dafs ein radicales Uebel an die Stelle Eures Kantischen radicalen Bösen treten wird.

Karl. Aus Dir spricht FICHTE's Sittenlehre; darum mufs ich Dir gleich eine Bemerkung entgegen stellen, die ich schon beym Lesen jenes Buchs machte. FICHTE, mit allem seinen Freyheits-Eifer, schadet dennoch der Lehre von der Freyheit, indem er sie aus dem heiligen Dunkel, worin sie ihrem Wesen nach verborgen liegt, mehr ans Licht hervorziehn will. Schon darin begeht er einen grofsen Fehler, dafs er ein unmittelbares Bewufstseyn unserer Freyheit annimmt, wäh[82]rend es doch nur das Sittengesetz ist, welches uns jene verbürgt. Aber was soll ich vollends davon denken, dafs jene Reflexion, worin das Gute entspringen soll, durch einen Andern könne aus ihrer Trägheit geweckt, und angetrieben werden? Siehst Du denn nicht, dafs hier die Freyheit auf eine Spitze gestellt wird, von der sie nothwendig herunterfallen mufs?

Ludwig. Wie so? Erkläre Dich deutlicher.

Karl. Zuerst unternimmt FICHTE, das freye Handeln viel genauer zu beschreiben, als es beschrieben werden kann; indem er es in ein Reflectiren, einen Act des Denkens setzt. Dann giebt er zu, dafs Einer dem Andern Gegenstand des Denkens werde, indem derselbe als ein Muster auftritt, das die Anderen mit Achtung betrachten. Aber in dieser Achtung, ja schon in dem blofsen Auffassen des Besseren an dem hervorgetretenen Muster, liegt gerade die nämliche Reflexion, welche frey seyn sollte. Nun erinnere Dich, dafs einerseits FICHTE eine Bildsamkeit des theoretischen Vermögens annimmt, wodurch die Acte des Denkens einer Causalität von [83] Aufsen zugänglich werden; und dafs er andererseits das Wollen von der Reflexion ganz abhängig macht, indem unter der Voraussetzung eines gewissen Reflexionspunctes nur das demselben angemessene Wollen möglich sey. Siehst Du jetzt, wie vest sich die Kette schliefst? Jemand ist für mich Gegenstand der Betrachtung; er steht vor mir als Muster. Ich reflectire auf ihn nach Gesetzen meines theoretischen Vermögens; hiemit

bin ich aus der ursprünglichen Trägheit herausversetzt, meine Reflexion ist wach; und mein Wille ist gut — weil er nicht anders kann. Du stutzest? — Wohlan, siehe nach, ob das folgende deutlicher seyn wird. Meine wachende Reflexion verdunkelt sich wieder. Wie ist das möglich? Durch blofse Trägheit, welche das radicale Uebel im Menschen seyn sollte? Aber die Trägheit vernichtet nicht, was einmal vorhanden ist; im Gegentheil, sie bleibt in dem gegenwärtigen Zustande. Darum gerade, weil die Materie träge ist, verharrt sie nicht allein in der Ruhe, sondern auch in der begonnenen Bewegung; sie setzt den einmal angefangenen Lauf unablässig fort, in gleicher Richtung und Geschwindigkeit. FICHTE aber war ein schlechter [84] Physiker; sonst hätte er einsehn müssen, dafs seine träge Reflexion, einmal aufgeregt, nie durch sich selbst in den vorigen Zustand zurückfallen könne. Demnach würde der einmal gebesserte Mensch fortdauernd gut bleiben, das empfangene Licht würde in ihm stets fort leuchten, — nicht aus Freyheit, sondern aus Trägheit! — Um endlich alles mit Einem Worte zu sagen: Diese zwey, die Freyheit und die Trägheit, sind contradictorische Gegentheile; derjenige ist frey, der nicht träge, und dasjenige träge, was nicht frey ist. Darum entsteht ein vollkommener Widerspruch, sobald man beyde Prädicate dem nämlichen Subjecte zuschreibt; und diesen Widerspruch hat FICHTE begangen.

Ludwig. Ist es wirklich mein Bruder, der da redet, oder ist es vielleicht LOTHAR?

Karl. Ich bin es, und kein Andrer.

Ludwig. So besinne Dich an ähnliche Einwürfe, die man Dir so oft gemacht hat. Wie manchesmal schon konntest Du Dich allein durch die zugegebene Unbegreiflichkeit der Freyheit retten, wo [85] man Dir Widersprüche in Deinen eigenen Behauptungen nachgewiesen hatte. — Glaube mir, guter Bruder, in diesem Puncte stehn wir beyde auf gleicher Linie. Man wird Dir, wie mir, in tausend Wendungen immer denselben Gedanken wiederholen, nämlich dafs die Identität eines Gegenstandes mit sich selbst, aufgehoben sey, sobald man ihm gestatte, in seinem eignen Was und Wie nur das Geringste zu ändern. Wir werden das niemals leugnen können; wir werden aber auch niemals darauf hören wollen. Denn wir *wollen* nun einmal die Freyheit behaupten; darum weil sie mit unsern Begriffen vom Sittlichen zusammenhängt.

Karl. Gewifs, darin sind wir völlig einverstanden.

Ludwig. Weniger wohl darin, dafs in der freyen Reflexion die Anfänge des Guten und des Bösen liegen. Aber Du wirst jetzt verstehn, weshalb ich das Nicht-Vesthalten einer einmal gefundenen Wahrheit, böse nenne.

Karl. Ohne Zweifel darum, weil das Zurücksinken [86] aus dem Zustande der Reflexion, Dir als der Sitz des Bösen erscheint.

Ludwig. In der That, da ich alles Gute in einem höheren Denken entspringen sehe, so kann ich nicht umhin, die Fahrlässigkeit, welche an der Verdunkelung schon gewonnener Erkenntnisse Schuld ist, aufs härteste zu tadeln, ja sie wie ein wahres Verbrechen zu verurtheilen.

Karl. Aber fühlst Du denn nicht, wie sehr ich Dir Unrecht thun würde, wenn ich wirklich Deine Fahrlässigkeit in Beziehung auf KANT's

Philosophie, Dir so hoch anrechnen, wenn ich Dich deshalb böse nennen wollte? Mich dünkt, eben hierin hast Du Dir die Widerlegung Deiner Ansicht so nahe gelegt als möglich.

Ludwig. Zeige mir nur diese Widerlegung! Darin kann sie doch nicht liegen, dafs es mich *schmerzen* würde, wenn Du mich nach meinem eigenen Gesetz behandeln wolltest. Freylich wünsche ich nicht, dafs Du, die Richtigkeit der Kantischen Lehre voraussetzend, mich so beurtheilen sollest, wie ich an Deinem Platze thun [87] würde. Aber was kann mein Wunsch entscheiden?

Karl. So endige Deine Nachlässigkeit! Erwecke Deine Reflexion, oder zunächst nur Dein Gedächtnifs. Hast Du nicht gelesen, dafs KANT das Böse aus einer verkehrten Unterordnung der Triebfedern herleitet, die im Menschen zusammenwirken? Wir alle streben nach Glückseligkeit; in uns Allen spricht auch das Sittengesetz; anstatt nun jene nachzusetzen, und diesem die Herrschaft zu übertragen, stellen wir die Maximen des Wohlseyns und der Klugheit oben an; hiemit wird die Selbstliebe zur Bedingung, auf welche wir unsre sittlichen Handlungen beschränken. Und diese Verdrehung, diese falsche Wahl, nicht aber irgend ein Mangel an Reflexion, ist der Ursprung des Bösen.

Ludwig, Lieber Bruder! Damit komme ich nicht von der Stelle. Du selbst wirst ja nicht leugnen wollen, dafs uns das Sittengesetz eben nur in einer höhern Reflexion zugänglich ist. Nach Wohlseyn strebt das Thier und der Mensch; aber sich erhebend über die Thierheit fafst der [88] Mensch den allgemeinen Begriff einer möglichen Gesetzgebung; und erst nachdem er diesen Punct erreicht hat, kann er sich die Frage vorlegen, welche Maximen sich zur allgemeinen Gesetzgebung schicken; nun erst kann er wählen; und hiemit liegt es am Tage, dafs in Deinem Begriff vom Ursprunge des Bösen die stillschweigende Voraussetzung einer aufsteigenden und wieder sinkenden Reflexion, schon unvermerkt enthalten war. Du hast Dich zwar so ausgedrückt, als ob die Maximen der Glückseligkeit und der Sittlichkeit Anfangs neben einander lägen; gleich zweyen Gütern oder Uebeln, zwischen denen wir zu wählen hätten. Aber offenbar denkst Du Dir selbst die Sittlichkeit als das höhere, das schwerer und später zu erreichende; und die verkehrte Unterordnung, von der Du redest, kann nur bey der Verdunkelung der auf dem höhern Standpuncte erzeugten Begriffe vom Sittlichen ihren Anfang nehmen. Nur indem man sie zugleich kennt und verkennt, kann man sie wider ihre Würde beschränken. Wer vom Guten gar nichts wüfste, der würde ihm gar keine Stelle anweisen; und wer sich ganz in den Geist des Guten versetzt, der wird von diesem Geiste ge[89]tragen, er ist sicher vor dem Sinken und vor dem Herabziehen; er wird die Höhe, auf welcher er steht, gewifs nicht niederdrücken, so lange er sich selbst auf ihr zu halten vermag.

Karl. Ich habe Dich ausreden lassen. Jetzt aber frage Dich selbst, was Du mit Deiner aufsteigenden und niedersinkenden Reflexion eigentlich willst. Glaubst Du im Ernste, die moralischen Begriffe würden in einer späteren Zeit erreicht, und lägen nicht eben so früh, wie die sinnlichen Antriebe, zur Wahl vor uns?

Ludwig. Ich errathe den Misverstand, den meine, freylich nur

menschliche, Sprache veranlafst. Aber lafs uns nicht an den Worten kleben. Die Zeit ist freylich dem Uebersinnlichen fremd. Von Reflexionen, die erst fehlen, dann eintreten und späterhin wieder nachlassen, kann also genau genommen nicht die Rede seyn. Unsre geistigen Erhebungen und Abspannungen gehören nur zur Erscheinung. Aber in wiefern sich in diesen Phänomenen das Intelligible verräth, zeugen sie doch von einer mangelhaften Besinnung an das Gute. Oder meinst Du, in vollkommener [90] Klarheit der Vernunft-Erkenntnifs sey die schlechtere Wahl möglich?

Karl. Die schlechtere Wahl ist weder früher noch später als die unvollkommne Vernunft-Erkenntnifs; sondern hier ist die Zeit ganz abwesend, und mit ihr die Causalität. Darum kann auch weder Verdunkelung, noch ursprüngliche Dunkelheit des Wissens vom Guten, als der Grund angesehen werden, woraus unsre verkehrte Selbstbestimmung erfolgt sey. Der Freyheit ist ursprünglich die klare Vernunft gegenwärtig; zugleich aber die Sinnlichkeit; anstatt nun die eine vorzuziehen und die andre zurückzusetzen, läfst die Freyheit geschehen, dafs Vernunft und Sinnlichkeit einander gegenseitig beschränken. In dieser Beschränkung liegt denn auch Verdunkelung, nicht der Vernunft an sich selbst, sondern in Beziehung auf das Subject des Bewufstseyns, welchem beyde zugleich, Sinnlichkeit nämlich und Vernunft, inwohnen. Das ist Alles, was wir davon wissen können.

Ludwig. Auch Dir, lieber Bruder, begegnet jetzt dasselbe, wie vorhin mir. Du lässest die Vernunft [91] *erst* klar seyn, *und dann,* weil die Freyheit es nicht hindert, verdunkelt werden.

Karl. Ich hätte also sagen sollen: der Freyheit *würde* die klare Vernunft gegenwärtig seyn, *wenn nicht* die Verdunkelung zugelassen wäre.

Ludwig. Das reicht wieder nicht aus. Im Dunkeln kann man nicht wählen. Die Freyheit, in dem Actus des Wählens, mufs klar sehen.

Karl. Und nachmals kann sich im Intelligibelen nichts ändern; also ist die ganze Verdunkelung, zusammt der früheren kindlichen Unwissenheit, in Hinsicht des Sittlichen nur ein Phänomen; und damit fällt die ganze Reihe Deiner vorigen Behauptungen zusammen.

Ludwig. Gerade im Gegentheil! Deine Behauptungen scheitern an einer Ungereimtheit.

Karl. An welcher?

Ludwig. Erinnere Dich des Teufels. Ihm, aber nicht dem Menschen, mag es zukommen, die Wahr[92]heit unbewölkt anzuschauen, und zugleich ihr Hohn zu sprechen. Was giebt es ärgeres, als vollkommen wissentliche Empörung gegen das Gesetz? Dieses Aergste jedoch ist unmöglich. Ich behaupte dreist: eigentliche Wahl zwischen dem Guten und Bösen findet gar nicht Statt. Wer das Gute in seiner Vortrefflichkeit klar erkennt, der ist schon dafür entschieden. In solchem Lichte der Erkenntnifs wohnt ein Einziger; und der ist Gott. Darum ist man allgemein darüber einig, dafs Gottes Wille nicht in dem Sinne frey sey, wie der unsrige. Gott schaut; und darum wählt er nicht mehr. Keine Sinnlichkeit trübt die höchste Vernunft; darum sind hier Vernunft und Wille vollkommen eins und dasselbe. In dem Menschen aber giebt es eine ursprüngliche Erzeugung des Selbstbewufstseyns, worin eine Aufsenwelt, ein

darauf gerichteter Naturtrieb, und eine Auffassung dieses Triebes nothwendig vorkommen; hingegen die höhern Reflexionen, welche zur Selbstständigkeit führen, nur als freye Handlungen hinzutreten. Mit andern Worten: die Sinnlichkeit ist gegebene Grundlage, die Vernunft aber entspringt nur in freyer That. Unrichtig stellt man die Freyheit [93] *zwischen* Sinnlichkeit und Vernunft, als wäre auch die Vernunft eben so von selbst vorhanden, wie die Sinnlichkeit. Unrichtig läfst man die Freyheit gleichsam zuhören, was die beyden Rathgeber zur Rechten und zur Linken wohl sagen mögen. Daraus entspringen alle Schwierigkeiten in der Freyheitslehre. Denn nun soll, nach Anhörung beyder Theile, von denen der eine klares Recht, der andere klares Unrecht hat, eine Hinneigung des Willens erfolgen, die frey, das heifst, grundlos, und weder bewogen von dem Rechte auf der einen, noch abgestofsen von dem Unrechte auf der andern Seite, sich ereigne; so dafs beyde Partheyen ihre Beredsamkeit verschwendet haben, und der absolut freye Wille stets ein blinder Wille sey und bleibe! Nimmermehr können diese Meinungen befriedigen. Darum sage ich: die Freyheit erzeugt das Sehen, und aus dem Sehen entsteht das Wollen. Vernunft ist kein Vermögen, das der Mensch ursprünglich besitzt, sondern ein Geschenk, mit dem Er selbst sich ausstattet. Die Mängel dieser Ausstattung sind die Wurzeln des Bösen; und aus diesen Wurzeln wächst zuerst der Irrthum hervor, als der Stamm, auf dessen Zweigen [94] zuletzt die giftigen Blumen und Früchte, böse Gesinnungen nämlich und Handlungen, angetroffen werden.

Karl. Wie magst Du Dir nur verbergen, dafs diese Freyheit, die Du der Vernunft voranschickst, ursprünglich im Finstern tappt, und hintennach das Licht, was sie sich erst hat anzünden müssen, nicht mehr gebrauchen kann; indem sie nun schon fertig ist mit ihrer intelligibelen That, die auf Einen Schlag geschehen mufste! Wahrlich, der blindeste Zufall ist eben so gut, oder vielmehr, er ist ganz dasselbe, wie Deine Freyheit, die sich eine Vernunft *erst macht*. — Doch an allem unsern Disputiren ist die Unbegreiflichkeit des Gegenstandes Schuld.

Ludwig. Dort kömmt Einer, der uns sagen wird, an allem unsern Disputiren sey die Nichtigkeit unseres Gegenstandes Schuld.

Karl. Wer ist es?

Ludwig. Kein Andrer als Otto. Was mag ihm fehlen? Er sieht so finster aus! Er geht so langsam!

[95] Otto. Guten Abend, Freunde!

Ludwig. Ihren Grufs erwiedern zwey streitende Brüder.

Otto. Doch gewifs nicht zwey feindliche.

Karl. Daran würde nicht viel fehlen, wenn ich das Ansinnen meines Bruders erfüllte.

Otto. Wie? Wenn Sie thäten, was Ihr Bruder verlangt, dann wären Sie Feinde?

Karl. Denken Sie nur! Der wunderliche Mensch will mich bereden, ich müsse ihm ja nicht blofs Irrthum zur Last legen, sondern etwas wahrhaft Böses.

Otto. Und warum?

Ludwig. Weil ich der Kantischen Philosophie nicht huldige.

Otto. Ich verstehe kein Wort.

[96] Karl. Um das zu verstehen, mufs man Fichte's Sittenlehre so genau im Kopfe haben, wie mein Herr Bruder.

Otto. Sie disputirten vielleicht mit einander?

Ludwig. Ich mufs nur beichten. Mir lief eine kleine Neckerey über die Zunge, gegen die veste Anhänglichkeit meines Bruders an Kant. Weil aber Karl sich in seinem natürlichen Ernst nicht stören liefs, so kam ich nicht weit mit meinem Scherz; vielmehr mufste ich nun darauf bedacht seyn, mich männlich zu vertheidigen. Und das habe ich geleistet; nicht wahr, Bruder?

Karl. Hätte ich etwas von Schalkheit gemerkt, so würde ich mich nicht so tief eingelassen haben. Ich glaubte, Du sprächest im Ernste.

Ludwig. So war es auch; nur die Anwendung auf Dich entschlüpfte mir, ehe ich merkte, dafs ich mich selbst damit verwunden würde.

Otto. Darf ich Sie bitten, sich deutlicher zu erklären?

[97] Ludwig. Dafs ich nicht bey reifer Ueberlegung meinen Bruder zu einem harten Urtheile über mich herausfordern würde, brauche ich Ihnen gewifs nicht zu sagen.

Otto. Natürlich!

Ludwig. Mich übereilend habe ich ihn gleichwohl aufmerksam gemacht, während ich mich glücklich schätzen mufste, wenn er nicht von selbst aufmerkte.

Otto. Bald scheint es, Sie wollen *mich* aufmerksam machen, mit allen Ihren Räthseln.

Ludwig. Und doch ist die Sache sehr einfach. Sie wissen, dafs mein Bruder Kant's Lehre für die reine Wahrheit hält. Nun bedenken Sie selbst! Wenn *Sie* die wahre Erkenntnifs vollständig besäfsen, so vollständig nur ein Mensch dazu gelangen kann; wenn Sie überdies mit vollkommener Zuversicht Ihres eignen Wissens sich bewufst wären: wie würden Sie alsdann die Andersdenkenden betrachten? Möchten Sie sich [98] begnügen, blofs die Irrenden redlich zu bedauern? Oder könnten Sie sich verhehlen, wie in dem Irrthum das Böse schon eingeschlossen liegt? Ja, glauben Sie nicht vielleicht mit mir, dafs eigentlich der Irrthum selbst das uranfängliche Böse ist? Ich wenigstens bin überzeugt, und die ganze Lehre des grofsen Fichte bestätigt diese Ueberzeugung: Alle Menschen *sollten* die Wahrheit schauen; der Irrthum ist ihre eigne Schuld; und mit ihm verschulden sie im Voraus Alles das, was weiterhin, durch blofse natürliche Folge, als Sünde und Verbrechen in ihnen zum Vorschein kommt. Was sagen Sie dazu, Otto? — Sie antworten nicht? Was ist Ihnen? Sie verändern ja die Farbe?

Otto. Sie nannten so eben Fichte's Namen.

Ludwig. Nun, dieser Name ist Ihnen doch wohl nicht zuwider?

Otto. Vielmehr kam ich mit dem Wunsche, unser heutiges Gespräch möchte sich auf die Lehren dieses Denkers hinwenden, mit dem ich noch lange nicht vertraut genug bin. Aber das erste, [99] was Sie mir davon sagen, macht auf mich einen besondern Eindruck.

Ludwig. Vielleicht den Eindruck eines Lichtes, woran das Auge sich erst gewöhnen mufs.

Otto. Umsonst würde ich die Unruhe verbergen wollen, mit der ich mich seit einigen Tagen plage, und die so eben neu aufgeregt wurde. Ich selbst betrachte mich als einen Irrenden; und doch, von dem Irrthum mich loszumachen, dazu fehlt es mir an Kraft, und sogar am Willen. Ich besorge mich abermals zu irren, indem ich Irrthum nenne, was ich vielleicht als erhaben über allen Zweifel verehren sollte.

Karl. Sind Sie mit Ihrem SPINOZA zerfallen?

Ludwig. Sollte wohl Lothar —

Otto. Wissen sie denn schon von meinem neulichen Gespräch mit ihm?

Ludwig. Er sagte mir zufällig, Sie seyen beyde sehr lebhaft gegen einander geworden, indem von [100] SPINOZA's Ethik die Rede gewesen; weiter liefs er sich nicht aus. Was war es denn, das so stark auf Sie wirkte?

Otto. Schwerlich kann ich Ihnen das bestimmt nennen. Während des Gesprächs war ich zu sehr mit meinen eigenen Gedanken beschäfftigt, um auf Lothar's einzelne Bemerkungen genau Acht zu geben; am Ende aber fühlte ich mich um etwas aus meiner gewohnten Stellung heraus versetzt; und plötzlich war mir, als ob ein längst bemerkter leichter Nebel sich in eine Gewitterwolke verwandelte, die mich mit ihren Blitzen zu Boden zu schleudern drohe. Ich eilte fort; ich sammelte mich; ich spottete meiner Beweglichkeit, und nahm meinen SPINOZA zur Hand. Aber weg war die gewohnte Andacht! Alles schien mir anders wie sonst; tausenderley fand ich zu fragen, worauf das Buch keine Antwort gab. Alle Anfangspuncte der Untersuchung schienen mir willkührlich aufgegriffen, die wichtigsten Fortschreitungen lückenhaft und voll von Sprüngen, das Ende beruhigte mich nicht. Eine Abhandlung über Politik, die ich noch nicht gelesen hatte, schlug ich in der Hoffnung auf, [101] darin meinen Meister ganz wieder zu erkennen. Wie bin ich getäuscht! Das Recht wird darin völlig der Politik geopfert. Der Krieg Aller gegen Alle erscheint als ein Naturstand, den selbst der beste Staat nicht aufheben, kaum vor blöden Augen verhüllen kann. Und nun dringt mit verdoppelter Kraft ein Gedanke auf mich ein, der schon in dem Augenblick, als ich Lothar'n verliefs, mich heftig erschütterte.

Ludwig. Welcher Gedanke?

Otto. Wir Alle, die gesammte Menge der endlichen Wesen, die wir nur deshalb den allgemeinen Schoofs der Gottheit verliefsen, um einander einzuschränken, zu hassen, und zu bekriegen, — wir sind das, was nicht seyn sollte! Wir sind das ewige Böse, und die ewige Lüge. Um Gott zu finden, müssen wir uns vergessen. Und haben wir ihn gefunden — dann werden wir wider Willen auf uns selbst zurückgestofsen. *Denn der Unendliche ist behaftet mit aller Endlichkeit!* Hier versinkt mein Geist. Ich fürchte unwürdig zu denken von dem Allerhöchsten, und ich schäme mich wiederum meiner [102] Furcht, ihn so zu denken, wie er doch wirklich ist. Ich bereue meine Zweifel; und am Ende mufs sogar meine Reue selbst mich gereuen, denn die Reue ist nichts als Unvernunft, und doppeltes Elend. — Und nun, mein Freund, sind auch Sie noch auf mich eingedrungen; indem Sie mir, dem sonst so zuversichtlichen, dem

jetzt gewifs in irgend einem Irrthum befangenen, — das harte Urtheil sprechen: wir *sollen* die Wahrheit schauen; aller Irrthum ist selbstverschuldet; und der Irrende begiebt sich mit Freyheit auf den Weg zum Bösen. Sagten Sie nicht so? Und waren es nicht diese Gedanken, die Sie mit FICHTE's Auctorität bekräftigten?

Karl. Armer Freund! Welcher Dämon hat Sie in diesen Strudel hineingezogen!

Otto. Welcher Dämon, sagen Sie? Selbst dieser Ausdruck hat etwas schreckhaftes für mich. Mit dem entschiedensten Leugnen des Satans begann mein neuliches Gespräch mit Lothar'n; und jetzt — jetzt bedarf ich eines Namens für den Grund der Endlichkeiten in dem Unendlichen. Und ir[103]gend einen verborgenen Grund mufs es doch haben, dafs die Reinheit des einigen Urwesens getrübt, und seine innere Seligkeit in Hafs und Streit hineingezogen wird. Dieser Grund aber ist unfehlbar das eigentliche, concentrirte Böse, er ist der Geist des Bösen, oder der böse Geist selbst.

Karl. Lieber Freund! Das System des SPINOZA enthält seinen Gährungsstoff in sich selbst; und das Schlimme liegt blofs darin, dafs nun der Gährungs-Procefs in Ihrem Kopfe vor sich gehn mufs. Den Satan brauchen Sie gar nicht zu bemühen; Sie können ihn ganz füglich in den Rumpelkammern der alten Dogmatik ruhen lassen.

Otto. Dafs SPINOZA mir dieses letztere auch sagen würde, weifs ich nur zu gut. Wie ist es nur möglich, dafs ihm das Inwohnen des Endlichen in dem Unendlichen so gar keine Schwierigkeit machte?

Karl. Wir wollen das mit einander überlegen. Ich will versuchen, mich auf Ihren Standpunct zu [104] versetzen; unter der Bedingung, dafs Sie Nachsicht haben, wenn ich mich an dem ungewohnten Platze etwas ungeschickt benehme. Also das Zerfallen des Unendlichen in zahllose Endlichkeiten ist der Punct, an dem Sie sich stofsen. Dafs hier der Unendliche in den Kreis unserer endlichen Erkenntnifs herabgezogen; dafs eine unwürdige Vorstellung von ihm zugelassen worden, indem er, wie Sie selbst sich ausdrücken, mit dem Endlichen behaftet erscheint; dafs endlich alle Gränzen des menschlichen Erkenntnifsvermögens bey diesen durchaus transscendenten Behauptungen verletzt worden: — dies, und noch vieles ähnliche, will ich für jetzt ganz bey Seite setzen. Aber nun habe ich Mühe, einzusehn, worin denn eigentlich dasjenige liegt, was Sie so besonders quält. Mit dem Endlichen hängt freylich das Böse eng zusammen; aber doch zugleich auch das Gute. Selbst bey Ihren verkehrten Begriffen von der Sittlichkeit, die Sie ohne Freyheit glauben vesthalten zu können, müssen Sie doch einsehn, wie alle geselligen Verhältnisse sich auf eine Mehrheit endlicher Vernunftwesen, und auf Gemeinschaft derselben unter einander, als auf ihre erste Voraussetzung [105] stützen. Erst unter Mehrern giebt es ein Recht; und das Recht ist ohne Zweifel der erhabenste Gegenstand aller unserer Pflichtbegriffe.

Otto. Einst verehrte ich, wie Sie, das Recht! Jetzt erblicke ich in dem Recht nichts anderes, als die Macht Gottes, sofern sie einer anderen Portion eben derselben Macht gegenüber steht, und diese zu bestreiten, zu verletzen, zu verschlingen droht. Ich frage umsonst: Warum? Wozu?

Ludwig. Ich erinnere mich, dafs Sie schon vorhin einer höchst anstöfsigen Irrlehre des Spinoza erwähnten, die zu verhindern scheint, dafs meines Bruders helfende Hand Sie an diesem Puncte erreichen könne. Aber lassen Sie mich da fortfahren, wo er anfing. Das edelste, was ich kenne, ist Selbstständigkeit. Und diese, wie könnte sie sich äufsern, wie könnte sie menschlich gewonnen werden, wenn nicht durch gemeinschaftliches Wirken unseres ganzen Geschlechts? Wir müssen Unserer Mehrere seyn, wir müssen uns gesellen, um unsern gemeinschaftlichen Gegner, die Natur, mit Erfolg angreifen zu können. [106] Ohne Zweifel sind wir dazu bestimmt, den Widerstand, der nach nothwendigen Denkgesetzen uns zu beschränken, zu bedrohen scheint, zu überwältigen, und ihn uns gänzlich unterzuordnen. Die ganze Natur ist ja nichts anderes, als ein Uebungsplatz für unsere Kräfte; ein Durchgang zum vollen Bewufstseyn unseres Selbst. Aber der Einzelne vermag Nichts wider die Natur. Das Ziel, nach dem wir ringen, winkt Keinem, der sich von den Uebrigen absondert; aber es stiftet den Bund der ganzen Menschheit, indem es zur Vereinigung aller Kräfte auffordert. Möchten Sie doch aus diesem Gesichtspuncte die Menge der endlichen Vernunftwesen betrachten; ich bin gewifs, Sie würden über Ihr eignes System vorläufig beruhigt werden, und späterhin sich zu einer kalten und besonnenen Kritik desselben anschicken können.

Otto. Einst erblickte ich, wie Sie, in dem Menschengeschlechte eine grofse Brüderschaft, gemeinsam wirkend, und die Natur, wo nicht bekämpfend, so doch erforschend, benutzend, und allem Leblosen den Stempel eines Geistes aufprägend, der mehr sey, als die Natur. Spinoza [107] will es anders. Natur und Geist gehn parallel; aber der Geist wirkt nicht auf die Natur; er schaut zu, was sie macht; er läfst sich alles gefallen, so wie sie es macht. Dafs wir etwas über die Natur beschliefsen könnten, ist ein Irrthum. Auch unser Selbstbewufstseyn irrt; und zwar desto mehr, je mehr es von Selbstständigkeit träumt. Es giebt in uns kein stetiges Ich. In unserer Seele ist beständiger Abflufs und Zuflufs, wie in unserem Leibe, und zwar eben darum, weil er in diesem ist. Die ganze Psychologie kann nur für einen Appendix zur Physiologie gelten.

Ludwig. Ja, wenn Sie sich so untergetaucht haben in der Fluth der falschen Meinungen unserer Zeit; — die, wie ich nun erst gewahr werde, aus der spinozistischen Quelle hervorgebrochen sind, dann wird der Strom Sie wohl noch weiter forttragen, bis Sie auf irgend einer dürren Klippe hängen bleiben.

Karl. Sage mir, Ludwig, wo bleibt nun die Freyheit der Reflexion? Hast Du nichts mehr von Mustern und Antrieben in Bereitschaft, um un[108]serm Freunde das Bewufstseyn der eigenen Kraft zurückzurufen?

Ludwig. Strafe mich ein andermal für meinen frühern Scherz; jetzt hilf, wenn Du kannst, unserem Freunde.

Karl. Hier ist keine Hülfe, als Lossagung von einem durchaus falschen Systeme; von dem auch nicht eine Faser hängen bleiben darf, wenn sie nicht die Wurzel neuer Irrthümer und Plagen werden soll.

Otto. Nennen Sie mir das System, zu dem ich mich wenden könne.

Karl. Warum fragen Sie noch? Sie besitzen ja KANT's Schriften, Sie haben einen grofsen Theil davon gelesen. Auch FICHTE, den Ihnen mein Bruder empfehlen würde, ist längst in Ihren Händen. Ueberdies ist Ihnen JAKOBI nicht fremd. Und es kann Ihnen nicht schwer werden, Zugang zu LEIBNITZ und LOCKE, zu PLATO und ARISTOTELES —

[109] Otto. Hören Sie auf! Was helfen die wohlbekannten Namen? Sie, der Sie niemals dem SPINOZA sich angeschlossen haben, Sie wissen nicht, was es heifst, von ihm sich losmachen. Das Universum von der höchsten Spitze aus zu überschauen, Göttliches und Natürliches mit einem Blicke zu umspannen, von jedem Einzelnen aus zum Ganzen den Weg zu finden, den schwerfälligen Gang so mancher andern Theorien zu vermeiden, und das Alles mit einer Ruhe, mit einer Heiterkeit — die ich besafs, noch vor kurzem besafs, — nur SPINOZA konnte mich das lehren; — und Er, wenn ich ihn aus dem Grabe erwecken, Ihn selbst um Wink und Weisung anflehen könnte, — Er allein würde es mich wieder lehren.

Sie empfehlen mir KANT. Mögen Sie mir im Ernste anmuthen, mich durch diese weitläuftigen Kritiken nochmals durchzuarbeiten? Soll ich von vorn an lernen, was ich auf eine weit umfassendere Weise längst eingesehn habe, dafs die Zeit, dafs der theilbare Raum nur Formen der Erscheinung sind? Dafs die Substanz in allem Wechsel beharrt? Dafs man den Begriff [110] von äufseren Ursachen nicht auf das Ding an sich anwenden dürfe; worauf es KANT am Ende doch selbst anwendet, indem er sowohl unsre einfachen sinnlichen Vorstellungen durch eine Receptivität von aufsen her kommen, als die Freyheit aus der intelligibelen Welt in unsere zeitlichen Entschliefsungen hineinspielen läfst! Sogar Ihr kategorischer Imperativ findet sich in SPINOZA's Ethik; die Seelenvermögen hingegen, von denen sich KANT nicht loszumachen weifs, sind eben dort in ihr Nichts zurückgewiesen.

Karl. Sie erzählen mir grofse Neuigkeiten aus einem alten Buche! Dafs in jener vielgerühmten Ethik die allerplatteste Glückseligkeitslehre herrscht, und mit vielen Wiederholungen das suum utile quaerere eingeschärft, dafs der Grund aller Tugend in dem Streben der Selbsterhaltung gesucht wird, und dafs SPINOZA gar keine praktische Vernunft kennt, sondern lediglich eine theoretische: — davon belebt sich in mir, während wir vom SPINOZA sprechen, die klare Erinnerung; eine so ungeheure Inconsequenz aber, wie neben jenen Meinungen der kategorische Imperativ her[111]vorbringen mufs, habe ich in der That Ihrem Lehrer und Meister nicht zugetraut.

Otto. So hätten Sie wohl auch bey ihm den Satz nicht gesucht: homo liber numquam dolo malo, sed semper cum fide agit? —

Karl. Wenigstens stimmt eine solche Vorschrift schlecht mit dem zusammen, was Sie selbst zuvor von seiner Rechtslehre und Politik anführten.

Otto. Und doch liegt der Beweis dieses Satzes ganz einfach darin: dafs, wenn die Vernunft Einem Menschen zum Betruge rathen könnte, sie Allen den nämlichen Rath geben würde, welches sich aufhebt. In der Anmerkung wird derselbe Grund noch auf die Frage angewendet, ob sich Jemand durch Betrug von unmittelbarer Todesgefahr befreyen solle? Und ausdrücklich wird dabey auf die Absurdität hingewiesen, welche ent-

stünde, wenn die Menschen sich mit gegenseitigem Betruge zur Vereinigung ihrer Kräfte und zur Anerkennung gemeinsamer Rechte verabreden wollten. Wenn nun das nicht praktische [112] Vernunft ist: was bedeutet denn KANT's Formel, nach welcher jede Maxime sich zur allgemeinen Gesetzgebung schicken soll?

Ludwig. Sie setzen mich in ein doppeltes Erstaunen. Theils hatte ich solche Grundsätze wirklich nicht beym SPINOZA erwartet; anderntheils begreife ich nun gar nicht, was Ihnen denn vorhin so grofse Pein verursachen konnte.

Otto. Wenn Sie blofs auf die Resultate sehen wollen, so werden sich deren genug finden, die einen Jeden zufrieden zu stellen dienen können. Eben die politische Abhandlung, welche das Recht der Gewalt gleich setzt, lenkt wieder in ein bekanntes Gleis, indem sie unterscheidet zwischen rechtlich handeln, und aufs Beste handeln; für das Beste im Staate aber wird Friede und Sicherheit erklärt. Ueber MACCHIAVELL urtheilt SPINOZA auf eine Weise, die deutlich genug das Bedürfnifs zeigt, dem grofsen Politiker tadellose Zwecke zuzutrauen, um ihn achten zu können. -- Sie beyde, meine Freunde! scheinen mich vorhin misverstanden zu haben; meine Unruhe rührt nicht her von Zweifeln über die Vorschriften für [113] das äufsere Leben, durch welches manche Menschen sich ohne alle Philosophie so ziemlich tadelfrey hindurchbewegen. Aber der Blick in das innerste Wesen der Dinge ist mir getrübt. Eine Gesetzgebung der Vernunft, gleichviel, ob mit KANT oder mit SPINOZA, dergestalt anzunehmen, dafs darin, wenn sie allgemein gedacht wird, kein Widerspruch entstehe: das ist äufserst leicht, und mag vielleicht nicht unbequem für den Moralisten seyn, der zu einem Register bekannter Pflichten eine Reihe von Deductionen hinzufügen soll. Aber ich frage mich selbst: welcher Werth, welche Würde liegt nun in dieser Gleichmachung der Maximen? Wozu sind die endlichen Vernunftwesen überhaupt vorhanden, die freylich, nachdem sie einmal da sind, in gewissen Fällen auch bereit seyn müssen, in ihr voriges Nichts zurückzukehren, weil die Mittel, wodurch sie ihr Leben retten könnten, um ein paar Zoll breit von der Schnur abweichen würden, welche die allgemeine Vernunft einmal gezogen hat. Dafs Einer aus Pflicht aufhöre zu leben; dünkt mich eine sehr gleichgültige Sache; dafs aber ihm gegenüber Andere vorhanden sind, die ihn in eine Lage setzen können, worin so etwas Pflicht [114] wird: das empört mich, und ich begreife es nicht, ohne einen Keim des Bösen, unmittelbar in dem Anfangspuncte aller Dinge, anzunehmen.

Ludwig. Noch verstehe ich Sie nicht ganz. Aber dafs Sie in einer blofsen Gleichheit der Maximen die volle Würde des Sittlich-Guten nicht wieder erkennen: darin trete ich Ihnen bey. Und hier scheint mir FICHTE besser gesorgt zu haben. Sein Streben nach Selbstständigkeit hat etwas Grofses, etwas Edles. —

Otto. Grade so wie SPINOZA's Grofsmuth, und sein Streben aus der Dienstbarkeit zur Freyheit. Denken Sie nur nicht, dafs hierin ein ganz eigenthümlicher Vorzug FICHTE's vor SPINOZA gesucht werden könne.

Ludwig. Doch wohl darin, dafs FICHTE diesen Gedanken zum Grundzuge seines ganzen Moralsystems machte, während SPINOZA sich auf

eine sehr verdächtige Weise zugleich auf die Glückseligkeitslehre einzulassen scheint.

[115] Karl. Hierin werden Sie meinem Bruder Recht geben müssen. Und dasselbe gilt in noch weit höherem Grade von KANT; der, ich will es nur gestehn, mehr in dem negativen Theile seiner Sittenlehre glänzt, als im positiven. Seine Rechts- und Tugendlehre sind offenbar nicht ganz ausgearbeitet; und nicht Alles darin läfst sich bequem auf den kategorischen Imperativ zurückführen, der doch das Princip der ganzen Metaphysik der Sitten seyn sollte. Allein das unsterbliche Verdienst, die Glückseligkeitslehre zurückgewiesen zu haben, wird KANT niemals mit Ihrem SPINOZA theilen müssen.

Lothar. Gewifs niemals!

Ludwig. Wie, Lothar, Sie schon hier? Willkommen dann, willkommen!

Lothar. Schon eine gute Weile bin ich hier. Nach vergeblichem Anklopfen trat ich unbemerkt ein, und wollte nicht stören. Jetzt aber vergönnen Sie, dafs ich gleich an den Faden des Gesprächs ein altes Sprichwort anknüpfe: duo cum faciunt [116] idem, non est idem. Wie dieser Satz von den Handlungen im Leben, so gilt er auch von Behauptungen in Systemen. Wenn gleich SPINOZA den Widerspruch bemerkt, der in der allgemeinen Vernunft entstehn würde, falls sie den Einzelnen zum Betruge rathen wollte: so ist hierin dennoch keine ächte Spur von praktischer Vernunft zu sehen; es sey denn, dafs Sie sich an jene technisch-praktische Vernunft wenden wollten, die man neuerlich lieber Verstand nennen mag. Diese ganz allein spricht bey SPINOZA, indem sie überlegt, was rathsam sey, um das eigne Quantum von Realität zu erhalten und zu vermehren; und sie geräth nur auf ein Blendwerk, das zum Systeme gar nicht pafst, indem sie sich etwas von allgemeiner Rathsamkeit einbildet. Das Allgemeine ruht nach SPINOZA in Gott; da ist es sicher vor jeder Schmälerung, und kann gar keine Maximen, weder des Nutzens noch der Selbst-Erhaltung gebrauchen. Aber ein tiefer liegendes moralisches Urtheil hat dem SPINOZA, wie so vielen anderen Sittenlehrern, Sätze in das System eingeschoben, die nicht an ihrem Platze sind, und die nicht einmal deutlich sagen, was sie eigentlich meynen.

[117] Otto. Aber glauben Sie denn, dafs in KANT's kategorischem Imperative deutlich gesagt sey, was das moralische Urtheil eigentlich meynt?

Karl. Gedenken Sie doch in Ihrer Antwort auch der andern Formel: Jedes Vernunftwesen mufs als Zweck an sich betrachtet werden.

Lothar. Sie kommen mir auf halbem Wege entgegen. Um den Sinn beyder Formeln desto leichter zu treffen, lassen Sie uns überlegen, was denn Schlimmes oder Böses aus der Verletzung beyder entspringen könne? Wer nach einer Maxime handelt, die nicht allgemeines Gesetz seyn kann, der fragt vielleicht: was denn daran gelegen sey? Was ihn die allgemeine Gesetzgebung angehe? Ob es überhaupt eine solche gebe? — Wenn wir nun auch zeigen können, dafs dieselbe wirklich vorhanden ist: so hilft selbst dies noch gar nichts, wofern nicht zugleich klar wird, dafs sie seyn solle; dafs ihr eine Würde, und zwar die allerhöchste absolute Würde zukomme. Getrauen Sie sich nun, diesem Puncte eine unmittelbare

Evidenz beyzulegen? Ist überhaupt eine allge[118]meine Gesetzgebung etwas so faſsliches, dem gemeinen Verstande so nahe liegendes, daſs man den Begriff und die Anwendung davon überall voraussetzen kann, wo man sittliches Betragen fordert?

Ludwig. Mich dünkt, wir Alle sind gar wenig geschickt, diese Frage zu beantworten. Wir haben uns die Kantischen Lehrsätze längst geläufig gemacht, und sind deshalb sehr geneigt, sie bey jedem Individuum als bekannt vorauszusetzen; da man immer Andre nach sich selbst beurtheilt.

Otto. Mir kommt überdies der ganze Gedanke vor wie ein Nebelgestirn, das man erst in einzelne Sterne zerlegt haben muſs, um es recht zu erkennen. Wer einem Ungebildeten die allgemeine Gesetzgebung begreiflich machen wollte, der würde vielleicht damit anfangen, daſs Jeder sich gefallen lassen müsse zu leiden, was er andern gethan habe; indem alsdann Compensation oder Vergeltung statt finde, und auf diese Weise alle Thaten zu ihrem billigen Lohne, oder ihrer verdienten Strafe gelangen. Damit ist aber der [119] aufgestellte Begriff gar nicht erschöpft. Die allgemeine Gesetzgebung kann auch als veste Bestimmung aller Gränzen, aller Rechte und Forderungen, ihren Werth haben, sofern sie ohne Rücksicht auf Vergeltung, der Unordnung und dem Streite vorbaut. Noch mehr! Sie vereinigt vielleicht die Kräfte der Individuen zu einem Ganzen, das nun mehr leistet oder mehr genieſst, als den Einzelnen wäre möglich gewesen. Oder auch, ein Oberhaupt, der Gesetzgeber, wird hinzugedacht; diesem ist man Ehrerbietung und Dankbarkeit schuldig, wenn seine Weisheit jenes Ganze der vereinigten Kräfte erschaffen hat. — Ich weiſs nicht, ob der vielsinnige Gedanke nicht noch Mehrerley andeute; aber es scheint mir, die eben aufgezählten Vorstellungsarten sind alle von einander unabhängig; und jeder einzeln genommen hat eine eigenthümliche Klarheit, die ich zuvor in der Vorstellung von der Allgemeinheit des Gesetzes vermiſste.

Lothar. Lassen Sie mich die von Ihnen angegebnen Bedeutungen noch einmal zusammenstellen. Gegenseitige Vergeltung im Thun und Leiden, vermöge der Gleichheit Aller vor dem Gesetz; Ord[12]nung und Friede, indem das Gesetz Jedem seinen vesten Platz und seine Gränzen bestimmt; Gemeinschaft des Wirkens zu Genuſs und Ausbildung, indem das Gesetz Allen ihre Arbeit aufgiebt; Verehrung des Oberhauptes, in welchem sich das Gesetz persönlich darstellt: das war es, was Sie uns nannten. Ich möchte Ihnen nicht dafür einstehn, daſs hiemit Alles erschöpft, und in voller Genauigkeit bezeichnet sey; doch daran liegt für jetzt Nichts! Genug, wenn wir darin übereinkommen, daſs nun auch die Uebertretung des allgemeinen Gesetzes nicht bloſs einfach böse sey, sondern ein mannigfaltiges Böses einschlieſse; dessen Begriff jedoch so lange dunkel bleibt, wie lange man sich das Viele und Verschiedene, was in der Würde der allgemeinen Gesetzgebung zusammengefaſst ist, nicht deutlich und gesondert vor Augen stellt. Sind wir so weit einig?

Otto. Vollkommen.

Lothar. Jetzt können wir auf ähnliche Weise die andre Formel in Betracht ziehn. *Jedes Vernunftwesen soll als Zweck an sich be*[121]*handelt*

werden. Wenn Jemand sich dessen weigert; wird nun das Böse unmittelbar augenscheinlich seyn, das daraus entsteht? Oder kann der, welcher den Andern als Maschine gebraucht, auch noch fragen: was denn darin Schlimmes liege?

Karl. Wenn ich vielleicht einräumen mufs, dafs es dem Begriffe der allgemeinen Gesetzgebung an ursprünglicher Klarheit fehle, die ein Principium freylich besitzen soll; so sehe ich doch nicht, was klärer seyn kann, als die Vorstellung des Vernunftwesens als Zweck an sich. Das Vernunftwesen erblicke ich unmittelbar als eine geistige Gröfse, die nicht vermindert werden soll; und die Vernunft selbst, als voranleuchtend dem Willen, besitzt einen Adel, der es verschmäht, erst eine Geschichte seiner Abstammung zu erzählen, um sich gelten zu machen.

Otto. Sie haben Recht; aber nicht blofs einmal, sondern zweymal.

Karl. Wie meinen Sie das?

[122] Otto. In dem, was Sie so eben sagten, unterscheide ich wiederum zwey ganz verschiedene Gedanken, die, so lange sie nicht gesondert werden, einander gegenseitig verwirren. Die geistige Gröfse ist der eine; und schon um ihrentwillen soll der Mensch nicht wie ein Wurm zertreten werden; die Leitung des Willens nach den Vorschriften der Vernunft ist der andere; und wer hiezu gelangt, der adelt sich selbst auf eine Weise, wie keine Nützlichkeit und Brauchbarkeit in fremden Diensten ihn hätte adeln können.

Lothar. Die Uebertragung des aufgestellten Grundsatzes, indem Jemand sich selbst wegwirft, oder Andre wegwerfend behandelt, wird also gleichfalls nicht blofs ein einfaches, sondern ein zwiefaches Böses mit sich bringen.

Otto. So ist meine Meinung.

Ludwig. Aber gegen diese Meinung mufs ich Einspruch thun.

Otto. Weshalb?

[123] Ludwig. Sie spalten in zwey Theile, was seinem Wesen nach Eins ist.

Otto. Welche Einheit meinen Sie?

Ludwig. Setzen Sie statt des dunkeln Kantischen Ausdrucks von dem Vernunftwesen als Zweck an sich, den viel klärern FICHTE's: Bestimmung der Freyheit nach dem Begriffe der Selbstständigkeit; nehmen Sie hinzu, dafs, vermöge der ursprünglichen Trägheit, der Mensch zu einer zwiefachen Unterlassung geneigt ist, nämlich so, dafs er theils sich gar nicht zu dem Begriffe der Selbstständigkeit aufschwingt, theils seine Freyheit nicht nach demselben bestimmt: so werden Sie schon sehen, dafs zwar mehrere schlimme Folgen von Einem und demselben Puncte ausgehn, dafs aber nichts destoweniger das eigentliche Böse nur ein einziges ist, nämlich die Trägheit. Diese allein hat Schuld an allem, was weiterhin Tadelnswerthes zum Vorschein kommt.

Otto. Da beweisen Sie gerade das Gegentheil dessen, was Sie wollen. Ich will auf einen Au[124]genblick annehmen, allem Tadelnswerthen liege die Trägheit zum Grunde: so sagen Sie mir nur, wo fängt Ihr Tadel an, bey der Trägheit, oder bey den Folgen derselben?

Ludwig. Ich verstehe Sie nicht.

Otto. Meine Frage erkundigt sich nach dem ersten Puncte — nicht von wo eine gewisse Reihe von Ereignissen anhebt, — sondern nach demjenigen, der zuerst und unmittelbar vom Tadel getroffen wird. Sie, indem Sie die Trägheit beschuldigen, die Wurzel alles Uebels zu seyn, denken sich einen Grund der Ereignisse, ein Princip des Seyns oder Entstehens; das aber verlangte ich gar nicht zu wissen. Auch würden Sie das Ausbleiben einer gewissen Thätigkeit ganz gleichgültig mit ansehn, Sie würden es gar nicht mit der tadelnden Benennung: *Trägheit*, belegen, wenn Sie nicht etwas Früheres stillschweigend voraussetzten, das Sie vermöge eines moralischen Gebots fordern zu können glauben, oder worauf Sie einen moralischen Werth legen; — und dessen Mangel Sie nun als Folge der Trägheit betrachten. Es mag seyn, dafs aller Streit, [125] aller Hafs, aller Undank, alle Verletzung der Ehre, alle schnöde Lust, alles Handeln wider die eignen Grundsätze, am Ende blofs von Trägheit herrühren, — wiewohl ich das nicht glaube: so viel wenigstens ist gewifs, Sie tadeln *erst* den Streit, und *alsdann* aus diesem Grunde die Trägheit; Sie verurtheilen den Hafs, und *darum hintennach* das, was Sie *als Quelle* des Hasses ansehn, und so weiter. Daher bleibe ich ungestört in meiner vorigen Meinung, das Böse sey ein mannigfaches, wenn auch der Ursprung desselben einfach wäre. Denn Böse nenne ich nur das, was um seiner selbst willen getadelt wird; nicht aber jenes, wovon etwa die Geschichte der Entstehung des Bösen anfangen mag.

Karl. Nach welchem Systeme sind Sie denn nun auf einmal so tapfer gegen meinen Bruder und mich? Es ist ja kein spinozistischer Laut in Allem, was Sie da vorbringen.

Otto. Den Spinoza hatte ich wahrlich ganz vergessen! Gönnen Sie mir einen Augenblick der Erheiterung nach meiner vorigen Unruhe; sie [126] wird nur zu bald wiederkehren, und alsdann mufs ich vielleicht alles das von selbst zurücknehmen, was ich so eben in augenblicklicher Laune hinwarf.

Lothar. Sagen Sie lieber, alsdann müssen Sie wieder in den Zustand einer gewaltsamen Begeisterung zurückkehren, um sich auf Ihrer poetischen Höhe erhalten zu können. So eben freylich haben Sie Prosa gesprochen, ohne es zu wissen.

Otto. Ohne es zu wissen? Sagen Sie deutlich, was that ich, ohne es zu wissen?

Lothar. Sie legten den Grund eines antispinozistischen Lehrgebäudes.

Otto. Wie? Ist es so leicht, den Spinoza zu widerlegen?

Lothar. Bedenken Sie selbst! Sie disputirten freylich nur gegen Fichte's Lehrsatz: die Trägheit sey das radicale Böse. Aber wie haben Sie das angefangen?

[127] Otto. Ich habe den Ursprung des Bösen unterschieden von dem Bösen selbst. Mit andern Worten: ich habe den ersten Punct, der unmittelbar vom Tadel getroffen wird, unterschieden von demjenigen Puncte, der den ersten Platz einnimmt im Gebiete des Seyns oder Geschehens.

Lothar. Besinnen Sie sich genau. Ist das noch jetzt Ihre Meinung, und sind Sie darin einer vollkommenen Klarheit der Einheit sich bewufst?

Otto. Wie sollte ich nicht?

Lothar. Pafst denn das zu Spinoza's Lehre? Bemerkten Sie nicht neulich selbst, dafs bey ihm theoretische und praktische Philosophie mit einander innigst verwachsen sind? Oder haben Sie das vergessen über der Unruhe, in welche Sie geriethen, als Sie gleich darauf die Endlichkeiten im Unendlichen anklagten, der Grund des Bösen, oder vielmehr, wie Sie meinten, das Böse selbst zu seyn?

[128] Otto. Es wird mir helle. In der That, ich habe damals das Böse an sich, oder das unmittelbar Tadelnswerthe, verwechselt mit dem Anfangspuncte, aus welchem die Möglichkeit des Bösen hervorgeht. Aber ich sehe noch nicht, dafs wir damit viel erreichen. Das Unendliche sollte gar keinen solchen Anfangspunct enthalten! Gott sollte die Möglichkeit des Bösen gar nicht in sich beherbergen!

Lothar. Sie werden doch nicht von Spinoza eine Gottheit verlangen, wie Platon oder das Christenthum sie kennt? Doch wir sind überhaupt noch nicht an der rechten Stelle; folgen Sie mir ein paar Schritte weiter. Das Gegentheil des Bösen ist das Gute, nicht wahr?

Otto. Nun ja; was wollen Sie damit?

Lothar. Wenn das Böse in der Trägheit bestünde, so hätte das Gute seinen Sitz in der Thätigkeit, dem Leben, der Realität, oder wie man das Positive sonst nennen mag. Nicht wahr?

[129] Otto. Noch einmal frage ich, was wollen Sie damit? Ich gebe ja gar nicht zu, dafs die Trägheit das radicale Böse sey; warum denn legen Sie wiederholt dieselbe Voraussetzung zum Grunde? Ich erwähnte des Hasses; und der ist gewifs häfslich genug, und nur immer häfslicher, je thätiger und lebendiger er ist. Wollen Sie mir nun etwa durch irgend eine Künsteley weifs machen, diese Lebendigkeit des Hasses sey eigentlich kein wahres Leben, sondern ein wahrer Tod? Ich erinnere mich, dergleichen Gerede hie und da gehört zu haben, und meinetwegen möchte es sogar damit seine Richtigkeit haben; das alles geht mich aber gar nichts an; denn ich frage nicht, was hinter dem Hasse eigentlich stecke, vielmehr, ihn selbst, den Hafs als Hafs, so wie ich ihn irgendwo erblicke, verurtheile ich geradezu, und nenne ihn böse, er mag übrigens seiner Natur nach seyn was er will. Desgleichen: die Feigheit, die Lüsternheit, die Tyranney, das alles sind Gegenstände meines unmittelbaren Tadels, den Niemand entwaffnen oder schärfen wird, wenn er mir auch noch so spitzfindig aus[130]einandersetzt, was für eine Art oder Folge der Trägheit das Alles seyn möge.

Lothar. Schön, recht schön! Sorgen Sie nun, dafs Ihre Gedanken in diesem Zuge fortgehn. Das Böse ist nicht die Trägheit; also das Gute ist nicht —

Otto. Das Gute ist nicht die Thätigkeit, nicht das Leben, nicht die Realität, nicht das Positive; und was Sie sonst noch Alles genannt haben oder nennen mögen, um das Gegentheil der Trägheit zu bezeichnen.

Lothar. Sondern so wie der Hafs, die Feigheit, die Lüsternheit, die Tyranney, und so weiter, unmittelbar verwerflich gefunden werden, ohne Frage nach ihrem Ursprunge, so mufs auch — nun, fahren Sie in der gleichen Richtung fort!

Otto. So mufs auch die Liebe, der Muth, die Mäfsigung, die Gerechtigkeit, unmittelbar als vortrefflich anerkannt werden, wiederum ohne Frage, woher sie kommen. Dieses alles sind [131] Anfangspuncte des Lobes, wie jene für den Tadel; und die einen wie die andern sind völlig verschieden, ja völlig ungleichartig von allen Anfangspuncten irgend eines Seyns und Geschehens. — Sind wir nun an der rechten Stelle?

Lothar. Wir sind angelangt. Sehn Sie sich nur recht um!

Otto. In der That, wie ist mir? Ein Schwindel ergreift mich. — Die Realität ist ja die Vollkommenheit, die Macht ist Tugend, das Positive ist das Gute, das Urwesen ist als solches das höchste und vortrefflichste Wesen. — Sagte ich nicht so? Mir träumt, ich hätte so eben das gerade Gegentheil gesagt.

Karl. Nun wahrlich! Spinoza's Schatten mufs Sie umschweben und bezaubern; sonst würden Sie nicht so plötzlich in den alten Gesang zurückfallen!

Ludwig. Während Otto sich besinnt, mufs ich abermals Einspruch thun, nur auf andere Weise wie zuvor. Nämlich, wenn auch das richtig seyn [132] sollte, dafs eine Mehrheit von Anfangspuncten des Lobes und Tadels vorhanden seyen, und dafs man diese unterscheiden müsse von den Anfangspuncten des Seyns und Geschehens: so finde ich selbst unter dieser Voraussetzung die Trägheit ursprünglich böse. Ich darf sie nur betrachten, sie mir nur denken, so widersteht sie mir schon gerade so unmittelbar wie der Hafs und die Tyranney. Eben wie diese beyden ist sie an sich verkehrt und häfslich.

Lothar. Hierin stimmen wir vollkommen zusammen; auch sind die Ausdrücke, welche vorhin Otto gebrauchte, nicht frey von Uebertreibung. Es giebt keinen Gegensatz zwischen dem Guten und dem Positiven; vielmehr ist dieses ein Gattungsbegriff, der jenen unter sich fafst. Nur ist es unrichtig, dafs das Positive, schon als solches, gut sey; und vielleicht werden Sie mir einräumen, dafs einer von den Grund-Irrthümern des Spinoza in der Einbildung liege, als brauche man sich nur das Positive unendlich grofs zu denken, um hiemit schon den Begriff der allerhöchsten Güte, das ist, Gottes, gedacht zu haben.

[133] Karl. Ein noch gröfserer Irrthum, meine ich, liegt in der Verwechselung des Denkens mit dem Erkennen, oder, was dasselbe ist, des Positiven mit dem Realen. Das höchste Wesen, dessen Existenz theoretisch zu beweisen geradezu unmöglich ist, und das ewig nur als Postulat der praktischen Vernunft ein Gegenstand unserer Ueberzeugung seyn kann, glaubt Spinoza sogar anzuschauen, indem er sich einen Begriff davon nach seiner Art entworfen hat.

Lothar. Aber hat nicht Kant diese Schwärmerey der innern Anschauungen ein wenig begünstigt? Ich besorge, dafs gerade jene Postulate der praktischen Vernunft den schlüpfrigen Pfad bezeichnet haben, auf welchem nachmals so Manche immer tiefer hinuntergeglitten sind.

Karl. Wir können aber nichts davon entbehren, wenn wir nicht an unsern theuersten Ueberzeugungen einen unersetzlichen Verlust erleiden sollen.

Lothar. Hätten wir durch den transscendentalen Idea[134]lismus etwas weniger an der religiösen Naturbetrachtung eingebüfst, so würden wir über den Werth jener Postulate unbefangener urtheilen können.

Otto. Religiöse Naturbetrachtung, sagen Sie? Ist das nicht der Punct, von dem unser neuliches Gespräch ausging?

Lothar. Er ist es in einem ganz andern Sinne, als worin ich eben dessen erwähnte.

Otto. Damals glaubte ich mich aller Plage überhoben, die der Gedanke des Bösen mit sich führt, denn die blofse Natur, schon als solche, hielt ich für gut.

Lothar. Jetzt werden Sie vielleicht allmählig bemerken, dafs die *wirkliche Natur*, die uns umgiebt, noch etwas mehr ist, als *blofse* Natur; und dafs in diesem Mehr, ihre Güte eingeschlossen liegt.

Otto. Seit jenem Gespräche, wie hat mich das Böse gequält! Ich kam so weit, die Na[135]tur, schon als blofse Natur, für böse zu halten.

Lothar. Sie werden in so fern sich wieder mit Spinoza befreunden, als nöthig ist, um die Natur mit Ruhe zu betrachten, und wahrzunehmen, dafs sie blofs als solche eben so wenig böse, als gut seyn kann.

Otto. Während wir hier uns unterreden, habe ich wenigstens das Böse ins Auge fassen können, ohne überhaupt an die Natur zu denken.

Lothar. Besinnen Sie sich jetzt vollständig! Auch das Seyn und das Gute haben Sie von einander getrennt, zwar nicht als ob diese Begriffe unvereinbar wären, aber doch so, dafs keiner von beyden aus dem andern folge.

Otto. Keiner von beyden aus dem andern, — das heifst: weder das Seyn als solches, ist nothwendig gut; noch das Gute als solches, hat nothwendig Realität.

Lothar. Wenn diese Sätze in Ihre Ueberzeugung ein[136]gehn: so werden Sie fernerhin kein Buch für eine Ethik halten, das mit einer Aufstellung des ersten Princips aller Realität anhebt.

Ludwig. Dieser Tadel trifft auch Fichte's Sittenlehre.

Lothar. Wenigstens möchte ich dies sonst äufserst schätzbare Werk nicht gegen den Verdacht vertheidigen, dafs sein Böses in praktischer Hinsicht mit den ersten theoretischen Gründen nur schwach zusammenhänge; und, wo deren Einflufs sich zeigt, dabey nicht gewinne sondern verliere. Indessen ist das Buch immer noch viel reiner in seiner Eigenthümlichkeit, als die Mischlinge, die heut zu Tage das Licht der Welt zu erblicken pflegen.

Otto. Ey sagen Sie doch, haben Sie denn *jenes* Buch zu Ende gelesen, von dem wir neulich sprachen?

Lothar. Ja; indessen bitte ich Sie, mir eine ausführliche Rechenschaft von dem, was ich gefunden, zu erlassen.

[137] Otto. Warum?

Lothar. Weil es mich schmerzt, dafs ein verdienstvoller Gelehrter sich hat bewogen gefunden, etwas zu schreiben, was durch Misdeutung den Schein gewinnen könnte, dem Verfolgungsgeiste neue Vorwände zu leihen.

Ludwig. Dem Verfolgungsgeiste neue Vorwände? Von welchem Buche ist denn die Rede?

Otto. Von Daub's Judas Ischariot; einem Buche, das in der That allen Priestern, die gern verdammen mögen, willkommenen Boden darbietet, um darauf nach ihrer Art zu säen und zu erndten.

Karl. Sie beyde nehmen die Sache sehr ernsthaft. Der Verfasser hatte, laut der Vorrede, viel Unverdauliches genossen, das heutiges Tages für Philosophie gehalten wird; die Folge davon waren böse Träume, in denen KANT's transcendentale Freyheit die Gestalt des lebendigen Satans annahm. Das ist Alles.

[138] Lothar. Ein Spuk von transcendentaler Freyheit ist unverkennbar in der Art, wie das Böse zugleich als zeitlos, als persönlich, und als intelligibeles Wesen erscheint. Aber lassen Sie uns bekennen, dafs auch diesmal KANT selbst nicht ohne Schuld ist.

Karl. Wie so?

Lothar. Durch die Annahme eines radicalen Bösen, welches zu personificiren sehr leicht, ja fast unvermeidlich ist, sobald ein kleiner Anflug von Schwärmerey dazu kommt.

Karl. Wie sollte denn KANT das radicale Böse vermeiden? Es hängt ja unmittelbar mit der Freyheit zusammen.

Lothar. Freylich wäre es viel besser gewesen, diese transcendentale Freyheit selbst zu vermeiden, die für das, was man theoretische Vernunft zu nennen pflegt, ein unerträgliches Scandal ist und bleibt. Aber nachdem sie einmal da war, stand noch immer die grofse Frage bevor, ob man [139] nothwendig bis zu dem ungeheuren Satze fortschreiten müsse: *der Mensch ist von Natur böse.*

Karl. Diesen Satz nennen Sie ungeheuer? Er ist ja ganz bekannt, nicht blofs bey den Theologen, sondern auch bey den feinsten Menschenkennern. Denken Sie doch nur an jenen Spruch, der im Englischen Parlament ertönte: Jeder Mensch hat seinen Preis, für den er sich weggiebt.

Lothar. Fast möchte ich sagen: das Böseste im Menschen ist eben dieses Vertrauen auf die Schlechtigkeit der Anderen. Darum gerade weil sie einander für böse halten, sind sie böse. Und eine philosophische Lehre, welche diesen unseligen Glauben bestätigt, anstatt jene vorgeblichen Menschenkenner mit ihrer beschränkten Erfahrungsweisheit, und mit ihren Schlüssen von den Menschen gewisser Orte und Zeiten auf die Menschheit und deren Anlagen überhaupt, abzuweisen und zu beschämen: — eine solche Lehre kann ich eben so wenig für wohlthätig als für wahr halten.

[140] Karl. Und ich finde gerade hierin KANT recht grofs und erhaben, dafs er einerseits, nichts von dem, was man Schlimmes über den Menschen sagen kann, sich verhehlt; andererseits das strenge moralische Sollen, als das offenbare Widerspiel der Wirklichkeit, mit ganzer Kraft aufrecht hält.

Lothar. Wie sehr ich im Wesentlichen hier mit Ihnen übereinstimme, das haben Sie in meinem Gespräche mit unserm Freunde bemerken können. Und zwar bin ich darin vielleicht noch etwas weiter gegangen, als Sie gehn würden. Sie sind gewohnt, die zeitliche Wirklichkeit dem, was seyn soll, entgegenzusetzen; ich verlange, dafs man das wahre Seyn selbst, das zeitlos-Intelligibele, davon unterscheide; indem Seyn und Sollen zwey Begriffe sind, die zwar nicht einander zuwider, aber auch auf keine Weise mit einander so verknüpft sind, dafs man von einem

auf den andern schliefsen könnte. — Aber in diesem Puncte, der gewifs die Grundbedingung alles ächten Philosophirens ausmacht, ist KANT nicht consequent, indem er bald zu viel thut, und bald zu wenig. Er thut zu wenig, indem [141] er vom Sollen aufs Können schliefst; als ob mit dem Beweise, dafs man nicht könne, auch der Beweis geführt wäre, dafs man nicht solle! Hat etwa der Schuldner seine Verbindlichkeiten getilgt, indem er sein ganzes Vermögen verschwendete? Und ist etwan das Sprichwort: *wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren,* eine moralische Wahrheit?

Karl. Man mufs wohl einräumen, dafs die rechtliche Forderung als eine negative Gröfse stehn bleibt, welche bezeichnet, dafs da, wo Nichts ist, dennoch etwas seyn sollte.

Lothar. Und das nämliche werden Sie bey jeder sogenannten Gewissenspflicht ebenfalls einräumen müssen. Wie nun aber hier KANT viel zu gütig ist, indem er uns um des Sollens willen auch das Können zugesteht: so wird er dagegen auf der andern Seite unerträglich scharf und schneidend, dadurch dafs er uns neben der Möglichkeit des Guten zugleich ein wirkliches Böses zuschreibt; und dies zwar nicht etwan diesem oder jenem einzelnen Menschen, sondern der ganzen Gattung. Mir fällt dabey immer die Frage ein: [142] ob denn etwa alle Menschen in gleichem Grade böse seyen? Wenn eine Verschiedenheit des Grades statt findet, so schwankt der ganze Satz; denn eine Gröfse, die einmal im Abnehmen begriffen ist, kann auch gleich Null werden, es sey denn, dafs sie eine ganz besondere Function einer andern veränderlichen Gröfse sey. Glauben Sie, dafs KANT es so genommen habe?

Karl. Gewifs nicht, denn das Böse hängt nach ihm lediglich von einer freyen Wahl ab. Dennoch mufs man an das radicale Böse glauben, da schon eine einzige, mit Bewufstseyn böse Handlung, auf eine böse Maxime, und diese auf ein Böses in der intelligibelen That der Freyheit, zu schliefsen berechtigt.

Lothar. Ich will Sie nicht fragen, ob Sie mit dem Herzenskündiger wetteifernd, unternehmen wollen, *allen Menschen* eine mit Bewufstseyn böse Handlung nachzuweisen. Ich will Sie nicht erinnern, dafs ein einziger Mensch, der eine Ausnahme von der vorgeblichen Regel machte, schon hinreichen würde, das über die Gattung ausgesprochene harte Urtheil zu wider[143]legen. Nur seyn Sie so gefällig, mir zu sagen, warum denn nicht eine einzige, mit Bewufstseyn *gute* Handlung, hinreiche, um eine wirkliche Güte in der ursprünglichen, zeitlosen That der Freyheit daraus zu schliefsen? Man sollte doch meinen, bey solchen Schlüssen müfste das Gute zum mindesten eben so viel Rechte haben, als das Böse!

Karl. Darauf ist leicht zu antworten. Wenn das Gute gewählt wird, dann geschieht nichts weiter als was sich gebührt, was man schuldig war. Das moralische Gesetz ist eben das Gesetz der Freyheit, und gleichsam die Natur derselben. Die Freyheit steht mit dem Gesetze in solchem Wechselverhältnifs, dafs beyde auf einander zurückweisen. Ein freyer Wille ist aller Causalität, also auch allen Triebfedern entnommen, die mit irgend einer Vorstellung eines Gegenstandes verbunden seyn, und ihn dadurch bestimmen könnten; es bleibt also kein denkbarer Bestimmungs-

grund übrig, als nur die blofse Form der Gesetzmäfsigkeit der Maximen. Hierdurch bestimmt zu seyn, ist die Freyheit selbst. Wenn nun der Mensch einmal wirklich so bestimmt ist, das [144] heifst, wenn er mit Bewufstseyn gut ist, worüber können wir uns wundern? Ich möchte sagen: um das Gute zu ergreifen, dazu ist gar keine Wahl nöthig; die Freyheit, so gewifs sie Freyheit ist, hat schon das Gute gewählt. Die guten Handlungen folgen alsdann von selbst; und aus ihnen ist gar nichts Neues, gar nichts von besonderer Güte zu schliefsen. Nur wenn das Böse geschieht, dann mufs man sich wundern, und dann darf man nicht ableugnen, dafs eine Verunreinigung der moralischen Natur des Menschen dabey vorauszusetzen sey.

Lothar. Wie entsteht denn diese Verunreinigung?

Karl. Sie fragen doch wohl nicht im Ernste?

Lothar. Antworten Sie nur im Ernste, so wie das System Sie treibt!

Karl. Nun wohl! die Verunreinigung geschieht durch Freyheit.

Lothar. Jetzt sind Sie auf dem Puncte, wo ich Sie erwartete. Sehn Sie noch nicht den Doppel[145]sinn, in dessen Schlingen Sie sich gefangen haben?

Karl. Welchen Doppelsinn?

Lothar. Einen Doppelsinn eben in dem Puncte, der Ihnen der Hauptpunct zu seyn scheint, obgleich er es nicht ist.

Karl. Doch wohl nicht in der Freyheit?

Lothar. Gerade da! Erst ist das moralische Gesetz nach KANT der unmittelbare, adäquate Ausdruck für die Freyheit; so dafs es für einen freyen Willen gar kein anderes mögliches Gesetz soll geben können. Wir Anderen, die wir aufser der Kantischen Schule stehn, hören staunend zu; denn ein so erhabener Begriff von der Freyheit, nach welchem sie geradezu das Gute selbst seyn müfste, war uns sonst nirgends dargeboten worden. Aber wie bald, und wie heftig, schleudert man uns aus den Wolken auf die Erde nieder! Indem über das Böse soll Rechenschaft gegeben werden, kömmt uns noch einmal die Freyheit entgegen; aber nicht mehr jene erhabene Göttin, [146] sondern dasselbe zweyseitige, schwankende Geschöpf der psychologischen Unwissenheit, was wir überall mit diesem Namen hatten nennen hören, — die Freyheit der Wahl! Diese ist, wie es scheint, ihrem Gesetz entlaufen, von dem sie, wenn jene frühern Lehren Wahrheit enthielten, sich gar nicht trennen konnte, ohne mit ihrem innersten Wesen in Widerspruch zu gerathen. Was soll nun gelten? Wollen wir die Freyheit für die praktische Vernunft selbst erklären? Das wird mit der Formel des kategorischen Imperativs wohl zusammen stimmen; aber dann ist das Böse kein Werk der Freyheit, sondern ein Mangel derselben. Oder soll die Freyheit verschieden von der Vernunft, etwa zwischen ihr und der Sinnlichkeit mitten inne stehn, um wählen zu können, oder um eine von beyden Rathgeberinnen der andern unterzuordnen? Dann wird das Böse ein Werk der Freyheit, aber mit ihm auch das Gute; beyde Werke sind nun gleich möglich, und ein radicales, der Menschengattung anklebendes Böses ist wiederum nicht vorhanden; denn in der Freyheit kann keine bestimmte Richtung nach dieser oder jener Seite enthalten seyn. Hier liegt nun ein Dilemma vor Ihnen,

wo[147]durch in jedem Falle das vorgebliche radicale Böse widerlegt, und zugleich der Ursprung dieses Ungethüms in dem doppelsinnigen Worte ist nachgewiesen worden, das überall, wo man es hört, und in jeder Verbindung, worin es gebraucht wird, den Verdacht eines höchst gefährlichen Misverstandes erwecken sollte.

Ludwig. Sie erinnern mich lebhaft an das Gespräch, was ich mit meinem Bruder führte, ehe Sie kamen. Dafs die Freyheit nicht zwischen Vernunft und Sinnlichkeit stehend gedacht werden müsse, leuchtet mir ein. Aber wenn wir sie als Eins mit der Vernunft, oder noch besser als den Ursprung der letztern betrachten, dann, dünkt mich, liegt ein radicales Uebel eben darin, dafs die Freyheit unterlasse, Vernunft und Sittengesetz zu stiften und zu erhalten. Sie selbst nannten so eben das Böse nicht ein Werk, sondern einen Mangel der Freyheit; und dies trifft mit FICHTE's Lehre zusammen, wornach die Trägheit als die Wurzel des Bösen zu betrachten ist.

Lothar. Wenigstens bin ich der Meinung, dafs die Kantische Schule nicht Ursache hat, in diesem [148] Puncte mit FICHTEn unzufrieden zu seyn. Er hat hier, und wohl so ziemlich überall, aus KANT's Lehre das Beste gemacht, was sich daraus machen liefs, und wer FICHTE's Verbesserungen nicht annehmen will, der thäte wohl, desto schärfer nachzusehn, aus welchen Gründen eine Veränderung nöthig geschienen habe. Etwas gelinderes läfst sich bey dem Ausdrucke: radicales Böses, wohl nicht denken, als eine blofse Schwäche, ein Mangel an besonnener Reflexion, dergleichen wir Alle, auch ohne System, bey dem Bösen voraussetzen. Denn ist nicht das Böse ein solches, das bey besserer Ueberlegung wird bereuet werden?

Otto. Also von der Reue wollen Sie nicht ablassen! Ist mir aber jemals ein Wort von SPINOZA klar gewesen, so war es dies, dafs die Reue nur eine thörichte Schwäche sey.

Lothar. So lange Sie überall nur Natur, und *gute* Natur, aber gar kein Böses sehen wollten, mufsten Sie die Reue verachten. Aber die Reue ist nothwendige Folge und Heilung des Bösen; so dafs, wenn dieses zugelassen wird, auch jene [149] sich unfehlbar einstellt. Und was denken Sie denn von dem Christenthum? Sie werden doch nicht verkennen, dafs die ganze Versöhnungs-Lehre nur unter Voraussetzung einer gerechten Reue kann gefafst werden.

Otto. Auch gehörte ich während der ganzen Zeit, da ich dem SPINOZA anhing, nicht zu den besonders gläubigen Christen.

Lothar. Da waren Sie denn wenigstens consequent; und um so leichter wird es Ihnen jetzt klar seyn, welche Veränderung nun mit Ihren Ansichten vorgehn mufs, nachdem Sie uns vorhin so stark gesagt haben, wie der Hafs, und die Tyranney, und die Feigheit, und die Lüsternheit, jedes unmittelbar als ein Böses in die Augen falle. Sie werden einsehn, dafs der Mensch, der sich solcher verkehrten Gesinnungen wegen innerlich anklagt, nothwendig auf eine Weise wird gepeinigt seyn, die es ihm unmöglich macht, sich der Natur und der Gesellschaft guter Menschen, vollends aber ihrer religiösen Gemeinschaft, mit freyem Herzen anzuschliefsen. Er bedarf alsdann einer Entsündigung; und man [150] mufs ihm Muth

machen, damit er es wage, sich unter Bedingung einer redlichen Sinnesänderung wiederum als einen Genossen des Reiches Gottes zu denken.

Karl. Sollte ich wirklich bey einer Revision der Kantischen Lehre in irgend einem Puncte meine Ansicht verändert finden, so würde ich allerdings darauf gefafst seyn müssen, dafs auch in meiner Vorstellung vom Christenthum etwas zu verrücken wäre.

Lothar. An dem radicalen Bösen werden Sie nur ein Hindernifs verlieren, Ihre Philosophie mit dem Christenthum in Einklang zu denken. So gut es gemeint ist, wenn KANT gegen den Trost, *Ende gut, Alles gut,* protestirend, auch das Leben *vor* der Sinnesänderung bey der Hoffnung auf künftige Seligkeit mit in Anschlag bringt; und so consequent er hierin verfährt, da die intelligible That der Freyheit sich gegen alle Perioden unseres Erdenlebens gleich verhält, und durch frühere Handlungen nicht minder bezeichnet wird, als durch spätere: so folgt denn doch aus dem Allen ganz unleugbar, dafs es thöricht [151] sey, sich für die *zeitlose* That der Freyheit eine zukünftige *Zeit* der Entsündigung, und hiemit der Sünden-Vergebung zu denken. Nun ist es aber wirklich die Meinung des Christenthums, dafs die Schulden sollen getilgt, und die Seelen gereinigt, die Strafen aber erlassen werden. Diesen Gedanken werden Sie von Zeit-Verhältnissen niemals befreyen können. Unsere Kirche setzt mit dem gemeinen Verstande zugleich voraus, dafs das Böse irgend einmal entstanden sey, und irgend einmal aufhören könne, ja aufhören werde, wenn nur die Menschen sich die göttlichen Veranstaltungen gehörig zu Nutze machen. Und ich verhehle Ihnen nicht, dafs, obgleich ich mit dem zeitlosen Seyn nicht gänzlich unbekannt zu seyn glaube, ich dennoch, wenn in Beziehung auf das menschliche Gemüth vom Guten und Bösen die Rede ist, die Zeit-Bedingungen zu verschmähen weder nöthig, noch heilsam, noch überall nur möglich finde.

Karl. Rücken Sie nur ein wenig weiter heraus! Lassen Sie nun auch [1] Ihre Meinung über das Böse besichtigen, damit wir uns daran allenfalls Schadens erholen können.

[152] Lothar. Sie wollen meine Vorstellungsart kennen lernen? Aber ich mufs bitten zu bedenken, dafs in keinem System das Böse gleich vorn an der Schwelle gefunden wird. Mit Ihnen konnte ich auf Ihre Ansichten eingehn, weil SPINOZA, KANT, und FICHTE, uns Allen bekannt sind. Allein wenn ich selbst etwas aufstellen soll, wo wollen Sie, dafs ich anfange, und wie lange wollen Sie mir zuhören?

Otto. Nur keine Ausflüchte! Sie haben uns Alle mehr oder weniger irre gemacht. —

Ludwig. Wenigstens hat es uns auf einen Augenblick an der rechten Antwort gefehlt; und es wäre wohl billig, dafs nun auch Sie einer solchen kleinen Verlegenheit sich aussetzen. Nur darf ich meiner Frau nicht die gröfsere Verlegenheit zuziehn, uns mit kalten Schüsseln zu bewirthen. Man wird uns bald zu Tische rufen.

Lothar. Ganz in der Kürze also wollen Sie wissen, was selbst in der längsten Ausführlichkeit noch sehr mangelhaft bleiben würde. So mufs

---

[1] „auch“ fehlt SW.

ich [153] mir denn helfen wie ich kann! Ich mufs mir einbilden, meine eignen Gedanken seyen aus allerley fremden Vorstellungen zusammengeflossen; es sey darin ein Quentchen SPINOZA, ein Loth FICHTE, und ein Loth KANT enthalten. Von diesem Kunstgriff verspreche ich mir die beste Wirkung; denn Sie, meine Herren, werden mich nicht blofs verstehen, sondern auch sämmtlich mit mir zufrieden seyn.

Otto. *Der* Spott wird Ihnen theuer zu stehn kommen! Keiner von uns wird das abscheuliche Gemenge, was Sie ankündigen, sich gefallen lassen. Jeder von uns nimmt das Seinige zurück, und Sie behalten nichts, als den Schaum aus der gährenden Mischung.

Karl. Nur nicht so ernsthaft! Wir können nun einmal in diesem Augenblick keine gründliche Abhandlung verlangen; also müssen wir die Einkleidung nehmen wie sie gegeben wird.

Ludwig. Aber wird nicht Jeder von uns zuviel von dem Seinigen hinzudenken, und wird nicht dadurch vielleicht ein Gemenge aus unvereinbaren [154] Gedanken entstehn, das ursprünglich nicht vorhanden war?

Lothar. Eben diese Bemerkung war es, die ich zu veranlassen wünschte. Sie werden nun schon verhüten, dafs nicht auf solchem Wege ein Misverständnifs einschleiche. Zuerst aber lassen Sie uns jene Unterscheidung zurückrufen zwischen den Anfangspuncten des Lobes und Tadels, und denen des Seyns und Geschehens. Sie erlauben mir doch, diese zum Grunde zu legen?

Karl. Fahren Sie nur fort!

Lothar. Gutes und Böses sind demnach nicht Begriffe der *Erkenntnifs*, sondern der *Beurtheilung;* nicht Prädicate des Seyenden, so fern es ist, sondern Bezeichnungen der Art und Weise, wie ein möglicher oder wirklicher Gegenstand von einem gegenüberstehenden Zuschauer aufgefafst wird. Bemerken Sie wohl; der *Gegenstand* braucht kein wirklicher, nicht einmal ein real-möglicher zu seyn: statt seiner genügt ein blofser Gedanke; aber der *Zuschauer* mufs existiren, sonst käme kein Urtheil zum Vorschein. Wer hingegen uns [155] von der wahren Natur und Beschaffenheit eines wirklichen Dinges unterrichten will, der mufs die Worte *gut* und *böse* in seiner Beschreibung ganz vermeiden, damit er nicht die Betrachtungen des Zuschauers in das angeschaute Ding selbst hineintrage.

Ludwig. Aber wie nun, wenn der Gegenstand der Beschreibung ein Vernunftwesen ist? Ein solches ist sein eigner Zuschauer; denn es hat Selbstbewufstseyn. Daher findet es sich selbst gut oder böse; gehört denn nun das nicht zu seiner Natur, dafs es sich also beurtheile?

Lothar. Ohne Zweifel; nur liegt auch in einem solchen Wesen, welches Object und Subject zugleich ist, das Gute und Böse nicht zuerst in dem Objectiven; sondern die Beurtheilung erzeugt sich in dem Subjectiven, welches nun die Stellen in dem Objectiven, worauf das Urtheil traf, mit den Namen des Guten und Bösen belegt; die sie denn auch, in Rücksicht auf das unvermeidliche Urtheil, immerhin behalten mögen.

[156] Karl. Fahren Sie fort, damit wir eine weitere Umsicht gewinnen.

Lothar. Noch mufs ich erinnern an jene Mehrheit von Anfangspuncten des Lobes und Tadels, von denen wir vorhin schon sprachen.

Ludwig. Sie meinen das Unrecht, und die Unbilligkeit, und den Hafs sammt seinen Gefährten, dem Neide und der Schadenfreude; desgleichen die Feigheit und Lüsternheit, die ich wohl mit der Trägheit zusammen stellen möchte; endlich das Handeln wider besseres Wissen, oder was KANT das Böse mit Bewufstseyn nennt.

Karl. Das letztere allein möchte ich für das eigentliche Böse erkennen. Jenes Andere kann böse werden, wenn Bewufstseyn hinzukommt.

Otto. Und ich möchte vielmehr den Hafs als das nächste ansehn, was uns bey dem Worte *Böses* einfällt.

Lothar. In der That nennen wir denjenigen vor[157]zugsweise *gut*, der *gütig*, oder *wohlwollend* ist; und eben so macht auch der Hafs den Grundzug des Bösen. Eine andere Bedeutung aber bekommt dieser Ausdruck, wenn wir eine bessere Einsicht, die nicht befolgt wird, hinzudenken; und nun tritt die ganze zuvor erwähnte Mannigfaltigkeit herein. Denn es ist nun einerley, ob die Einsicht ein Recht, oder eine billige Vergeltung, oder eine übelwollende Gesinnung, die man ersticken soll, oder irgend welche Proben von Muth, Geduld, Standhaftigkeit, wozu wir aufgefordert sind, oder endlich die nöthige Vesthaltung gewisser Maximen betrifft, denen unverbrüchliche Treue gebührt. In allen diesen Fällen, die noch mancherley Modificationen annehmen können, soll die Einsicht befolgt werden; ihr aber zu widerstreben, ist böse.

Karl. Das läfst sich nicht leugnen. Aber noch immer verweilen Sie bey einer blofsen Erörterung des Begriffs vom Bösen; und das berührt gar nicht den eigentlichen Gegenstand unseres Gesprächs. Den Grund und das innere Wesen dessen, was in dem Object der Beurtheilung dergestalt vorhanden ist, dafs der Zuschauer es [158] unvermeidlich tadelt, und zwar *unmittelbar* tadelt, ohne vorgängige Schlüsse aus anderen Principien: — dieses haben Sie uns nachzuweisen.

Lothar. Ein wesentliches Böses,[1] das den Grundzug der Natur irgend eines Dinges ausmache, kann und will ich Ihnen nicht nachweisen, weil ich dergleichen durchaus nicht anerkenne.

Otto. Also ein solches nur wollen Sie einräumen, das nicht im Seyn, sondern im Geschehen seinen Sitz habe.

Lothar. Auch dies mufs noch beschränkt werden. Das ursprüngliche Geschehen ist viel zu einfach, um böse seyn zu können. Erst indem ein mannigfaltiges Geschehen zusammentrifft, kann vom Bösen die Rede seyn.

Otto. Und ein solches Zusammentreffen, wo ereignet es sich?

Lothar. Ohne Zweifel in den Seelen der Menschen, und anderer, ähnlicher Vernunftwesen. In die[159]sen mufs erst aus Vorstellungen sich Begierde erzeugen, und die Begierde mufs in irgend welche Misverhältnisse gerathen, wenn ein böser Keim entstehen soll.

Karl. Also auch den Keim lassen Sie *entstehen*, und zwar aus Begierden, die an sich nicht einmal *den Keim enthalten*, sondern erst in Misverhältnisse *gerathen* müssen, wohinein sie auch wohl hätten *nicht* gerathen können! Das heifst in Wahrheit das Böse als recht zufällig und vergänglich beschreiben! Mich dünkt das etwas leichtsinnig.

---

[1] Ein wesentliches Böse SW.

Otto. Und mich sehr erfreulich! Wollten *Sie* denn gern das Böse recht vesthalten, und es wohl gar von Ewigkeit zu Ewigkeit sich erstrecken lassen, oder, was eben soviel heifst, es in die intelligible Welt hinein verlegen?

Ludwig. Wenn wir den intelligibeln Ursprung des Bösen aufgeben: so werden wir uns vielleicht desto eher darüber einigen, dafs es von gewissen Standpuncten der Reflexion abhängig ist. Ich gestehe, dafs ich jene Verdunkelung und Erhel[160]lung unseres Geistes, worauf das Schwanken des Menschen zwischen dem Guten und Bösen so offenbar hinweis't, von Zeit-Bestimmungen unabhängig zu denken zwar versucht habe, aber niemals recht damit zu Stande gekommen bin.

Lothar. Sie alle drey mufs ich bitten, mich nicht miszuverstehn. Was die Zufälligkeit des Bösen anlangt: so nehme ich sie allerdings in dem Sinne an, worin überhaupt vom Zufall die Rede seyn kann. Auch in einer vesten und gesetzmäfsigen Natur giebt es ein Zusammentreffen, das für ein Jedes der Zusammentreffenden zufällig ist, und das wir dennoch in formaler Hinsicht als vollständig bestimmt ansehn müssen. In Rücksicht der Vergänglichkeit des Bösen aber wünschte ich eine ausgedehntere Ueberzeugung zu besitzen, als deren ich mich rühmen kann. Auch das zufällig Entstandene bleibt so lange, bis es von mächtigern gegenwirkenden Kräften vernichtet wird. Schon neulich erinnerte ich Sie, lieber Otto, an die Miasmen der ansteckenden Krankheiten, die wohl schwerlich so alt seyn können als der Mensch, die ihm aber jetzt, nachdem sie einmal da sind, sehr hartnäckig ankleben. [161] Dafs Sie nicht darauf dringen wollen, das Böse aus der intelligibelen Welt herzuholen, ist recht gut in dem Sinne, wie Sie das Wort nehmen; aber schliefsen Sie nur ja nicht daraus, dafs nun das Böse selbst zur Erscheinung gehöre! Die ganze Disjunction zwischen der intelligibelen und der Erscheinungs-Welt ist in meinen Augen äufserst mangelhaft; sie läfst gerade das Wichtigste aus, nämlich die innern Zustände der einfachen Wesen, die zwar in gewissen Zeitpuncten entstanden, dennoch aber selbst gar nicht zeitlich, sondern beharrlich, und nur blofs einer gegenseitigen Hemmung zugänglich sind, wenn nämlich ihrer mehrere und entgegengesetzte in einem und demselben Wesen zusammentreffen. Hier nun ist eben das Reich des Guten und Bösen: während die einfachen Wesen selbst, oder das eigentliche Seyende, uns eben so gleichgültig als unbekannt sind. Es verhält sich mit dem Guten und Bösen wie mit den Metallen, den edeln sammt den unedeln; sie finden sich eben so wenig in den Urgebirgen als in der Dammerde. — Zuletzt mufs ich noch auf Ihre Voraussetzung, das Böse hafte an gewissen niederen Reflexionspuncten, etwas erwiedern. Schon zuvor sprachen wir von [162] der Mannigfaltigkeit dessen, was der Gattungsname *Böses*, unter sich begreift. Sie werden nun wohl den Gedanken natürlich finden, dafs nicht alles Böse und Gute der nämlichen Reflexionsstufe angehöre. Der Hafs zum Beyspiel, und die Feigheit, sammt ihren Gegentheilen, der Zuneigung und dem Muthe, gehören zu den erstgebornen Kindern des Gefühls; daher so manche Moralisten, und namentlich alle, die auf dem Gegensatze zwischen Natur und Freyheit fufsen, sich ganz eigentlich Mühe geben, um in diesen Anfangspuncten der menschlichen Entwickelung

das Sittliche zu *verkennen.* Verhältnisse des Rechts und der Billigkeit aufzufassen, erfordert dagegen schon Umsicht, und ein Heraustreten aus dem natürlichen Egoismus, dem individuellen Gefühl von Wohl und Wehe; und hier, wenn irgendwo, hat FICHTE Recht, dafs bey träger Reflexion der Mensch in dem Bösen, nämlich in dem Unrecht und der Unbilligkeit, befangen bleibt; während eine Erhebung des Geistes nur auf eine nächst höhere Stufe, in ihm der Anfang des Guten seyn würde. Daher hängt die Rechtlichkeit zum Theil mit der Civilisirung zusammen. Endlich die Ausbildung der Grund[163]sätze, und die Wachsamkeit, um sich nicht davon zu entfernen, — jene Fichtesche Selbstständigkeit, und die Kantische allgemeine Gesetzmäfsigkeit der Maximen, — dies erfordert nicht blofs eine höhere, sondern auch eine hellere Reflexion, als das vorhergenannte; und das Böse, nämlich die Untreue gegen sich selbst, entsteht hier nicht etwan in dem gänzlichen Erlöschen des Bewufstseyns gefafster Vorsätze, sondern es hat seinen Sitz in einer theilweisen Verdunkelung gewisser Maximen, die man sich immer noch vorhält, während man ihnen zuwider beschliefst und handelt.

Karl. Während Sie redeten, ist es mir seltsam ergangen. Zuerst hatte ich Lust, Ihnen zu widersprechen; denn was die Miasmen der ansteckenden Krankheiten anlangt, mit deren zufälligem Ursprunge Sie das Böse verglichen, so würde ich das Gleichnifs lieber umkehren. Es fragt sich noch, ob nicht etwan in der organischen Natur ein Analogon des radicalen Bösen in der geistigen statt findet; ich meine, ob nicht eine Art von intelligibeler Verkehrtheit, auf zeitlose Weise, gerade so den Grund der Krankheiten [164] ausmacht, wie die zeitlose böse Wahl hinter den Phänomenen der bösartigen menschlichen Gesinnungen und Handlungen verborgen liegt. Doch das mag dahingestellt seyn! Da Sie aber nun von einem Mitteldinge, oder einer Mittelwelt zwischen der intelligibelen und der sinnlichen, sprachen: da ging mir das Licht gänzlich aus, und mir war, als umfinge mich eine dichte, schwarze Wolke; —

Lothar. die allerdings dicht genug ist, um dem menschlichen Auge wie ein solider Körper zu erscheinen; und schwarz genug, um ihm die Sonne zu verdunkeln; endlich wirksam genug, um als Werkstätte des Blitzes und Donners sowohl Schrecken als Wohlthaten zu verbreiten.

Karl. Hören Sie mich doch bis zu Ende! Die Wolke hat sich ja längst aufgelös't, und der Himmel ist wieder ganz heiter. Denn als Sie nun ferner, sich an meinen Bruder wendend, das Böse auf allerley Reflexionspuncte vertheilten: da senkte sich der Nebel ganz sanft auf die platte Erde nieder. Ich merkte nun, dafs Ihre Mittelwelt, die Werkstäte des Bösen und des [165] Guten, aus wohlbekannten psychologischen Materialien besteht; und so etwas pflegen wir Andern, — ich meine, wir Schüler KANT's, — zu den innern Erscheinungen zu rechnen, die eben so weit von den Noumenen entfernt sind, als die Phänomene des äufsern Sinnes. Da ich nun wohl weifs, dafs Sie den wahren Grund des Guten und Bösen, die Freyheit, nicht anerkennen, und folglich auch die intelligibele Natur dieses Grundes nicht einsehn können: so hatte ich längst erwartet, dafs Sie sich, mit einiger Veränderung der Worte, der Erscheinungswelt anvertrauen, und das majestätische Pflichtgebot in ein psycho-

logisches Spiel würden herabziehn wollen. Und es begiebt sich denn auch wirklich, dafs Sie auf blofse Affecten, wie Liebe und Hafs, eben so viel Gewicht legen, als auf Recht und Unrecht; dafs Sie überdies das Recht an die Civilisirung, und die Uebertretung einmal angenommener Grundsätze an eine Verdunkelung gewisser Vorstellungen anknüpfen. Sehn Sie nun, wie Ihnen das Uebersinnliche irrdisch und zeitlich geworden ist! *Ihren* Augen verbirgt in der That die Sonne sich hinter *Ihrer* Wolke. Darum aber hat sich zwischen der in[166]telligibelen und der Sinnenwelt nichts in die Mitte geschoben, auch sind diese Welten, die eine des Glaubens, und die andre des Wissens, noch immer durch eine unendliche Kluft geschieden, und einander nicht um einen Zoll breit näher gekommen.

Ludwig. Lieber Bruder: Du führst da eine so siegreiche Sprache, dafs ich an Deinem Siege fast zweifeln möchte. Mir ist es überdies sehr klar, dafs auf einer Verdunkelung oder Erhellung gewisser Vorstellungen, wodurch gleichsam der geistige Horizont bestimmt wird, bey unseren Entschliefsungen und Handlungen das Meiste ankommt; und es dünkt mich ein schlimmes Zeichen für Deine Ansicht, dafs Du hierauf so wenig Rücksicht nimmst und nehmen kannst. Du hast immer nur Deine einförmige Freyheit; damit lernen wir aber nichts von den höchst verschiedenartigen Zuständen unserer moralischen Gesinnungen begreifen, die sich denn doch nicht wegleugnen lassen. Wirklich kommst Du mir manchmal vor, wie ein Säulenbewohner, der sich immer nur um seine Axe drehen, aber niemals mit uns Andern auf den Wegen und [167] Steigen, die doch offen vor uns liegen, umhergehen will.

Otto. Mir nun vollends mögen Sie die Versicherung von einer unendlichen Kluft, die zwischen der intelligibelen und der sinnlichen Welt bevestigt seyn soll, noch tausendmal wiederholen: darum rücken diese beyden Welten, die ganz nothwendig zusammengehören, nicht um einen Zollbreit auseinander. Spinoza mag in den nähern Bestimmungen seines Systems Recht oder Unrecht haben: so viel wenigstens sehn wir Alle, dafs eine Sinnenwelt für sich allein sich gar nicht denken läfst; und dafs, wer diese so unmittelbar wie sie erscheint, für real hält, noch gar nicht angefangen haben mufs zu philosophiren. Was kann denn nun die intelligibele Welt anders seyn, — für uns nämlich, und in Beziehung auf unsere Erkenntnifs, — als eine Ergänzung, die wir zu der sinnlichen hinzufügen? Und nachdem ich mir nicht mehr verhehle, wie tumultuarisch Spinoza verfährt, indem er die sinnlichen Dinge in das Meer des Unendlichen gleichsam hineinwirft: wünsche ich allerdings zu erfahren, welche Vermittelung zwischen jenen und [168] diesem statt finde; mit einer Kluft zwischen Wissen und Glauben aber, die allen begreiflichen Zusammenhang aufhebt, ist mir nichts gedient.

Lothar. Meine lieben Freunde! Lassen Sie uns vor allen Dingen guter Laune bleiben. Von mir kann ich Ihnen das so lange versprechen, als Jedermann entweder consequent bey seinem System bleibt, oder aber mit vesten Schritten, und wohlwissend was er thut, sich um eben so viel von seiner vorigen Meinung entfernt, als er einer andern näher rückt. Erst dann pflege ich mich unwillig abzuwenden, wenn Leute, die sich Philosophen nennen, wie berauscht umhertaumeln, und nach Allem greifen

was sie sehen, unbekümmert ob sie es sich mit Recht zueignen können oder nicht. So etwas wird in unserm Kreise nicht begegnen. — Sie, lieber Karl, haben vorhin getreu dem Geiste Ihrer Schule gegen mich gesprochen, und nur ein wenig zu schnell geglaubt, mich zu verstehen. Das psychologische Spiel, in welches ich das Gute und Böse soll herabgezogen haben, ist allerdings kein solches Spiel, dergleichen die transscendentale [169] Freyheit treiben würde, wenn sie aus der übersinnlichen Welt, worin sie wohnen — und *bleiben* sollte, hervorträte, um im Laufe des menschlichen Lebens allerley wechselnde sittliche Gemüths-Zustände *bewirken zu helfen.* Das nämliche psychologische Spiel ist aber darum auch noch lange kein *blofses* Spiel von Erscheinungen. Damit ich mich deutlicher mache, erlauben Sie mir die Frage: rechnen Sie nicht den Mond und die Sonne zur Erscheinungswelt?

Karl. Ohne Bedenken.

Lothar. Und dennoch ist dessen, was uns davon erscheint, äufserst wenig im Vergleich mit dem, was uns verborgen bleibt.

Karl. Das letztere liegt in einer möglichen Erfahrung, die wir machen könnten.

Lothar. *Wir* doch wohl nicht! Wir müfsten ja aufhören Menschen zu seyn, um auf dem Monde und der Sonne leben und Erfahrungen einsammeln zu können.

[170] Karl. Aber man denkt sich anders organisirte, Menschenähnliche Wesen, für die eine Verlängerung unserer Erfahrung bereit liege.

Lothar. Sie mögen wohl überlegen, was Sie thun, indem Sie menschliche Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes, bey Ihren Kantischen Grundsätzen auch solchen Wesen zuschreiben, die wir uns offenbar nicht als Menschen denken dürfen, da sie nicht in unsrer irrdischen Atmosphäre, und nicht unter den gleichen Bedingungen der Schwere und der Wärme leben sollen. Es ist sehr zu fürchten, dafs Wesen, die nicht Menschen sind, schlecht dazu taugen mögen, eine menschliche Erfahrung zu verlängern; eben so schlecht als wir, um ihre Anschauungen mit unsern Augen fortzusetzen und mit unserm Verstande fortzudenken. Wenigstens in Ihrer Stelle, und nach Ihren Principien möchte ich mir eine solche Verschiebung[1] des menschlichen Maafsstabes über alle menschliche Gränzen hinaus, kaum erlauben. Allein wir können das bey Seite setzen. Sagen Sie mir nur, sind Sie denn gewifs, dafs der Mond und die Sonne überhaupt Einwohner, ja [171] dafs sie nur *irgend welche Zuschauer* haben, die *mehr* davon sehen könnten als wir?

Karl. Wer wird das verbürgen wollen? Aber die Möglichkeit der Erfahrung bleibt ja doch immer!

Lothar. Reden wir denn von einem *möglichen* Monde und einer *möglichen* Sonne? Oder schreiben wir diesen Weltkörpern *Wirklichkeit* zu? In diesem Puncte, hoffe ich, sind wir einig.

Karl. Ohne Zweifel; denn jene Gestirne fallen ja zum Theil in unsere wirkliche Erfahrung; sie haben daher die Wirklichkeit der Phänomene.

[1] „eine solche Verschreibung“ O.

Lothar. *Zum Theil,* nicht wahr? Denn die Wirklichkeit der Phänomene kann doch nicht gröfser seyn, als die der Erfahrung. Aber vergönnen Sie mir nun Ihnen zu sagen, wie ich von diesem Puncte aus in Ihrem Namen weiter denken möchte. Gesetzt (würde ich mir sagen), es gebe im Monde und in der Sonne keine Einwohner, auch überall Niemanden, der die menschlichen Anschauungen von beyden fortführen könnte, so würde dennoch die Wirklichkeit gewisser Materien [172] und Beschaffenheiten des Mondes und der Sonne keinem Zweifel unterliegen. Denn man mufs so etwas voraussetzen, um daran die Erfahrungen, welche unsre Fernröhre, unsere Augen, und unsere Rechnungen uns verschafft haben, anknüpfen zu können. Was ist nun diese Wirklichkeit, die keinen Zuschauer hat? Blofse Erscheinung kann man sie nicht nennen, denn eine solche mufs ein *Subject* haben, *dem* sie erscheint; ein Punct, den wir überall, so oft von Erscheinungen die Rede ist, sehr sorgfältig erwägen müssen. Für eine blofse Verlängerung meiner Gedanken will ich sie auch nicht halten, denn das hiefse soviel als behaupten, Sonne und Mond seyen durchaus in der Wirklichkeit nichts weiter,[1] als das, was mir davon sichtbar wird. Ich werde also wohl müssen zu den Verstandeswesen meine Zuflucht nehmen, die den Sinnenwesen correspondiren. Das Ding an sich, oder *die* Dinge an sich, wenn es deren mehrere giebt, müssen ja doch auf irgend eine, freylich unbekannte Weise die Grundlage zu den Erscheinungen hergeben. Auf eben die Weise nun, wie sie dies mir, in meinem Erfahrungskreise, leisten, mögen sie wohl noch ein gröfseres Quantum mög-[173]licher Erfahrung bereit halten, welches nur nicht genutzt wird, in so fern dafür die Zuschauer fehlen. Wie manches Blümchen mag auf unserer Erde eben so ungesehen verblühen, wie die weiten Gefilde des Mondes unbearbeitet und unbereiset da liegen! Demnach gehört alle solche mögliche Erfahrung, die Niemand wirklich erfährt, dennoch in das Gebiet der Wirklichkeiten, nämlich in wiefern sie zubereitet ist von dem Dinge an sich. Sind Sie damit zufrieden?

Ludwig. Ich hoffe, mein Bruder wird sehr damit zufrieden seyn, da er sich das Ding an sich nun einmal nicht will nehmen lassen.

Karl. Aber sagen Sie nur, was wollen Sie mit dem Allen? Was hilft uns eine Reise in die Sonne, indem wir vom Guten und Bösen reden?

Lothar. Ihr Bruder hat Ihnen vorhin eine gewisse Unbeweglichkeit zur Last gelegt, die ich, zwar nicht Ihrer Person, aber desto mehr Ihrer Schule, ebenfalls zuschreiben möchte. Eine Reise in die Sonne, denke ich, möchte ein gutes Mittel gegen jede Art von Starrsucht seyn.

[174] Karl. Der Scherz soll mich nicht böse machen; aber erklären Sie sich nur über die Anwendungen auf unsern Gegenstand, die Sie im Sinne haben.

Lothar. Sogleich. Sprachen wir nicht von den psychologischen Erscheinungen?

Karl. Diese schienen Sie zu vergleichen mit unserer Erfahrungskenntnifs von Sonne und Mond.

---

1 „weiter nichts" SW.

Lothar. Beliebt es Ihnen nun, die Vergleichung fortzusetzen, so werden die unbekannten Tiefen des Mondes und der Sonne in Parallele treten mit dem eben so geheimnifsvollen Innern unseres eignen Geistes.

Karl. Also hätten wir auch hier eine Verlängerung wirklicher Erfahrung durch eine mögliche.

Lothar. Keinesweges durch eine mögliche, sondern durch eine unmögliche.

Karl. Warum das?

[175] Lothar. Weil kein endliches Vernunftwesen, wir selbst eben so wenig als irgend sonst Jemand, den Standpunct gewinnen kann, auf welchem das, was Sie mögliche Erfahrung nennen, wirklich zu erfahren gestattet wäre. Dennoch aber ereignet sich das, was in den Kreis der innern Wahrnehmung *nicht* mit eingeht, und was eben darum auch durch keinerley Zergliederung darin kann nachgewiesen werden, wirklich in uns; denn es *wird wirklich* in dem intelligibelen Wesen, das wir unsre Seele nennen.

Karl. Als ob man Ihnen schon die Substantialität der Seele eingeräumt hätte!

Lothar. Daran liegt in diesem Augenblicke nicht viel. Irgend ein intelligibeles Reales müssen Sie doch annehmen, welches zu den geistigen Erscheinungen den letzten Träger darbiete.

Karl. Das ist nicht zu bezweifeln.

Lothar. So sehn Sie denn nun endlich wohl selbst, wohin jene Mittelwelt gehöre, die Ihnen vorhin [176] so auffallend war; und Sie werden sich nicht mehr wundern, dafs ich mich mit der Kantischen Disjunction zwischen dem Intelligibelen und dem Sinnlichen nicht begnüge. Nur glauben Sie ja nicht, die Mittelwelt liege blofs in den vorstellenden Wesen; denn sie hat einen viel gröfsern Umfang.

Otto. Verlegten Sie nicht in diese Mittelwelt die innern Zustände aller einfachen Wesen?

Ludwig. Und suchten Sie nicht in diesen Zuständen *unter andern* auch das Gute und Böse? Vielleicht auch das, was gewisse Stoffe zu ansteckenden Krankheitsstoffen macht?

Karl. Freylich kann man das, was Sie meinen, nicht eigentlich zur Erscheinung rechnen, wenn Niemand ist, *dem* es erscheinen könnte; aber es fällt ja doch in Zeit und Raum!

Lothar. Für unser zusammenfassendes Denken gewifs.

Karl. Wie, für unser Denken? Raum und Zeit sind ja nicht die Formen des Denkens, sondern der Anschauung!

[177] Lothar. Ueberlegen Sie doch; sprachen Sie nicht eben in diesem Augenblicke von dem, was *nicht* Erscheinung sey, weil sich Niemand finde, dem es erscheinen könnte? Was soll denn hier die Anschauung? Aber der Kantische Satz verwirrt Sie, dafs Raum und Zeit nichts weiter seyen, als Formen der Sinnlichkeit.

Karl. Von wie vielem soll ich mich denn noch entwöhnen, um in Ihren wunderlichen Behauptungen den Zusammenhang zu entdecken?

Otto. Ey, jetzt wird Ihnen vergolten! Besinnen Sie sich noch, dafs Sie vorhin mir von meinem Spinoza nicht Eine Faser übrig lassen wollten? Nun bleibt auch keiner von Ihren Kantischen Sätzen unangetastet.

Lothar. Lieber Otto! Erlauben Sie mir wohl ein freymüthiges Wort? Sie sind noch lange nicht erlöset aus Spinoza's dämonischer Gewalt; darum versparen Sie noch eine Zeitlang ihre Vergleichung zwischen Spinoza und Kant. Soviel wird Ihnen klar seyn, dafs wenn Sie fortfahren wollten, Ihre frühern Meinungen gegen mich zu verfechten, Sie mit mir einen weit härteren [178] Streit haben würden, als ich in diesem Augenblicke mit unserem Freunde. Ihr gesunder Verstand sieht jetzt das Böse; aber jenes System, welches das Ihrige war, sieht davon Nichts; wie Sie mir das neulich im Anfange unseres Gesprächs recht deutlich auseinandergesetzt haben. Hingegen die Kantische Lehre kennt das Böse und das Gute zwar vielleicht nicht in den schärfsten und feinsten Zügen, doch gewifs im Allgemeinen sehr gut; sie giebt ihm auch seine Stelle in der intelligibelen Welt, und es kommt nur noch darauf an, dies näher zu bestimmen. Mich beschuldigt unser Freund, es in die Sinnenwelt herabgezogen zu haben, welches in der That eine leichtsinnige und schädliche Vorstellungsart seyn würde. Denn alsdann entstünde und verginge das Böse mit den Regungen desselben im Bewufstseyn. Wer in diesem Augenblicke nichts Böses dächte, der hätte auch keinen geheimen Feind in seinem Innern zu fürchten. Und doch zeigt selbst die Erfahrung, wie oft die alten Schäden wieder aufbrechen, wenn nur die frühern Gelegenheiten und Reizungen zurückkehren. Eben darum soll der Mensch, auch wenn ihm die innere Wahrnehmung, und deren Analyse, nichts Unreines zeigt, dennoch wachen und beten; die Kirche aber soll ihn ermahnen und trösten. Ja, [179] wenn wir bedenken, wie vielerley der Menschen sind, denen die Kirche sich verständlich machen mufs, so werden wir aus dem Wörterbuche derselben wohl auch selbst den Satan nicht ausstreichen wollen.

Karl. Lassen wir den Satan! Für ein gelehrtes Publicum gehört er wenigstens nicht. — Ich sehe jetzt, dafs Sie in dem Innern des Menschengeistes etwas Dauerndes annehmen, welches nur dem kleinsten Theile nach, und in beständigen Abwechselungen, zum Bewufstseyn gelangt; ich begreife überdies, dafs durch blofse *Analyse* nichts mehr im Bewufstseyn kann *wiedergefunden* werden, als was darin *zuvor* ist *wahrgenommen* worden; ich sehe endlich, dafs Sie in jenem Dauernden, welches Sie durch tiefere, nicht blofs analytische, Forschungen aus seiner Verborgenheit glauben hervorgezogen zu haben, den eigentlichen moralischen *Charakter* suchen, dem Sie zwar eine zeitliche, allmählige Bildung zuschreiben, und folglich einen gewissen Grad von fortwährender Bildsamkeit durch neue Zusätze; aber ohne Vergänglichkeit der früheren Grundzüge, die vielmehr unter Umständen wieder hervortreten, wenn nicht dagegen gearbeitet wird. Habe ich Sie so weit richtig verstanden?

Lothar. So genau, als es ohne streng wissenschaftliche Ausführungen mochte geschehen können.

[180] Karl. Es bleibt also auch dabey, dafs Sie das Böse als etwas Psychologisches betrachten, nur mufs nothwendig die Psychologie nach Ihrer Ansicht eine Wissenschaft von höherer Art seyn, als wofür wir in der Kantischen Schule sie gelten zu lassen gewohnt sind. In einer blofsen Zusammenstellung oder Zergliederung von Wahrnehmungen, kann unmöglich dasjenige gefunden werden, was Ihnen, der Sie Gutes und Böses zu

den am meisten beharrlichen Bestimmungen unserer Persönlichkeit zu rechnen scheinen, die transscendentale Freyheit, nebst der intelligibelen That derselben, ersetzen soll. Und einen Ersatz dafür müssen Sie doch haben, oder wenigstens suchen; damit nicht die menschlichen Gesinnnungen und Entschliefsungen sich Ihnen in vorübergehende Anwandlungen von Launen verkehren, die mit äufsern Reizungen, und mit allerley Körpergefühlen kommen und gehen würden. Ihre Psychologie mufs dafür sorgen, dafs dem Menschen in seinem Maafs von Sittlichkeit oder Unsittlichkeit ein geistiges Eigenthum gesichert, dafs Er selbst darin zu erkennen sey; ja dafs trotz aller Causal-Verhältnisse, in welche Sie ihn verwickeln mögen, dennoch immer sein eigner Wille das wahre Subject für die Zurechnung bleibe, der seine Handlungen sich nicht entziehen können. Dies Alles mufs Ihre Theorie mit der Kantischen ge[181]mein haben; oder sie ist zuverlässig der ächten Würde des Sittlichen nicht angemessen.

Lothar. Wenn aber die Erfüllung dieser gerechten Forderungen sich mit einer praktisch brauchbaren, und zugleich gründlichen, Anweisung zur Ausbildung des Menschen, durch Erziehung, durch die Kirche, und durch den Staat, verbinden soll: so mufs der zeitliche Verlauf des menschlichen Lebens nicht mehr als blofses Phänomen, wodurch in dem eigentlichen Kern unserer moralischen Beschaffenheit nichts geändert werden könne, dargestellt, sondern es mufs anerkannt werden, dafs zwischen unserm Thun und Leiden in der Zeit, und unsern beharrlichen Charakterzügen, eine beständige Wechselwirkung statt finde. Und hiebey sind die Kantischen Lehren von der Causalität, und ihrer Beschränkung auf die Sinnenwelt, zusammt dem Kantischen Begriffe von der Substanz, und von allen Kategorien überhaupt, gänzlich untauglich eben sowohl, als an sich falsch und verschroben. Auch wird keine Psychologie in der Welt, für sich allein, zureichen, um das Verlangte zu leisten. Sondern gerade *die* Wissenschaft, welche längst vor Kant ihrer Dunkelheit wegen verrufen, und welche durch ihn vollends umgekehrt, und, wie Manche sich einbildeten, ausgerottet war, — die allgemeine Metaphysik, — mufs von vorn an bearbeitet werden; mit aufrichtiger Dar[182]legung ihrer, in der Geschichte der Philosophie bald theilweise aufgedeckten, bald wieder verhüllten, Schwierigkeiten; und mit strengster Zurückweisung alles dessen, was den vorgeblichen und schwärmerischen Anschauungen unserer Zeit, und den verkehrten Causalitäts-Begriffen *aller* bisherigen Zeiten, auch nur im mindesten ähnlich sieht.

Ludwig. Es ist zu bedauern, dafs Fichte's intellectualer Anschauung, die zuerst nur das reine Selbstbewufstseyn ausdrücken sollte, sich so vorschnell die spinozistische Anschauung der absoluten Substanz zugesellte. Ohne diese Einmischung hätte sich die neuere Philosophie weit eigenthümlicher, und vielleicht schneller zur Klarheit entwickeln können.

Otto. Sollen denn am Ende alle Schulden auf den Spinoza allein gehäuft werden? Zwar in Hinsicht des Selbstbewufstseyns habe ich längst vermuthet, Fichte möge der Wahrheit näher stehn, als jener. Und jede Lehre wird mir willkommen seyn, die mir eine veste, beharrliche, und dabey doch bildsame, Persönlichkeit im Menschen anzunehmen gestattet. Wie lebendig ich dies Bedürfnifs empfinde, und wie sehr in diesem Puncte

mich SPINOZA abstöfst, das habe ich Ihnen, Lothar, schon neulich geäufsert. Aber Sie, lieber Ludwig, mufs ich nur wieder an die Trägheit erinnern, die Sie eben jetzt zur Unzeit zu vergessen [183] schienen, ganz unabhängig von allen Systemen glaube ich zu bemerken, dafs in den letzten Jahren viel zu viel über Philosophie ist gesprochen und geschrieben, hingegen viel zu wenig wirklich ist gedacht worden. Hätten die Köpfe fleifsiger gearbeitet, so würde in jedem Falle eine so starke Anregung, wie das Studium des SPINOZA gewährt, die Wissenschaft haben fördern müssen.

Lothar. War jemals eine andre Zeit besser? Ohne hierüber genau nachzuforschen, lassen Sie uns bedenken, welche öffentliche Leiden die beyden letzten Jahrzehende zu Boden gedrückt haben. Konnte irgend Jemand diese Periode der Schmach und des Kampfs durchleben, dem nicht die heitere Stimmung des Forschens wäre getrübt worden?

Karl. Möge in der neuen Zeit auch die Wissenschaft einen neuen Schwung nehmen! Nur bleibe das sittliche Bewufstseyn wach und munter, wie KANT es geweckt hat!

Ludwig. Möchten doch auch jene kostbaren Anfänge der Erforschung unseres Selbstbewufstseyns, die wir FICHTE'n verdanken, in ihren mannigfaltigen, und so Vieles zusammen knüpfenden, Beziehungen, weiter verfolgt, und als Keime neuer Untersuchungen gepflegt werden!

[184] Otto. Mir selbst wünsche ich Rückkehr zu einer heitern, wenn auch einer andern, Ansicht der Natur; deren Realität ich gegen den Idealismus zu retten hoffe, und deren Zweckmäfsigkeit ich mir gar gern gefallen lasse, wenn die Gesetzmäfsigkeit dabey ungestört bleibt.

Lothar. [1] Zu so grofsen und so schönen Wünschen wage ich keinen neuen mehr hinzuzufügen. Wenn aber jene drey insgesammt erfüllt würden: hätten wir dann nicht eine gewisse Eintracht zwischen SPINOZA, KANT und FICHTE?

Ludwig. Lassen Sie uns das glauben, ohne weiter zu prüfen. Denn es ist die höchste Zeit, dafs ich Sie in jenes Zimmer hinüberführe. Und verrathen Sie nur ja nicht den eigentlichen Gegenstand unseres Gesprächs! Denn es wartet unserer dort ein weiblicher Cirkel, der gar keine bösen Geister einlassen wird.

---

[1] „Zu den so grofsen" SW.

V.

UEBER DAS VERHAELTNISS DER SCHULE ZUM LEBEN.

1818.

[Text nach dem Msc. 2056 (5) der Königsberger Universitätsbibliothek].

Bereits gedruckt in:

SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke* (Bd. XI, S. 388—395), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

KL SCH = J. F. HERBART's *Kleinere Schriften* (Bd. III, S. 90—98), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

B = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften* (Bd. II, S. 263—272), herausgegeben von BARTHOLOMÄI-SALLWÜRK.

W = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften* (Bd. II, S. 59—88), herausgegeben von OTTO WILLMANN.



Ueber das Verhältnifs der Schule zum Leben.

Vorgelesen in der Deutschen[1] Gesellschaft am 18. Januar 1818.[2]

Das grofse, hundertjährige Fest, [3] womit das vorige Jahr sich schmückte, liegt nun hinter uns; gewifs aber bleibt ein Nachklang von so mannigfaltiger Feyer noch jetzt in jedem von uns zurück. Ganz vorzüglich haben die Schulen sich den herrlichen Zeitpunct angeeignet; sie haben sich erinnert, was LUTHER für sie gewirkt und gewollt; sie haben sich des Gedankens erfreut, dafs die Reformation selbst zum Theil eine Wirkung der *Schule* im weitesten Sinne des Worts gewesen; wie es denn wohl unleugbar ist, dafs die Wiederherstellung der Wissenschaften das grofse Phänomen war,[4] aus welchem die Kirchen-Verbesserung als der helleste Lichtpunct hervortrat. Ein edles Selbstgefühl derer, die sich fähig fanden, die heiligen Urkunden zu lesen und zu verstehen, sagte ihnen, dafs sie der hierarchischen Auslegung eben so wenig bedürften, als sie vor einem Bannstrahl zu erschrecken, und von einem Ablafsbriefe sich etwas zu versprechen hätten. Eben dieses Selbstgefühl hat sich bis auf unsre Zeiten in den Schulen erhalten, wo Sprachkunde, Geschichte, und mancherley Hülfs-Wissenschaften, fortwährend an Umfang und Tiefe gewinnend, dafür sorgen, dafs niemals wieder Unwissenheit sich in Unmündigkeit, und diese sich in träges Erdulden einer zudringlichen und eigennützigen Vormundschaft verwandeln könne. Auch ist eine höhere Art von Sprachkunde unter uns im Werden begriffen; nicht mehr ganz unverständlich ist uns das grofse Buch der Natur; es haben Beobachtung, Rechnung, Forschung aller Art sich um die Wette bemüht, die Gesetze der Weltordnung von einigen Seiten kennen zu lernen, und wer darf behaupten, dies Streben sei gänzlich mifslungen? Wer wird es wagen, die Verdienste eines GALILÄI, COPERNICUS, KEPPLER, NEWTON, LAVOISIER, DAVY, in Schatten zu stellen? Gar vieles liefse sich hier hinzufügen, aber das Gesagte reicht hin zur Erinnerung, dafs mit gerechter Freude die Schule an ihre eigene Wirksamkeit denken durfte, indem die allgemeine Freude laut ausbrechend die Zeit und den Mann verkündigte, dem für wiedererrungene Geistes-Freyheit der erste und der gröfste Dank gebührt.

So mag es sich denn auch jetzt wohl schicken, einmal wieder die alte Frage nach dem Verhältnifs zwischen der Schule und dem Leben zu besprechen; nicht um etwas Neues zu sagen, sondern eher darum, weil

---

1 „der Königlichen Deutschen“ SW.
2 „1816“ (anstatt 1818) SW.
3 „Die grofse, hundertjährige Feier“ SW.
4 „das gröfste Phänomen“ SW.

der Strom der wechselnden Meinungen, der so gern die eben ans Licht getretene Wahrheit überschüttet, und eine eben gewonnene Ordnung umkehret, es zuweilen rathsam macht, auch das Bekannte zu wiederhohlen und es allenfalls in andre Worte zu kleiden.

Nicht für die Schule zu lernen, sondern für das Leben, gebietet ein alter Spruch; der wohl, zum Widerspruche reizend, uns bewegen könnte zu fragen, wo denn das wahre Leben zu finden sey, ob in dem zeitigen Wechsel von Lust und Schmerz, Geschäfft und Abspannung, oder vielmehr, in der Erhebung über die Zeit, in der Betrachtung des Bleibenden, im Streben nach ewig wahrer Erkenntnifs, im Anschauen des Guten und Schönen, wie es der Schule in so weit zukommt, als die menschliche Natur es gestattet. Doch hüten wir uns zu übertreiben! Gar manche loben das Ewige, die nicht wissen, was die Zeit werth ist. Zeitlich ist alle Gelegenheit, auch die, welche der edle Mensch benutzt, um Bleibendes zu wirken; auch die, welche den Funken schlägt, durch den in des characterlosen Jünglings Brust die edeln Triebe zuerst entzündet werden. Des Wechsels bedarf der Mensch, um sich zu entwickeln und zu bilden, versuchen mufs er sich, versuchen mufs ihn die Welt; denn nur in der Mitte des Handelns und des Leidens entspringt jene Selbstständigkeit, die, *nachdem sie da ist,* sich als dauernd, als beharrend, allem ferneren Wechsel innerlich entgegenstemmt. Daher können wir die Schule nicht preisen auf Kosten des Lebens; der Schüler soll ein Mann werden; und den Mann macht das Leben gerade in so fern, als es der Schule entgegensteht. Die Weisen der Schulen[1] sind selbst Männer geworden durchs Leben; auch sie mufsten wandern und irren, sie mufsten gar manches Gedränges sich erwehren, bevor der sichere Wohnsitz sie aufnahm, in welchem sie nunmehr der Zeit nachforschen, die ehedem *sie*[2] geprüft hat. — Doch darf auch derjenige sich glücklich nennen, der die Ruhe einer solchen Wohnung erreichte. Nicht alle Ruhe hält uns enger über dem Wechsel; vielmehr giebt es ein längweiliges Ruhen, ein *ungeduldiges* Ruhen, dem die leeren Augenblicke einzeln fühlbar werden, wie kleine Stacheln, die zur Veränderung der Lage anspornen. Wer sich zu sehr gewöhnte an die Reizungen des Ungleichen im Leben, wer im Umtriebe der Geschäffte oder Genüsse seine ganze Kraft aufwendete, der kennt sich nicht mehr, wenn er längere Zeit allein bleibt; dem stockt das innere Leben beynahe zugleich mit dem äufseren; er ist ein Mann, aber nur für die Welt; deren der Mann in der Schule nicht bedarf.

Also aus der Schule ins Leben und wieder zurück aus dem Leben in die Schule: das wäre wohl der beste Gang, den Jemand gehen könnte. Wenn aber dieses die Umstände nicht gestatten, wenn einmal, den gesellschaftlichen Formen gemäfs, der Schulmann und der Weltmann zwei bestimmt geschiedene Personen sind, die ihre Plätze nicht füglich mehr umtauschen können: werden wir dann einen deutlichen, innern Vorzug des einen vor dem andern nachweisen können? Wohl schwerlich! Denn Beyde tragen alsdann gleichviel bey, um ein Zwiefaches, aber Verbundenes in der Ge-

[1] „der Schule" SW.
[2] „sie" nicht gesperrt SW.

sellschaft darzustellen und in Wirksamkeit zu erhalten; wie denn dieses so oft in den menschlichen Verhältnissen sich findet, daſs, nachdem die Arbeiten getheilt sind, Jeder auf den Andern rechnet, der seine Thätigkeit ergänzen muſs, damit sie nicht, für sich allein genommen, ein unnützes Bruchstück werde.

Ist der Weltmann zugleich Staatsmann: dann gewinnt er freylich unfehlbar ein äuſserliches Uebergewicht,[1] als Folge von dem Vorrange des Staats vor der Schule. Denn wie sollte es möglich seyn, daſs der Staat, nachdem er einmal vorhanden ist, etwas über sich duldete? Er muſs vielmehr, seiner Natur gemäſs, alles Andere sich unterordnen. Man erkennt den Staat an der Macht, die in ihm wirkt; und den Staatsmann, an dem Theile der Macht, der *durch* ihn wirkt. Nun kann aber die Macht auf Einem Boden nur eine einzige seyn; mehrere Mächte, einander widerstrebend, würden in Krieg gerathen, möchte es auch nur ein heimlicher und schleichender Krieg seyn; man würde es zweifelhaft finden, welche von ihnen die stärkere sey, und schon der Zweifel an der Ueberlegenheit der Macht hebt ihre Wirkung auf, das heiſst, er vernichtet sie, und mit ihr den Staat. Wenn demnach die Schule mit der Natur des letztern nicht unbekannt ist, — und es soll ihr ja die Staats-Weisheit nicht fehlen, — so wird sie selbst sich ihr Verhältniſs zum Staate so denken, daſs es äuſserlich als ein untergeordnetes erscheint, daſs also, wenn der Staat befiehlt, de Schule gehorcht; und was jener nicht dulden will, diese vermeiden muſs. Jedoch hiemit ist nur eine Entscheidung für *den* Augenblick,[2] und für jeden einzelnen Fall,[3] vorhanden; ein ganz anderes Verhältniſs liegt in der Tiefe verborgen.[4] Wer die Früchte der Erde genieſsen will, der muſs sich hüten, daſs er die grünenden Fluren nicht verwüste; denn kein Machtwort kann das ersetzen, was der freygebige Boden von selbst darbietet, wenn man ihn ungehindert wirken läſst. Wohl ist es möglich, einen ausgewählten Samen in umgepflügtes Land zu streuen, aber daſs nun der Same keime, wachse, Blüthen und Frucht bringe, dies muſs geduldig erwartet, es kann nicht befohlen[5] werden. Die Anwendung hievon liegt vor Augen. Weiſs der Staat, wie sehr er der Schule bedarf, so wird er sich hüten, ihre innere Thätigkeit zu stören, wenn er gleich ihr äuſserliches Benehmen unter beständiger Aufsicht hält. Wie groſs aber, und wie dringend das Bedürfniſs sey, welches dem Staate die Schule wichtig macht: dies wird wohl kein Staatsmann verkennen, der jemals sich ernstlich die Frage vorlegte, worauf denn am Ende alle Macht, alle Wirksamkeit des Befehls im Staate beruhe? Auf welchem Baum wohl eigentlich die Scepter wachsen, mit denen die Könige regieren? Ob die Natur etwan unmittelbar die Herrschergewalt erzeuge? Ob eine herkulische Stärke, ein riesenmäſsiger Wuchs, die wahren Gründe der Nothwendigkeit seyen, womit an das Wort, an den Wink des Mächtigen, die That und das Leiden sich anknüpft? Nichts von dem Allen! Die Meinung ist es, oder

1 „äuſseres Uebergewicht“ SW.
2 „für den Augenblick“ gesperrt SW.
3 „jeden einzelnen Fall“ gesperrt SW.
4 „ein .... verborgen“ gesperrt“ SW.
„befohlen“ gesperrt SW.

vielmehr ein wundervolles Gewebe von Meinungen der Menschen, was dem Herrscher wie ein Nervensystem angewachsen, ihm die Muskeln so vieler Diener, ja die Geister so vieler Gehülfen aller Art, unterthänig macht, dafs sie vollbringen was er will, oftmals während er noch zweifelt, ob er will, und wie er es eigentlich will? So dient auch der Leib des Menschen seinem Geiste; so fliegt Ein Mensch in hundert Gelenke zugleich, so lange die Stimmung der Nerven genau ist; wird sie aber krank, dann hört dieses Wunder auf, und ganz andre, ganz entgegengesetzte Wunder kommen zum Vorschein. Etwas ähnliches begegnet im Staate, wenn die Meinung krank wird. Wie sorgfältig haben daher die neuern grofsen Herrscher, denen dies Geheimnifs bekannt war, die Meinung bearbeitet! Wie künstlich haben sie oftmals Wahrheit und Dichtung vermengt, um die Menschen in dem Gedanken zu erhalten, der Gehorsam sey nothwendig und heilsam; nämlich der Gehorsam gegen *sie*, die Herrscher; wenn sie schon mit eisernem Scepter regierten. Wer denkt hiebey nicht an NAPOLEON; und an das bureau de l'opinion publique! Und wer erinnert sich nicht an die kayserliche Universität, die nichts anderes war, als eine Schule in Fesseln; an die alten Auctoren, die in eine kayserliche Domaine verwandelt, ihres unsterblichen Lebens ungeachtet sich wie leblose Grundstücke sollten benutzen lassen. So suchte der Staat die Schule zu beherrschen, weil er wufste, wie sehr sie auf die Meinung wirkt, wie tief sie eben dadurch, selbst unabsichtlich in die Bedingungen des Machtgebrauchs[1] hineingreift. Aber so *läfst* sich die Schule nicht[2] beherrschen, am wenigsten vom Staate.[3] Denn sie ist alt, der Staat aber bleibt immer jung. Die Jahre, die auch der älteste Herrscher zählt, sind gegen das Alter der Schule immer nur Kinderjahre, und die des ältesten Herrscherstammes nur Jünglingsjahre. In Staaten wechseln die Menschen, in der Schule wechseln zwar auf der Oberfläche die Meinungen, aber in dem Boden bleiben die Wurzeln und die Stämme der Meinungen gröfstentheils die nämlichen. Darum wirkt in der Schule eine beharrliche Kraft, deren Erzeugnisse der Staat wohl zum Theil benutzen oder verderben, deren Natur er aber nicht umschaffen kann. Dies sey genug gesagt, um daran zu erinnern, dafs es zwischen Staat und Schule, vermöge des Einflusses der letztern auf die Meinung, ein Verhältnifs der Abhängigkeit giebt, welches gegenseitig ist, und dessen sich nach Belieben zu bemächtigen der Staat ganz vergebens versuchen würde.

Es bleibt noch übrig, die Kirche neben die Schule zu stellen; die Kirche, die unter den Formen des gesellschaftlichen Lebens beynahe eben so wichtig ist, als der Staat. Aber wie sollen wir in diesem Verhältnisse uns die Kirche denken? Will sie als eine ausgebildete Hierarchie vorgestellt seyn, die den Glauben, die Lehre, und den Cultus streng bewacht; die jedes Glied ihrer Gemeine unter genauer Aufsicht hält, um das Seelenheil mit ähnlicher Pünktlichkeit zu besorgen, wie eine gut eingerichtete Armen-Anstalt darauf sieht, dafs dem Fähigen Arbeit, dem Unfähigen

---

1 „Bedingungen des Machtgebrauchs“ gesperrt SW.
2 „nicht“ gesperrt SW.
3 „vom Staate“ gesperrt SW.

Brod, dem Kranken Arzney gereicht werde? Ich wünschte zu dieser Vergleichung keine Veranlassung gefunden zu haben; auch liegt dieselbe wahrlich nicht in dem was die Kirchen jetzt sind, sondern in dem was nach einigen laut gewordenen Vorschlägen daraus würde gemacht werden. — Die Kirche hat ihre ewige Grundlage im Bedürfnisse des Glaubens an Gott; welches so allgemein ist, dafs weder die Schule noch der Staat sich demselben entziehen könnten, wenn es ihnen auch einmal einfiele, einen Versuch der Art zu machen. Aber der Glaube ist seiner Natur nach etwas Schwebendes, welches mit tausendfachen Verschiedenheiten der Gemüthslage in beständiger Wechselwirkung sich befindet. Dafs der Glaube nicht zu heftigen Schwankungen geneigt werde, dies zu verhüten ist gewifs wohlthätig, so lange nicht irgend ein vorhandenes Misverhältnifs eine Abänderung, eine Reformation, unvermeidlich herbeyführt. Längst aber hat die Kirche es sich selbst gesagt, dafs sie auch vielen Spielraum lassen müsse, damit nicht ein unfreywilliges äufserliches Bekenntnifs die Stelle des Glaubens einnehme; ein tödtender Buchstabe statt des lebendig machenden Geistes. Und mit derjenigen Kirche nun, welche *das* wohl erwogen hat,[1] kann die Schule im Allgemeinen kaum anders, als in einem freundschaftlichen Verhältnisse sich befinden. Mag immerhin unter den Freunden eine Ungleichheit eintreten, mag immerhin der Eine vornehmer geworden seyn, weil er einer viel gröfseren Anzahl von Menschen sich unentbehrlich machte, die ihn erheben, ihn köstlich ausstatten,[2] die jedes seiner Worte als Rath befolgen, als Trost verdanken; während der andre zu der Menge zu reden nicht versteht, und nur in einem engen Kreise sich bewegt: dies wird die Gesinnung nicht ändern, womit beyde einander seit langer Zeit zu umfassen gewohnt sind. Viel schlimmer wäre es, wenn einer dem andern durch Zudringlichkeit sich lästig machte. Sehr schlimm, wenn die Schule sichs einfallen liefse, den Glauben, der lange vorhanden ist, von neuem hervorbringen zu wollen, wenn die mehrern Schulen, so fern es deren giebt, unter sich wetteifernd versuchten, welche von ihnen wohl am meisten Einflufs auf die Kirche gewinnen könne. Wird so etwas unternommen: dann erhebt unfehlbar die Kirche sich mit Stolz, und läfst es fühlen, dafs sie ihre Anhänger nach Millionen zählt, wo die Schule deren nicht Hunderte nachweisen kann; sie läfst es fühlen, dafs sie in die Gemüther unmittelbar eingreift, zu welchen jene den langen Umweg durch den Verstand so oft vergeblich sucht. Und so straft sie, mit Recht zugleich und mit Kraft, den Vorwitz der Schule. Doch wolle auch sie sich hüten, sich einzumischen in die Verhandlungen der Schule, und die Kreise zu zerrütten, die *sie* nicht gezeichnet hat. Denn sie bedarf manches stillen Dienstes, bald um die Gefühle des frommen Glaubens mit einem gewissen Grade von Deutlichkeit des Gedankens auszusprechen, bald um dem Aberglauben seine Götzen umstürzen, dem Unglauben seine Waffen entwinden zu können, bald endlich um auch der Wahrheitsliebe derjenigen zu genügen, die zu wissen wünschen, warum der Glaube älter sey, als die Einsicht, und warum er sich nicht längst schon ganz in Einsicht verwan-

---

[1] „wohl erwogen hat" gesperrt SW.
[2] „ihn künstlich ausstatten" SW.

delt habe. Alle solche Dienste kann nur die Schule leisten; also ist von derselben zwar nicht viel zu fürchten, aber Manches zu hoffen, was verweigert werden kann, wenn die Bereitwilligkeit, mit der es sich darzubieten pflegt, durch Kränkung und Zurückstofsung eine Verminderung erleidet. Soll die Freundschaft bestehn: so müssen beyde Theile die gehörige Rücksicht gegen einander beobachten; und Niemand mufs sie zu nahe zusammendrängen, oder die Vorzüge der einen durch Zurücksetzung der andern gelten machen wollen; sonst wird Reibung erfolgen, die mit Trennung endigt.

Die Unvollkommenheit der flüchtigen Umrisse, in welchen ich hier das Verhältnifs der Schule zum Leben, theils im Allgemeinen, theils zu dessen gröfsten gesellschaftlichen Formen, dem Staate und der Kirche, anzudeuten versuchte, bedarf einer besondern Bitte um Nachsicht. Zwey Worte von Kant, welche den nämlichen Gegenstand betreffen, bringe ich noch in Erinnerung:

> „Wenn die Moral an der Heiligkeit ihres Gesetzes einen Gegenstand der gröfsten *Achtung* erkennt, so stellt sie auf der Stufe der Religion an der höchsten, jene Gesetze vollziehenden Ursache einen Gegenstand der *Anbetung* dar, und erscheint in ihrer Majestät. Aber alles, auch der Erhabenste, verkleinert sich unter den Händen der Menschen, wenn sie die Idee desselben zu ihrem Gebrauche verwenden. Was nur sofern wahrhaftig verehrt werden kann, als die Achtung dafür frey ist, wird genöthigt, sich nach solchen Formen zu bequemen, denen man nur durch Zwangsgesetze Ansehen verschaffen kann; und was sich von selbst der öffentlichen Kritik jedes Menschen blofs stellt, das mufs sich einer Kritik, die Gewalt hat, das heifst, einer Censur unterwerfen."

Seitdem Kant auf diese Weise klagte über Misverhältnisse der Schule gegen den Staat und die Kirche, ist ohne Zweifel Manches unter uns besser geworden. Möge nun das Gute beharren, und nicht unter neuen Verbesserungen erliegen!

VI.

PAEDAGOGISCHES GUTACHTEN

UEBER

SCHULKLASSEN.

1818.

[Text der Originalausgabe, O, Königsberg, Fr. Nicolovius 1818.]

Bereits gedruckt in:

SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke* (Bd. XI, S. 267—318), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

KlSch = J. F. HERBART's *Kleinere Schriften* (Bd. II, S. 207 u. f.), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

B = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften* (Bd. II, S. 273 u. f.), herausgegeben von FR. BARTHOLOMÄI.

R = J. F. HERBART, *Pädagogische Schriften* (Bd. II), herausgegeben von KARL RICHTER.

W = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften* (Bd. II, S. 67 u. f.), herausgegeben von OTTO WILLMANN.

Vollständiger Titel der Originalausgabe:

Pädagogisches Gutachten

über

Schul-Klassen,

und deren

Umwandlung,

nach der Idee des Herrn Regierungsrath

GRAFF.

Auf dessen öffentliches Verlangen

bekannt gemacht

von

JOHANN FRIEDRICH HERBART,
Professor der Philosophie und Pädagogik.

Königsberg,
bey Friedrich Nicolovius.
1818.

Pädagogisches Gutachten über Schul-Klassen.

Herr Regierungsrath Graff, zu Arensberg, hat mich aufgefordert, über seinen Vorschlag zu einer verbesserten Einrichtung der Schulen mich öffentlich zu erklären.*

In wiefern eine baldige, wirkliche Ausführung des Vorschlags beabsichtigt wird: mufs ich es ablehnen, darüber etwas zu sagen. Meine Ansicht von der jetzigen literarischen, politischen, kirchlichen Unruhe erlaubt mir nicht, in unsern Tagen eine wahre und bleibende Reform des öffentlichen Unterrichts zu erwarten. Auch könnte ich scheinen, eigne Ansprüche einzumischen, da [2] Herr Graff seine Idee in sehr nahe Verbindung mit meinen pädagogischen Grundsätzen gebracht hat.

Soll aber blofs von einer theoretischen Untersuchung die Rede seyn, so spreche ich sehr gern die Ueberzeugung aus, dafs der Gedanke des Herrn Graff würdig ist, unter den Fragepuncten der Pädagogik, an denen man nicht achtlos vorüber gehen darf, eine bleibende Stelle einzunehmen. Bekanntlich giebt es in den meisten Wissenschaften solche Fragen, die jedes Zeitalter sich von Neuem vorlegen mufs, wäre es auch nur, um die schon gegebene richtige Antwort mit eigener Einsicht anzunehmen.

Durch die gegenwärtigen Blätter wünsche ich demnach dazu mitzuwirken, dafs die vielen würdigen Männer in Deutschland und Preufsen, denen die Angelegenheit der Erziehung am Herzen liegen, sich bewogen finden mögen, auch diesen Gegenstand in den Kreis ihrer gemeinsamen Berathungen und Discussionen herein zu ziehen. Es ist in jedem Falle nützlich, die Angelegenheiten der Schulen einmal von einer neuen Seite zu betrachten; das dadurch veranlafste Nachdenken [3] wird gute Früchte bringen, wann, früher oder später, eine Zeit der ruhigen, besonnenen Wirksamkeit zurückkehrt.

So sehr ich übrigens daran gewöhnt bin, misverstanden zu werden: so würde es mir doch doppelt unangenehm seyn, wenn dies jetzt begegnete, da ich nicht mit meinen eigenen, sondern mit einem fremden Gedanken beschäfftigt bin, dessen Beleuchtung von mir in gutem Vertrauen ist verlangt worden. Sollte meine Schreibart zu weitläuftig, die Darstellung zu lebhaft, und der eines Sachwalters vielleicht zu ähnlich scheinen, so mufs ich deshalb um Entschuldigung bitten. In der That bin ich weniger partheyisch, als man wohl geneigt seyn mag zu glauben. Nicht blofs

* In der Hallischen Allg. Lit. Zeitung, Nro. 153, Junius 1818. Man vergleiche Herrn Graff's Schrift: Die für die Einführung eines erziehenden Unterrichts nothwendige Umwandlung der Schulen.

werde ich die Einwürfe gegen Herrn GRAFF, so viele ich deren voraussehe, aufrichtig angeben, sondern ich selbst habe Mühe und Zeit gebraucht, um mich durch die Zweifel herdurchzuarbeiten, und mir über die Gränzen und Modificationen Rechenschaft zu geben, welche meine Beystimmung bedingen würden. Allein auf der andern Seite giebt es auch Irrthümer zu bestreiten, und [4] Schranken des Vorurtheils zu durchbrechen; eine Arbeit, die nicht Allen gefallen kann.

Der Antrag des Herrn Regierungsrath GRAFF geht dahin, dafs man das ganze bisherige Klassensystem der Schulen bey Seite setze; gleichviel ob von stehenden, oder von sogenannten parallelen Klassen die Rede sey.

Bevor er auseinandersetzt, was an die Stelle treten solle, bahnt er sich den Weg dahin durch Angabe einer Verbesserung, der sich das Klassensystem unterwerfen müfste, um wenigstens seine gröbsten Fehler abzulegen. Die Schulen sollten gerade so viele Klassen bekommen, als wie viele Jahre ihre gesammte Lehrzeit beträgt; alle Klassen sollten ihre Cursus zugleich anfangen und enden; neue Lehrlinge sollten nur in die unterste Klasse, und nur um die Zeit der beginnenden Curse, zugelassen werden.

Einiges von den Gründen dieser Forderung werden denkende Pädagogen auf den ersten Blick errathen. Allein hiemit nicht zufrieden, will Herr GRAFF alle Versetzungen aus einer Klasse in die andere ganz abgeschafft wissen. Der nämliche Lehrer, der zuerst die Schüler als kleine Knaben [5] in Empfang nahm, dieser soll sie behalten, und zwar *sie allein*, ohne ihnen andere späterhin beyzugesellen. Ohne Absatz und Unterbrechung soll er ihre ganze Bildung besorgen. Alljährig sollen die schulfähigen Kinder gesammelt werden; es entstehen demnach viele Schulen nach und neben einander; *der* Lehrer, welcher zuerst anfing, wird auch zuerst fertig; alsdann beginnt er von Neuem mit einem Häuflein kleiner Knaben, nachdem er so eben seine ausgebildeten erwachsenen Jünglinge entlassen hatte. Im folgenden Jahre wird ein anderer Lehrer fertig, und fängt eben so wieder von unten an; so drehen sich alle Lehrer in einem grofsen Kreise, ohne dafs einer von ihnen Oberlehrer oder Unterlehrer wäre. — Dafs ein solcher Vorschlag für jetzt nur als Idee zu betrachten ist, an dessen Ausführung man gar nicht denken darf: dies werden vermuthlich die Meisten der schon wirklich angestellten ältern und höhern Lehrer gern bezeugen.

Was fehlt denn dem Klassensystem? Man kann durch folgenden Schlufs antworten: Es zerreifst den Faden des Unterrichts [6] eben so oft, als der Schüler versetzt wird. Nun mufs aber der Unterricht ein Continuum seyn. Folglich taugt das Klassensystem nicht.

Beyde Vordersätze dieses Schlusses bedürfen des Beweises. Für den ersten Satz kann man anführen, dafs es unmöglich ist, die Lehrcurse der einzelnen Klassen genau abzugränzen, weder in Ansehung der Zeit, noch der Materien, noch der einzelnen Schüler, wenn man nämlich auf diese drey Puncte, wie sichs gebührt, zugleich Rücksicht nehmen will; — dafs es eben deshalb unmöglich ist, die Curse der einander zunächst folgenden Klassen genau an einander zu passen; — und dafs der Fehler noch viel gröfser wird, wenn, wie gewöhnlich, neue Schüler mitten in den Cursus der ältern eintreten, und in dem Gemenge der ungleichartigen Lehrlinge die Planmäfsigkeit der Beschäfftigungen ganz verloren geht.

Der Beweis des zweyten Satzes beruht darauf, dafs jedem Puncte der Bildung, den ein jeder Schüler erreicht hat, ein bestimmter nächstfolgender Punct entspricht; daher, wenn man [7] diesen nächsten nicht wirklich folgen läfst, *der doppelte Fehler* entsteht, dafs an der vorhandenen Bildsamkeit etwas ungenutzt verloren geht, und dafs der wirklich nachfolgende Unterricht nicht die ihm gebührende Empfänglichkeit des Schülers antrifft.

Hiemit habe ich fürs Erste die Hauptpuncte, um welche sich die ganze Untersuchung dreht, summarisch anzeigen wollen.

Um aber meinem Vortrage so viel Klarheit als möglich zu geben, halte ich für zweckmäfsig, mich zuerst in die Vorstellungsart derer zu versetzen, welche dem Klassensystem zugethan sind. Diese haben etwas für sich anzuführen, welches, wenn es das Entscheidende wäre, die weitere Untersuchung überflüssig machen würde. Man wird mir wohl gestatten, hiebey anzunehmen, dafs die Schule, von der wir reden, ein Gymnasium sey; denn was die Bürgerschulen anlangt, so erinnere ich mich, hie und da die Klage vernommen zu haben, dafs man sich dabey nichts Bestimmtes denken könne.

[8] Und was verlangt man denn von einem Gymnasium? — Ehemals: *Latein;* jezt, etwas minder beschränkt, *alte Sprachen und Mathematik.* Wenn die Schule noch sonst etwas lehrt, so wird dies als leichter, und schon darum als Nebensache betrachtet.

Nun ist offenbar, dafs, in Sprachen und Mathematik, die *Uebung* und *Fertigkeit* des Lehrlings die Hauptsache ist; und wer das Klassensystem aus diesem Gesichtspuncte beurtheilt, der kann nicht umhin, es höchst zweckmäfsig zu finden.

Denken wir uns den Schüler, der eben auf eine neue Klasse versetzt wurde! Noch betrachtet er mit Schüchternheit seine ältern Genossen, ihre Schnelligkeit und Gewandtheit; noch kann er dem Lehrer kaum folgen, denn er mufs mühsam aus dem Grunde seiner Seele die einzelnen Gedanken hervorrufen, die hier eben so rasch vorüber rauschen, als sie leicht und sicher mit einander verknüpft werden. Aber nichts befördert [1] die eignen Versuche so sehr, als das Beyspiel der Geübteren; der Rhythmus der geistigen Bewe[9]gungen theilt sich mit; im Streben zur Nachahmung wird jedes Hindernifs bald bemerkt und bald gehoben; die Lücken in den Kenntnissen der Elemente füllen sich allmählig aus, wenn das Gefühl, es *seyen* Lücken, erst geweckt ist; die Regeln zur Verknüpfung des Einzelnen werden geläufig, wenn Alles, was man hört und sieht, sie in beständiger Anwendung versinnlicht. So hebt sich der Schüler; und man stärkt seinen Muth, indem man ihm seinen allmählig höhern Plaz unter den Mitschülern anweis't. Nach ein paar Jahren wird er wiederum versetzt; und weshalb? Hier findet sich für ihn kein Muster mehr; das Beispiel der jüngern und schwächern würde ihn rückwärts ziehn, wenn er ihm nachgäbe; sein Geist eilt vorwärts, während der Lehrer sich mit jenen beschäfftigt. Also zeigt man ihm eine höhere Stufe in der nächsthöheren Klasse; seine Empfindungen sind die nämlichen, wie vorhin, da

1 Aber nichts fördert SW.

er in die frühere einrückte; und warum die nämlichen? Weil immer das Nämliche von ihm gefordert wird, Wachsthum an Fertigkeit, Ueberblick, und Fülle des immer gleichartigen Wissens. Denn verschiedenartig kann man die Beschäfftigungen der [10] verschiedenen Klassen nicht nennen, wenn schon in der untern CORNELIUS NEPOS, in den höhern CÄSAR, LIVIUS, CICERO gelesen werden; — es kommt ja nicht *darauf* an, (nämlich nach der Meinung der Schulmänner, die blofs Sprachen *um der Sprachen willen* lehren wollen,) *dafs diese Auctoren etwas Verschiedenartiges vortragen;* sondern es ist Alles *Latein,* — oder noch besser, es ist Alles *alte Sprache,* und *Beschäfftigung mit Lexicon und Grammatik,* ob man nun den HOMER oder den HORAZ, den SOPHOKLES oder den TERENZ lese. Der Schüler befindet sich hier immer auf der gleichen Bahn, er fühlt nichts Anderes beym Komiker wie beym Tragiker, bey der naiven wie bey der sentimentalen Poesie. Eben so auch ist es gleichartig, (nämlich nach den Ansichten der Schulmänner, die blofs rechnen lehren wollen), ob man nach der Regel de tri oder nach der Binomialformel rechne, ob man den Weg eines Lichtstrahls oder einer Kanonenkugel bestimme; denn Alles dasjenige, *was* berechnet wird, fällt in Eine Klasse, in die grofse Klasse der Rechen-Exempel.

[11] Wozu könnte hier eine Abgränzung der Lehrcurse dienen? Was schadet es (so denken jene Schulmänner), wenn der Schüler, der in Secunda die ODYSSEE anfängt, den ODYSSEUS in der Cyklopenhöhle oder in der Unterwelt antrifft? Was geht ihn ODYSSEUS an, was die Cyklopen, und die Unterwelt? Er verachtet die alten Fabeln; aber er schätzt die neuen Formen, die sein früher gelerntes regelmäfsiges Paradigma nunmehr bereichern. Und späterhin, was kümmert es ihn, ob SOKRATES richtiger vom XENOPHON oder vom PLATO beschrieben wird? Darum ist es (in den Augen jener Schulmänner) auch erlaubt, einen Platonischen Dialog in der Mitte anzufangen, wenn der neue Primaner zu solchen Mitschülern kommt, die eben im vorigen Halbjahre ihr Pensum nicht ganz zu Ende gebracht hatten. — Was aber die Continuität des Unterrichts anlangt, so ist diese wirklich vorhanden. Denn die Uebung und Fertigkeit der Schüler wächst vom 8ten bis 18ten Jahre immer gerade fort: da man das einfache Gesetz befolgt, vom Leichteren zum Schwerern durch so viel Mittelglieder fortzuschreiten, als man nur finden kann. [12] Ist nun dies Alles (sprechen die Schulmänner) nicht vollkommen schön und gut? Hat nicht das Klassensystem das Verdienst, den steilen Weg, welchen der Schüler gehn soll, in eine möglichst bequeme Treppe verwandelt zu haben? Will man denn noch mehr Erleichterungsmittel? Soll die Jugend gar nicht angestrengt, soll ihr Alles versüfst werden? Will man sie wohl gar durch den *Inhalt* der Auctoren *zerstreuen;* da es vielmehr am besten wäre, wenn man Auctoren finden könnte, die gar Nichts enthielten; so wie eine abstracte Rechnungsformel, von allen Anwendungen, *um derentwillen* sie gesucht *und erfunden* ist, entblöfst, wirklich sehr glücklicherweise gar Nichts berechnet!

Doch hier wird man mir eine Uebertreibung vorwerfen. Unsre Schulmänner erklären ja allerdings den Inhalt der Auctoren; sie zeigen ja wirklich die Anwendungen der Rechnungsformeln in zahlreichen Beyspielen. — Glückliche Leute! Sie wohnen in einem warmen, milden Klima, worin

den Begriffen und Grundsätzen keine scharfen Dornen einer strengen Consequenz wachsen. [13] Hier vertragen sich vielmehr die beyden Maximen freundlich mit einander; die eine: bey der Wahl der Auctoren nicht auf den Inhalt zu sehn, sondern auf die Sprachformen; die andere: die Auctoren wirklich ihrem Inhalte nach zu erklären, als ob in der That an dem Inhalte etwas gelegen wäre! Diese Schulmänner haben treffliche Gesellschaft an unsern Philosophen, die vor den Widersprüchen in den ersten Erfahrungs-Begriffen die Augen vest zudrücken, nach dem Beyspiele jenes edeln Vogels, der den Kopf ins Gesträuch steckt, um seine Feinde nicht zu sehen. Die Einen und die Andern befolgen als gemeinschaftliche Richtschnur die goldene Regel: *Man mufs es so genau nicht nehmen.*

Allein ich bin diesmal durch die Natur meines Gegenstandes gezwungen, es genau zu nehmen. Ich bin in der Nothwendigkeit, meinen Lesern ein *Entweder, Oder* vorzulegen. *Entweder* sie räumen ein, der eigentliche Zweck des Schul-Unterrichts bestehe in Uebungen und Fertigkeiten? Wohlan, dann läfst sich für das Klassensystem etwas sagen, und ich habe es ge[14]sagt; dies nämlich, dafs die Einförmigkeit einer stets gleichartigen Uebung sehr zweckmäfsig durch Anlegung mehrerer Stufen unterbrochen wird, deren jede einen neuen Reiz der Nacheiferung an sich trägt. *Oder aber,* sie wollen den Gegenständen selbst, an welchen der Schüler sich übt, eine von der Beschaffenheit und Verschiedenartigkeit eben dieser Gegenstände abhängige, demnach verschiedenartige bildende Kraft beylegen? Dann haben wir der Mannigfaltigkeit schon mehr als genug; dann ist eine grofse und schwere Aufgabe vorhanden, dieses Mannigfaltige gehörig zusammenzufügen, um seine pädagogischen Wirkungen nicht etwa nur *gelegentlich* bey *diesem* und *jenem* Schüler, sondern bey *jedem, so weit es dessen Eigenthümlichkeit zuläfst,* mit möglichster Gewifsheit und Vollständigkeit zu erreichen; dann dürfen wir diese Aufgabe nicht durch Anlegung jener künstlichen Treppe, des Klassensystems, noch verwickelter machen, wenn nicht eine solche Treppe unmittelbar aus der Natur der Aufgabe folgt, — mit einem Worte, dann ist zu besorgen, dafs Herr Graff gar bald gewonnen Spiel haben werde.

[15] *Oder aber endlich:* Man will das Eine bejahen, und das Andere nicht leugnen? Der Zweck der Schulen soll in Uebungen und Fertigkeiten bestehen; aber es sollen doch auch die Schüler *nicht blofs* im Latein, im Griechischen, in Rechen-Exempeln geübt werden, sondern nebenbey auch noch etwas von Vaterlandsliebe, etwas Sinn fürs Wahre, Schöne und Gute bekommen? — Vielleicht auch umgekehrt: man läfst die Erweckung der Neigungen fürs Wahre, Gute und Schöne für die Hauptsache gelten; aber auch die Fertigkeiten in Sprachen und im Rechnen will man nicht entbehren; diese Nebensache soll jener Hauptsache zur Begleitung und Verzierung dienen. — Dagegen ist nun zwar nichts einzuwenden; allein wer auf solche Weise mehrere Zwecke verbindet, der mufs sich allemal darauf gefafst machen, dafs eine *bestimmte Unterordnung* nöthig seyn werde, die den einen Zweck voranstelle, und den andern nachsetze; sonst läuft man Gefahr, beyde zugleich, und einen über dem andern [1] zu verfehlen.

---

[1] „einen über den andern" SW.

Und nun bin ich im Stande, die Frage zu beantworten, warum so viele würdige und gelehr[16]te Männer, die bisher das Schulwesen lenkten, die Fehler des Klassensystems übersehen konnten.

Diese Männer wollten ohne Zweifel das Beste; aber von jenen beyden Zwecken, deren einer dem andern mufs untergeordnet werden, dachten sie den einen zwar deutlich, den andern hingegen nur dunkel; darum half es zu nichts, wenn sie auch wirklich den höchsten Zweck oben an stellten. Was das sey, Uebung und Fertigkeit im Lateinischen und Griechischen, und im Rechnen, davon hat Jedermann einen sehr klaren Begriff; denn Jeder hat es einmal empfunden, dafs ein grammatikalischer Fehler in einem lateinischen Aufsatze dem Ohre und dem Auge weh thut, und dafs eine verwickelte römische Periode denjenigen gar sehr in Verlegenheit setzt, der sich in ihre Construction nicht zu finden weifs. Solche Uebelstände werden in dem Augenblicke, wo sie vorkommen, als etwas ganz Unerträgliches gefühlt; und man entschliefst sich auf der Stelle, die Jugend solle etwas so Häfsliches und Schändliches durchaus vermeiden lernen, es möge nun kosten was es wolle. Hingegen was das Andere sey, das Wahre, Gu[17]te und Schöne? wie man es anzustellen habe, dafür den Sinn der Jugend zu wecken? wie das mit den Lehrmitteln zusammenhänge, deren man nun einmal gewohnt ist, sich in den Schulen zu bedienen? — das führt auf weitaussehende Ueberlegungen; und darüber läfst sich so geschwind kein Entschlufs fassen. Also bleibt es dabey, dals der Schulmann in dem Unterrichte der alten Sprachen *als Sprachen* consequent fortfährt, und dafs er darin weder gestört seyn will, noch gestört wird, obgleich der Zweck, den er hier verfolgt, allerdings der untergeordnete ist, und er sich demnach von Rechtswegen gefafst halten mufs, in dieser seiner untergeordneten Thätigkeit wirklich gestört zu werden, falls sie nicht von selbst mit dem höhern Ziele zusammentrifft.

Da nun für diese Thätigkeit der meisten Schulmänner das Klassensystem bequem ist, so besteht es, und wird ferner bestehn, erhaben über die Angriffe des Herrn Regierungsrath Graff und über die meinigen. Denn die gelehrten Kenntnisse gleichen dem Gelde; sie glänzen und nützen, das ist klar; was aber über die Regeln ihres Ge[18]brauchs und über die Bedingungen ihres Erwerbs zu sagen ist, das dehnt sich in die Länge und wird verschoben auf künftiges Nachdenken. Unsere Gelehrsamkeit haben wir übrigens alle in tertia, secunda und prima gegründet; schon darum mufs es bis zu ewigen Zeiten ein tertia, secunda und prima geben!

So gewifs nun Alles bleiben wird, wie es ist: so verfolge ich dennoch meinen Vorsatz, Herrn Graff's Verbesserungsplan, dessen negative Seite ich vorgezeigt habe, jetzt auch von der positiven zu beleuchten; demnach dasjenige in Betracht zu ziehn, was er an die Stelle des von ihm Verworfenen setzen will.

Soll es ja Klassen geben (behauptet er), so müssen deren so viele seyn, als der Unterrichtsjahre, worauf die Anstalt berechnet ist; und *alle Jahre müssen die sämmtlichen Schüler in die nächsthöhere Klasse fortrücken*. „Wie ist das möglich,“ fragt man; „die [19] Schüler sind ja ungleich, und können nicht alle zugleich ihren Standpunct wechseln.“ Herr Graff ant-

wortet: Der Lehrer mufs die Schüler so bearbeiten, dafs sie gleichmäfsig fortschreiten; wenn aber dieses nicht angeht (und in den kleineren Abschnitten der Unterrichtszeit ist es in der That nicht zu verlangen), so liegt eben darin der Beweis, dafs das Klassensystem unverbesserlich verkehrt ist, und dafs man es gänzlich aufgeben mufs.

Man wird schon hieraus den Gang des Schlusses im Allgemeinen erkennen. Herr GRAFF will die Schulklassen nur unter gewissen Bedingungen fortdauern lassen; diese Bedingungen aber erklärt er selbst für unmöglich; und daraus ergiebt sich ihm die Folgerung, dafs eine ganz andre Einrichtung nothwendig sey.

Aber welches sind denn die Gründe jener Bedingungen, deren Erfüllung in der bisherigen Form unsrer Schulen ein unübersteigliches Hindernifs antreffen soll? Natürlich müssen wir *erst* die Gültigkeit dieser Gründe untersuchen; und *alsdann,* falls wir sie richtig finden, weiter [20] überlegen, ob denn wirklich die Schulen in ihrer Klassen-Abtheilung unfähig seyen das zu leisten, was gefordert wird.

In Ansehung des ersten dieser zwey Puncte bin ich mit Herrn GRAFF ganz einverstanden; was aber den zweyten anlangt, so sage ich voraus, dafs ich nicht ganz unbedingt beystimme; *dafs ich vielmehr eben da, wo er unmögliche Bedingungen aufzustellen glaubt, Andeutungen finde, die zu einer leichtern, wenn schon nicht ganz durchgreifenden, Verbesserung führen können; und die man eben darum nicht verschmähen mufs, weil zu einer so grofsen Veränderung, wie Herr* GRAFF *sie fordert, sich wohl noch lange Niemand entschliefsen möchte.* Zwar will ich nicht halbe Mafsregeln empfehlen; aber da ich weifs, wie schwer es ist in der öffentlichen Erziehung auch nur das Mindeste zu verbessern, so ist mir jeder kleinste Fortschritt schon willkommen, wäre er auch nur das nächste Mittel, um das Bedürfnifs dessen, was sich eigentlich gebührt, stärker und allgemeiner fühlbar zu machen.

[21] Jetzt zur Sache! Der Zweck des Unterrichts, sagt Herr GRAFF, ist: *Erzeugung eines, zur Vielseitigkeit der Bildung und zur Vestetzung des Charakters nothwendigen, gleichschwebenden Interesse.* Hier befinde ich mich auf meinem eignen, heimischen Boden; denn es ist offenbar, dafs diese Bestimmungen aus meiner Pädagogik genommen sind. Es ist aber auch eben so offenbar, dafs Herr GRAFF meine Principien ernstlich und redlich durchdacht und angewandt, dafs er also dieselben nicht für blofse Einfälle gehalten hat, dergleichen sich Jeder nach Belieben aussinnen kann, um sich eigner Grundsätze zu rühmen; sondern für *an sich wahre,* also von meiner Individualität unabhängige, und für *brauchbare,* das Ganze des Unterrichts wirklich tragende, und genau bestimmende Principien; mit einem Worte, dafs er ihnen den *wissenschaftlichen* Charakter zugestanden hat, auf den sie in der That Anspruch machen. Da nun Derselbe gerade von diesen nämlichen Principien die Gründe der Forderungen hernimmt, welche er an die Schulen macht, und um derentwillen er seine Umwandlung [22] dieser letztern vorgeschlagen hat: so werde ich mich nicht von meinem Gegenstande entfernen, wenn ich hier den angegebenen Zweck des Unterrichts ein wenig zergliedere.

Was also der Unterricht hervorbringen soll, das ist:

Erstlich: *Interesse,*
und zwar: mannigfaltiges Interesse.
Dieses Interesse aber soll ferner seyn:
gleichschwebend;
denn es wird in ihm gesucht
vielseitige Bildung,
und es soll aus ihm hervorgehn
Vestigkeit des (moralischen) Charakters.

Da nun von Allem diesen schon in meiner Pädagogik gesprochen ist, — wo überdies die Angabe der Mannigfaltigkeit des Interesse zu finden ist; dafs es nämlich in folgende Klassen zerfalle:

Interesse

der Erkenntnifs:	der Theilnahme:
empirisches,	sympathetisches,
speculatives,	gesellschaftliches,
ästhetisches,	religiöses.

Da auch der Begriff des Interesse nach seinen psychologischen Bestimmungen, besonders in Ansehung der *Aufmerksamkeit,* als der ersten Stufe desselben, in meiner Psychologie* näher erwogen ist:

so kann ich mich hier damit begnügen, die eben einzeln hingestellten Puncte durch einige Gegensätze zu erläutern, die sich mir zunächst darbieten.

Es ist zwar eine bekannte pädagogische Vorschrift, der Lehrer müsse suchen, seine Schüler [24] für das, was er vorträgt, zu interessiren. Allein diese Vorschrift wird gewöhnlich in dem Sinne gegeben und verstanden, als wäre das Lernen der Zweck, das Interesse aber das Mittel. Dieses Verhältnifs nun kehre ich um.

Das Lernen soll dazu *dienen,* dafs Interesse aus ihm *entstehe.* Das Lernen soll vorübergehn, und das Interesse soll während des ganzen Lebens beharren. Um diesen Unterschied recht deutlich einzusehn, betrachte man ein paar ungleiche Methoden, Griechisch zu lehren, die freylich nur ein Beyspiel sind, das aber anstatt aller andern dienen kann. GEDIKE schrieb unter mehrern Chrestomathien auch eine Griechische; und er suchte darin recht viel Interessantes zusammenzubringen, drollige Erzählungen, Fabeln, kleine historische Bruchstücke; nichts Grofses und Ganzes. Ich dagegen las vor zwanzig Jahren mit acht- und neunjährigen Knaben die Odyssee; und ich lasse sie jetzt fortwährend in dem mir anvertrauten pädagogischen Seminarium mit Kindern desselben Alters lesen, die zuvor auch nicht den kleinsten Satz im Griechischen hatten erklären hören. Natürlicherweise sind nun die ersten Zeilen [25] in GEDIKE's Chrestomathie weit interessanter für die kleinen Anfänger, als die ersten Verse des Homer; und überdies sind die Knaben, welchen GEDIKE seine Chrestomathie bestimmte, wohl ungefähr in dem Alter, wie diejenigen, welche bey mir *schon die ganze Griechische Odyssee durchgelesen haben.* Es scheint also, als hätte jener weit besser dafür gesorgt, als ich, dafs der Unterricht in der genannten Sprache interessant seyn möge. Allein der Unterschied

* Lehrbuch der Psychologie § 213, und dort angeführte Aufsätze im Königsberger Archiv [s. oben S. 410]. Der genannte Paragraph der Psychologie mufs aber im Zusammenhange dessen, was vorhergeht und nachfolgt, gelesen werden.

liegt in *dem* Interesse, was die Lectüre *zurückläfst.* HOMER erregt die Aufmerksamkeit ganz allmählig; er treibt sie immer höher; er bringt am Ende eine solche Spannung in dem kindlichen Gemüthe hervor, wie man sie nur von irgend einem Buche in der Welt erwarten kann; und von dieser Spannung bleibt fortdauernd ein grofser Eindruck zurück, mit welchem späterhin alle Eindrücke der ganzen alten Geschichte und Literatur verschmelzen. GEDIKE's Chrestomathie ist vergessen, wenn sie durchgearbeitet ist; was von ihr bleibt, das sind, gemäfs der Absicht des Verfassers, Vocabeln und grammatische Formen. Mit andern Chrestomathien verhält es sich eben so.

[26] Zweitens: das Interesse soll mannigfaltig seyn. Dazu ist gar nicht nöthig, Mancherley in den Schulen zu treiben. Zuweilen ist Einerley hinreichend, um die sämmtlichen sechs Klassen des Interesse mit kräftiger Nahrung zu versehen; in solchem Falle liegt dann aber auch eben hierin der entscheidende Grund, weshalb ein Lehrgegenstand von dieser Kraft als ein ganz vorzügliches pädagogisches Hülfsmittel mufs betrachtet und benutzt werden. Das vorhergehende Beyspiel läfst sich auch hier gebrauchen. Die Odyssee erzählt eine lange, bunte Geschichte; sie weckt also das *empirische* Interesse. Sie zeigt allerley Menschen in Wirkung und Gegenwirkung; dadurch reizt sie zu einer Reflexion über den Zusammenhang der Ursachen und Folgen in der menschlichen Gesellschaft, und diese Reflexion ist der Anfang der *Speculationen* des pragmatischen Historikers. Sie ist ein Gedicht, und zwar ein klassisches Gedicht; und obgleich sie als solches von Kindern keinesweges vollständig aufgefafst wird, sondern eben in dieser Rücksicht in spätern Jahren noch einmal mit ganz andern Augen will gelesen seyn, so umringt sie dennoch den kindlichen [27] Geist mit den allergünstigsten Gelegenheiten, um sich, so weit seine Anlage reicht, in *ästhetischer* Hinsicht zu entwickeln. Sie schildert menschliche Leiden und Freuden, und zwar dem allergröfsten Theile nach so, dafs schon der kleine Knabe, ja dieser eigentlich am allermeisten, damit *sympathisiren* kann. Sie zeigt gesellschaftliches Wohl und Wehe, bürgerliche Ordnung und Unordnung; sie erregt hierdurch das *gesellschaftliche* Streben, welches sich späterhin zum Gemeinsinn ausbilden soll. Endlich zeigt sie den Menschen unterworfen einer höhern, göttlichen Gewalt; sie leitet also zur *religiösen* Demuth, obgleich sie nicht solche Gottheiten aufstellt, denen heutiges Tages auch nur das *Kind* zu huldigen in Versuchung gerathen könnte. — Dies Alles zusammengenommen ist nun nicht blofs eine vollständige Induction, woraus folgt, dafs die Odyssee ein höchst vortreffliches Bildungsmittel sey: sondern es ist auch hiemit ein vollkommen zureichendes Beyspiel gegeben, *welche* Mannigfaltigkeit, *welche* Art von Vielseitigkeit gefordert werde, indem vom vielseitigen Interesse die Rede ist.

[28] Drittens: Das Interesse soll gleichschwebend seyn: Das heifst, in allen jenen sechs Klassen soll es gleich stark seyn, ohne Hervorragung in einer vor den andern. Als Beyspiel können wir zwar noch einmal das Obige anwenden, aber jetzt in entgegengesetzter Richtung. Dem empirischen Interesse würde die Odyssee, wenn sie allein auf den Lehrling wirkte, keine hinreichende Nahrung geben, denn sie mischt Wahrheit und Dichtung; den ächten Beobachtungsgeist, der die Thatsachen rein und un-

verfälscht verlangen soll, übe demnach Naturgeschichte und Erdbeschreibung; diese beyden Wissenschaften hat man in eben der Periode anzufangen, in welcher die Odyssee gelesen wird. Das speculative Interesse würde auf eine zu beschränkte Weise, und zu schwach durch jenes Werk angeregt werden; also nehme man Rechnungen und Anschauungs-Uebungen zu Hülfe. Das religiöse Interesse würde durch Darstellung des Griechischen Alterthums nicht auf den rechten Punct hingeführt werden; also sind neben der Odyssee, und insbesondere *schon vorher*, die bekannten religiösen Lehren und Uebungen, deren sich jede gute Erziehung zu [29] bedienen pflegt, durchaus nothwendig. Hingegen dem ästhetischen, sympathetischen und gesellschaftlichen Interesse genügt nicht nur die Odyssee *in der Zeit*, da sie mit Knaben gelesen wird,* sondern sie *allein* würde diese Interessen um ein Merkliches zu stark, und aufser dem rechten Verhältnisse aufreizen.

Viertens: in dem gleichschwebenden Interesse hat die vielseitige Bildung ihren Sitz. Diese vielseitige Bildung besteht nicht darin, dafs ein Mensch die Welt durchlaufen sey, oder sie umschifft habe; er könne ihrer müde seyn; und der Ekel an allen Dingen und Beschäfftigungen, der Spleen, ist gerade diejenige Verdorbenheit, welche der Bildung, diejenige Abspannung, welche dem Interesse, direct und als äufserstes Gegentheil zuwiderläuft. Die Gesundheit des geistigen [30] Lebens erfordert Ruhe und Reizbarkeit; beydes zugleich aber liegt eben in dem Interesse; und je mannigfaltiger und beharrlicher dieses, um desto gröfser ist die Summe des geistigen Lebens. Wer etwas Anderes unter dem Worte *Bildung* versteht, der mag seinen Sprachgebrauch behalten; aber seine Gedanken müssen aus der Pädagogik wegbleiben. Heifst ihm Bilden so viel als Zustutzen, Abglätten, so fehlt er gegen den Zweck der Erziehung; denkt er sich darunter eine Entwickelung sogenannter Seelenkräfte oder Seelenvermögen, so betrügt er sich selbst um die Mittel, die zum Zwecke führen können. Doch hierüber mufs ich auf praktische Philosophie und Psychologie lediglich verweisen.

Fünftens: aus dem vielseitigen Interesse soll die Vestigkeit des moralischen Charakters hervorgehn. Hiebey mufs man zuerst erwägen, dafs unter allen Arten von Charakteren der moralische gerade am meisten Mühe und Schwierigkeiten findet, um zur Vestigkeit zu gelangen. Denn er darf sich nicht, wie der Charakter des Ehrsüchtigen oder des Eigennützigen, an irgend welche be[31]stimmte Güter hängen; nicht einmal die Gottheit darf er an sein Herz drücken wollen, wie wenn sie ein Gegenstand wäre, den er *zu sich herunterziehen* könnte, die gewöhnliche Täuschung aller Schwärmer! Sondern ohne Gegenstand, ohne irgend einen einzelnen Haltungspunct, — ohne eine Materie des Begehrungsvermögens, würde KANT sagen, — soll er sich zu halten im Stande seyn. Nun aber sind die praktischen Ideen allein zu einfach, und die Begriffe, welche dabey vorausgesetzt werden, zu abstract, um dem Willen einen starken Sporn zu geben; in irgend einer Verkörperung, in einer für sie selbst zufälligen Einkleidung,

---

* Nämlich wenn dieses die rechte Zeit ist; denn späterhin, nach dem elften oder zwölften Jahre, ist keine bedeutende, tief eingreifende Wirkung mehr von jenem Werke zu erwarten. Für's spätere Alter ist HOMER blofs ein alter Dichter.

erscheinen sie allemal dem, welchen ein edler Enthusiasmus zum angestrengten Handeln begeistert. Allein hiemit ist sogleich die Gefahr der Verunreinigung des moralischen Wollens vorhanden, denn es kann begegnen, dafs die Verfolgung eines schönen Zwecks nur durch häfsliche Mittel herdurchgehen könnte, also der Zweck aufgegeben werden mufs; es kann sich auch ereignen, dafs Umstände den Zweck ganz unerreichbar machen, und der Mensch, der Alles an diesen Zweck setzte, jetzt einen unheilbaren Schmerz em[32]pfindet, der ihn umbringt, wofern er ihm nicht durch andre Beschäfftigungen zu entfliehen vermag. Gesetzt also, es trete eine Pflicht oder Nothwendigkeit ein, von dem bisher mit ganzer Seele verfolgten Ziele abzulassen: woher soll nun die psychologische Möglichkeit kommen, dafs die geistige Gesundheit hintennach noch fortdauere? Hiezu ist das vielseitige Interesse die unerlafsliche Bedingung. Dieses gleicht einer fruchtbaren Erde, welche reich ist an Keimen, Wurzeln und Saamen; so dafs immerhin die Vegetation auf der Oberfläche einmal zerstört werden darf, indem alsdann bald ein neues Grün die leergewordne Stelle einnehmen wird. Auch ohne eine solche Zerstörung und Wiederherstellung ist das vielseitige Interesse der Schutz des Enthusiasmus gegen Ueberspannung, und die Quelle der Besonnenheit mitten in der Begeisterung. Und ganz allgemein: Die Vielseitigkeit des Interesse macht es möglich, dafs der Mensch in seinem moralischen Wollen zwar die äufseren Gegenstände mit aller Energie ergreife und behandele, aber sie dennoch, in so fern sie nur äufsere, einzelne Gegenstände sind, als zufällig erkenne, sich ihren Wechsel ge[33]fallen lasse, sich ihnen nicht hingebe, sondern darüber erhaben bleibe, oder sich wenigstens im Nothfall über sie zu erheben wisse.

Hier mag nun der Leser verweilen und prüfen, so lange er es für sich nöthig findet. Wenn er fertig ist, lade ich ihn ein, folgenden Weg mit mir weiter zu gehn.

Wir wollen erst suchen, uns eine ungefähre Vorstellung davon zu machen, was wohl in einer Schule zu thun seyn möge, um den beschriebenen Zweck des Unterrichts zu erreichen; — nur eine ungefähre Vorstellung, weil wir blofs zu wissen wünschen, ob wohl das Klassensystem sich so, wie es jetzt ist, damit vertrage. Dabey wird uns von selbst der obige Schlufs wieder einfallen:

Das Klassensystem zerreifst den Faden des Unterrichts bey jeder Versetzung.

Nun mufs aber der Unterricht ein Continuum seyn.

Folglich taugt das Klassensystem nicht.

Diesen Schlufs nebst seinen Beweisen können wir uns jetzt vollständiger als vorhin überlegen; [34] denn wir haben nunmehr den Zweck des Unterrichts in seinen positiven Grund-Bestimmungen vor Augen; und es wird sich also nun besser davon sprechen lassen, was das für ein *Faden* und für ein *Continuum* sey, dessen der Schlufs erwähnt.

Alsdann weiter werden wir jener unmöglichen Bedingungen uns erinnern, die Herr GRAFF den Schulen vorzuschreiben, und doch vorschreiben zu *müssen* glaubt, falls die Klassenform derselben fortbestehen solle. Ich werde zu zeigen suchen, dafs diese Bedingungen wohl zum Theil erfüllt

werden können, und dafs schon hiemit eine nicht zu verachtende Verbesserung würde erreicht seyn.

Also zuerst: wie sieht ungefähr eine Schule inwendig aus, die sich den beschriebenen Zweck des Unterrichts gesetzt hat?

Sie ist unaufhörlieh beschäfftigt, für alle vorgenannten Klassen des Interesse gleichmäfsig zu sorgen.

[35] In dieser Bestimmung ihrer Thätigkeit liegt nichts Successives. Was ist denn das Fortschreiten dieser Thätigkeit? Warum wird mit den Schülern nicht in jedem Jahre dasselbe getrieben wie im vorigen Jahre; und nicht an jedem Tage dasselbe wie am vorigen Tage?

Die Antwort ist ganz einfach. Das Interesse verzehrt gleichsam seine Gegenstände. Wer den Homer lies't, der schlägt ein Blatt nach dem andern um; denn was er schon gelesen *hat*, das würde ihn im nächsten Augenblicke nicht mehr interessiren; er will nun weiter; er will gerade *das* jetzo lesen, was die Erwartungen befriedigen kann, welche das Vorhergehende in ihm erregt hat.

So lies't er eine Seite nach der andern; eben darum einen Gesang nach dem andern; und wieder aus dem nämlichen Grunde folgt auf die Odyssee die Erzählung der Griechischen Geschichte, die Lesung des Herodot, des Xenophon, und so weiter.

In jedem Augenblicke hat die Seele des Schülers eine gewisse Richtung vorwärts, und [36] eine gewisse Geschwindigkeit in eben dieser Richtung; das ist die Wirkung des bis zu diesem Augenblicke gegebenen Unterrichts; und das ist die Weisung an den Lehrer, wohin, und wie geschwind er nun weiter gehn müsse.

So entsteht jener Faden, und jene Continuität des Unterrichts, wovon vorhin die Rede war. Es ist die stetige Vergröfserung des Kreises, worin ein und das nämliche Interesse seine Gegenstände antrifft. Eine ganz andre Continuität als die der fortschreitenden Uebung und Fertigkeit, deren gleichfalls oben schon Erwähnung geschehen ist. Diese letztre geht vom Leichtern zum Schwerern; aber unsre Continuität des sich erweiternden Interesse kümmert sich nicht gar viel um das, was man *leicht* und *schwer* nennt. Und was sollen auch diese Worte für den Schüler eigentlich bedeuten? Wenn er allein und ohne Hülfe arbeitet, dann wird ihm Manches sehr schwer, was durch ein einziges Wort des Lehrers fafslich und handlich werden könnte; und umgekehrt, da in der Regel der Lehrer ihm hilft (wenigstens in den früheren Jahren, wo das Allein-Arbeiten [37] eine schiefe Richtung nehmen würde), so ist durch die Kunst des Unterrichts Alles leicht, wenn es nur erst interessirt. Oder ist einmal eine recht fühlbare Anstrengung nöthig, so ist eben diese Anstrengung stärkend und gesund, *unter der Bedingung*, dafs sie aus dem Interesse hervorgehe. Denn sonst geht es freylich mit der geistigen Gymnastik um nichts besser als mit den vorgeblichen[1] Abhärtungen des Leibes, die man vor einer Reihe von Jahren empfahl, als die kleinen Kinder sollten in Schnee und Eis gebadet werden ohne Rücksicht auf ihre Constitution. —

---

[1] „vorgeblichen" fehlt SW.

Sehen wir indessen etwas genauer nach: so findet sich nicht blofs Ein Faden des Unterrichts, der continuirlich fortgesponnen seyn will, sondern es finden sich mehrere solche Fäden neben einander. Denn man soll eine Mehrheit von Interessen anerkennen; und man kann die Pflege dieser Interessen selten oder nie *einem* Lehrgegenstande allein anvertrauen. Mehrere Auctoren müssen zugleich gelesen, mehrere Wissenschaften zugleich vorgetragen, mehrere Künste zugleich geübt werden. Das giebt mehrere Lehrfäden; und diese [38] können nicht alle zugleich anfangen und enden; sondern ein Gegenstand beschäfftigt länger, ein andrer kürzer. Während also *ein* Unterricht noch in vollem Gange ist, bricht ein anderer ab, und umgekehrt. Keins der Interessen aber darf jemals abbrechen; also mufs da, wo ein Lehrgegenstand bey Seite gelegt wird, sogleich ein anderer seine Stelle einnehmen; gerade so wie in den Winterabenden das Zimmer niemals dunkel werden darf, und folglich, wenn Eine Kerze abgebrannt ist, sogleich die andre mufs angezündet werden.

Wann ist denn wohl ein Augenblick zu erwarten, da man einen Schüler füglich von einer Klasse auf die andre versetzen könnte? Sind etwan jemals in einem bestimmten Augenblicke die sämmtlichen Beschäfftigungen mit allen Lehrgegenständen auf der einen Klasse zugleich am Ende? Und fangen in demselben Zeitpuncte die sämmtlichen Beschäfftigungen mit allen Lehrgegenständen auf der andern Klasse zugleich von vorn an? — Nein! sondern der Schüler war es schon müde, auf der vorigen Klasse zu sitzen, [39] — *der gröfste Theil seiner Interessen war abgespannt;* und es kommt ihm auf der folgenden Klasse das Meiste neu und fremd vor; — *das Interesse kann nicht sogleich wieder seine rechte Intensität gewinnen.* Also nur in der Mitte der Zeit, die der Schüler auf einer Klasse zubringt, arbeitet er mit voller Liebe für seinen Gegenstand —? Wenn das wirklich geschieht, so müssen wir Glück dazu wünschen; denn, die Wahrheit zu sagen, das Interesse ist bis jetzt überhaupt nicht die Richtschnur, nach der die Schulmänner zu Werke zu gehn pflegen.

Aber es ist Herrn GRAFF's Richtschnur und die meinige. Der Leser sieht also nun hoffentlich ganz deutlich, warum wir beyde gemeinschaftlich das Klassensystem, wenigstens so wie es bisher gebräuchlich ist, zu misbilligen genöthigt sind. Aus unsern positiven Grundsätzen über den Zweck des Unterrichts folgt eben so offenbar, dafs hier eine Veränderung vorgehen müsse, wie aus dem positiven Grundsatze der Gegenparthey, wornach Uebung und Fertigkeit (in alten Sprachen, in der [40] Mathematik,) die Hauptsache ist, sichs ergiebt, dafs man das Klassensystem als eine vortreffliche Einrichtung beybehalten soll.

Namentlich bin ich, den Herr Regierungsrath GRAFF aufgefordert hat, über diese Sache zu denken und zu sprechen, gezwungen, zur Steuer der Wahrheit das Bekenntnifs abzulegen, dafs aus meinen pädagogischen Grundsätzen keine andere *directe* Folgerung abzuleiten möglich ist, als eben die Lehre des Herrn GRAFF. Ist einmal ein Schüler in einer gewissen Klasse, recht so wie er darin seyn soll: so mufs er in derselben Klasse bleiben; es ist gar nicht abzusehen, wie er heraus kommen sollte. Denn der Unterricht in dieser Klasse mufs nothwendig eben so geschwind vorwärts gehn wie der Schüler; folglich erhöhet diese

Klasse sich selbst fortwährend; war sie vor einem Jahre was wir tertia nennen, so ist sie nun bald secunda; nach einiger Zeit wird sie es ganz seyn; und noch späterhin verwandelt sie sich in prima. Wenn aber eine Klasse immerfort sich selbst gleich bleibt, während ihre Schüler fortrücken, so ist sie ein pädagogisches Unding; sie reifst [41] anfangs gewaltsam an dem jungen Menschen, damit er geschwinder gehn soll als er kann; und kommt nun endlich der glückliche Augenblick, wo *diese* Gewalt aufhört, so fängt sogleich die entgegengesetzte an; der Schüler strebt und eilt, die Klasse zieht rückwärts, sie hemmt und bindet! Wie kann denn da ein Interesse gedeihen? — Und diese Verkehrtheit wiederholt sich sechs bis siebenmal von sexta bis prima! Dadurch mufs sich ein so ungeheuerer Fehler gegen alle pädagogische Regeln, während der sämmtlichen Schulzeit, anhäufen, dafs man kaum noch einen Maafsstab für ihn finden, vielweniger also ihn als geringfügig vernachlässigen kann. — Die Mechanik der Körperwelt fordert für jede grofse Maschine, die fortwährend wirken soll, einen gleichförmigen Schwung; einen Beharrungsstand; und wo die bewegenden Kräfte stofsweise wirken, da bringt man Schwungräder an, weil sonst das Werk schlottert, weil die Theile einander zerschlagen und zerreiben (ungefähr so wie das Klassensystem die Schulmänner noch mehr wie die Schüler zu zerreiben pflegt). Wenn man nun einmal eine Maschine nach dem Muster des Klassensystems [42] bauen wollte, — worin die Kraft auf die Last abwechselnd so heftig und so schwach wirkte, dafs im ersten Falle eine grofse Reibung unnützerweise entstünde, und im zweyten die Last beynahe ganz zum Stillstande käme, so dafs sie von vorn an wieder in Bewegung müfste gesetzt werden: — was möchte doch ein guter Mechanikus zu einer solchen Maschine sagen!

Aber *wie geht es denn zu,* dafs die Klassen auf einem Puncte stehn bleiben, — dafs tertia immer tertia, secunda immer secunda ist, — während die Schüler doch fortrücken? Hier, sollte man denken, müfste das Verhältnifs der Kraft zur Last sich umkehren; so dafs, wenn die Klassen aufhörten, die Schüler zu bilden, diese nun ihrerseits jene mit sich fortziehen würden; und alsdann könnte etwas so Unnatürliches, *vorwärts gehende Schüler in stehen bleibenden Klassen*,[1] gar nicht existiren. — Die gemeine Erfahrung zeigt die Lösung dieses Räthsels. Jeder Lehrer in einer Klasse fühlt sich nach entgegengesetzten Richtungen gezogen. Die eine Hälfte reift allmählig zur Versetzung, das [43] heifst, sie wirkt so auf den Lehrer, dafs er gern eben so allmählig den Unterricht steigern möchte. Die andre Hälfte aber besteht aus einem jungen Anwuchs, der sich zur Unzeit, nämlich ehe der Lehrer mit jenen fertig war, eingefunden hat; — und hier liegt die Wurzel des Uebels. Die Klasse ist nicht verschlossen gehalten worden; immer neue Anfänger haben Zutritt gesucht und erhalten; darum steht der Lehrer wie im Krahne; er steigt wohl, aber er kommt nie von der Stelle.

Nun ist freylich wahr, dafs man den Anfängern leisten mufste, was sie verlangten. Unterricht suchten sie, und den müssen sie finden. Aber stören sollen sie gleichwohl nicht das Werk, was schon in vollem Gange

---

1 „in stehenden Klassen“ SW.

ist. Was ist nun zu thun? *Der* Lehrer, der jene ältern, schon fortgeschrittenen Schüler, mit ihnen fortschreitend, unterrichtet, kann sich auf die Neulinge nicht einlassen, — also müssen sie einen andern Lehrer haben. Ein Anderer mufs mit ihnen von vorn anfangen; er mufs sich gerade so, auf der nämlichen Bahn, in Bewegung setzen, wie frü[44]herhin jener erste Lehrer es auch gethan hat. Diese beyden durchlaufen nun einerley Weg nach einerley Regel; sie können also nie zusammentreffen, sondern der Vordere wird immer ungefähr den Vorsprung behalten, den er hatte, als der zweyte anfing. Weil aber immer neue Jugend, lernlustig und lehrbedürftig, anwächst, so mufs dem zweyten Lehrer bald ein dritter, dem dritten ein vierter[1] folgen; und so fort — bis der, welcher zuerst anfing, mit seinen Lehrlingen fertig ist, und wiederum die jüngsten Schüler aufnehmen kann, wodurch er nunmehr der hinterste von Allen wird, die auf dieser Linie sich bewegen.

Das ist eben der Plan des Herrn Graff; und jetzt mag der Leser bemerken, was mir begegnet ist, während ich schrieb. Die Natur der Sache hat mich wider meinen Vorsatz, früher als ich wollte, auf diesen Plan, als auf den einzig natürlichen, geführt und beynahe getrieben. Meine Absicht war anders. Von dem Klassensystem gedachte ich so viel zu retten als möglich; darum kündigte ich an, ich würde zeigen, dafs gewisse Bedingungen, unter denen Herr Graff die [45] Klassen allenfalls wolle bestehen lassen, sich wohl noch erfüllen liefsen, obgleich er das Gegentheil annimmt, und deshalb die Klassen für ganz verwerflich hält. Auch jetzt noch habe ich zwar nicht vergessen, was ich sagen wollte; sondern nur gutwillig einem Zuge nachgegeben, von dem ich wünsche, dafs auch der Leser ihn empfinden möge. Mein eigentliches Gutachten jedoch ist noch nicht abgegeben. Erst müssen nun die Einwürfe erwogen werden, die gegen den Plan erhoben werden können; denn man mufs ja eine solche Sache von allen Seiten besehen, ehe man darüber einen Ausspruch wagt. Und da wird sichs denn schon finden, warum man Ursache hat, das Klassensystem unter gewissen Umständen und Modificationen beyzubehalten.

Die Einwürfe zerfallen, so viel ich einsehe, in drey Klassen, und lassen sich durch eben so viele Fragen andeuten, nämlich durch folgende:

Auf Wem soll das Zutrauen ruhen, dessen die Lehr-Anstalt bedarf?

[46] Wie können die Lehrer das leisten, was von ihnen verlangt wird?

Wie kann man den Schülern das ersetzen, was ihnen das Klassensystem darbietet?

Eine vierte Bedenklichkeit, die einen Zusatz zu Graff's Plane erfordert, werde ich abgesondert in Erwägung ziehn.

Der erste Einwurf begreift mehrere unter sich; denn eine Lehranstalt bedarf, in der That! des Zutrauens von vielen verschiedenen Seiten. Eine Behörde mufs sich entschliefsen, sie zu stiften oder doch zu dulden; ein Publicum mufs sie benutzen; eine Menge von Beobachtern mufs sie günstig beurtheilen; die Lehrer müssen als Collegen, ungeachtet ihres Wettstreits, in Freundschaft leben; die Schüler selbst müssen ihren Lehrern vertrauen.

---

1 „dem dritten bald ein vierter“ SW.

Darum mag kaum irgend eine Wirksamkeit in der Welt so abhängig seyn, als die pädagogische; auch nützt es nichts, sich diese Abhängigkeit verhehlen zu wollen.

Wenn nun eine Behörde die ihr untergeordnete Schule mit prüfendem Auge betrachtet: so [47] setzt sie als bekannt voraus, jeder einzelne Lehrer habe seine Mängel und Fehler; sie untersucht aber die Zusammenwirkung Aller, in ihrem collegialischen Verhältnifs, und da fafst sie die Hoffnung, was Einer verfehle, werde der Andre vergüten; wo Einer sich übereilen möchte, werde die Mehrheit ihn überstimmen; wo Einer nicht Auctorität genug besitze, [1] da werde die Gesammtheit auftreten, und das Gewicht einer moralischen Person fühlen lassen, welches allemal gröfser ist, wie das eines Einzelnen. [2] Das Vertrauen der Behörde mag nun immerhin vorzugsweise dem Director, oder einigen ausgezeichneten Lehrern gewidmet seyn; so ist doch dies nur ein Vorzug einer Person vor der andern; aber das Vertrauen gegen das Ganze ist noch etwas Anderes als die Summe des, den Einzelnen gewidmeten Vertrauens; es ruhet grofsentheils auf der Form ihrer Verbindung zum Ganzen; auf der Innigkeit ihrer Zusammenwirkung; auf der Gemeinschaft ihrer Berathungen; ja selbst darauf, dafs jeder Einzelne wisse, Er allein vermöge nichts ohne die Uebrigen, und er würde verloren seyn, wenn er irgend etwas nach seiner blofsen Privatmeinung gegen den [48] Geist des Ganzen unternehmen wollte. Hierin gerade findet die Behörde die Bürgschaft, dafs die Schule, wenn man auch eine Zeit lang das Auge von ihr wende, doch im alten, vorgezeichneten Gleise bleiben werde.

Kann denn eine Schule nach GRAFF's Idee auch eine solche Bürgschaft stellen? In ihr ist das Band unter den Collegen beynahe aufgelöset. Jeder Lehrer macht Alles von Anfang bis zu Ende allein; Keiner kennt die Schüler des Andern, Keiner hat Beruf, auf des Andern Werk zu achten; Jeder wird sich hüten, den Uebrigen zu nahe zu kommen, denn die Frage: *was kümmerts Dich?* droht ihm seine Neugierde zu verleiden. GRAFF selbst redet von *mehrern Schulen* in Einer Anstalt. Er verlangt nun zwar für diese einen Director. Aber gesetzt, es fehlte an Folgsamkeit von Seiten eines Lehrers: so wird der Director eine blofs persönliche Auctorität besitzen (wenn er nicht höhere Behörden behelligen will); während mit dem Klassensystem auch Lehrer-Conferenzen verbunden sind, in welchen die Schule einen Senat darstellt, vor dem der einzelne Lehrer Respect empfinden und bezeugen mufs.

[49] Noch fühlbarer werden diese Schwierigkeiten, [3] wenn man sich des Publicums erinnert, in dessen Mitte die Lehr-Anstalt wirken soll. In unsere bisherigen Schulen schicken die Eltern ihre Kinder darum gern, weil sie dieselben wollen *Theil nehmen* lassen an dem Unterrichte, dessen Vorzüglichkeit erprobt ist. Aber nach GRAFF's Idee fällt ein solches Theilnehmen und Mitgeniefsen eines vorhandenen Gemeinguts gänzlich weg. Eine Familie hört im Kreise der andern davon erzählen, wie gut die

---

[1] nicht Auctorität besitze SW („genug" fehlt).
[2] „wie das des Einzelnen" SW.
[3] „werden die Schwierigkeiten" SW.

Kinder des Hauses bey ihrem Lehrer aufgehoben seyen; eben dahin wünscht sie die Ihrigen auch zu schicken; — aber derselbe Lehrer nimmt keine Schüler mehr auf, einem andern muſs man sie anvertrauen. Und welchem andern? Entweder einem neu angestellten, — oder einem solchen, der so eben erwachsene Jünglinge entlassen hatte, und nun bereit ist, mit einem andern Häuflein kleiner Knaben von vorn anzufangen. Dieser Mann hat vielleicht so eben bewiesen, daſs er ein langjähriges Erziehungswerk trefflich auszuführen verstand; seine erwachsenen Schüler machen ihm alle Ehre; — aber, wird er in seinem jetzigen Alter sich auch [50] noch mit Kleinen abzugeben wissen? Ich für meine Person zweifle daran eben nicht; denn ein wahrer Erzieher wird, wenn er nur Lust hat, und man es ihm übrigens angenehm macht, wohl auch zum zweytenmale, vielleicht selbst zum drittenmale dieselbe Bahn wieder zu durchlaufen im Stande seyn; er wird eine Art von Erholung und Abwechselung darin finden, jetzt einmal wieder mit Kindern, anstatt mit Jünglingen zu arbeiten; und das Ganze der Pädagogik darf er bey jenen eben so wenig (oder noch weniger) als bey diesen aus den Augen verlieren. Aber das Publicum zweifelt. Es fragt sich, ob der Mann noch derselbe — für Kinder — seyn möge, der er vor beynahe zehn Jahren war. Auch werden sich wohl zuweilen Beyspiele finden, die eine solche Besorgniſs bestätigen.

Hiebey will ich eine Bedenklichkeit äuſsern, mit der es mir weit mehr Ernst ist, als mit der vorigen. Was wird aus dem Lehrer, der sich mit seinen Schülern auf irgend einen pädagogischen Abweg verirrt hat? Er wird sich in die anwachsenden Folgen seiner Fehler bald so verstri[51]cken, daſs er nicht mehr im Stande ist, sich zurechtzufinden. Aeuſserst schwer wird es jederzeit einem Erzieher werden, ein verschobenes Verhältniſs zu seinen Zöglingen wieder in Ordnung zu bringen. Er muſs andere, neue Lehrlinge haben; und *seine* vorigen Zöglinge bedürfen eines andern Führers; nur so können auf beyden Seiten die übeln Eindrücke ausgelöscht werden. Hier scheint das Klassensystem sich eher helfen zu können, weil es von selbst den Wechsel der Schüler mit sich führt.

Genug über die Einwürfe der ersten Art! Die zweyte Frage: *wie können die Lehrer ihrer Aufgabe Genüge leisten?* wird vielleicht Manchem noch wichtiger scheinen. Denn in der That muſs Herr Graff von jedem einzelnen Lehrer bey weitem mehr fordern, als im Klassensystem nöthig ist; und zwar nicht bloſs mehr pädagogische Einsicht im Allgemeinen (diese ist in jedem Falle unerlaſslich), sondern auch mehr Uebung, mehr Vorarbeit, mehr angespannte Thätigkeit, um alles das *auszuführen*, was den didaktischen Vorschriften gemäſs geschehen soll. In wel[52]chem Fache Jemand unterrichten soll, darin muſs er so gewiegt seyn, daſs er die Freyheit seiner Bewegung mitten im Lehren wohlbehaglich empfindet. Fehlt es daran: so hilft alle Didaktik nichts. Und Herrn Graff's Gesammtlehrer müssen so ziemlich in allen Fächern unterrichten!

Soll nun von einem Gymnasium, oder auch nur von einer höhern Bürgerschule die Rede seyn, so ist hier kein bloſser Einwurf vorhanden, sondern es liegt offenbar am Tage, daſs mit Herrn Graff's Plane *allein* nicht durchzukommen ist. Jünglinge, die das vierzehnte Jahr zurück gelegt, und ihre frühere Zeit gehörig benutzt haben, bedürfen eines solchen

Unterrichts, den kein einzelner Mensch allein im Stande ist ihnen zu geben; wenn man nicht etwa auf ein halbes Wunder rechnen will.

Was aber das Alter *vor* dem funfzehnten Jahre anlangt: so behaupte ich, dafs dieser Einwurf bey weitem weniger Werth hat, als die vorhergehenden. Warum? davon nachher.

[53] Der dritte Einwurf lautet so: *Wie kann man den Schülern das ersetzen, was ihnen das Klassensystem darbietet?* Nämlich die Berührung so vieler Lehrer, und den Reiz des Wechsels bey den Versetzungen; sammt allen den Aufmunterungen und Anspornungen, die darin liegen.

Diese Bedenklichkeit gilt, nach den Umständen, entweder Alles, oder Nichts. Bey einer Schule, an der blofs Gelehrte arbeiten, die nicht wirkliche Pädagogen sind, mufs man sich allerdings damit trösten, dafs ein Theil der verkehrten Eindrücke, welche den Schülern bevorstehn, sich gegenseitig vernichten werde. Preiset jeder Gelehrte sein Fach als die Summa aller Weisheit, so sieht der unbefangene Knabe, in der Mitte aller Uebertreibungen, die wahre Natur der Sache durchschimmern, dafs nämlich jede Wissenschaft denjenigen belohne, der ihre ersten Schwierigkeiten überwunden hat. Die verschiedenartige Einseitigkeit der Lehrer sorgt dafür, dafs die Schüler zum Theil etwas minder einseitig werden, zum Theil ein Jeder für seine besondre Anlage und [54] Vorliebe etwas ihr angemessenes antreffen könne. Hingegen in einer Graffischen Schule wird ein Lehrer von einseitiger Bildung lediglich denjenigen unter seinen Lehrlingen, die sich auf die nämliche Seite neigen, nützlich werden können; die anders gearteten sind verloren, und vielseitig wird Keiner. Auch wird die Eintönigkeit des Unterrichts, die in solchem Falle zu erwarten ist, durch Nichts unterbrochen, durch Nichts gemildert; und sie kann den Schülern am Ende völlig unerträglich werden.

Hier liegt der Grund, weshalb ich mich gleich Anfangs davon losgesagt habe, meinen Gegenstand, mit unmittelbarer Rücksicht auf die Ausführung zu behandeln. Unsre Behörden sind zufrieden, wenn sie einen Gelehrten finden, der bereit ist, ein Schulamt zu übernehmen. Nach dem Maafse seiner Gelehrsamkeit bestimmt sich sein Rang; und hiemit hängt sein Einflufs in den Lehrer-Conferenzen ganz nahe zusammen. Besitzt er noch überdies die Fähigkeit, *sein* Wissen mitzutheilen, *seinen* Unterricht angenehm zu machen, so scheint ihm nichts mehr zu fehlen. Die eigentliche pädagogische Einsicht, die von der [55] Lehrgabe noch weit verschieden ist, — wie könnte ihm *die* fehlen? Diese Einsicht mufs zwar aus der praktischen Philosophie, der Psychologie*, und der Erfahrung sich zusammensetzen; — gleichwohl gehört sie zu den ganz gemeinen Dingen, die man bey jedem sogenannten Gebildeten, bey Männern und Frauen antrifft; — denn Wer trägt den Bedenken, im Gespräch über pädagogische

* Philosophische, und folglich auch wahre pädagogische Bildung wird immer seltener werden, je länger das heutige Mistrauen gegen die Philosophie dauert, welches dieselbe vom öffentlichen Unterrichte in den Gymnasien ausschliefst. Dafs übrigens die sogenannte neueste Philosophie für die Schulen nicht taugt:[1] das weifs ich so gut als irgend ein Andrer.

[1] „nichts taugt," . . . . SW.

Dinge einen entscheidenden Ton anzunehmen? Wer findet für nöthig, zu hören und zu lernen? Wer entschuldigt sich hier mit dem, sonst freylich gewöhnlichen, Bekenntnisse: er verstehe von der Sache Nichts? Giebt es angeborne Ideen, so sind dies ohne Zweifel die pädagogischen. —

[56] Herr Graff jedoch ist der Meinung, durch seine neue Schulverfassung werde das Uebel, untaugliche Lehrer angestellt zu haben, nicht gröfser, *sondern nur deutlicher.* Der ungeschickte Lehrer, sagt er, sey von geschlossenen Mustern umgeben, die ihm eine zusammenhängende Unterweisung in seiner Kunst darbieten. — Wie aber, wenn gerade umgekehrt der gute Lehrer hier allein stünde, umgeben von einseitigen Gelehrten, die seine Kunst für eine schlechte Kunst erklärten, *weil* sie eben vielseitig bilde? — Herr Graff meint ferner: die Fehler, sammt ihren Veranlassungen und Folgen, würden deutlich hervortreten, sowohl zur Beurtheilung und Abhülfe als zur Anrechnung, wenn man sie nur in der Schule Eines Lehrers fände; während bey der alten Verfassung das Gelingen und Mislingen von Vielen abhänge, und folglich die Verantwortlichkeit unter alle Lehrer sich theile. — Wie nun aber, wenn die einzelnen Lehrer der Graffischen Schule von gemeinsamen Vorurtheilen befangen wären? Wie, wenn auch das Publicum die Fehler für Tugenden hielte? Doch so etwas darf man nicht glauben, denn: vox populi vox Dei!

[57] Wohlan denn! ich besinne mich an die Majestät des Publicums; ich bändige meinen Skepticismus; ich kehre zurück zu der Voraussetzung, das Publicum urtheile richtig über die Erzieher und die Erzogenen. Demnach wird es die guten Lehrer an ihren Früchten erkennen; und gewifs! *dies* ist in der Graffischen Schule sehr viel leichter, als im Klassensystem, wo jeder Lehrer sich hinter seine Mitarbeiter verstecken kann, wenn irgendwo der gute Erfolg ausbleibt.

Hat aber Graff einmal *diesen* vesten Punct gewonnen, so wird bald der ganze dritte Einwurf verschwinden. Denn das competent richtende Publicum wird die schlechten Lehrer nicht lange dulden; je mehr aber der guten Lehrer werden, desto offenbarer tritt die Untauglichkeit der schlechten Gesellen ans Licht. Und nun verliert kein Schüler etwas daran, dafs er die Lehrer nicht mehr wechselt; denn der *vielseitige* Unterricht (und ich mufs mir nun einmal erlauben, diesen allein für den *guten* zu halten,) führt seine reiche Abwechslung, seinen mannigfaltigen Reiz, selbst mit sich; dergestalt, dafs es gerade [58] eine Wohlthat für den Lehrling ist, ihn von einer einzigen Person zu empfangen, und nicht durch die fremdartige Mannigfaltigkeit der Manieren verschiedener Lehrer zerstreut zu werden. Was macht auch der Knabe mit der bunten Reihe von Individuen, die er in unserm Klassensystem als Lehrer respectiren und lieben soll? Er vergleicht sie unter einander, und macht im Stillen seine Anmerkung über jeden; aber er hängt an keinem, denn man hat ihm angemuthet, seinen Respect und seine Liebe zu *theilen.* Der Wechsel der Lehrer gewährt ihm Unterhaltung; desto weniger fühlt er den Reiz in der Mannigfaltigkeit der Studien. Die einzelnen Wissenschaften bekommen für ihn die Physiognomie der Menschen, die sie vortragen; oder umgekehrt, wenn ein Studium ihm schwerer und verdrieslicher wird, als ein anderes, so schiebt er die Schuld auf den Lehrer.

Ueberall aber ist es eine ganz unzulässige Maxime, mehrere Verkehrtheiten durch ihren Gegensatz aufheben zu wollen. Das Gute ist keine Null; und mehrere Fehler pflegen nicht einmal [59] von der Art zu seyn, dafs sie einander auf Null reduciren könnten. Darum soll die Vielseitigkeit nicht durch einseitige Lehrer bewirkt werden; sondern die Lehrer sollen wahre Pädagogen seyn, das heifst, sie sollen vor Allem Selbst jenes gleichschwebende Interesse empfinden, welches mitzutheilen die Aufgabe des Unterrichts ausmacht.

Kurz: Herr Graff hat in Beziehung auf diesen dritten Punct vollkommen recht in der Theorie; und man mufs es bedauern, wenn man ihm nicht eben so sehr beystimmen kann in Hinsicht auf die Praxis des nächsten Jahrzehends.

Mit dem dritten Einwurfe berichtigt sich aber auch der zweyte, nämlich innerhalb der schon bemerkten Grenze. Soviel als nöthig ist, um Knaben bis zum funfzehnten Jahre gehörig, und in denjenigen Gegenständen des Wissens, die unmittelbar das Interesse bilden, zu unterrichten, soll *jeder einzelne* Lehrer nicht blofs gelernt, sondern auch in seinem eigenen Geiste so verarbeitet haben, dafs es ihn selbst erfülle, belebe, und ihm für die Mittheilung zu Gebote stehe. Sonst [60] könnte seine vielseitige Bildung auf keiner soliden Grundlage beruhen. Es versteht sich von selbst, dafs hiebey eine gute Kenntnifs der vorzüglichsten Römischen und Griechischen Klassiker, und mathematische Einsicht bis in die höhere Mechanik hinein, vorausgesetzt wird. Unsere Forderungen an die Lehrer müssen allerdings etwas streng seyn, wenn wir gute Schulen haben wollen.

Auch mit dem ersten Einwurfe wäre wohl fertig zu werden, wenn wir uns auf die eben gemachten Voraussetzungen mit gutem Zutrauen stemmen dürften. Haben wir erst eine Mehrzahl von guten Lehrern, und ein solches Publicum, welches das Richteramt der öffentlichen Meinung auf eine achtung-gebietende Weise verwaltet: so können sowohl die Behörden als die einzelnen Eltern leicht Vertrauen fassen, besonders wenn dafür gesorgt ist, dafs die ganze Lehranstalt offen stehe; — offen für jeden Besuch jedes Mitgliedes der Behörde, — offen für die Eltern der Schüler, — offen für jeden Freund und Kenner der Erziehungs-Angelegenheiten; — offen vor allen Dingen allen Lehrern zum gegenseitigen Besuch [61] ihrer Schulen. Hiemit lassen sich allerdings auch Lehrer-Conferenzen verbinden, worin der Director sich bey jedem bedeutenden Falle den Rath Aller erbittet, und alsdann vorläufig entscheidet; bis etwan ein höherer Befehl wird eingeholt seyn. Nothwendig aber mufs der Director gesetzmäfsig eines bedeutenden Uebergewichts über jeden einzelnen Lehrer geniefsen, um in seiner Person die Einheit der ganzen Anstalt mit Würde darstellen zu können.

Darum allein, weil jene Voraussetzungen in unserer heutigen Welt nicht sicher genug sind, — weil im pädagogischen Fache die Meinung schwankend, und die Anmaafsung fast allgemein ist, — weil die Lehrer selten wahre Pädagogen, öfter blofse Gelehrte, zuweilen auch dies nicht einmal sind, — *allein* um dieser Uebel willen, die durch Wahrheitsliebe und Nachdenken könnten gehoben werden, mufs ich Anstand nehmen, mich geradezu für Herrn Graff's Vorschlag zu erklären. Aber unsre wirkliche Welt, wie sie nun einmal ist, braucht Schulen: noch mehr, sie

hat deren schon, und die Schulmänner haben ihre Plätze; deshalb laſst uns nachsehn, ob nicht das Klassensystem [62] mit einiger Veränderung wenigstens einem Theile des Uebels entgehen könne, welches Herr GRAFF ihm nachgewiesen hat.

Zuerst muſs ich darauf bestehen, daſs in dem Unterrichte jeder Klasse, während der Zeit, da sie ihren Cursus macht, schlechterdings eine fortschreitende, — noch mehr! eine *möglichst stetig fortschreitende* Bewegung herrschen müsse. Ist sie hiemit bis zu dem ihr gesteckten Ziele gelangt; dann mag sie plötzlich ganz von vorn anfangen. Alsdann aber muſs sie, wie Herr GRAFF es verlangt, die ganze Summe ihrer Schüler auf einmal in die nächstfolgende Klasse ausschütten, und dagegen die sämmtlichen Schüler der vorhergehenden Klasse übernehmen.

So nothwendig nun dieses ist: so hat es dennoch eine Menge von Schwierigkeiten. Einige davon hebt Herr GRAFF, indem er jährige, gleichzeitig anhebende Curse, und eben so viel Klassen, als Unterrichtsjahre, endlich Zulassung der Schüler nur in die unterste Klasse vorschreibt. [63] Der Grund hievon ist unmittelbar klar. Kein Schüler soll andre stören und aufhalten, wie es geschehn würde, wenn er in einen schon angefangenen Cursus mitten hineinträte; keiner soll des Interesse beraubt werden, welches dem Lehrgegenstande eigen ist, und welches er doch nicht empfinden würde, wenn er nicht von vorn anfinge. Daſs übrigens ausnahmsweise auch Schüler in höhere Klassen zugelassen werden können, ist eben so klar, als die unerlaſsliche Bedingung: sie müssen dazu ganz genau vorbereitet seyn.

Anderer Schwierigkeiten erwähnt zwar Herr GRAFF, aber er läſst sie bestehn, und schlieſst von ihnen auf die Nothwendigkeit seines Plans. Hievon liegt die wichtigste in der Frage: Wie können die Schüler, bey verschiedenen Anlagen, verschiedenem Fleiſse, verschiedener Unterstützung, alle zugleich reif seyn zur Versetzung? Ich will darauf eine vorläufige, wiewohl nicht hinreichende, sondern noch näher zu bestimmende, Antwort geben: *sie können zugleich reif seyn wegen eines gleichen Grades von Interesse, bey ungleicher Fertigkeit.*

[64] Allein ehe ich dieses weiter ausführe, muſs ich bemerken, daſs Herr GRAFF einen sehr wichtigen Umstand unberührt gelassen hat, auf den wir bey dieser Gelegenheit kommen müssen.

In der angenommenen Nothwendigkeit, alle Schüler zugleich fortrücken zu lassen, liegt die versteckte Voraussetzung, sie würden, wenn dies nicht geschähe, auf der vorigen Klasse bleiben, und dort die Ungleichartigkeit hervorbringen, die für sie ermüdenden Wiederholungen anhören müssen, die Spaltung der Rücksichten beym Lehrer veranlassen, die wir eben vermeiden wollen.

Allein ist es nicht auch möglich, daſs sie weder rücken noch bleiben, vielmehr von dieser Lehranstalt entfernt werden?

Daſs eine Menge von Menschen studiren, die nicht studiren sollten, daſs noch weit mehrere die Universität *nicht* besuchen, die allerdings natürlichen Beruf dazu haben: dieses hat man oft genug bemerkt und besprochen. Daſs aber heutiges Tages auf den Gymnasien viele junge Leute

sitzen, die auf die Bürgerschule gehören, und umgekehrt. — mit Einem Worte, dafs in der Wahl der Lehr[65]anstalt die gröbsten Misgriffe vorgehn, dies scheint man nicht beachten zu wollen.

Herr Graff äufsert den sehr richtigen Gedanken, dafs, wenn an einem Orte sich mehrere Schulen befinden, deren keine zur Erreichung ihres Zwecks hinlängliche Mittel besitzt, man aus diesen eine einzige Lehranstalt machen müsse.

Dieses mufs noch weit mehr im Grofsen ausgeführt werden; man mufs Gymnasium, Bürgerschule und Elementarschule in ein System verknüpfen, dergestalt, dafs darin jedem Schüler der für ihn passende Unterricht könne angewiesen werden.

Wenn nur die *Begriffe von dem Unterschiede* dieser Schulen erst allgemein klar gedacht würden; wenn diesen Begriffen die Ausführung gehörig entspräche: dann würden manche Eltern Rath annehmen; manche Unterstützungen reichlicher zufliefsen, die jetzt nur das Mistrauen wegen der Zweckmäfsigkeit der Verwendung zurückhält; Vieles würde auch der Staat durch Vorschriften und Anordnungen vermögen.

Wir wollen nun einstweilen annehmen, meine Forderung (deren genauere Erörterung bald [66] folgen soll,) wäre erfüllt: so wird bey jeder Versetzung aus einer Klasse in die andre nachgesehen werden, ob auch alle vorhandene Schüler für diese Schule passen? ob nicht eine andre ihnen angemessener seyn würde? — Natürlich mufs der Director, welcher hiebey vorzüglich thätig ist, so gestellt seyn, dafs ihn keine Versuchung anwandeln könne, Schüler behalten zu wollen, die er besser abgeben würde.

Durch solche Sichtung wird man die gröbsten Ungleichheiten hinwegschaffen.

Dennoch wird unter Schülern, die drey Jahre lang mit einander fortgegangen sind, wenn sie auch auf der gleichen Bahn bleiben können, doch starker Vorsprung Einiger, und bedeutendes Nachbleiben Anderer, in den Uebungen und Fertigkeiten, die sie gemeinsam betrieben haben, sichtbar werden. Dieser Fehler darf, nachdem er eine gewisse Gröfse erreicht hat, nicht weiter anwachsen; sonst leidet allmählig auch das Interesse unter dem Misverhältnifs der Fertigkeiten.

Man richte also eine besondere Klasse ein, die wir *Uebungsklasse* nennen wollen, weil bey ihr nicht unmittelbar auf das Interesse, son[67]dern eben auf die Uebung soll gesehen werden. Diese Klasse ist keinesweges für alle, hoffentlich auch nicht für die Mehrzahl der Schüler, sondern nur für die Minderzahl, also für die, welche auffallend langsam fortgekommen waren, und doch den redlichen Wunsch hegen (das Interesse empfinden), die ihnen dargebotene Bildung wirklich zu erreichen.

Während demnach die gröfsere Menge solcher Schüler, die zugleich in die unterste Klasse eintraten, und die mit einander in jährlichen Fortrückungen[1] sexta, quinta und quarta durchwanderten, jetzt nach tertia hinübergeht,* bleibe ein Theil von ihnen ein ganzes Jahr lang in der

* Nur aus Gewohnheit habe ich die unterste Klasse sexta genannt. Eigentlich wäre sie octava im Gymnasium, und septima in der Bürgerschule.

[1] „in jährlichem Fortrücken" SW.

Uebungsklasse, um dort im Laufe des ersten Halbjahres nachzuholen, und im zweyten sich vorzuüben. Von hier aus im folgenden Jahre nach tertia versetzt, werden diese Schüler nun die besten unter den Tertianern seyn; allein wegen ihrer [68] Langsamkeit ist zu erwarten, dafs sie nach einiger Zeit wieder denen gleichen, die nicht in der Uebungsklasse waren. Trifft dies nicht genau in allen Fällen ein, so darf man doch nach Wahrscheinlichkeit es als das Gewöhnliche annehmen. Uebrigens mufs in der Uebungsklasse Jeder vorzüglich zu *den* Fertigkeiten angeleitet werden, die ihm am meisten fehlen. Den nöthigen Unterricht können einige vorzügliche Primaner unter gehöriger Aufsicht und Anleitung ertheilen; das wachsame Auge des Directors aber mufs hieher ganz besonders gerichtet seyn.

Kleinere Ungleichheiten schaffe man durch blofse Uebungs-*Stunden* hinweg, die man für die Schwächern veranstaltet.

Und endlich vergesse man nicht, dafs die Ungleichheit der Fertigkeiten sich bis auf einen gewissen Grad mit der Gleichheit des Interesse verträgt; dafs mancher junge Mensch, der langsam ist im Antworten, dennoch achtsam ist als Zuhörer, so dafs er am Ende mehr gelernt hat, und es sicherer gebraucht, als man bey seinem stillen Benehmen vermuthet haben möchte.

[69] Soviel über die Hauptschwierigkeit. Eine andre findet Herr GRAFF darin, dafs sich die Cursus nicht gut abstecken lassen; dafs einerley Klasse demnach nicht in jedem Jahr gleich viel leisten, gleiche Pensa durcharbeiten werde. Hier wünschte ich, dafs eine Anordnung meiner Anschauungs-Uebungen seine Aufmerksamkeit möchte gewonnen haben; nämlich die Einschaltung von *Episoden,* die des Zusammenhangs unbeschadet können übergangen werden, und die ausdrücklich dazu bestimmt sind, schneller fortschreitende Schüler zu beschäfftigen, während die langsamern nachzukommen bemüht sind. Dergleichen Episoden müssen in jedem Cursus besonders ausgezeichnet werden; so dafs am Ende des Jahrs jede Klasse sich an dem ihr gesteckten Ziele befinde, sie mag nun schneller oder langsamer sich fortbewegt haben. Dafs übrigens die genaueste Rechenschaft abzulegen sey, wie viel von den Episoden, und mit welchen Schülern es durchgearbeitet oder übergangen worden: versteht sich von selbst.

Fafst man nun das Gesagte zusammen: so ergiebt sich Folgendes:

[70] *Gymnasien und Bürgerschulen, wenn sie das Klassensystem beybehalten wollen, müssen vom neunten bis funfzehnten Jahre der Schüler in sechs regelmäfsigen Klassen, und einer in die Mitte fallenden Uebungsklasse, dergestalt unterrichten, dafs jede Klasse ihren Cursus jährlich, zwischen zwey bestimmten Endpuncten, vollbringe; und dafs stets die ganze Schülerzahl, mit Ausnahme der in der Uebungsklasse Verweilenden, jährlich aus einer Klasse in die folgende hinübergehe.** Ist diese Vorschrift befolgt: so wird das Interesse vest genug begründet seyn; und *nun* mag man sich allenfalls er-

* Die Menge der Klassen erfordert nicht nothwendig eine übergrofse Anzahl von Lehrern. Denn man kann und mufs die Anzahl der *Schulstunden* beschränken. Wöchentlich 26 Stunden sind zureichend; weil die Lehrcurse schneller beendigt werden, als bey der jetzigen fehlervollen Einrichtung: *die den Schülern ihre ganze Zeit wegnimmt*, und ihnen die, so höchst wichtige, individuel verschiedene Ausbildung, nach eigenem Sinn und Wunsch, verleidet und verkümmert.

lauben, in die oberste Klasse der Bürgerschule, und eben so in die *beyden* obersten Klassen des Gymnasiums, [71] worin die Schüler *vom funfzehnten Jahre an ferner* unterrichtet werden, *nach der gewohnten Weise,* das heifst, *nach Maafsgabe der gewonnenen Fertigkeiten* zu versetzen. In diesen höchsten Klassen regiert die Gelehrsamkeit; in den unteren die Pädagogik; nämlich *vorzugsweise;* denn unwissende Lehrer können wir in den unteren Klassen eben so wenig gebrauchen, als unpädagogische in den obersten gute Wirkung thun werden.

In der That habe ich bey diesem allen eine stillschweigende Voraussetzung gemacht, worauf man für jetzt in der Wirklichkeit nicht rechnen darf; diese, dafs alle Lehrer eines Gymnasiums oder einer Bürgerschule durch eine gemeinsame und *richtige* pädagogische Einsicht verknüpft seyen. Wo diese fehlt, da ist an kein Zusammenwirken zu denken; da werden die schönen Knabenjahre, vom [72] neunten bis funfzehnten, gröfstentheils verdorben, und man mag das gute Glück rühmen, wenn in der spätern Zeit hie und da die Wissenschaften den ihnen eigenthümlichen Reiz stark genug fühlbar machen, um den Verlust zwar nicht zu ersetzen, aber vor kurzsichtigen Augen wenigstens zu verdecken.

Die Bedingungen also, welche Herr Graff vorschrieb, und gleichwohl für unerreichbar, für *unmögliche* Bedingungen hielt, — Absteckung und Endigung der jährlichen Cursus, und Ausgleichung der Fortschritte der Schüler, — diese lassen sich wohl noch leidlich erfüllen; und das Klassensystem kann aus seinen scharfsinnigen Bemerkungen Nutzen ziehn, obgleich er es dadurch umzustofsen gedachte. Freylich, wenn ich mich frage, ob ich lieber in diesem Klassensystem, oder in der Graffischen Schule, als Lehrer angestellt seyn möchte: so würde ich unbedenklich das Letztere wählen. Denn es möchte mir bald unerträglich werden, alle Jahre in meiner Klasse dasselbe zu treiben; und dagegen ohne Vergleich angenehmer, sechs Jahre lang die nämlichen Schüler von unten herauf zu bilden; indem, wenn von diesem sechs[73]fach gröfseren Kreislaufe der Anfangspunct wiederkehrte, er mich selbst merklich verändert, und um eine schätzbare Erfahrung bereichert, antreffen würde.

Dafs dem Plane des Herrn Graff aufser den drey schon beleuchteten Einwürfen noch eine vierte Bedenklichkeit entgegenstehe, habe ich oben angemerkt; und jetzt wird dieselbe schon vor Augen liegen, ja auch im Wesentlichen schon gehoben seyn. Nämlich eben die unvermeidliche Ungleichheit der Schüler, die zu dem gleichen Unterrichte ihre verschiedenen Persönlichkeiten mitbringen, und dadurch sich immer weiter von einander entfernen, so dafs sie nach einiger Zeit nicht mehr in die gleichen Lehrstunden passen, — diese drückt die Graffische Schule eben so sehr wie die gewöhnliche; und wenn man darauf nicht Acht gäbe, so würde eine solche Schule, nachdem sie drey Jahre lang bestanden hätte, eben so verdorben seyn, wie eine heutige tertia oder secunda es durch das ungleichartige Gemenge der ewig Kommenden und Gehenden nur immer seyn kann. Der Unterschied [74] wäre blofs, dafs in der Graffischen

Schule das Misverhältnifs der Schüler allmählig, und nicht, wie dort, ruckweise, eintreten würde; allein mit der aufgegebenen Klassen-Versetzung hätte man sich auch des Palliativs beraubt, wodurch sonst das Uebel wenigstens minder fühlbar, wenn auch nicht minder grofs gemacht wird.

Darum mufs ich es als einen durchaus nothwendigen Zusatz zu GRAFF's Plane betrachten, dafs man verschiedenartige Schulen, deren Begriff in einem ziemlich rohen Bilde durch unsre Gymnasien, Bürgerschulen und Elementarschulen dargestellt wird, in Ein Ganzes vereinigen solle; und es ist nun der letzte Theil meines Geschäffts, mich hierüber näher zu erklären.

Einen Anknüpfungspunct bietet mir Herr GRAFF selbst dar; indem er das Erlernen einer fremden, zumal todten Sprache, als ein zufälliges, entbehrliches, wenn schon gewisser Umstände wegen höchst nützliches, Hülfsmittel der Erziehung darstellt. Man kann dreist einem Jeden anmuthen, dafs er dies unmittelbar klar finde; das Gegentheil würde beweisen, dafs er in der Pädagogik ein völliger Fremdling sey, von ihrem Gei[75]ste Nichts wisse, sondern an dem Körper der Werkzeuge klebe, deren sie sich zu bedienen pflegt. Es mufs gar nicht nöthig seyn, mit Herrn GRAFF daran zu erinnern, dafs auch der gebildete Grieche keine andre Sprache kannte als die seinige. Sprachen sind Zeichen; und Zeichen interessiren vermöge der Sachen die sie darstellen. Gehn einmal die Griechischen Auctoren uns verloren: so behält die Sprache keinen Werth, aufser für wenige Gelehrte, die darin ein Document aus alter Zeit erblicken, woran wir Andern eben so wenig zu studiren Lust haben, als an den Urkunden, aus welchen uns das Merkwürdigste zu erzählen wir den Historikern überlassen.

So sehr ich nun überzeugt bin, dafs in unsern Zeiten kein Unterricht für ganz vollständig gelten kann, der nicht einen Theil seines Weges durch die alten Sprachen herdurch genommen hat, — weil nämlich ohne dies Niemand dazu gelangen wird, sich das Alterthum, mit dem wir durch so viele Bande zusammenhängen, lebhaft zu vergegenwärtigen: — so gilt mir dennoch das Sprachstudium, und zwar das der Griechischen eben so wohl als der Römischen Sprache, für eine *Last,* [76] die man dem *Interesse,* als der *Kraft,* nur dann auflegen darf, *wann es stark genug ist um nicht unter dem Drucke zu erliegen.*

Die Schule aber, welche ihren Lehrlingen eine solche Last zu ertragen anmuthet, hat sich auf Neben-Rücksichten eingelassen, die nicht unmittelbar aus den pädagogischen Principien folgen. In ihr zeigt sich die Erziehung nicht mehr in ihrer einfachen, ursprünglich natürlichen Gestalt, sondern in einer künstlich angenommenen, durch Umstände bedingten; und darum ist die Wirksamkeit einer solchen Schule selbst nur bedingterweise wohlthätig. Können ihre Lehrlinge sich durcharbeiten, so haben sie einen grofsen Schatz gewonnen; bleiben sie aber auf halbem Wege stehn, das heifst, gelangen sie nicht zum Genusse der Werke des Alterthums, so ist eine kostbare Zeit und Mühe, ja, was am schlimmsten ist, eine kostbare Empfänglichkeit und Lernlust, unnütz verschwendet. Nun mögen die Philologen ihre alte bekannte Ausrede, von der formalen bildenden Kraft des Sprachstudiums, in die neuesten Phrasen kleiden: das sind leere

Worte, wodurch Niemand überzeugt werden wird, der die weit gröfse-[77] ren bildenden Kräfte anderer Beschäfftigungen kennt, und der die Welt mit offenen Augen ansieht, worin nicht wenige und nicht unbedeutende Menschen leben, die ihre geistige Existenz keiner lateinischen Schule verdanken. — Jedoch, ich mufs mich erinnern, dafs die Pädagogen sich hüten sollen, es mit den Philologen zu verderben; nicht blofs darum, weil diese in der That die ersten Plätze in den Schulen besetzt halten; sondern es liegt in der Natur der Sache, dafs man den Philologen das Gedeihen ihres Werks wünschen mufs, weil sie schaden, wenn sie halbe Arbeit machen, und im Gegentheil meistens da nützen, wo sie durchdringen. Denn dafs sie hie und da einen Lehrling in ihre eigne Einseitigkeit hineinziehn, darf man für keinen Schaden rechnen; solche Einzelne werden späterhin gewöhnlich Stützen und Erhalter des philologischen Wissens, dessen Erhaltung wir ja allerdings im hohen Grade wünschen müssen.

Was also fehlt an den Gymnasien, weshalb sie durch die Bürgerschulen und Elementarschulen ergänzt werden müfsten? — Nichts anders fehlt ihnen, als dafs sie unbehutsamer Weise die Last [78] der Sprachstudien *auch solchen* Schülern auflegen, deren Interesse nicht kräftig genug ist, um die Schwierigkeiten zu überwinden; und dafs sie (könnte ich in Rücksicht auf das bisher gewöhnliche Verfahren hinzusetzen,) das Erwachen des Interesse viel zu gleichgültig erwarten; als wenn sich das von selbst verstünde, und als wenn nicht tausend Erfahrungen die bösen Folgen des innerlichen, geistigen Müfsiggangs bezeugten, der mit der fleifsigsten Handhabung der Grammatik und des Lexicons nur gar zu wohl besteht. Angenommen nun, dieser zweyte Fehler sey verbessert durch den Gebrauch richtiger Methoden: so bleibt noch der erste, der sich nur dadurch heben läfst, dafs man diejenigen Schüler vom Gymnasium entfernt, welche nicht dahin zu bringen sind, durch das Medium der fremden Sprache hindurch zu greifen, um sich den Kern dessen, was sie lesen, herauszuholen.

Was soll man aber vollends von den Eltern sagen, die bey dem bestimmten Vorsatze, ihre Söhne sollen nicht studiren, sie dennoch aufs Gymnasium schicken? Diese wissen recht eigentlich nicht, was sie thun. Niemals kann und darf das [79] Sprachstudium so erleichtert, niemals ein *so schneller* Gewinn des unmittelbar Interessanten und Bildenden daraus gezogen werden, dafs schon die Knaben *vollständigen* Lohn ihrer Anstrengungen sollten empfangen können; immer bleibt ein bedeutendes Opfer an Zeit, Mühe und Lust, welches man der Jugend nur in der Hoffnung anmuthet, sie werde künftig, in reifen Jahren, nach gehörig vollendetem Studium, die Vergütung dafür empfangen. Aber welche unermefsliche Thorheit, solche Knaben, von denen man voraus beschliefst, sie sollen das Ziel *nicht* erreichen, auf den langen und mühevollen Weg hinauszustofsen, der dahin führt. Wollen wir nicht auch kostbare Gewächse im Glashause erziehen, *mit dem Vorsatze,* sie alsdann, wann die Blüthen sich eben zeigen, im Sturm und Frost hinauszutragen? Wollen wir nicht auch Fundamente zu hohen Thürmen bauen, *mit dem Vorsatze,* es beym Fundamente bewenden zu lassen, niemals aber wirklich einen Thurm darauf zu errichten? Kann man widersinniger handeln, als indem man kostbare Anstalten macht, *mit dem ausdrücklichen Beschlusse, sie ja* [80] *nicht so weit fortzusetzen,*

dafs irgend ein bedeutender Erfolg daraus hervorginge! Ich wiederhole es, wenn vernünftige Personen so verfahren, *so wissen sie nicht was sie thun.* Sie schicken ihre Kinder aufs Gymnasium, weil sie gehört haben, das sey die vornehmste Schule des Orts. Sie selbst aber halten sich für noch weit vornehmer als die Schule; darum behalten sie sich vor, ihre Kinder wieder wegzunehmen, sobald es ihnen belieben wird. — Und die Gymnasien — nehmen solche Schüler wirklich an! —

Hier mufs der Staat ins Mittel treten. Der Staat, der, bey uns wenigstens, die Würde der Gymnasien dadurch erhöhte, dafs er sie zu strengen Richtern über diejenigen ihrer eignen Schüler einsetzte, die zur Universität abgehn: er wolle nun auch sein Werk vollenden, indem er *jener andern* Abiturienten gedenkt, durch welche tertia und secunda überfüllt waren, während prima ihnen die Thüre vergeblich öffnet. Ob er durch Rath oder durch Verbot zu wirken vorziehe: in jedem Falle mufs es dahin kommen, dafs Niemand [81] das Gymnasium betrete, aufser mit der ernstlichen Absicht, es recht und ganz zu benutzen; und dafs Niemand es lange besuche, dessen Fähigkeit und Neigung nicht dieser Absicht entspricht. Je ausgewählter die Schüler, desto leichter das Lernen, desto heiterer die Lehre! Und je mehr Munterkeit und Frohsinn die Studien belebt, desto mehr wird sich die Scheu vor den vermeintlich hochgespannten Forderungen verlieren.

Allein mit welchem Namen wollen wir nun jene andern Schulen benennen, wohin die gehören, die beym Gymnasium unrecht kamen? Bürgerschulen? Der Ausdruck ist zwar gut, in so fern die Adlichen auch Bürger sind, die ihre Söhne dem frühzeitigen Eintritt in den Soldatenstand bestimmt haben; denn diese Söhne befinden sich offenbar in unserem Falle; sie passen nicht ins Gymnasium, und suchen gleichwohl so viel Bildung, als ein junger Mensch bis zum siebenzehnten Jahre erreichen kann. Dennoch nehme ich mir die Freyheit, die sogenannten Bürgerschulen mit dem Ausdrucke: *Hauptschulen,* zu begrüfsen. Zwar nicht den Schülern zu Ehren, — [82] sondern darum, weil in ihnen das pädagogische Wirken sich am reinsten, am deutlichsten, nach seinen eigentlichen Principien gestalten kann. Es versteht sich nämlich nach dem Vorhergehenden von selbst, dafs hier der Zweck: das vielseitige Interesse zu wecken, auf einem kürzeren und geraderen Wege solle verfolgt werden, als bey den Gymnasien. Der Umweg, im Knabenalter die alten Sprachen mühsam zu erlernen, um sie erst gegen die männlichen Jahre hin als Bildungsmittel zu benutzen, ist hier rein abgeschnitten. *Die Hauptschule lehrt das, was unmittelbar interessirt.* Nicht als ob sie der Kraft keine Last auflegte: aber hier entstehen weit schneller und sicherer aus den Lasten selbst neue Kräfte. Nicht als ob hier die Studien durch Berechnung ihrer Nützlichkeit und Einträglichkeit versüfst würden; aber wenn ein Knabe sich zu der wirklichen Welt neigt, so muthet man ihm hier nicht an, die Augen gewaltsam zu verschliefsen, damit das dunkle Bild des Alterthums ihm vor die Seele trete; und wenn sein Vater täglich den Gedanken an seinen künftigen Stand aufregt, so widerstreitet ihm nicht die Schule durch die Forde[83]rung einer solchen Vertiefung, wie sie nöthig ist, um in Römischer Sprache erst zu denken und dann zu schreiben. Wollen wir den Gym-

nasiasten und den Hauptschüler kurz vergleichen? Jener lebt in der Vergangenheit, dieser in der Gegenwart. Jener will sich bilden, dieser will nach aufsen hin handeln. — Lafst uns dem Gymnasium alle diejenigen zuführen, die dafür geboren sind; lafst uns die Schulen und die Familien durchmustern, um sie alle zu finden; lafst uns noch mehr wohlthätige Vereine schliefsen, um dürftige Gymnasiasten zu unterstützen. Dieser Sorge bedürfen die Hauptschulen nicht; sie werden sich von selbst anfüllen, so bald sie erst in Wahrheit vorhanden sind — aber existiren müssen sie, sonst fehlt für die gröfsere Menge der Unterricht, der allein bey ihr Eingang findet und Früchte bringt.

Wiewohl übrigens die Hauptschule nicht, gleich dem Gymnasium, darauf rechnet, dafs die Bildung, welche sie ertheilt, durch die Universität ergänzt werde, so ists gleichwohl nöthig, einen Weg zu öffnen, damit auch die ehemaligen [84] Hauptschüler unter irgend einer Form akademische Bürger werden können. Zwar wird die Universität ihrentwegen nichts ändern, sie mögen immerhin *jetzt* empfinden, dafs es eine Entbehrung sey, die alten Sprachen nicht zu verstehn. Aber historische, mathematische, philosophische, zum Theil vielleicht selbst juristische Vorlesungen (jedoch nur zu ihrer Belehrung, und nicht zum Behuf einer Amtsführung) können sie hören, und gröfstentheils benutzen.

Wird man mich wohl jetzt noch fragen, in welchen Fächern die Hauptschule denn unterrichten solle? Mufs ich Geschichte und Geographie, Deutsche Literatur und Uebersetzungen aus dem Alterthum, Mathematik und Physik, Naturgeschichte, Technologie, Religions- und Sittenlehre noch nennen? Diese Worte werden nichts helfen, wenn man sich nicht die sechs Klassen des Interesse vergegenwärtigen will. Also kurz: die Hauptschule lehrt *beobachten, denken* und *empfinden;* unter dem letztern Ausdrucke fasse ich das ästhetische, sympathetische gesellschaftliche und religiöse Interesse zusammen.

[85] Eine kurze Erwähnung der Elementarschulen darf hier nicht fehlen. Zwar ist ihr Name höchst unpassend. Schulen, worin wirklich *blofs* Elemente, gleichsam Buchstaben, zu künftiger Zusammensetzung gelehrt würden, ohne alle Rücksicht auf unmittelbare Erweckung des geistigen Lebens, — würde die Pädagogik absolut unbedingt verwerfen müssen. Denn es wären die Stunden des Aufenthalts in diesen Schulen geradezu dem geistigen Müssiggange preis gegeben; es ginge auch daraus nicht die mindeste Hoffnung hervor, dafs in der Folge [1] sich aus den Elementen eine wirkliche *geistige Beschäfftigung* zusammensetzen werde, — falls nämlich die Schulen sich genau an ihren Namen hielten, folglich sich um den *Gebrauch* der Elemente gar nicht bekümmerten. Nun macht es wohl nicht leicht eine wirkliche Schule so arg: das Schlechteste ist eben so selten, wie das Beste. Wo nichts als Lesen und Schreiben gelehrt wird, da läfst man doch wohl etwas aus dem Katechismus und der Bibel lesen; man knüpft also gleich das Höchste, und was in die menschlichen Gemüther mit unmittelbarer Gewalt eindringt, die Religion, an [86] die Buchstaben; wodurch diese schon für das Kind, das noch nicht lesen kann, zu Hiero-

1 „in Folge“ SW.

glyphen werden, die es mit Ahndungen eines geheimen und erhabenen Sinnes betrachtet. Wenn nun auch gewöhnlich die Elemente das Uebergewicht behalten, so ist eine solche Schule doch im Kleinen dasselbe, und nichts Schlechteres, wie im Grofsen ein Gymnasium, was *nur* Lateinische und Griechische Sprache lehren will. *Dieses* könnte füglich *auch* Elementarschule heifsen; denn es lehrt die fremde Sprache lesen und übersetzen, *was* aber nun solle gelesen und durchdacht werden, dafür mag der Schüler sorgen, wann er erwachsen und sein eigner Herr ist; jetzt soll er nur die Elemente der Bezeichnungen kennen lernen, deren Verknüpfung mit edeln und grofsen Gedanken er künftig — falls er etwa Belieben tragen wird, — bey den alten Auctoren nachsehen kann! — Wie nun die *schlechte* Elementarschule und das *schlechte* Gymnasium (ein solches, wie eben beschrieben worden,) gleichartig sind, so gleicht auch die *gute* Schule stets sich selber, sie sey mäfsig grofs, wie die Hauptschule, oder weit umfassend, wie das Gymna[87]sium, oder so klein und eng zusammengekrümmt, wie die Elementar- und Dorfschule. Immer ernährt sie *dieselben* Interessen, immer leitet sie zum Denken eben so wohl als zum Beobachten; immer weiset sie auf das Schöne in der Welt und auf das Erhabene über der Welt; immer weckt sie die Mitempfindung für häusliches und bürgerliches Wohl und Wehe. *Darum*, weil sie *dieses* leistet, *ohne etwas davon auszulassen;* weil sie es *gleichmäfsig* leistet, *ohne Eins zum Andern vorzuziehn*, darum ist sie eine *gute* Schule. Aber welche Hülfsmittel sie anwende, das macht den Unterschied. Benutzt sie nur die allernächsten und einfachsten, befriedigt sie das Bedürfnifs der Bezeichnung blofs durch die leichtesten und durch die kirchlichen Schriften, also durch das nächste Gegebene: dann ist sie *untere Schule, kleine Schule*, oder, wie man zu sagen pflegt, Elementarschule. Ihr Ruhm besteht darin, dafs sie mit Wenigem viel ausrichtet. Aber wo man nicht auf Weniges beschränkt ist, da soll man umgekehrt alle Hülfsmittel aufsuchen, die einen vergröfserten Erfolg versprechen können. Dieses [88] thut die Hauptschule; sie zieht Alles in ihren Kreis, was nur irgend ein jugendliches Gemüth wohlthätig beleben kann; daher ihr siebenzehnjähriger Entlassener Alles seyn mufs, was er in diesem Alter nur irgend werden konnte. Der Hauptschüler mufs in Hinsicht seiner Gesammt-Bildung dem *gleich alten* Gymnasiasten überlegen seyn, denn dieser ist durch die alten Sprachen aufgehalten worden; ein hart klingendes Wort, dessen Milderung darin liegt, dafs der Gymnasiast langsamer reift, dafs *seine* Studien lebenslänglich an ihm bilden, und er also den reichsten Ersatz sich mit der gröfsten Gewifsheit versprechen kann. Jedoch dies setzt voraus, dafs das Gymnasium sein Wagestück, den weiten Weg der Bildung durch die Alten, auch glücklich beendige, und dafs es unterwegens nicht vernachlässigt habe, unmittelbar in die Gemüther einzugreifen, wo immer sich die Gelegenheit darbot.

Ausdrücklich protestiren aber mufs ich hier gegen die ganz verkehrte Ansicht, als seyen die Bürgerschulen ähnlich den untern und mittlern Klassen der Gymnasien, die Elementarschulen ver[89]gleichbar den untersten Klassen derselben. Dieser Irrthum mufs aus zweyen Gründen äufserst verderblich werden. Erstlich, weil alsdann *nur* die Gymnasien ganze Schulen wären, die andern aber Bruchstücke. Zweytens weil dann die ganze

Anlage des Unterrichts auf *allen* Schulen ohne Ausnahme verkehrt ausfallen würde. Denn das Gymnasium mufs mit seinen alten Sprachen, (namentlich insbesondere mit der Griechischen, aber auch nicht viel später mit der Römischen) nothwendig *früh* anfangen, weil nur frühzeitig gegründete Fertigkeiten ganz geläufig werden, und weil Alles darauf ankommt, dafs kein Gymnasiast auf halbem Wege stehen bleibe. Also fällt hier das Beginnen der alten Sprachen noch mit den Uebungen der Orthographie in der Muttersprache, und selbst mit denen im richtig accentuirten Lesen und mit den ersten grammatischen Elementen derselben, zusammen. Folglich ist vom ersten Anfange an der Gymnasiast anders beschäfftigt, als der Elementarschüler. Auch kann sich das Gymnasium von keiner Elementarschule eine irgend bedeutende Vorarbeit versprechen, es wäre denn in den allerersten Anfängen des Lesens [90] und Schreibens, die eigentlich jedes Kind zu Hause gemacht haben sollte. Und selbst in dieser Hinsicht sollte sich das Gymnasium seine eigene Elementarklasse halten, um sicher zu seyn, dafs nicht in den Anfängen durch eine fehlerhafte Behandlung etwas verdorben würde; und weil manche feinere Rücksichten auf den künftigen Unterricht dabey genommen werden können, an die kein Lehrer der Elementarschule denkt. — Andererseits mufs die Hauptschule frühzeitig an die Naturwissenschaften gehn, zu denen das Gymnasium und die Elementarschule, beyde aus verschiedenen Gründen, weniger Zeit haben. Auch die Anschauungs-Uebungen und die Anfänge des Rechnens müssen in der Hauptschule gleich Anfangs mit grofsem Ernste betrieben werden, weil sonst die schwerste ihrer Wissenschaften, die Mathematik, nicht in der kurzen Studienzeit bis zum sechzehnten oder siebzehnten Jahre so weit geführt, und so geläufig in ihren Anwendungen gemacht werden könnte, als es durchaus nöthig ist, wenn nicht algebraische Formeln und logarithmische Tafeln für den abgehenden Schüler noch todte Buchstaben und Zahlen bleiben sollen. Die Elemen[91]tarschule ihrerseits darf das Lesen und Schreibenlernen *gar nicht so schnell treiben,* wie sie müfste, wenn sie jenen andern Schulen die Lehrlinge zubereiten sollte. Denn je weniger Mittel zur eigentlichen Geistes-Bildung sie hat, desto sparsamer mufs sie damit umgehn, — das heifst, *desto weniger darf sie die Wirksamkeit dieser Mittel stören durch die blofs mechanische Arbeit des Lesens und Schreibens.* Ein Elementarschüler soll lange *mündlich* sprechen, und mündlichen Ausdruck verstehen lernen, ehe er lesen lernt. Er soll mit dem Zeichnen früher als mit dem Schreiben beschäfftigt werden. Kann er im *zwölften* Jahre die volle Fertigkeit im Lesen zugleich mit der richtigen Betonung erreichen, und gewinnt er gegen die Zeit seiner Entlassung im *vierzehnten* Jahre eine saubere Handschrift, so hat er genug gethan; nämlich im Puncte des Lesens und Schreibens. Hingegen die Entwickelung seiner Begriffe, die Erweiterung seines Gesichtskreises durch die Geographie des Landes und die Topographie der Gegend, wo er lebt, sammt der Kenntnifs von den Naturproducten und dem Ver[92]kehr der Menschen, die hier wohnen, die Uebungen im Kopfrechnen und Ausmessen der Linien und Flächen (nach Art[1] der Anschauungs-Uebungen), desgleichen ganz vorzüglich die Lebendigkeit religiöser

[1] „nach der Art“ SW.

Gefühle, und die sämtliche Vorbereitung auf den Eintritt in die kirchliche Gemeinschaft, — dies Alles giebt der Elementarschule eine grofse Aufgabe, neben welcher sie gar nicht daran denken kann, nur geschwind lesen und schreiben zu lehren; denn das Alles sind Hauptarbeiten, die ihren Zweck in sich selbst haben; es sind keineswegs Vorarbeiten für eine andre höhere Lehranstalt.

Die vollkommene Scheidung der Gymnasien, Hauptschulen und kleinen Schulen ist also ganz bestimmt, und auf eine durchgreifende Weise gegeben durch die ihnen zugemessene Zahl der Lehrjahre*, und die ihnen angewiesenen und zugänglichen Lehrmittel. Es wäre leicht, dies noch voll-[93]ständiger auszuführen, wenn ich tiefer in die allgemeine Pädagogik zurückgehn wollte. Die Lehre von der Klarheit, Association, der systematischen und methodischen Verknüpfung der Vorstellungen, ist es, an die man sich wenden mufs. Daraus ergeben sich die Regeln, wie Ein und Derselbe Lehrgegenstand auf verschiedene Weise nach einander mufs behandelt werden; es ist aber leicht, auch die Beschränkungen des minder vollständigen Unterrichts darnach zu bestimmen. Auf dem Gymnasium soll man von vielen, scheinbar ganz getrennten Puncten zugleich anfangen (oder bald nach einander den Unterricht zu ihnen hinlenken); jeder einzelne Punct wird soviel möglich unmittelbar, also unabhängig von den übrigen, klar gemacht; hat der Lehrling *während* des Vortrags *scharf darauf gemerkt*, so ist es gut; und der Lehrer soll sich nicht darum kümmern, ob die Sache *behalten* werde, *oder nicht*. Es wird, vermöge einer psychologischen [94] Nothwendigkeit, etwas davon bleiben. Später kommt man in dieselbe Gegend, lehrt die Sache noch einmal, und bringt sie in einige, noch zufällige Verbindungen. Auch jetzt soll der Lehrer sich wenig um die Frage kümmern, ob der Knabe morgen noch wissen werde, was er heute gelernt hat. Das ist noch nicht nöthig; wohl aber mufs *während des Vortrags* nicht blofs auf das Einzelne, sondern auch auf dessen Verknüpfungen wohl gemerkt, und diese Verknüpfungen müssen ganz klar vorgestellt worden seyn. Wiederum ein andermal, jedoch nicht zu spät, kehrt der Unterricht auf denselben Punct zurück; *nun* stellt er ihn in die wesentliche systematische Verbindung; *jetzt* auch verlangt er, dafs die Sache behalten werde, und bey den Gegenständen, die sich zum Auswendig-Lernen eignen, wird dieses gefordert, und nöthigenfalls mit aller Strenge darauf gedrungen. — Bey dieser dreyfachen Wiederkehr auf das Nämliche zieht sich nun das Anfangs einzeln Hingestellte immer mehr zusammen; die Vorstellungen treten in vorgeschriebene Reihen, Ordnungen, Klassen, aufser und neben einander. War aber des Anfangs einzeln Hin[95]gestellten, sehr viel: so verknüpft es sich nicht gleich Alles auf einmal; sondern an vielen Orten in dem ganzen Gedankenkreise des Zöglings entstehen Einheiten von untergeordneter Beschaffenheit; Gruppen von Kenntnissen und Einsichten, denen noch höhere Verbindungen bevorstehn. Jahre gehn darüber hin, ehe diese letztern, eine

* Es versteht sich von selbst, dafs für Gymnasien in die Zahl der Lehrjahre auch noch die Universitätsjahre mit einzurechnen sind; denn kein Gymnasium macht seine Schüler fertig; sondern dies geschieht durch die sogenannte philosophische Facultät, falls der Studirende sie gehörig benutzt.

nach der andern zu Stande kommen. Das Gymnasium zählt die meisten Lehrjahre, es nimmt sich also die längste Zeit, um überall die höhern Verbindungen zu stiften; und es wirft Anfangs die bunteste Vielheit aus, in der Zuversicht, es werde mit dem weitläuftigen Geschäffte der fernern Bearbeitung dieser Vielheit schon noch fertig werden. Da auch das Gymnasium nicht stirbt, so ist hieran kein Zweifel, wofern nur seine Schüler sich nicht erlauben, vor geendigter Lehrzeit davon zu gehn. — Hingegen die Hauptschule kann hier mit dem Gymnasium nicht ganz gleich rechnen. Sie hat zwar nicht nöthig, gleich Anfangs allen ihren Vorrath eng beysammen zu halten; sie *darf* es nicht einmal, denn die vorstehenden Regeln sind allgemein, und müssen in jedem Unterrichte ohne Ausnahme befolgt werden. [96] Allein wie weit man das Mannigfaltige Anfangs aus einander stellen wolle? Wie viel man hinstreue? Wie lange man warte, ehe es mehr und mehr seinen wesentlichen Verbindungen nahe gebracht wird? Wie spät man die allgemeinen Gesichtspuncte und Uebersichten herbeyführe? Darin giebt es Modificationen, wodurch sich die Hauptschule vom Gymnasium merklich unterscheiden mufs. Jene braucht eher als dieses (wiewohl auch nicht gleich Anfangs) Chronologie in der Geschichte, den Globus in der Geographie (der in allen Schulen den Landkarten *nachfolgen* soll, und durchaus nicht vorangehn darf); ein System in der Botanik (gleichviel ob das Linnéische oder ein anderes), sie lehrt eher Geometrie im Zusammenhange (das Gymnasium mufs diese Stufe nicht zu früh betreten wollen, sondern sich *länger* bey Uebungen, ähnlich der Anschauungs-Lehre, verweilen); auch sind zusammenhängende Religionsvorträge in der Hauptschule, wo Alles früher fertig werden soll, eher an der Zeit als im Gymnasium. — Sehr seltsam freylich wird vielleicht Mancher diese Behauptungen finden. „Bleiben denn die Schüler [97] der Gymnasien länger kindisch; sie, die ja Latein und Griechisch lernen, und dadurch offenbar mehr geübt, und schneller zur Reife gebracht werden müssen?" — Was ich darauf antworte, das weifs man schon. Ich *leugne* eben, dafs die alten Sprachen dem Knaben einen Vorsprung geben; ich *behaupte* gerade, *dafs sie ihn zurückhalten;* und *wiewohl ich dies keineswegs bedauere oder tadele,* so mufs doch hiernach berechnet werden, wie schnell im Allgemeinen sich die verschiedenen Schulen von der Mannigfaltigkeit zur Einheit aufwärts bewegen können. — Hierin müssen die kleinen, die sogenannten Elementarschulen, die allerschnellsten seyn. Geht Alles seinen natürlichen Gang: so sehn im Durchschnitte die vierzehnjährigen Schüler, welche die Elementarschule entläfst, älter aus, als die gleich alten Hauptschüler; den vierzehnjährigen Gymnasiasten aber wird noch am meisten Kindliches ankleben, ohne dafs dies für sie im mindesten ein Vorwurf wäre. Jene Ersten schauen am ernsthaftesten in die Welt hinaus; diese Letztern gehn sorglos einen Tag nach dem andern in die Schule, und denken noch an keinen [98] künftigen Beruf. Dies, sollte ich glauben, müfste Jeder, der offene Augen hat, auf den Gesichtern lesen können; und wenn man darauf Acht gäbe, würden sich die Schüler wohl dabey befinden.

Was heifst nun das: *die Gymnasien, Hauptschulen, und kleinen Schulen sollen zu Einem Ganzen vereinigt werden —?* Von welchen Versetzungen

aus einer Schule in die andere ist nun die Rede? Beschäfftigen wir uns etwa mit der, vermeintlich grofsen, Frage, was denn ein Knabe anfangen werde, der sich noch spät zum Studiren entschliefst, nachdem er zuvor die Hauptschule oder gar nur die kleine Schule besucht hatte? Wer auf dergleichen Fragen Gewicht legt, der hat seine Begriffe über den nothwendigen Unterschied der Schulen noch nicht ins Klare gebracht.

Weder von den Knaben allein, noch von den Eltern allein, darf man die Entscheidung erwarten, ob es ihnen beliebe, diese oder jene [99] Schule, und die Universität zu besuchen. Sie wissen selten, was, und warum sie es wollen; man mufs sie darüber aufklären; man mufs ihnen die Frage zurecht stellen, alsdann werden die Antworten allmählig richtiger ausfallen.

Hiezu ist durch unsere strengeren Gesetze wegen der Abiturienten-Prüfungen ein sehr guter Anfang gemacht: es fehlt aber noch einigermafsen an jenen Hauptschulen, wohin nun diejenigen gehören, denen die erwähnten Gesetze allzudrückend vorkommen.

Und besonders mufs ich hier bemerken, dafs die Abiturienten-Prüfung schwer empfunden wird, weil sie erst im entscheidendsten Augenblicke eintritt. Etwas ihr Ähnliches sollte alle Jahre, und in allen Schulen Statt finden. Nicht als ob ich noch mehr Probearbeiten, noch mehr *Anstrengung um des Examens willen*, wünschte; denn deren haben wir, die Wahrheit zu sagen, schon viel zu viel; sondern blofse Musterungen der Schüler, so wie sie sich in ihrer natürlichen Stimmung zeigen, diese sind jährlich zu veranstalten, und auf eine folgenreiche Weise zu gebrauchen.

[100] Wir wollen hier einen Augenblick bey der Frage verweilen: ob wohl die Aufstellung einer *Normal-Stufe*, das heifst, die Angabe, wie weit es gewisse Schüler bey einem gewissen Zeitabschnitte sollen gebracht haben, sich mit mehr Sicherheit im früheren, oder späteren Alter derselben, denken und wagen lasse? Es leuchtet unmittelbar ein, dafs dieses bey Jünglingen schwieriger ist, als für Knaben; denn jene sind unter einander verschiedener als diese. Die Ungleichheit wächst in der Regel mit den Jahren, indem, wer einmal zurückblieb, dieser eben darum schwerer weiter kommt, wenn er auch von jetzt an eben so fleifsig wäre, wie die Andern. Dafs man mit den Knaben mehr Nachsicht hat als mit den Jünglingen, scheint nicht hinreichend begründet. Glaubt man, die Knaben verstünden noch nicht so genau, was man eigentlich von ihnen verlange? Wo sie diese Stumpfheit zeigen, da haben sie kein Interesse gefafst; der Unterricht hätte (wenn sie nicht einfältig waren) dafür sorgen können. Oder denkt man, sie wären noch keiner so absichtlichen Anstrengung fähig? Dafür sind sie biegsamer, haben auch noch weniger nachzu[101]holen, als ein Jüngling, der sich früher vernachlässigt hatte. Ueberhaupt aber kömmt es mir hier nicht darauf an, dafs man gegen die Knaben ein *strenges* Urtheil *ausspreche*, und sie dadurch zu gröfserem Fleifse ansporne, sondern nur, dafs man ein *richtiges* Urtheil *fälle*, wieweit sie von dem Puncte entfernt seyen, wo sie hätten stehen sollen. Dieser Punct mufs für Tertianer, oder für Schüler dieses Alters, eben so wohl bestimmt seyn, als für Primaner, die man zur Universität entläfst. Die Angabe dieses Puncts ist übrigens kein Gesetz, sondern nur ein Maafsstab, und die

Wirkung des Zurückbleibens hinter demselben ist keine Strafe, sondern ein zweckmäſsiges, und für den Schüler selbst wohlthätiges Verfahren.

Nach diesen Vorerinnerungen versetze ich mich nun in Herrn Graff's Lehranstalt, von der ich eigentlich zu reden habe. Dieselbe sey ein Gymnasium; und wir nehmen unsern Standpunct in der *ersten Schule* nach Graff's Sprachgebrauch, das heiſst, in der Mitte der im ersten Jahre gesammelten Schüler. Schon nach [102] einigen Monaten wird der Lehrer einige Individuen bemerken, denen in Nebenstunden nachgeholfen werden muſs. Es ist nöthig, daſs hiezu ein Gehülfe, wenn auch nur ein fähiger Jüngling in der Nähe sey. Nach einem Jahre können sich Einige zeigen, die man in diesem Kreise nicht länger dulden kann, weil sie mit heftiger Begierde nach auſsen greifen, und zum ruhigen Merken auf einen an sich interessanten Gegenstand nicht zu bringen sind. Anstatt sich nun bey Züchtigungen aufzuhalten, schickt man diese, ohne irgend eine Rücksicht auf die Eltern, vom Gymnasium weg; denn hier soll eine ungestörte Aufmerksamkeit herrschen. Den Eltern steht dagegen die Hauptschule offen, wo man gegen das äuſserlich unruhige Leben der Kinder gar nicht streng ist, sondern vielmehr sich darauf gefaſst hält; indem man hier nicht mit den Schwierigkeiten der alten Sprachen zu kämpfen hat; und durch das Ganze des Unterrichts die Unruhigen viel leichter fassen kann. — Wir kehren für jetzt zurück ins Gymnasium. Das zweyte Jahr sey verlaufen; vielleicht wieder ein Paar müssen ausscheiden; entweder wie zuvor, wegen ausgelassener Wildheit, [103] oder auch wegen allzuschwacher Fähigkeiten; in welchem letztern Falle es dahin kommen kann, daſs nur die kleine Schule sie aufnimmt, während die Hauptschule, die für auffallend langsame Köpfe nicht gemacht ist, sie verschmäht. — Nach dem Ende des dritten Jahres wird die erste Schule des Gymnasiums nicht leicht* in den Fall kommen, einen Schüler auf die Hauptschule, oder auf die kleine Schule zu verweisen, denn sie hat ja erst vor einem Jahre ihren Kreis gereinigt. Aber es kann gar leicht begegnen, daſs solche Knaben, deren guter Wille am Tage liegt, und die auch zum Aufmerken nicht zu beschränkt sind, in den Uebungen und Fertigkeiten zu weit zurückstehn, um fernerhin mit den Andern Schritt zu halten. Diese kommen nun in die Uebungsklasse des Gymnasiums. Hier verweilen sie ein Jahr lang, und treten dann — nicht etwan in den vorigen Kreis zurück, sondern in die *zweite* Schule, oder in den Schülerkreis, der ein Jahr später zusammen [104] getreten war, und der also jetzt auf dem Puncte seyn soll, wo ein Jahr früher die erste Schule war. An die Uebungsklasse giebt eben jetzt die zweyte Schule diejenigen ab, welche der Nachülfe bedürfen. Man sieht hieraus, daſs die Uebungsklasse unaufhörlich fortbesteht, aber bey jährlichem Wechsel aller ihrer Schüler. — Die erste Schule aber wird nun fernerhin nicht *gern*, und nicht *leicht* mehr Einen ausstoſsen; lieber wendet sie Ermahnungen und Strafen an, und so hält sie die Ihrigen zusammen, bis zum Ende des sechsten Jahrs. Die jetzt vierzehn- oder fünfzehnjährigen Knaben werden nun nach secunda versetzt; einer Klasse, die mehr als *einen* Lehrer hat,

* *Nicht leicht!* — Jedoch ist es im Nothfalle immer *möglich*, und muſs zu allen Zeitpuncten möglich seyn.

wegen des gröfsern Umfangs, und der schon einigermaafsen *gelehrten* Behandlung der Studien; so wie auch prima, welche der obersten Klasse unserer Gymnasien ähnlich seyn wird. Es ist übrigens nicht notwendig, dafs secunda alle jene Schüler auf einmal annehme; vielmehr mufs *hier gerade* für die raschen, sehr ausgezeichneten Köpfe dadurch gesorgt werden, dafs man sie früher als gewöhnlich versetzt; für die langsamen aber kann wiederum eine Verweilung, [105] auf ein halbes Jahr etwan, auf einer Uebungsklasse eintreten, wodurch die Ungleichheiten, die sich in den letzten drey Jahren in der ersten Schule mochten erzeugt haben, fortgeschafft werden. Und wenn jetzt noch ein Schüler seine Absichten ändert, so mag er von hier an den Weg des Studirens verlassen. Die Hauptschule wird ihn gern in einen ihrer Schülerkreise aufnehmen, wofern er übrigens keinem Tadel unterliegt. Für solche Subjecte aber, die in späteren Jahren unvermuthet misrathen, ist gar keine Schule offen; sie sind eine unglückliche Last für ihre Familien.

Wir haben hier den Gang aller successiven Schulen des Gymnasiums beschrieben; denn jede setzt in den ersten beyden Jahren die Untauglichen bey den andern Lehranstalten ab; jede schickt am Ende des dritten Jahres Einige in die Uebungsklasse, und empfängt Andre aus derselben; jede hält alsdann, wo möglich, die Ihrigen vest bis zur Versetzung nach secunda. Nur das mufs noch hinzugefügt werden, dafs sich das Gymnasium bereit halten soll, neue Ankömmlinge aus der Hauptschule, und selbst aus der kleinen Schule, [106] aufzunehmen. Wie ist das möglich? — Gewifs leichter als man denkt. Erstlich gehören dazu Zeugnisse von vorzüglichen Fähigkeiten, oder sehr guten Willen (der *auch* einer Fähigkeit gleich gilt); denn ein leichtsinniger Wechsel wird nicht gestattet, und sehr ausgezeichnete Talente werden in allen, auch den untersten [1] Schulen, bemerkt, sobald sie zu erkennen sind, und ermuntert, sich wo immer möglich den Studien zu widmen. Es ist also für solche Ankömmlinge gewifs nicht schwer, sich in die neue Bahn zu fügen. Zweytens läfst man sie nicht unmittelbar eintreten, sondern erst nach besonderer Vorbereitung. Hiezu aber müssen die ältern und besten Schüler mitwirken, für welche es eben so nützlich als ehrenvoll ist, sich im Lehren zu üben; denn bekanntlich *lernt man durchs Lehren*, ungefähr wie man eine Sprache besser versteht, in der man versucht hat zu schreiben. Drittens — und dies ist die Hauptsache — werden in *allen* [2] Schulen *alle* Arten des Interesse geweckt, und folglich braucht *nicht die Gemüthsstimmung*, sondern nur der Gegenstand der Beschäfftigung zum Theil gewechselt zu werden. Wer es nun noch für schwer hält, [107] in spätern *Knabenjahren* Griechisch und Lateinisch zu lernen, der besinne sich an die häufigen Beyspiele von *Männern*, die noch weit später damit zu Stande kamen.

Die Hauptschule wird das Bedürfnifs, ihre Schülerkreise zu reinigen, etwas weniger empfinden als das Gymnasium. Denn sowohl die schwächeren als die unruhig lebhaften Naturen kann sie leichter in Thätigkeit setzen und erhalten, da ein grofser Reichthum von unmittelbar interessirenden

---

[1] „auch in den untersten" SW.
[2] „allen" nicht gesperrt SW.

Gegenständen ihr zu Gebote steht. Lästig sind ihr gleichwohl die verschiedenen Grade der Fertigkeiten in einem und demselben Schülerkreise. Daher kann man ihr mehrere Uebungsklassen, und auf kürzere Zeiträume geben. Schon am Ende des zweyten Jahres mögen Einige die erste Schule verlassen, um auf ein Halbjahr in die Uebungsklasse zu treten; die zweyte Schule wird nach Verlauf des Halbjahrs sie eintauschen gegen Andre, die sie eben dort abgiebt. Am Ende des vierten Jahrs kann dieselbe Einrichtung sich wiederholen. Zuletzt erfolgt auch hier eine Versetzung in eine oberste Klasse, an welcher für verschiedene Fächer mehrere Lehrer arbeiten.

[108] Die kleinen Schulen werden am meisten gedrückt durch die Verschiedenheit der Köpfe, die sie sich müssen gefallen lassen. Denn was auf dem Gymnasium und in der Hauptschule nicht fortkommt, das sollen sie aufnehmen; und überdies auch noch die rascheren Geister beschäfftigen, die in den unteren Volksklassen emporkeimen. Möchte diese Schwierigkeit nur *gefühlt* werden! Möchte es dahin kommen, dafs der Volksschullehrer sich über die *gar zu guten* Naturen beschwerte, die ihm sein Amt vollends sauer machen! Möchten die Mittel einer edeln Freygebigkeit sich so weit ausdehnen lassen, dafs man dreist ausrufen dürfte: Jedem das Seine! *Auch den Musen das, was ihnen zugehört!*

Genug geträumt! Nicht ich bin Gesetzgeber der Schulen. Und wenn die Frage, ob unsre Zeit Beruf habe zur bürgerlichen Gesetzgebung, von einem berühmten Rechtslehrer verneint werden durfte: so ist an durchgreifende Umwandlung der Schulen vollends nicht zu denken. Denn gewifs! Weit mehr schöpferische Geisteskraft, und [109] weit mehr edeln, reinen Willen, erfordert diese, als die Abfassung und Einführung eines neuen Gesetzbuchs für das Privatrecht. Hat Herr Regierungsrath GRAFF richtig gesehn, was nach einem langen Zeitverlauf ein fähigeres Geschlecht dereinst zur Wirklichkeit bringen wird: so mag er sich *des Anblicks* erfreuen, und hierin seinen Trost finden wegen der ihm versagten Thätigkeit. Mir wenigstens ist eine solche Art, mich zu trösten, ziemlich geläufig.

Und nun zum Schlusse dem Leser, der bis hieher las ohne zu blättern, mein Dank für geneigtes Gehör; *dem* Manne aber gebührt mein wärmerer Dank, dessen Idee mich, während des Schreibens dieser Bogen, entweder nützlich beschäfftigte, oder doch angenehm unterhielt.

VII.

UEBER DIE GUTE SACHE.

Gegen Herrn Professor STEFFENS.

Im Mai 1819.

[Text der Originalausgabe, O, Leipzig, Brockhaus, 1819.]

Bereits gedruckt in:

SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke* (Bd. IX, S. 133—163), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

KLSCH = J. F. HERBART's *Kleinere Schriften* (Bd. II, S. 263—296), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

Vollständiger Titel der Originalausgabe:

Titel des Umschlags und I. Schmutztitel:

Herbart gegen Steffens.

II. Haupttitel:

Ueber

die gute Sache.

Gegen | Herrn Professor Steffens.

Von

Johann Friedrich Herbart,
Professor der Philosophie zu Königsberg.

Leipzig,
F. A. Brockhaus.
1819
im Monat Mai.

[5] Ueber die gute Sache.

Freiheit der mündlichen und schriftlichen Mittheilung ist das entschiedenste Bedürfnifs der öffentlichen Lehrer und Schriftsteller. Daher müssen sie alles anwenden, um sich ein so kostbares Gut zu erhalten; und nicht minder sollten sie alles verhüten, was ohne Noth bei den Regierungen hierüber Bedenklichkeiten aufregen kann.

Nun sind aber die Gegenstände, worüber am meisten und am lebhaftesten öffentlich gesprochen, geschrieben, gestritten wird, gerade von der höchsten Wichtigkeit für den Staat und die Kirche. Beide würden unaufhörliche Erschütterungen leiden, wenn jede in Umlauf gesetzte Meinung ernstliche Folgen hätte. [6] Soll die Rede frei seyn, so müssen die meisten Worte verhallen; der Staat rechnet darauf, dafs sie verhallen werden. Die Schriftsteller wissen dies, und dürfen sich darüber nicht wundern. „*In der Mitte aller Irrthümer wird allein das Wahre sich halten; denn wider einander streitend, vernichten die Irrthümer sich selbst;*" — das ist die Voraussetzung, wovon der Staat und die Schriftsteller gemeinschaftlich ausgehen, wenn jener bewilligt, was diese verlangen.

Also: wo Irrthum ist, da mufs auch ein Widerstreit der Irrthümer seyn. Dies ist das Mindeste; besser wäre: Widerlegung des Irrthums; das Beste: Irrthum besiegt durch Wahrheit. Beides kann jedoch vorläufig entbehrt werden, wenn blofs von der Freiheit des literarischen Verkehrs die Rede ist.

Bekanntlich hat kürzlich eine Schrift [7] von Stourdza allerlei Besorgnisse erregt; deren ich zwar mich zu erwehren suche, die mich aber doch erinnern, dafs es wohlgethan sey, zu widersprechen, wenn Irrthum verkündigt wird; und dafs zuweilen der Staat von den angestellten öffentlichen Lehrern das Reden erwartet, damit Er schweigen könne.

Mit solchen Betrachtungen war ich beschäftigt, als mir ein Büchlein des Herrn Professor Steffens gebracht wurde, betitelt: *die gute Sache*. Darin fand ich einige Sätze der sogenannten Naturphilosophie, die zugleich Staatslehre seyn will; die Sätze sind im Wesentlichen nicht neu; und vielmals schon habe ich dergleichen stillschweigend an mir vorübergehen lassen; mein Inneres konnten diese Irrthümer nicht bewegen, und meinen äufseren Verhältnissen glaubte ich Genüge zu leisten, indem ich die Quellen jener Naturphilosophie bezeichnete, und ihren Wassern [8] einen andern Lauf anwies. Dies ist in meinen frühern Schriften geschehen, und wird in meinen späteren fortgesetzt werden.

Allein Herr Professor Steffens erläfst auf dem Titelblatte eine „Aufforderung, zu sagen, was die gute Sache sey, an Alle, die es zu wissen

meinen.“ Und allerdings glaube ich davon eben so viel zu wissen, als der Auffordernde. Er spricht sich ferner also aus:

„Der Redlichmeinende mag uns ohne Schonung angreifen. Der Uebelwollende mag alle Waffen brauchen; Gründe, Witz, ja Beschuldigungen, Verdrehungen und Verläumdungen. Meinem Verleger habe ich aufgetragen, alles was gegen mich erscheint, sorgfältig zu sammeln. Ich werde auf alles, achten, wo ich mich besiegt fühle, es redlich bekennen, was ich abzuwehren vermag, nach [9] Kräften abwehren, ja wenn unter einer Masse von Anfällen, Verdrehungen und Verläumdungen sich irgend etwas einem Grunde ähnliches verbergen sollte, dieses, als stünde es in dem besonnensten und gründlichsten Aufsatze, ruhig herausheben.“

Nun bekenne ich, eine so vollständige Aufforderung noch niemals gelesen zu haben. Derjenige mufs, wahrlich! viel Muth besitzen, er mufs seiner eigenen Ruhe, Besonnenheit und Gründlichkeit sehr zuversichtlich vertrauen, der einen solchen Aufruf in alle vier Winde hinauszusenden wagt! So urtheile nicht ich allein, sondern ohne Zweifel auch das Publicum; und weil der Muth eine glänzende Tugend ist, die stets das Vorurtheil für sich hat, so kann man denken, wie viel Herr STEFFENS schon hiedurch in der öffentlichen Meinung wird gewonnen haben!

[10] Indessen wird es ihm an Gegnern nicht fehlen; und wenn es blofs darauf ankommt, dafs widersprochen werde, gleichviel wie, so braucht meine Feder sich nicht zu bemühen. Denn Herr STEFFENS ist mit den Turnfreunden beschäftigt; vielleicht auch mit andern Freunden und Bekannten. Sein Titelblatt redet von „*Begegnissen des Verfassers in Berlin;*“ die jedoch, nach der Vorrede zu urtheilen, auf unangenehme Berührungen unter Privatpersonen beschränkt waren. Da ich nun nicht die Ehre habe, zu den Freunden und Bekannten des Herrn Professor STEFFENS zu gehören, so sollte ich mich wohl hüten, mich in ein Gespräch einzumengen, was diese öffentlich mit einander zu führen etwa für gut halten mögen: — allein gerade umgekehrt, dieser Umstand enthält den eigentlichen Antrieb, wefshalb ich dem Herrn STEFFENS entgegentrete.

In einem Kreise von Bekannten [11] wird zwar oft lebhaft gestritten, allein stets aus gewissen zugestandenen Vordersätzen, die in diesem Kreise für unstreitige Wahrheiten gelten; für Symbole, auf welche zu schwören man bereit seyn mufs, um in dieser Gesellschaft geduldet zu werden, oder mindestens für die Zeichen des guten Tons und der Erhebung zur Höhe der Zeit. Alle Streitigkeiten in dem Kreise sind Bestätigungen der Vordersätze, die in demselben einmal für ausgemacht gelten. Wenn nun fremde Zuhörer eingelassen werden: so lernen auch sie gar bald den Unterschied zwischen dem Streitigen und dem Unbestrittenen; sie prägen sich das letztere um desto tiefer ein, je länger das Schauspiel dauert, und je feuriger die Reden und Gegenreden gewechselt werden.

Die Scene des Schauspiels ist nun vollends diesmal in Berlin, in der Hauptstadt, — ein Umstand, der wohl allein zu erklären vermag, wie Herr [12] Professor STEFFENS dazu kommt, den ihm zugestofsenen Begegnissen eine öffentliche Wichtigkeit beizulegen. Es scheint in der That dabei vorausgesetzt, Berlin sey für Deutschland, was Paris für Frankreich.

Hieran glaube ich bis jetzt nicht; und eben so wenig räume ich die Fichteschen und Schellingischen Principien ein, aus denen, allem Vermuthen nach, wird disputirt werden. Was jener Kreis für unstreitig, für ausgemacht halte, das interessirt mich, die Wahrheit zu sagen, in Rücksicht der feinern Bestimmungen sehr wenig; aber eine Reihe von Erfahrungen, gesammelt seit den frühesten Verkündigungen der Fichteschen und Schellingischen Lehre, hat mich überzeugt, dafs gerade darum die philosophischen Streitigkeiten immer weiter von der Wahrheit abführen, weil eingeräumt wurde, was man hätte läugnen sollen. Namentlich die Schellingische Schule [13] hat den Platz, den sie einnimmt, nicht ihrer Stärke, sondern der Schwäche ihrer Gegner zu danken. Darum will ich diesmal widersprechen, weil ich mit gröfster Wahrscheinlichkeit voraussehe, dafs die streitenden Parteien den Irrthum nicht aufdecken, sondern gemeinschaftlich befestigen werden.

Weil man indessen jedesmal dem Gegner, dem man sich stellt, eben hiedurch eine Ehrenbezeugung darbringt: so mufs ich in dieser Hinsicht noch Einiges hinzusetzen.

Einem Buche, worin ich gar nichts Wahres fände, würde ich gar nichts entgegenstellen. Herr Professor STEFFENS ist nicht blofs Naturphilosoph, sondern ein geachteter und wohlgesinnter Mann; hievon zeugen auch mehrere Stellen seiner oben genannten Schrift, welchen ausdrücklich beizustimmen ich nicht unterlassen werde.

Auf der andern Seite aber mufs ich [14] bemerken, dafs Herr ST. noch lange nicht berechtigt ist, einen fortgesetzten wissenschaftlichen Schriftwechsel von mir zu erwarten. Er hat freilich versprochen, auf Alles, was einem Grunde ähnlich sehe, zu achten; ja es ruhig herauszuheben, selbst wenn es unter allerlei Verkehrtheiten begraben läge. Meinerseits hingegen verspreche ich gar Nichts. *Vielleicht erkläre ich, dafs mir an einem Siege über Herrn Professor* STEFFENS *nichts gelegen ist;* ja dafs ich mich darum selbst dann nicht bemühen würde, wenn ich auch unter den Zeitgenossen irgend welche Kampfrichter sähe, die ich für competent gelten lassen könnte. Damit diese Erklärung mir jedoch nicht schlimmer gedeutet werde, als sie gemeint ist, werde ich mich weiter auslassen müssen.

Um die Zeit, da SCHELLING sein System des transscendentalen Idealismus schrieb, waren mehrere Andre, — [15] unter ihnen, um nur zwei zu nennen, Herr Professor FRIES, und ich, — jeder unabhängig vom Andern, beschäftigt, die scharfsinnigen, jedoch irrigen Lehren FICHTE's, welche SCHELLING sublimirte und überbot, zu widerlegen, und neuen Untersuchungen Platz zu schaffen. Wer unter uns nun den weitesten Weg zurückgelegt habe, wessen Forschungen die neuesten, tiefsten und reifsten seyen? davon darf hier nicht die Frage seyn; denn die Wettkämpfer haben keine Stimme unter den Richtern. Herr Professor FRIES aber hat wenigstens ein bedeutendes literarisches Publicum erlangt; und schon deshalb kann ihn die Schellingische Schule nicht ignoriren. Was mich betrifft, so mögen immerhin meine kurzen Lehrbücher in dem engen Kreise meiner Zuhörer geblieben seyn; der gröfste Theil meiner Untersuchungen ist ohne Zweifel dem gröfsern Publicum, das sich aus schwer zu verstehenden Lehr-

büchern nicht [16] gern unterrichtet, sondern gewöhnt und sogar *verwöhnt* ist, sich von den Schriftstellern Alles wiederholt und in erneuerten, bequemern, zierlichern Darstellungen vortragen zu lassen, — noch so gut als völlig unbekannt. Wenn aber einer von den Wettkämpfern sich die Miene giebt, als wäre Er allein vorhanden, so ist diefs eine Beleidigung für die andern; und wenn er eine Partei findet, die seinen Uebermuth unterstützt, so mufs billiger Weise jeder einzelne von dieser Partei darauf gefafst seyn, dafs ihm die Zeichen der Geringschätzung vorgehalten werden, deren die Partei, und der Einzelne, der zu ihr gehört, sich schuldig gemacht haben.

Nun ist es eine bekannte Sache, und schon sonst mehrmals gerügt worden, dafs die Schellingische Partei, in ihrer grofsen Verblendung, und nur mit sich allein beschäftigt, keine Wettkämpfer anerkennt; sondern dafs sie nur armselige Gegner und Neider, gegen welche sich [17] lediglich eine möglichst vornehme Verachtung gezieme, aufser ihrem Kreise zu erblicken glaubt. Demnach — und aus welchem andern Grunde wäre es zu erklären? — erlaubt sich diese Partei, von den eigenthümlichen Arbeiten und Ansichten ihrer Gegner, keine Notiz zu nehmen;* sie erlaubt sich, überall und unaufhörlich *von der Philosophie* auf eine Weise zu reden, als ob im ganzen deutschen Sprachgebiete keine andre Philosophie existirte, als die Schellingische; sie erlaubt sich dieses nicht etwa blofs dann, wann sie ihre eignen Lehrsätze (oder vielmehr Ansichten) entwickeln will, sondern auch da, wo ein öffentliches Verhältnifs der Philosophie zum Staate und zur Kirche soll zur Sprache gebracht, wo es in Flugschriften, die in Aller [18] Hände kommen, und die auf die öffentliche Meinung wirken, soll zur Schau gestellt, und der Beurtheilung eines Jeden Preis gegeben werden.

Das Beispiel liegt in der Nähe. Herr Professor STEFFENS schreibt ein Büchlein, betitelt: *die gute Sache.* Man kann keinen Titel ersinnen, der populärer wäre; es ist vorauszusetzen, dafs dies Schriftchen in allen Lesecirkeln umlaufen werde. In demselben philosophirt nun Herr ST. auf seine Weise, in seiner Sprache, — das ist *seine* Sache, und ob diese eine gute oder schlechte Sache sey, soll uns noch nicht kümmern, — aber ferner: er spricht *über die Philosophie,* er erzählt dem Haufen seiner Leser, dafs in dem vollendeten Staate Philosophie sowohl als Poesie und Kunst verschwinden würde; und was dergleichen erbauliche Dinge mehr sind, von denen weiter unten noch Mehr wird angeführt werden. Wer hat Herrn Prof. [19] STEFFENS bevollmächtigt, also über die Philosophie an die Menge zu berichten? Glaubt er, alle übrigen Forschungen und Ueberzeugungen, die den nämlichen Namen tragen, seyen stillschweigend annihilirt, blofs darum und dadurch, weil es ihm beliebt, in dem ganzen Schriftchen die tiefste Unwissenheit in Ansehung dessen, zu affectiren, was aufser seiner Schule geschieht? Oder glaubt er, FRIES, und KÖPPEN, und KRUG, und BOUTERWECK, und so viele Andere, würden die Verantwortung für Alles das mit übernehmen, was die Herren STEFFENS und SCHELLING als erhabene Weisheit mit dem ihnen eigenthümlichen Pathos verkündigen?

* Sie scheint wirklich Nichts davon zu kennen, und Alles aufser ihr blofs nach dem Spruche zu messen: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.

Was mich betrifft, so liegt mir blofs daran, mein Verfahren zu rechtfertigen, indem ich den von Herrn Steffens aufgestellten Sätzen widerspreche, ohne gleichwohl mich zu einem fortgesetzten Streite mit ihm zu erbieten. Ein solcher Streit würde nämlich voraussetzen, dafs mein [20] Gegner, indem er von der Philosophie spräche, nicht blofs von der seinigen redete, sondern unter andern auch von der meinigen; ja noch mehr, dafs er auch meine Lehre kennte, und sie wohl durchdacht hätte, — mindestens so gut, wie ich die seinige kenne, mit deren Grundzügen mich bekannt zu machen, ich für die Schuldigkeit eines akademischen Lehrers gehalten habe. Dies Alles darf ich nun von Herrn Professor Steffens gar nicht erwarten; und hiedurch ist meine Stellung gegen ihn bestimmt; daher denn auch Er mir meine Erklärung, dafs mir an einem Siege über ihn nichts gelegen ist, nicht übel nehmen kann.

Jedoch, um ja nichts Anstöfsiges übrig zu lassen, nehme ich diese Erklärung auf den Fall zurück, dafs Herr Prof. St. mir eine hinreichende Kenntnifs meiner Untersuchungen nachweise. Und wegen der Frage, was hinreichend sey, nenne ich ihm — um nicht be[21]schwerlich zu fallen oder zudringlich zu scheinen, — lediglich ein paar kleine Abhandlungen, die ich schon vor fünf Jahren herausgegeben habe. Die eine heifst: theoriae de attractione elementorum principia metaphysica; die andre steht im dritten Hefte des Königsberger Archivs für Philosophie, und ist psychologischen Inhalts. [s. Bd. III vorl. Ausg.] Wer diese beiden Abhandlungen nicht blofs gelesen, sondern *von Anfang bis zu Ende verstanden* hat, der kennt zwar noch nicht das Ganze meiner Philosophie, aber er kann mir doch eine Grundlage anbieten, wenn er verlangt, dafs ich mich auf ein wissenschaftliches Gespräch mit ihm einlassen soll. Herrn Professor Steffens müfste ich freilich wegen der fraglichen Gegenstände noch auf meine practische Philosophie verweisen; doch fürchte ich, es werde an den beiden genannten Abhandlungen schon *zuviel* seyn!

Jetzt kehre ich zu dem Puncte zurück, [22] von dem ich ausging. Das Büchlein über die gute Sache ist gewifs von einem guten Willen ausgegangen, aber es ist mehr geeignet, einem verwirrten Geräusch von allerlei Stimmen, als einer wirklich belehrenden Disputation den Anlafs zu geben. Man kann nun zwar nicht hoffen, in dem Geräusche verstanden zu werden, aber es mag doch gut seyn, eine etwas fremd klingende Stimme unter die andern zu mischen, die sonst, bei aller ihrer Dissonanz, ziemlich nahe daran seyn möchten, in *einen* Ton zusammenzufallen, ohne den *rechten* Ton getroffen zu haben. Und es wäre schlimm für die Philosophie, wenn das Publicum, das so leicht dem Gesammt-Eindrucke nachgiebt, den rechten Ton auch hier in der *Mitte* zwischen den falschen suchte, während er weit von diesen allen entfernt, in einer ganz andern Gegend läge. Indessen bedarf es, um dies zu verhüten, bloſser Antithesen gegen die aufgestellten [23] Streitsätze, indem, wo die eine Partei nichts zum Beweise ihrer Behauptungen vorbringt, auch von der andern nichts Gründlicheres kann verlangt werden; und wenn die erstere durch einige Berufungen auf ältere Actenstücke auszureichen glaubt, dies auch der andern nicht mufs verdacht werden. Was dem Einen recht, ist dem Andern billig. Es kommt hier blofs darauf an, das Gleichgewicht zwischen den Parteien

zu erhalten, damit keine derselben mehr zu gelten scheine, als ihr gebührt.

Jetzt zuerst ein paar Sätze des Herrn STEFFENS, die ich für richtig erkenne, und denen ich deshalb keine Antithesen, sondern Zusätze beifügen werde. Diese finden sich S. 50 u. f. der angeführten Schrift.

„Was die Philosophie vorzüglich zu vermeiden hat, ist die thörichte Einbil[24]dung, dafs sie in einer bestimmten Richtung nach aufsen wirken könne.“

Zusatz. Auf die Frage: *was die gute Sache sey?* läfst sich im Allgemeinen und in der Kürze durchaus nichts Besseres antworten, als was PLATON im vierten Buche der Republik so vortrefflich entwickelt hat;

τὸ τὰ ἁυτοῦ πϱάττειν.

„Jeder thue das Seine.“ Die *Vielgeschäftigkeit* dagegen ist die *schlechte* Sache! Wenn aber die Philosophen nicht blofs für Andre, sondern auch für sich selbst weise seyn wollen, so dürfen sie nicht vielgeschäftig seyn; also müssen sie damit anfangen, sich vor allem unruhigen Drängen und Streben nach Wirksamkeit zu hüten; sie müssen anerkennen, dafs Geschäftsführung im Staate eine ganz andre Geistesrichtung und Uebung voraussetzt, als Erweiterung des specu[25]lativen Wissens; dafs die anhaltende Betrachtung des Uebersinnlichen und des Allgemeinen nicht ohne Verlust an Umsicht und Schnellkraft des Blickes für die irdischen, besondern, individuellen Angelegenheiten möglich ist; mit Einem Worte, sie müssen die Anwendung und Ausführung ihrer Grundsätze Andern überlassen. Die Theilung der Arbeit sondert immer mehrere Fächer der menschlichen Thätigkeit von einander, je weiter und höher der Mensch strebt. Heutiges Tages haben die Philosophen mehr als jemals dafür zu sorgen, dafs es an Kräften zur Fortsetzung der angefangenen Forschungen nicht fehle; und daneben können sie sich um die Angelegenheiten des Augenblicks gar wenig bekümmern.

„Unsre Ansicht ist, dafs alles Heil aus der selbstständigen Entwickelung aller Elemente des Staates entspringt.“

[26] **Zusatz.** Das Heil des Staates entspringt aus dem Heil der Provinzen, der Bezirke, der Städte, Flecken, Dörfer, Familien, endlich der Individuen. Es entspringt nach einer andern Ansicht, die mit jener verbunden werden mufs, aus dem Heil der Bauern, Handwerker, Kaufleute, Gelehrten, Geistlichen, Soldaten, Beamten aller Art.* Kurz, das Heil des Staats und der Staat selbst, ist ein leerer, hohler Begriff, sobald man ihn nicht in Gedanken zusammensetzt und aus den kleinern Gesellschaften und Verbindungen, die, *in durchaus unbestimmter und unbestimmbarer Zahl und Art*, in ihm vorhanden sind, und aus den Bedürfnissen und Neigungen der Menschen [27] in ihm, noch ferner entstehen. Die Staatslehre wird von vorn herein verdorben, sobald man auf die verfängliche Frage: *was ist der Zweck des Staats?* irgend eine solche Antwort giebt, wodurch andre Zwecke ausgeschlossen werden. Die einzig richtige Antwort ist diese: *der*

* Man wird sich vielleicht wundern, die Beamten hier genannt zu sehen. Man überlege weiter, und es wird hervorgehen, dafs sogar die Bauern und Handwerker in gewissem Sinne zu den Beamten gehören. Auch auf *ihre* Leistung rechnet das Ganze.

Zweck des Staats ist Zusammenordnung und Beschützung aller, auf einem gegebenen Boden entstandenen und noch entstehenden Gesellschaften: so daſs die Summe der Befriedigung aller gesellschaftlichen Strebungen ein Maximum werde. Hierbei versteht sich von selbst, daſs die Zusammenordnung sehr oft Unterordnung werden muſs, ja daſs sie in *Ausschlieſsung* übergehen kann, welches weiter zu entwickeln hier nicht der Ort ist.*

[28] Daſs aber in allen Kreisen und Klassen des Staats, deren jeder und jede selbst eine kleinere Gesellschaft ist, eine *selbstständige* Thätigkeit, daher auch *Entwickelung,* Statt finden müsse, die sich nicht in einem andern Kreise und einer andern Klasse ersetzen läſst: dies folgt im Allgemeinen aus dem Begriffe der Gesellschaft. Denn alle Gesellung beruht auf dem sie unmittelbar stiftenden allgemeinen Willen, und dieser auf dem Willen der Individuen, die sich gesellet haben. Nun ist der Staat das System aller Gesellschaften auf einem[1] gegebenen Boden; folglich ist *Wille* das Element, woraus ursprünglich der Staat erzeugt wird. Dieser muſs in allen Individuen, ferner als allgemeiner Wille in allen kleinern Gesellschaften bis zur allumfassenden ganzen, vorhanden seyn; [29] was daran fehlt, das fehlt an dem Staate, und kann in keinem andern Theile desselben ersetzt werden. *Gewöhnlich fehlt daran sehr viel; die Menschen wissen nicht einmal, was sie wollen.* Alsdann ist die Regierung zum Theil Vormundschaft; jedoch in abnehmendem Grade, wenn die wahre Bildung steigt.

Indem ich die vorstehenden Zusätze mit der Schrift des Herrn Steffens vergleiche, dringt es sich mir auf, daſs ich schon, ehe ich es wollte, mich mit ihm in Streit versetzt habe. Denn wenn er die von mir aufgestellten Behauptungen zugäbe, so würde eine beträchtliche Menge seiner Sätze sogleich umfallen. Sein Staat ist ein Naturwesen, eine Pflanze mit einem organischen Triebe, welchem gemäſs man sie muſs wachsen lassen, wenn man sie nicht verderben will. Von einer solchen geistigen Einheit, die aus ur[30]sprünglich ganz getrennten Elementen durch Verschmelzung entsteht, fehlt Herrn Steffens der Begriff; Vegetation ist das Höchste, was er kennt; selbst das eigentliche *Wollen* muſs ihm darauf zurückkommen. Fast wäre es besser, wenn er nur erst einmal in den, zwar leeren und verkehrten, Begriff der transscendentalen Freyheit sich ganz hineindächte; dieser würde ihm in der Staatslehre wenigstens Anfangs minder im Wege seyn, als seine, an sich falschen, und selbst wenn sie wahr wären, hier durchaus verkehrt angebrachten Naturansichten. Da ich nun mit Herrn Steffens nichts anderes anfangen kann, als mit ihm streiten, so sey denn auch der Streit ohne Verzug eröffnet!

Ich werde jetzt die Theses des Gegners mit den Ziffern bezeichnen, die sie in seinem Buche haben; man wird daraus sehen, daſs ich die meisten ganz unberührt lasse, weil die wenigen, die ich [31] aushebe, schon den Stoff zu einem Streite ohne Ende enthalten.

---

* Man unterscheide die Fragen: was der Zweck des Staats *sey?* und: welchen Zweck der Staat sich setzen *solle?* Hierüber vergleiche man Antithesis 1.

[1] „dem" statt „einem" . . . . SW.

Thesis 1. „Der Grundirrthum aller herrschenden Ansichten vom Wesen des Staats ist der, dafs die Menschen ursprünglich *ein gleiches Recht auf die irdischen Güter* haben. Eine doppelte Ansicht entspringt aus dieser, bald deutlicher und bewufster, bald mehr zurückgedrängt, und wohl nicht selten völlig bewufstlos wirkenden; indem einige annehmen, dafs jenes ursprüngliche Recht durch eine *göttliche Fügung* in dem Laufe der Zeiten beschränkt ist, so dafs eine ungleiche Vertheilung entstanden ist, die, wie sie entstand, fortdauernd geehrt werden mufs, und ein neues Recht erzeugt, welches unverletzlich ist, (die einseitige Ansicht der *Legitimität*,) während andere annehmen, dafs [32] die Staaten durch eine Uebereinkunft eine gleichmäfsige Vertheilung begründen sollen, und, wo durch den Unbill der Zeiten das Gleichgewicht aufgehoben wurde, dieses durch eine Revision des ursprünglichen Vergleichs wiederherzustellen sey. Nach beiden Ansichten ist die Freiheit in den Staaten nie zu retten, denn *jede Beschränkung der ursprünglichen Natur hebt die Freiheit auf*, mag sie für einige gröfser, oder für alle gleich seyn."

Antithesen. *Vorerinnerung.* Des Gegners Begriff von der Freiheit liegt nun am Tage. Wenn die ursprüngliche Natur beschränkt wird, so wird ein Quantum *Natur* aufgehoben; aber nach Herrn St. ist das Aufgehobene *Freiheit;* also Freiheit = Natur.

Antithesis 1. Der Grundirrthum aller falschen Staatslehren ist der, wenn man den [33] Begriff vom Staate als einem Naturproducte, der allerdings unentbehrlich ist, oben an stellt, statt ihn *zweien andern*, einem logischen und einem ethischen, die *beide* ihm vorangehen müssen, unterzuordnen.

Der logische Begriff des Staates ist der eines Systems von Gesellschaften auf einem gegebenen Boden, welches durch eine einzige, in ihm selbst liegende Macht geschützt ist.

Der ethische Begriff des Staats hängt von fünf practischen Ideen ab, welchen gemäfs er nicht blofs ein System von Gesellschaften seyn und bleiben, sondern sich im strengen Sinne in eine einzige beseelte Gesellschaft verwandeln soll*.

Jeder wirkliche Staat mufs zuerst durch den logischen Begriff aufgefafst [34] werden, der ihm zum Maafsstabe dient, ob er den Namen eines Staats mehr oder weniger verdiene. Aber diese Messung ist gleichweit verschieden von den beiden Fragen, der einen: was er als Naturproduct sey, wie er es geworden, und welches Schicksal er in sich trage; und der andern, wie er sich in irgend einem seiner zeitlichen Zustände verhalte zu den ethischen Forderungen, die er erfüllen sollte.

Antithesis 2. Wenn man den blofsen Naturbegriff des Staats oben an stellt, so entsteht die Irrlehre des Herrn von Haller, die sich auf das Factum der natürlichen Ueberlegenheit und des Bedürfnisses, und auf die hieraus unvermeidlich entstehende Verbindung, beruft; ohne zu begreifen, dafs mitten in dieser Ungleichheit sich eine Gleichheit, ein Zusammenfliefsen der Willen erzeugt, und dafs ge[35]rade nur hierin,

* Wenn der Leser über diese und die folgenden Behauptungen volles Licht verlangt: so mufs ich ihn auf meine practische Philosophie [Bd. II vorl. Ausg.] verweisen.

nicht aber in dem übrig bleibenden Widerwillen und dem geheimen Kriege der Schwächern und Stärkern, der Staat seinen Sitz und sein Wesen hat.

Wenn man den Naturbegriff mit dem logischen vermengt, und dasjenige als das Natürliche ansieht, was aus dem letztern allein, und nach Ausschliefsung aller nähern Bestimmungen, von selbst folgt: so erscheint die in der That natürliche Ungleichheit der Menschen als naturwidrig; und die Forderung, wiederum zur Natur zurückzukehren, ergiebt nun die Irrlehre des ROUSSEAU, von einem bürgerlichen Vertrage, worin blofs von aufgeopferten und wiedergewonnenen Vortheilen, von einer Freiheit des Sinnenlebens und einer Gleichheit des Stimmrechts auf dem Markte, ohne alle höhere, sittliche Bedeutung, die Rede ist.

[36] Wenn man endlich Alles in einander mengt, practische Ideen in höchster Verworrenheit ahndet ohne sie zu verstehen, und die Willen der Menschen aus ihrer Eigenthümlichkeit hervorwachsen läfst, wie die Aepfel auf den Bäumen, ohne von dem psychologischen Mechanismus, der zwischen der Eigenthümlichkeit des Individuums und seinem Wollen *auf sehr mannigfaltige* Weise dem Vermittler machen *kann*, das Mindeste zu wissen: dann entsteht eine Irrlehre wie die des Herrn STEFFENS, die aber innerlich so unbestimmt ist, dafs sie sich nur in phantastischen Reden kund geben kann, wovon bald die Probe folgen soll.

Antithesis 3. Eine unter den fünf practischen Ideen ist die der Billigkeit, und eine von den Anwendungen derselben (also etwas ziemlich Untergeordnetes, was [37] auf keine Weise dazu taugt, an der Spitze zu stehn,) ist jener vermeinte Grundirrthum des Herrn STEFFENS, wornach die Menschen ein gleiches Recht auf die irdischen Güter zu haben glauben. Dieser Gedanke ist gar nicht so durchaus verkehrt, wie der Gegner meint; wohl aber ist es eine Vorstellungsart, worin erstlich Recht und Billigkeit verwechselt, zweitens die nöthige Rücksicht auf die übrigen practischen Ideen vergessen ist; daher man jenen Anspruch zwar nicht gänzlich für nichtig erklären, wohl aber ihn in der Anwendung gar sehr beschränken muls.

Antithesis 4. Der Begriff der Legitimität hat seinen Sitz in dem eigentlichen, nackten Begriffe des *Rechts;* und die göttliche Fügung ist etwas blofs untergeschobenes, um diesen, wie so manchen andern Gedanken, zu verstärken, ja sich selbst da[38]von desto fester zu überreden. Wer sich auf Legitimität beruft, der ermahnt allemal die Menschen an das, was sie früher selbst, wenigstens schweigend, eingeräumt und zugestanden haben; und wer die Legitimität leugnet, der kann nur versuchen, das Factum und dessen Bedeutung zu schwächen, indem er das Schweigen als nothgedrungen, als ein unzureichendes, gemifsdeutetes Zeichen seiner Zustimmung, oder die geschehene Einräumung als beschränkt auf gewisse Zeit, oder auch als bedingt, und die Bedingung als nicht erfüllt darstellt. In jedem Falle ist hier die Frage von einer *Uebereinkunft*, die, wenn sie wahrhaft und vollständig Statt fand, ein *Recht* begründete, und wenn sie einseitig gebrochen wurde, einen Zustand des *Unrechts* herbeiführte, welches durch die erneuerte Anerkennung der Legitimität allein kann gehoben werden. Von der Anwendung dieses Begriffs [39] auf einen gegebenen Fall, und von der Rücksicht auf andre practische Ideen kann hier nicht die Rede seyn; gegen Herrn STEFFENS aber mufs behauptet werden, dafs

nur eine ganz unzulässige Verwechselung, diesen Begriff mit jenem, der billigen Gütergleichheit, zusammenmengen konnte. Doch mufs Herr St. hier entschuldigt werden; der Fehler, den er begangen, ist fast allgemein; und die höchst leichte und klare Unterscheidung, die sich bei der mindesten Aufmerksamkeit aufdringt, ist zur Schmach der Naturrechte erst in meiner practischen Philosophie bestimmt nachgewiesen worden.

Thesis 2. „Ein jeder Mensch erscheint in der Welt mit einer ursprünglichen Gabe, sein, von Gott ihm ertheilter Ruf, seine eigenthümliche Natur, diese be[40]stimmt allein seine Stellung, erzeugt seine Heimath, begründet sein Recht."

Antithesis 5. Kein Mensch kann einen göttlichen Ruf bestimmt nachweisen.

Antithesis 6. Nicht die Individualität *allein*, sondern in Verbindung mit tausend mal tausend Umständen, bestimmt die Stellung des Menschen.

Antithesis 7. Das Recht durch die Individualität begründen zu wollen, ist die allerärgste und verderblichste Verfälschung des Rechts, die durch einen philosophischen Irrthum nur jemals begangen werden kann. Dies mufs den Naturphilosophen um so mehr ohne Schonung, dürr und derb gesagt werden, weil schon Spinoza, ihre Vorgänger, die empörendste Lehre dieser Art [41] mit wahrer Frechheit in seinem tractatus politicus gepredigt hat; und man um desto gröfsere Gefahr läuft, dafs sie vollends in seine Fufsstapfen hineingerathen werden*.

Thesis 3. „Kein Mensch kann, dem Wesen nach, irgend etwas erwerben, keiner sich berufen auf eigenes Verdienst, nur was ihm von Gott aufgegeben ist, kann er ausrichten, die eigenthümliche Natur enthüllen. Geburt höher als Verdienst."

Frage 1 und 2. Was heifst: *dem Wesen nach* etwas erwerben? Heifst es, mit der erworbenen Sache Eins werden, mit ihr und sie mit sich verschmelzen? Das kann [42] freilich Niemand. Oder heifst es, die Einräumung der Sache von den Mitbürgern, und eben dadurch nach Völkerrecht auch von den übrigen Menschen erlangen? Das kann Jeder; und zwar *theils* durch Geburt, *theils* durch Verdienst. Uebrigens sehe man *Antithesis* 5.

Thesis 4. „*Je reiner sich die ursprüngliche Eigenthümlichkeit darstellt, desto vollkommener offenbart sich die Einheit eines jeden Bürgers mit dem Ganzen des Staats,* desto tiefer erwacht das unwiderstehliche Gefühl, dafs wir zur wechselseitigen Befreiung auf der Erde leben, dafs das Schicksal eines jeden Menschen in der innersten, tiefsten Wurzel an dem Schicksale aller hängt, aus diesem gebiert *sich die Liebe.*"

[43] Frage 3 und 4. Giebt es nicht auch ein Diebs-Organ, und in den ursprünglichen Eigenthümlichkeiten gewisser Menschen ein geistiges Analogon desselben, welches macht, dafs diese Menschen nichts liegen lassen können, sondern es, von einem unwillkührlichen Zuge hingerissen, in die Tasche stecken? Man behauptet es gebe deren, die, weil sie gesellschaftliche Bildung erlangt haben, zwar stehlen, aber das Gestohlne freiwillig zurückgeben. — Gesetzt, die Frage sey zu bejahen, und es gebe

---

* Man kann hier meine Gespräche über das Böse vergleichen. [s. oben Nr. IV.]

auch noch andere Eigenthümlichkeiten, als z. B. einen Hang zur Grausamkeit, zur Verschlagenheit, u. d. gl. wovon bei den Thierklassen die auffallenden Beispiele des Tigers und des Fuchses vorkommen, und wozu die Geschichte einzelner Menschen ebenfalls Belege darbietet: so entsteht die zweite Frage: „*ob durch reine Darstellung solcher ur*[44]*sprünglichen Eigenthümlichkeiten auch vollkommene Einheit eines jeden Bürgers mit dem Ganzen des Staats offenbart werde?*"

Frage 5, 6, 7. Was heifst: *tief erwachen?* (Tief schlafen kennen wir wohl.) Was sind *innerste Wurzeln*, und welches Gewächs hat seine Wurzel inwendig? Was heifst *sich gebären?*

Antithesis 8. Die Einheit der Bürger mit dem Ganzen des Staats hängt davon ab, dafs sich der allgemeine Wille richtig zusammensetze aus den Willen der kleineren Gesellschaften im Staate, und der Individuen. Dies geschieht in der Wirklichkeit sehr unvollkommen; auch kann es nicht seyn: wenn die Bürger unwissend und vereinzelt leben, und wenn die Regierung Zwecke verfolgt, die nicht aus [45] dem gesellschaftlichen Bedürfnisse entspringen. Umgekehrt, wenn die Regierung dasjenige richtig auffafst, was dem allgemeinen Willen, (er sey nun ausgesprochen oder nicht,) angemessen ist, — und eine jede gute Regierung sucht dies, auch ohne repräsentative Verfassung, durch *ihre* Beamten zu erforschen, — wenn sie dem gemäfs verfährt und zugleich ihr Verfahren den Staatsbürgern deutlich macht, *so dafs diese ihren Wunsch und ihre Bedürfnisse in den getroffenen Maafsregeln wiedererkennen: dann* ist die Einheit der Bürger mit dem Ganzen des Staats vorhanden.

Was aber die ursprüngliche Eigenthümlichkeit der Menschen betrifft; so hat diese zwar auch eine Beziehung auf den Staat und seine Einheit; denn wegen der nothwendigen Theilung der Arbeit sind verschiedene Eigenthümlichkeiten erwünscht; und man mufs sie benutzen. [46] Aber hier ist gar keine Congruenz zwischen den verschiedenen Arbeiten, die der Staat *nöthig hat* und derentwegen er sich nach den Arbeitern *umsieht*, — und zwischen den wirklichen Talenten, Geschicklichkeiten, Neigungen, die sich ihm *darbieten.* Nur einem Naturphilosophen nach der heutigen Mode kann es einfallen, sich eine prästabilirte Harmonie einzubilden zwischen den Bedürfnissen und Mitteln. Der Staat braucht bald Matrosen und Soldaten, bald entläfst er sie; er braucht Bergleute, wenn eine neue Mine entdeckt wird; Baumeister, wenn eine Stadt abgebrannt ist; Schauspieler, wenn Geld genug vorhanden ist, um eine kostbare, aber geistvolle Erholung zu bezahlen. Aber die Eigenthümlichkeiten der Menschen kommen und gehen nicht mit diesen öffentlichen Wünschen, sondern man benutzt, was man findet; so wie man Metalle und Steine gebraucht, wenn man sie hat. Leider [47] findet man nicht allemal gute Bruchsteine da, wo man bauen will, sondern mufs sich mit Ziegelsteinen behelfen. Eben so geht es dem Staate. In ihm giebt es einige höchst wichtige Posten, die durchaus nur von seltenen Genies passend besetzt werden können. So z. B. sollten alle Predigerstellen von solchen Männern eingenommen seyn, die durch keine Schule können gebildet, durch keine Gelehrsamkeit und Uebung hervorgebracht werden; von Männern, denen der religiöse Sinn nicht angekünstelt, sondern natürlich ist; und die alle Aufklärung

vertragen können, ohne dadurch zu erkalten und zum Irdischen herabzusinken. Diese Naturen sind selten; hier ist eine Aufforderung für den Staat vorhanden, *sie aufs sorgfältigste zu suchen*, denn jeder einzelne Mensch dieser Art ist ein unschätzbares Gut für die Gesellschaft, sobald er an seine rechte Stelle kommt. — Dieselbe Wahrheit, welche hier in einem [48] Beispiele nachgewiesen worden, entwickelt PLATO in der Republik in Beziehung auf das Ganze des Staats. Aber *nimmermehr* ist es ihm eingefallen, *den Staat nach den vorhandenen Eigenthümlichkeiten der Menschen einzurichten*; der mindeste Versuch dieser Art würde den Staat umkehren. *Die meisten Eigenthümlichkeiten müssen untergeordnet werden* unter moralische und bürgerliche Gesetze. Und diese Unterordnung beginnt der Einzelne schon dadurch selbst und gern, dafs er in irgend eine Gesellschaft eintritt.

Antithesis 9. Ob wir zur wechselseitigen Befreiung oder zur gegenseitigen Beschränkung im Staate verbunden seyen? das ist eine schief gestellte Frage, die man nur damit entschuldigen kann, dafs die Naturrechts-Lehrer durch ihre schiefe Staatslehre den Anlafs dazu gegeben haben. Je [49] dichter die Menschen wohnen, und je verwickelter ihre Verhältnisse werden: desto gröfser wird *beides*, Beschränkung und Befreiung. Der Staat ist allerdings kein blofses Tribunal, das streitende Parteien aus einander setzt; er ist keine blofse Polizei, welche die Wege durchs Leben säubern und pflastern läfst; er ist keine blofse Armee, die gegen den Feind zu Felde zieht: mit einem Worte, der Staat besteht nicht aus lauter Negationen; sondern sein Wesen ist ursprünglich positiv, eine Verschmelzung der Wünsche und Bestrebungen; und das Positive wächst in ihm, je höhere Stufen der Ausbildung er erreicht; es kann und soll wachsen bis zur innigsten Durchdringung der Gemüther. Und dieser Begriff übersteigt bei weitem jenen einer blofsen Befreiung oder gar Erlösung (wie sich Herr ST. anderwärts noch viel schiefer ausdrückt); denn es ist gar nicht einbedungen in den Begriff des Staats, dafs man ihn schlech[50]terdings dem Zwange und dem Bösen entgegensetzen müfste. Selbst die Macht im Staate, welche dem Unrecht wehrt, würde als Centrum der Kraft und der Geschäftsführung auch dann noch übrig kleiben, wenn gar kein Unrecht mehr zu fürchten wäre. Alsdann würde sie noch immer, wie jetzt, der Schutz der Gesellschaft seyn, nämlich gegen Verwirrung und Abspannung aus Irrthum und Unkunde.

Antithesis 10. Von der Liebe giebt es freylich mancherlei Species; schlechte und gemeine, so wie edle und erhabene. Doch ist kaum zu glauben, dafs Herr ST., wo er die Geburt der Liebe angeben will, gerade die erstern im Sinne gehabt habe. Und noch viel weniger ist einzuräumen, dafs er die letztern richtig beschrieben habe, indem er sie aus dem Gefühl entstehen läfst, dafs die Schicksale verbun[51]den seyen. Die Ordnung ist gerade umgekehrt; *erst* liebt man, *dann* stiftet man ein Verhältnifs, von dem man fühlt und weifs, dafs es die Schicksale zusammenknüpft. Wer das umdreht, dem mag, in der Ehe wenigstens, der Himmel gnädig seyn! Dafs wahre Liebe uneigennützig sey, ist das Mindeste, was man von ihr sagen kann; sie kennt auch eben so wenig den sublimen Eigennutz der Befreiung und Erlösung, als den der Bereicherung an irdischen

Gütern; denn sie hat gar keine Motive, und will durchaus nichts als sich selbst.

Thesis 5. „Freiheit ist Einheit der ursprünglichen Natur, innere Uebereinstimmung mit sich selbst."

Antithesis 11. Zwar kann die Freiheit nicht besser erklärt werden, als durch innere Ueber[52]einstimmung mit sich selbst. In diesem Sinne, da der Mensch von innerer Sclaverei der Leidenschaften befreit gedacht; als erfüllend das eigene Gesetz, als nachbildend das selbsterzeugte Vorbild, angesehen wird: — in diesem Sinne ganz allein ist die Freiheit eine Idee von absoluter Würde und Vortrefflichkeit. Aber sie ist auch eine *Idee;* — nicht in jenem falschen spinozistisch-naturphilosophischen Sinne, als ob ohne Weiteres überall ein Ideales und Reales beisammen wären, vermöge der Correspondenz der beiden unendlichen Attribute Gottes, oder des damit schlecht genug zusammengereimten Objectiven und Subjectiven des Fichteschen Ich, und des daraus sublimirten Schellingischen Absoluten: — sondern die Freiheit nach jener Erklärung ist eine Idee im alten Platonischen Sinne, ein Muster, dem die Dinge nicht nachkommen, obgleich sie scheinen ihm nachzustreben. Diese Uebereinstimmung mit sich selbst [53] *sucht* der Mensch, aber er *hat* sie nicht. Er sucht sie in seiner zeitlich-wirklichen Existenz, nicht in der *ursprünglichen Natur* seiner Seele; denn diese ist weder in Zwiespalt, noch in Einstimmung mit sich selbst, eben darum, weil sie wahrhaft Eins ist.

Thesis 6. „Freiheit ist reinste Darstellung der Liebe, heitere, ungehemmte Offenbarung des Besondern im Ganzen, dieses in jenem."

Antithesis 12. Die vorstehende Thesis ist ein ächtes Kind der Modephilosophie, deren Charakter darin besteht, dafs sie alles in einander mengt; daher, wenn *sie* ja etwas Wahres zu offenbaren weifs, sie es wenigstens niemals bei einer „heitern und ungehemmten" Offenbarung bewenden läfst, sondern das Rechte mit dem Verkehrten, [54] das Gerade mit dem Schiefen und Krummen in ein heilloses Chaos zusammenknetet.

Es war ein wahres Wort, dafs die Freiheit innere Uebereinstimmung sey; diese Wahrheit war schon verdorben, als die ursprüngliche Natur dazu kam. Nun vollends stürzt auch noch die Liebe herbei, — die das gerade Gegentheil der Freiheit ist. „Der Schmetterling ist gefangen," sagt man im gemeinen Leben ganz richtig von dem, welcher liebt. Die Psyche kann und mag sich nicht mehr frei bewegen, nachdem sie das geliebte Wesen gefunden hat, von welchem sie nicht mehr lassen will. Sie *verschmäht die Freiheit*! Selbst die innere Uebereinstimmung genügt ihr nicht. — Aber Herr STEFFENS ehrt die Liebe, und ehrt auch die Freiheit; nun will er nicht mehrere Götter dulden, darum müssen die Beiden Eins seyn. Sie sind aber nicht Eins, und können es durch keinen Machtspruch werden.

Antithesis 13. Das Besondere steht nicht dem Ganzen, sondern dem *Allgemeinen*, und das Ganze seinerseits steht dem *Theile*, aber nicht dem Besondern entgegen. Dafs die Schellingische Lehre dies alles vermengt hat, hindert uns nicht, jedem Dinge seine rechte Stelle wieder zu geben.

Antithesis 14. Die Freiheit ist keine Darstellung; weder von der Liebe, noch von irgend etwas in der Welt; sie ist keine Offenbarung, weder eine heitere noch eine trübe, weder eine gehemmte, noch eine

ungehemmte; sie hat nichts zu schaffen weder mit dem Besondern und Allgemeinen, noch mit dem Ganzen und dem Theile.

Thesis 7. „Der Staat, seinem Wesen nach, beschränkt die Menschen durchaus nicht; er befreit sie vielmehr: denn er ist organische Darstellung der lebendigen Ein[56]heit einer grofsen Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Naturen."

Frage 8. Weifs Herr Professor STEFFENS nicht, dafs der Staat die Menschen beschränkt, indem er Abgaben, Kriegsdienste u. dgl. von ihnen fordert?

Antwort. Er weifs das sehr gut; es würde aber gemein klingen, wenn man so etwas sagen wollte. Die Naturphilosophie mufs in Räthseln vorgetragen werden; die aber den Fehler haben, dafs gleich daneben eine Auflösung steht, welche falsch ist, und deren Falschheit durch das Räthsel selbst nur noch mehr ins Licht gesetzt wird.

Antithesis 15. Der Staat ist keine Darstellung, sondern er ist selbst eine lebendige Einheit; und indem er sehr passend mit einem organischen Leibe verglichen wird, bewährt sich die Vergleichung nicht so sehr in der *Befreiung* der eigenthümlichen [57] Naturen, als in der *Assimilation,* und in der *Bändigung* der chemischen Eigenthümlichkeiten; die bekanntlich erst dann ihre widerspenstige Natur an den Tag legen, wann das Leben aufgehört hat, und sie nun in wilder Anarchie den Leichnam zur Verwesung fortreifsen. So lange aber der Leib noch lebt und gesund ist, müssen sie gehorchen, ja dienen; oder falls ihre Gewalt ihm zu grofs ist, dann mufs er unterliegen, und sterben; gerade wie der Staat, wenn seine organische Reizbarkeit nicht mehr stark genug ist, um die Action der Grofsen, oder des Heers, oder des Volks, durch tausendfache Reaction zu überwältigen, und sie zu seinem eignen Heil umzulenken.

Da nun der Organismus seine Bestandtheile, und ihre eigenthümlichen Naturen, vielmehr *beherrscht* als *befreit:* so leuchtet ein, dafs wir uns vergebens verwundert haben, als wir [58] hörten, der Staat, der ihm ähnlich ist, beschränke die Menschen *durchaus nicht!*

Frage 9. Warum hat denn Herr Professor STEFFENS seine Thesis mit einer offenbaren Unwahrheit angefangen? Etwa um sich das Ansehn eines Taschenspielers zu geben, der auch unmögliche Dinge möglich zu machen verspricht?

Die Antwort fehlt entweder, oder sie ist angedeutet in dem Anfange eines Satzes, den der Sturmwind weit abwärts verschlagen hat, nämlich in der

Thesis 21. „Der Staat ist, *nicht für die Erscheinung,* vielmehr *für die Befreiung der Geister,* lediglich freie Ausbildung jeder Eigenthümlich*keit,* der unerschütterliche Glaube, dafs die ungehemmte Entwickelung der un-[59]endlichen Mannigfaltigkeit des Eigenthümlichen zugleich die organische Einheit aller, die Erlösung auf jedem Punct (sic) auch die des Ganzen sey, ist die heiligste Offenbarung der Liebe, die heiterste Darstellung des schönsten Vertrauens auf Gott, die tiefste Religiosität."

Vorerinnerung. Der dithyrambische Schwung der Begeisterung hat aus dieser Thesis die gehörige Interpunction hinweggeführt; und da ich mich hüten mufs, meinem Gegner etwas unterzuschieben, so darf ich nachfolgenden guten Rath an den Leser, nur als Conjectur vortragen.

Vor den Worten: *„der unerschütterliche Glaube,“* setze man ein Punctum; auch kann der mehrern Deutlichkeit wegen, hinter den Worten: *organische Einheit Aller*, entweder ein Semicolon oder ein Gedankenstrich; und zwischen den Worten *sey* und *ist*, [60] die sich ohnehin nicht gern berühren mögen, ein Colon geschrieben werden.

Antithesis 16. Die Thesis entrückt, wie man sieht, den Staat der Erscheinungswelt; und überläfst dem Leser, der an die Unterscheidung der sinnlichen und übersinnlichen Welt gewöhnt ist, ihn in der letztern wieder zu suchen.

Wiewohl ich nun anderwärts erinnert habe, dafs die eben erwähnte Unterscheidung unzulänglich ist: so kann ich mich doch hier in keine Erörterungen darüber einlassen, unter deren Schwere diese leichten Blätter ganz zu Boden sinken würden. Also mag der Leser zusehn, was er mit einem *Staate in der übersinnlichen Welt* anfangen könne; wegen der *„Befreiung der Geister,“* die Herr STEFFENS ebenfalls im Dunkeln läfst, will ich jedoch suchen, ihm ein einiges Licht zu geben.

[61] Man erinnere sich an die obige Vergleichung zwischen dem Staate und einem organischen Körper. Um uns den letztern bestimmt zu denken, wollen wir annehmen, es sey ein Baum; mit Wurzeln, Stamm, Aesten, Zweigen, Blättern, Blüthen,[1] Früchten; auch wollen wir uns an die Staubfäden und Griffel der Blüthe, an Kern, Fleisch, und Hülle der Frucht, besinnen; und uns jetzo einen jeden dieser Theile nicht als etwas stehendes und fertiges, sondern als ein Werdendes, Wachsendes und Welkendes vorstellen. Worin nun das, was man *das Leben* des Baums nennt, eigentlich bestehe? wollen wir hier nicht fragen; denn diese Untersuchung würde die ganze Philosophie des Herrn STEFFENS und seines Meisters SCHELLING, untergraben; und darum ist es uns hier nicht zu thun. Vielmehr wollen wir auf der Oberfläche bleiben; und uns die innere Regsamkeit des Lebens, [62] nicht als ein zeitliches Geschehen, sondern als einen während aller Zeitmomente sich gleich bleibenden Nisus, denken; analog der Geschwindigkeit eines gleichförmig bewegten Körpers, die in allen Puncten des Weges und der Zeit die nämliche ist, während vermöge ihrer der Körper seinen Ort unaufhörlich verändert. Hieraus wird nun hervorgehn, dafs dieser Nisus zum Wachsen ein verschiedener seyn müsse in den verschiedenen Theilen des Baums; indem ohne Zweifel die Staubfäden nach einem andern Gesetze sich entwickeln als die Griffel; die würzige Hülle der Frucht einen andern Saft in sich producirt als das Fleisch; die Blumenblätter sich anders färben als das grüne Laub; u. s. w. Gleichwohl müssen doch die innern Regsamkeiten der verschiedenen Theile angesehen werden, als einander wechselseitig bedingend. Denn der Baum würde krank werden, und keine Früchte tragen, [63] wenn man ihm alles Laub wegnähme, oder gar die Wurzeln abschnitte; kurz, es ist eine nahe liegende Vorstellung, deren Unrichtigkeit man entschuldigen mufs, (denn freilich ist sie unrichtig,) dafs der ganze Baum *einen einzigen Lebenstrieb* in sich habe, *welcher aber nicht anders, als in der Spaltung der mannigfaltigen Triebe sich äufsern könne*, die sich verschiedenartig in Blättern, Blüthen, im Kern, in der Schaale

---

[1] „Blüthen“ fehlt SW.

u. s. w. zu offenbaren scheinen. Denkt man sich nun den ganzen Baum: so hat man jene organische Einheit, den Ursprung mannigfaltiger Eigenthümlichkeiten; und denkt man die sämmtlichen einzelnen Theile, so *befreien* und *erlösen* sie sich durch ihr wirkliches Wachsen gegenseitig von dem Drucke des Triebes, *der in einem Jeden wäre gehemmt worden, wenn er sich nicht in Allen hätte Luft machen können.*

[64] Wer nun diesen Begriff des organischen Lebens, der auf der obersten Oberfläche der Erfahrung, das heifst, der *Erscheinung* liegt, für eine Offenbarung des wahren Wesens der Dinge hält, der betrügt sich freilich eben so gröblich, als wenn er den todten Stein für eine blofse, raumerfüllende, undurchdringliche, träge Masse hält; *beides* beweiset, dafs man noch gänzlich an der Erscheinung klebe, dafs man die von ihr dargebotenen Begriffe gar nicht zu übersteigen wisse, und das eigentliche philosophische Denken über Naturgegenstände noch nicht angefangen habe. Und wenn man nun vollends, diesen Wahn der Erscheinung auf Gegenstände der practischen Philosophie überträgt: so verräth man eine Armuth des Geistes, welche der Mannigfaltigkeit und Ungleichartigkeit der philosophischen Probleme nicht nachkommen kann; denn die practischen Gegenstände erfordern eine ganz andre [65] Beurtheilung und Geistesrichtung wie die theoretischen; und die Verwechselung jener mit diesen ist eben so arg, als wenn der Lebenstrieb des Pomeranzenbaumes die Goldfarbe der Früchte auf die Blätter übertrüge, und das Oehl der Schaalen in die Zellen des Fleisches ergösse, weil es ihm an Kraft fehlte, die ursprüngliche Eigenthümlichkeit seiner verschiedenen Theile zu beobachten und aufrecht zu halten.

Gleichwohl ist diese nämliche Vorstellungsart, welche blofs den Erfahrungsbegriff der Vegetation enthält, der Schlüssel zu den Lehren des Herrn STEFFENS über die gute Sache.

In seinem Staate sollen sich die Geister befreien und *wechselseitig erlösen*, indem sie keinesweges irgend eine heroische Anstrengung für einander aufbieten, nichts für einander thun oder leiden, keine Art von Opfern bringen, sondern auf die bequemste Weise von der [66] Welt, das erhabene Werk der Erlösung vollführen, wozu weiter nichts erfordert wird als: „*freie Ausbildung jeder Eigenthümlichkeit, und ungehemmte Entwickelung ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit.*" Wie es dem Baume keine Mühe kostet, zu wachsen, so kostet es vermuthlich auch dem Menschengeschlechte keinen Kampf, sich zum vollkommenen Staate zu erheben, und falls dieser einmal erreicht wäre, sich in demselben zu erhalten!!!

Welche fürchterliche Abspannung aller sittlichen Kräfte würde entstehn, wenn diese Bequemlichkeits-Lehre allgemeinen Glauben fände! Was für ein Leichtsinn würde sich verbreiten, wenn die christliche Kirche sich auf eine solche Vorstellung von der *wechselseitigen Erlösung* einliefse! Man mag sich die Erlösung denken wie man will, immer bleibt sie das Höchste in der Religion, das Allerheiligste im Tempel; vorausgesetzt, [67] dafs man nur an *Einen* Erlöser glaube, in welchem die Menschheit sich selbst übersteigt, und vor welchem jeder Einzelne sich demüthigt, um eine vorhandene Wohlthat sich in tiefster Ehrfurcht zuzueignen, die er mit allen Andern gemeinschaftlich geniefst, zu der jedoch selbst seinen Beitrag liefern zu

wollen, der höchste Uebermuth wäre, der ein menschliches Herz anwandeln könnte.

Da einmal hier von der Erlösung die Rede ist, so wollen wir fortfahren, die sibyllinischen Blätter, welche der Sturmwind so durch einander geweht hat, dafs abwechselnd von den Ständen und der Censur, vom Schüler und vom Könige gehandelt wird, etwas besser zu ordnen, und dem gemäfs auf Thesis 21 jetzt zunächst Thesis 46 und 47 folgen lassen.

Thesis 46. „Der Staat ist ein religiöses Individuum, seine Freiheit nur durch [68] Erlösung, durch Anerkennen der geheimen Schuld, durch Reue und Bufse zu erringen."

Antithesis 17. Hier ist, dem Himmel sey Dank! nun wenigstens ein Zeichen, dafs mit dem Worte *Erlösung* nicht blofs gespielt, sondern dafs Etwas von dem, was dieser Ausdruck bedeutet, auch wirklich dabei ist gedacht worden. Es ist die Rede von Schuld, Reue und Bufse.

Von wahrer Bufse, im sittlichen Sinne, hat ohne Zweifel erst das Christenthum den Begriff deutlich hervorgehoben. Es hat ihn unauflöslich mit dem sich stets erneuernden Gefühle der Trauer um das Blut und die Wunden Jesu Christi, mit dem schmerzlichen Gedanken des Todes am Kreuze, und dem Gegensatze zwischen der tiefsten Schmach des äufsern Lebens, und der höchsten innern Herrlichkeit, — dergestalt zusammengeknüpft, dafs sich unwillkührlich die [69] ganze Seele von einem brennenden Hasse des Bösen erfüllt, dessen Besiegung und Tilgung der einzige Zweck des erhabenen, freiwilligen Opfers gewesen ist. Auf diese Weise ist ein solcher Gemüthszustand hervorgerufen, in welchem der Mensch sich bereit und willig findet, die geheime sowohl als die offenbare Schuld anzuerkennen, sie zu bereuen und zu büfsen. Bis hieher sind wir mit Herrn STEFFENS in so fern auf einem Wege, dafs wir von einerlei Sache, der Erlösung nämlich, reden; jedoch mit dem Unterschiede, dafs wir die Gemüths-Zustände *einzelner* Menschen im Auge haben, deren Erlösung, mit ihrer Besserung gleichen Schritt haltend, durch das Christenthum eine Hülfe erlangt hat, die in ihrer Art nicht übertroffen werden kann; während der Gegner den *Staat* vor uns hinstellt, in welchem er eine wechselseitige Erlösung erblickt, die ohne Zweifel ihre Hülfsmittel aus dem jetzigen, [70] und künftigen Zusammen-Leben der Menschen erst noch erhalten soll. Denn wie ist sonst[1] die Wechselseitigkeit möglich? Was also die Kirche als schon vollbracht, und zwar durch einen Einzigen, darstellt, das soll nach Hrn. ST. noch geschehen, und zwar durch die Bürger Eines Staats, also durch gewöhnliche Menschen.

Und nun versuche man, hiemit die folgende Behauptung zusammen zu reimen:

Thesis 47. „*Der Heiland* ist die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in *ihrer Art bestätigt* und befreit, Kirche und Staat sind Eins, und jede freie Verfassung *christliche* Theokratie."

Frage 10. Wer ist hier der Heiland?

[71] Frage 11. Hat Jesus Christus jede eigenthümliche Natur in ihrer

---

[1] „schon" statt „sonst" SW.

Art bestätigt? Und heifst das: Schulden bekennen, bereuen, büfsen, wenn man sich schmeichelt, in seiner eigenthümlichen Natur ganz vortrefflich zu seyn? Hat das Christenthum so viel individuelle Sittenlehren, als es Menschen mit verschiedenen Sinnesarten giebt?

Antithesis 18. Wer vom Altare die geweihten Gefäfse nimmt, heifst ein Kirchenräuber. Wer aber sich scheut vor der Vergleichung mit einem solchen Verbrecher; der hütet sich nicht blofs, der Kirche etwas zu entwenden, sondern auch, irgend ein Geräth derselben unnützer Weise zu berühren; vollends, es zu irgend einem Privatgebrauche zu benutzen.

Die Kirche hat aber keine goldenen und silbernen Gefäfse, die ihr gleich wichtig wären, wie die Worte und Aus[72]drücke, in welche sie gewohnt ist, ihre Gedanken niederzulegen. Die Kirche kennt nur Einen Heiland und Erlöser; aber viele Staaten, folglich viele wechselseitige Befreiungen, wodurch jede Eigenthümlichkeit in ihrer Art bestätigt wird, wofern Herr STEFFENS Recht hatte, diese Attribute dem Staate beizulegen. Eben deshalb kann die Kirche nicht einräumen, dafs sie und der Staat Eins wären; sie kann nicht erlauben, dafs die Worte: *Erlösung* und *Heiland!* irgend Jemandem zu seinem Privat-Gebrauche dienen; sondern diese Worte müssen stets ganz genau im kirchlichen Sinne genommen werden.

Antithesis 19. Die Geschichte erbittet sich von Herrn STEFFENS das Wort: *freie Verfassung*, zurück. Sie ist gewohnt, es für Sparta, Athen, Rom, zu gebrauchen, welche Städte bekanntlich nicht christliche Theokratien waren.

[73] **Thesis** 48. „Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdischen Verhältnisse, das ist Einheit des Protestantismus und Katholicismus, die Erstehung einer Kirche, in welcher alle Herzen sich beugen vor dem Erlöser, jedes Erkennen, gereinigt, seine höchste Bedeutung findet, die wahre Freiheit ihre heiterste Darstellung. Der fröhliche Glanz dieser Zeit wird entstehen und vergehen, wie alles Irdische, wird nicht ohne Schatten seyn, aber jede Hoffnung lebt in ihr, und alle That erhält, als stille gläubige Vorbereitung ihre heiligste Bedeutung in Beziehung auf sie.“

Antithesis 20. Worauf kein Zeichen der Zeit deutet, was im Gegentheil durch Jesuiten und Inquisition, durch geheime Künste und durch offene Anmafsung, ja durch die Schwärmer selbst, die der protestan[74]tischen Kirche entsagt haben, um sich der römischen in die Arme zu werfen, — rein unmöglich gemacht wird: das ist die Vereinigung der gebesserten Lehre mit den hierarchischen Machtsprüchen, welche, wenn sie es nur vermöchten, alle Erkenntnifs auslöschen und alle Freiheit zu Boden schlagen würden. Der Protestantismus ist eine feste Burg, die in unsern Zeiten neuer Vertheidigung bedarf, und sie zuverlässig finden wird, ja sie schon gefunden hat, weil hier aus der Gröfse des Uebels selbst die Heilung entspringt.

Nicht länger halte ich es aus, mich in Antithesen und Fragen nach den Wendungen meines Gegners zu richten; während es mir erlaubt ist, mit freier Bewegung selbst über die gute Sache zu schreiben. Um also von Herrn Professor STEFFENS einen höflichen Abschied zu nehmen, will

ich noch ein paar Sätze von ihm, die ich gut finde, ohne weitere Er-[75]innerung beifügen, und alsdann meinen eignen Gang gehen.

Thesis 58. „Fanatismus wirkt von innen heraus und verblendet selbst die Besten.“

Thesis 59. „Jeder keimende Fanatismus erscheint in lockender Gestalt, ja häufig liebenswürdig.“

Thesis 60. „Den Fanatismus in seinen Folgen zu bestreiten, ist unmöglich; einmal mächtig geworden, wirkt er zerstörend; bis er auf den Trümmern des Heiligsten sich selbst in sich selbst vernichtet.[1] Man mufs den Muth haben, dem keimenden Fanatismus in seiner scheinbar liebenswürdigen Gestalt zu begegnen und im Princip zu vernichten.“

Diese drei Sätze unterschreibe ich mit voller Ueberzeugung.

---

[76] Man wird über die gute Sache nicht leicht schreiben, wenn man nicht ihrentwegen einige Besorgnifs hegt. In diesem Falle nun befinde ich mich in der That gemeinschaftlich mit Herrn Steffens, wenn schon nicht ganz aus denselben Gründen.

1. Die Besorgnisse entspringen theils aus der unsichern Lage Deutschlands unter den Nachbarn, theils aus dem verworrenen Streben vieler Köpfe im Innern.

2. Die äufsern Verhältnisse erfordern Einigkeit unter den deutschen Bundesstaaten, und Kraftäufserung des Bundes als eines Ganzen.

3. Während dieses den Mächtigen überlassen bleiben mufs, gebührt es sich für die Nation, nach wahren politischen Kenntnissen und Einsichten zu streben, damit Gewicht in der öffentlichen Meinung seyn könne. Denn ein leichtsinniges Plaudern wird jeder kluge Staatsmann verachten.

[77] 4. Zu dem Wissen mufs auch die edle Form der Aeufserung, eine bescheidene Freimüthigkeit hinzukommen; um den Regierungen zu zeigen, dafs ihre wirklichen Verdienste dankbar erkannt werden, und dafs ihre wahrhaft populären Maafsregeln, aber auch nur diese, auf eine so starke, freiwillige Mitwirkung rechnen können, dergleichen kein Zwang hervorgebracht hätte.

5. Populär im höchsten Grade ist Alles, was Einheit der Maafsregeln in Beziehung auf das Ausland zu erkennen giebt; das Gegentheil im höchsten Grade Alles, was auf Spaltung unter den Deutschen hinweiset.

6. Populär ist eben deshalb Alles, was die Bundesversammlung als einen thätigen Mittelpunct der Leitung deutscher Angelegenheiten bezeichnet; unpopulär jede Verminderung ihres Ansehens.

7. Uebertreibung politischer Schriftsteller, und jeder Mangel an Schicklich[78]keit in der Aeufserung dessen, was den Regierungen auffallen kann, sollte durch einen Verlust an der Popularität des Schriftstellers gebüfst werden. Wo Schwätzer Beifall finden, da sucht keine Regierung sich eigentliche, freie Achtung zu verschaffen, da genügt ihr der blinde Gehorsam.

---

1 Herbart schreibt: „sich selbst in sich vernichtet.“ Das Citat lautet aber bei Steffens wie oben. —
SW drucken: „sich selbst vernichtet“ („in sich selbst“ fehlt).

8. Zu dem verworrenen Streben vieler Köpfe gehört zwar nicht der Wunsch nach repräsentativen Verfassungen, aber wohl die Begierde, dafs bei uns ein eben solcher Kampf zwischen der Regierung und der Oppositionspartei seyn möchte, wie in England und Frankreich.

9. Die Reibung ist nicht das Rechte; und eine Existenz durch beständigen Streit gleich starker Parteien ist eine schlechte Existenz; sie ist eben so unsicher als unwürdig.

10. Sicherstellung der bürgerlichen Freiheit durch den beständigen Kampf der Aristokraten und Demokraten, durch [79] unaufhörliches Streben und Gegenstreben zwischen König, Adel und Volk, ist eins der gefährlichsten politischen Phantome; entsprungen aus Misdeutung der Geschichte alter und neuer Zeit.

11. Der Kampf ist laut, aber die Eintracht ist still. Daher scheint oftmals auch bei sehr grofser und vollkommener Eintracht ein geringfügiger Kampf sehr bedeutend. Er gleicht alsdann einem Strudel auf der Oberfläche eines tiefen Wassers. Mag nun immerhin der Strudel brausen und schäumen, wenn die Tiefe ruhig liegt! Aber wehe uns, wenn wirklich das ganze Element sich regt. Dann hört die Ordnung auf; Anarchie geht voran, Despotismus kommt bald hintennach.

12. Repräsentative Verfassungen nöthigen die Regierung, eine Partei zu suchen, sobald man ihr parteiisch widerstrebt. Das ist nicht nur wider ihre [80] Würde, es ist auch wider die Würde des Staats und des Volks.

13. Soll Deutschland Heil finden in Repräsentationen, so müssen durch die Nation, durch die öffentliche Meinung, die Fehler vermieden werden, die sich anderwärts in diese Formen eingeflochten haben. Die Regierung mufs nicht zu schleichenden Maafsregeln getrieben werden; sie mufs ihren ganzen monarchischen Charakter behalten; denn auf ihm beruht die Zuverlässigkeit der Ordnung. Man mufs es ihr nicht erschweren, für gute Polizei zu sorgen; man mufs ihr nicht verleiden, sich der Volksbildung anzunehmen. Die ganze Verfassung mufs nicht erstarren in dem Buchstaben der Gesetze, sondern sich für künftige, bessere Einsicht zugänglich erhalten.

14. Die Repräsentation mufs nichts anderes leisten wollen, als eben dasselbe, was die Regierung, in so weit sie guten Willen hatte,[1] stets durch ein[81]sichtsvolle und freimüthige Beamte erreichen konnte und vielfältig erreicht hat; nämlich einen getreuen und mit gehörigem Nachdruck vorgetragenen Bericht von den wahren Angelegenheiten und Bedürfnissen des Volks. Es ist aber nicht zu verkennen, dafs in dieser Hinsicht die Repräsentation ein weit bequemeres und weit vollständiger zum Zwecke führendes Mittel ist, als irgend ein anderes, — wenn nur die Wahl frei und die Repräsentation der verschiedenen Interessen diesen proportional ist.

15. Die Repräsentation kann aber niemals mehr gelten, als was das Betragen des ganzen Volks sie gelten macht. Kann z. B. ein kühner Eroberer den Ehrgeiz des Volkes aufregen, kann er es fortreifsen von einem

[1] „guten Willen hat" SW.

Kriege zum andern: so sind alle repräsentativen Formen blofse Schatten, die in dem Glanze des Herrschers verschwinden.

16. Kein Friede ist haltbar, der [82] auf Kosten der Billigkeit geschlossen, — keine Einstimmung, die mit Verläugnung der Wahrheit erkauft wurde.

17. Darum sollen und können sich Protestanten und Katholiken nur dadurch nähern, dafs beide Parteien vorwärts schreiten — die hinterste am geschwindesten! — nicht aber dadurch, dafs eine von beiden, oder wohl gar beide, zurückfallen in schon überwundene Verkehrtheit.

18. Den Katholiken mufs man geradezu anmuthen, dafs sie sich reformiren sollen. Es ist übrigens nicht nöthig, dafs sie dabei wissentlich in die Fufsstapfen einer vorhandenen Reformation hineintreten. Sie werden schon von selbst hineingerathen. Etwas ähnliches sollte man auch den Juden vorschlagen. Jedoch von Zwang und Ueberredung kann weder hier noch dort die Rede seyn.

19. Hingegen die Protestanten müssen protestiren gegen jede Anmuthung, jenen auf halbem Wege entgegenzukommen.

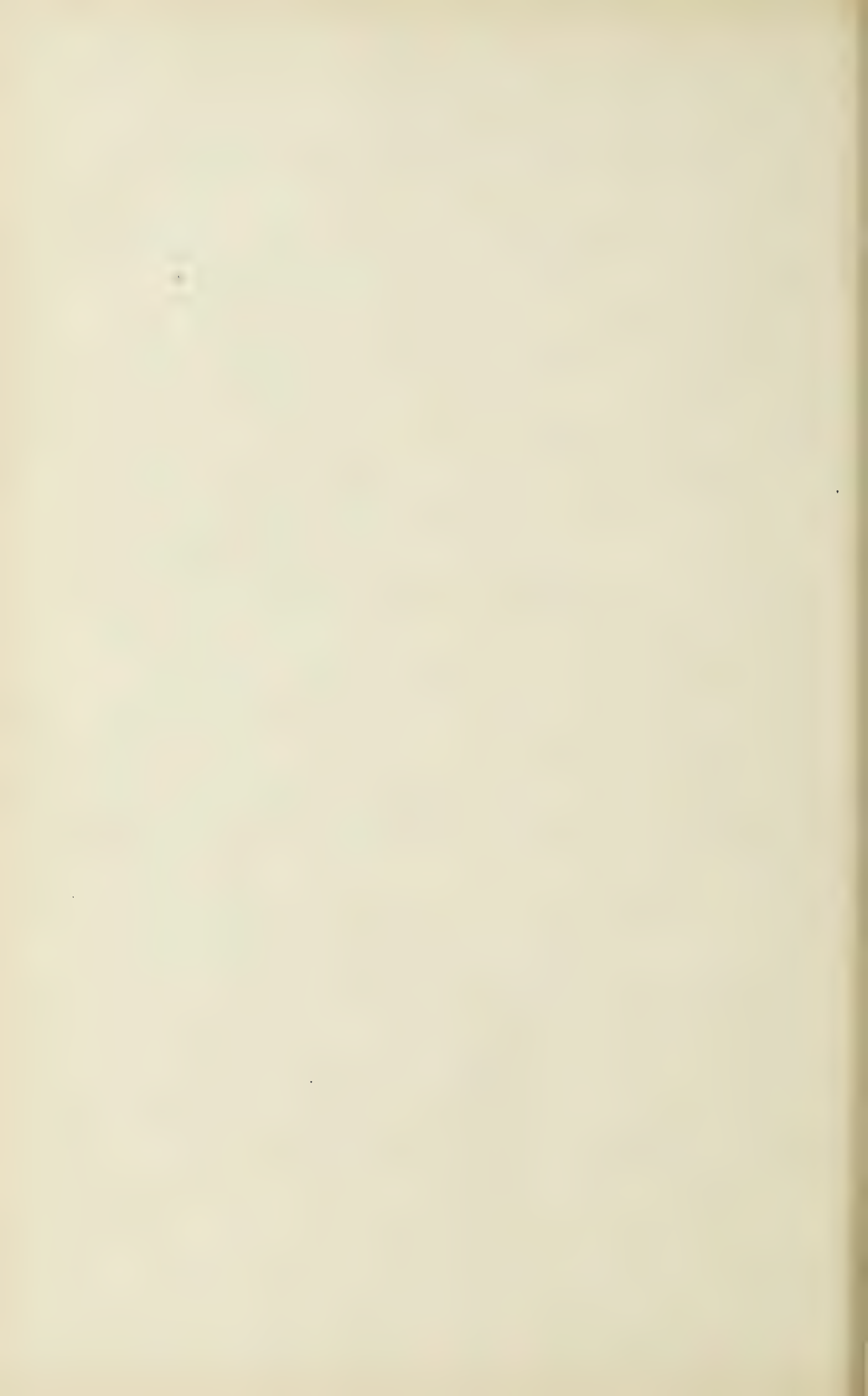
[83] 20. Die heutige Schwärmerei in der Theologie hat dieselbe Quelle wie die in der Medicin, und wie der moderne Empirismus der Juristen. Es ist die intellectuale Anschauung, welche die Schwärmer angelockt, und die nüchternen Köpfe von der Philosophie zurückgestofsen hat. Wo nun die Geschichte etwas Wesentliches leisten kann, — wie beim positiven Recht, — da tritt sie hervor, wenn die Philosophie zurückweicht, anstatt dafs beide hätten einträchtig zusammen arbeiten sollen; wo sie hingegen nicht in ihrer Sphäre ist, da läfst sie sich wohl selbst manches gefallen, um den Schwärmereien diesen oder jenen Dienst einer scheinbaren Bestätigung zu leisten.

21. Dennoch darf man die Geschichte nur ernstlich fragen: so wird sie ernstlich antworten, um neue Schwärmereien durch ältere zu beschämen, und besonders um den intellectualen Anschauungen ihren zeitlichen und irdischen Ursprung nachzuweisen. [84] Die Geschichte der Philosophie von KANT bis SCHELLING wird ganz anders aussehen, als man sich heute vorstellt.

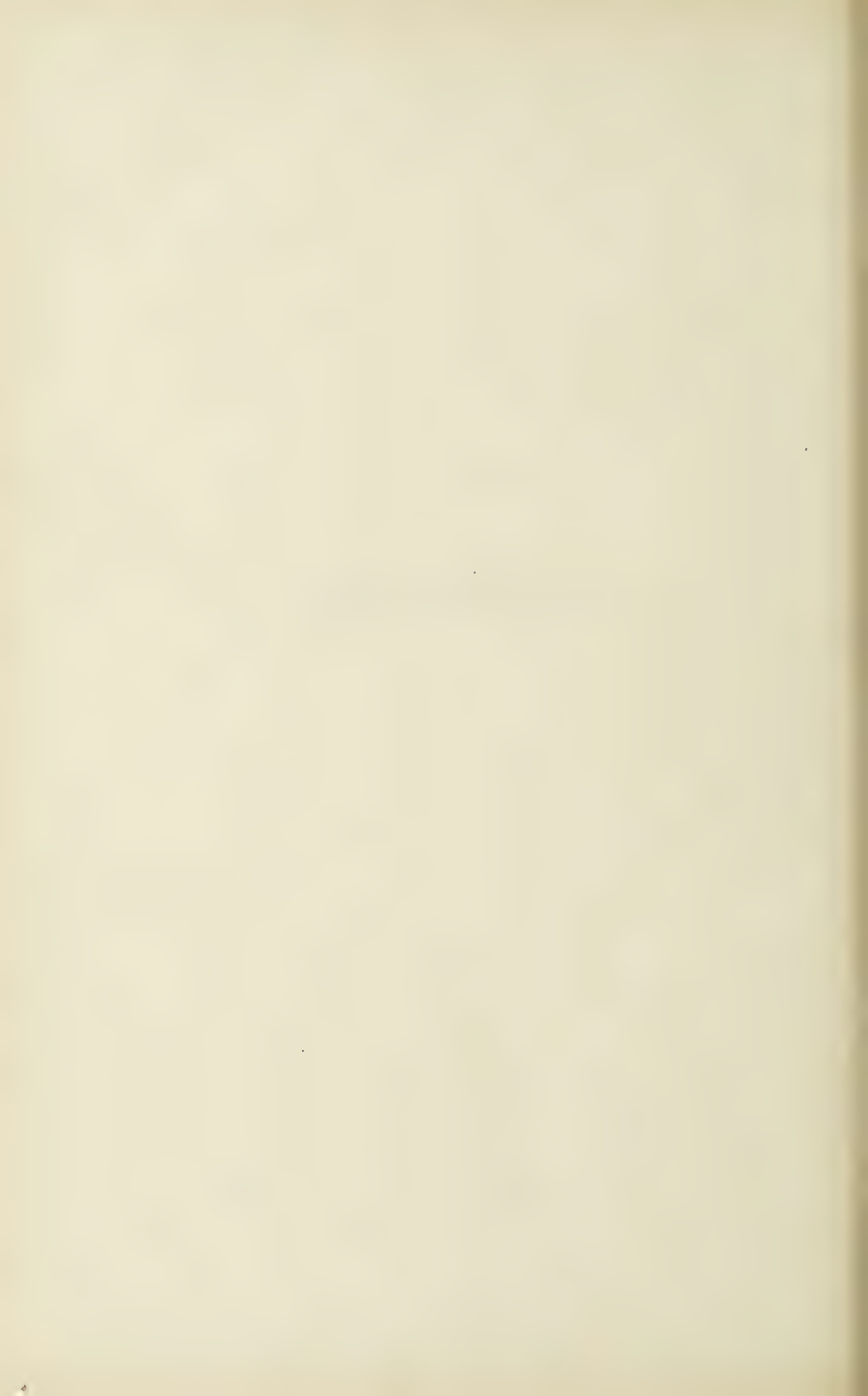
22. Alle intellectuale Anschauung ist Schwärmerei, und alle Schwärmerei droht den Uebergang in Fanatismus.

23. Darum darf keine Schwärmerei Nachsicht finden vor den Denkern; während sie vom Staate so lange geduldet werden mufs, bis sie sich in fanatischen Handlungen zeigt.

24. In wie fern Herr Professor STEFFENS sich dem Fanatismus entgegenstellt, ist diese Schrift nicht wider ihn, sondern für ihn; weil er aber einer Lehre anhängt, die sich auf intellectuale Anschauung beruft: so ist er in dem Streite wider den Fanatismus ein schwacher Kämpfer; und man verliert Nichts, wenn man denjenigen geradezu als Gegner behandelt, der nur ein schwacher Freund und Gehülfe seyn würde.



ANHÄNGE.



Anhang 1.

Aphorismen zur Einleitung in die Philosophie.

Text nach SW I, S. 553—596.

Vorher bereits gedruckt in KlSch III, S. 133—156 u. S. 428—442.

---

[133] **Zur Einleitung in die Philosophie.**

Philosophie. — Es giebt eine philosophische Sinnesart, welche dem philosophischen Studium vorangehen mufs. Das Wort *Wahrheitsliebe* will sie bezeichnen. — Verzichtleistung auf glänzende Gedanken ist das Wesentlichste. Es giebt eine unendliche Menge möglicher Meinungen, denen eine noch weit gröfsere Mannigfaltigkeit von Formen der Darstellung sich anbietet, wodurch sie sich geltend machen, die Gemüther bewegen und gewinnen können. Der Schein der Virtuosität pflegt einer Zusammenstellung kühner Behauptungen, einer Anhäufung von nicht gemeinen Kenntnissen, bei einer geläufigen Zunge und Feder — um nicht zu sagen, bei einer derben Faust und einem tapfern Degen, — so leicht zugestanden zu werden! und die meisten Menschen haben so wenig Lust, von dem bequemen Vorurtheil abzulassen, dafs an dem, was *scheint*, doch wohl *Etwas Wahres dran seyn* müsse! Wie man nun im gemeinen Leben immer das Gute mit dem Schlimmen verschmolzen findet, und weil man es nicht sondern kann, eins mit dem andern sich gefallen läfst: so pflegen die Leute, die in Ermangelung des Wissens, doch etwas *meinen* wollen, sich aus den öffentlich dargebotenen Systemen das und jenes auszusuchen, was ihnen gefällt und wodurch sie sich selbst zu gefallen hoffen, pflegen es mit den Kraftäufserungen ihrer eigenen Dreistigkeit, mit ihren eigenen Einfällen zu mischen, und wenn sie einiges Gehör finden, sich darum nicht zu bekümmern, ob sie die Masse der Täuschungen vermehren? ob sie sich selbst täuschen? ob sie vom Irrthum zu einer zügellosen Lebensart fortgerissen werden und zum Falschen das Schlechte und Verderbliche häufen? — Für diese Fragen geht denen der Sinn aus, welche das Starke, das Berauschende in Worten und Gesinnungen, statt des Reinen und Gesunden sich wohlbehagen lassen.

Damit hängen die philosophischen *Ansichten* zusammen.

Wessen Geschmack verdorben ist, wer das Bizarre, das Wilde, das Flüchtige, das Süfsliche liebt, — der ist auch für die Forschung nach Wahrheit verdorben.

[134] Wer da meint, er müsse sich in allen schmutzigen Winkeln des gemeinen Lebens herumtreiben, um das Leben kennen zu lernen, wie sollte der nicht auch meinen, er müsse sich an alle Irrthümer hängen, um ein versuchter Forscher zu werden, und an der Schlechtigkeit und Schande theilnehmen, um Charakter zu gewinnen!

Die Virtuosität des Unfugs aller möglichen Art sey ein für allemal verbannt, wenn wir von Philosophie reden.

Verwandt der Sinnesart des Philosophen sind alle, welche in irgend einer Sphäre das *Unveränderliche* suchen, *sofern* sie das thun. Nehmt aus dem ökonomischen Streben das Anhängen am Zeitlichen, Veränderlichen hinweg; behaltet die Liebe zur Ordnung, zur Gleichmäſsigkeit, zur vesten und sich selbst reproducirenden Einrichtung: damit harmonirt die Philosophie. — Nehmt dem Dichter seine launenhafte Hingebung an Phantasien des Augenblicks, und seine Lust, alles Glänzende und Bewegte mit gleicher Liebe aufzunehmen; behaltet den Reichthum und die Intension seiner Anschauung, seine Kraft, die vorübereilenden Bilder zu fesseln, und sie zusammenzufügen zu einem ewigen Effect: damit harmonirt die Philosophie.

Der hervorstechendste Zug der philosophischen *Sinnesart* ist *Geduld;* das Unveränderliche kann nicht ungeduldig machen. Hierauf geheftet macht man sich los, soweit es nöthig ist, vom Zeitlichen. — Jeder Mensch steht in einer Menge von Wünschen mitten drin, davon ein groſser Theil vergeblich oder höchst unsicher ist. Sich befreien zu können von dem Druck der letztern und in der Sphäre des Möglichen, wenn schon dieselbe sich hier verengt, dort erweitert, fortdauernd eine heitere Beschäfftigung zu finden: ist ein wesentliches Princip der Kunst zu leben. Und ein groſser Geist sucht stets diese Sphäre des Möglichen zu erfüllen.

Philosophie als *Studium*, das man treibt und weglegt, als temporäre Beschäftigung, entgegengesetzt dem bleibenden, in Alles sich einführenden Geiste der Philosophie, der beinahe Zustand wird oder doch Charakterzug, verhalten sich wie *Vertiefung* und *Besinnung*.

Nicht ohne Vertiefungen kann die Besinnung erhalten werden. Aber in die Besinnung geht nicht bloſs Eine Klasse von Vertiefungen ein; sondern alle Vertiefungen, die das Leben schafft. So setzt sich die Besinnung auch des Philosophen zusammen. Je länger und richtiger aber die Philosophie als Studium hatte *ein*[135]*wirken* können auf alle anderen Vertiefungen: desto philosophischer muſs zuletzt die Besinnung werden; desto mehr muſs sie das ruhige Leben veredeln, das allzuglückliche beschränken, und das vom Schicksal getroffene aufrichten und stärken.

Wie äuſsern nun die einzelnen Theile dieses Studiums ihren Einfluſs? Und mit welchen Graden von Sicherheit oder Gefahr?

Wollte man hier auf andre Systeme Rücksicht nehmen: so hätte das Studium vielleicht gar keine Theile; und jeder falsche Lehrsatz würde mitwirken. Davon sehen wir hinweg.

Was zuerst das Formelle des Studiums anlangt: so muſs man unterscheiden das Suchen, vom Finden und dem Gefundenen. Das Suchen

erfordert Charakter, und übt ihn. Aber es übt ihn nur von Seiten der Geduld, und Gewissenhaftigkeit. Es schwächt ihn hingegen, indem es das Handeln sehr aufhält, die Zeit dazu verfehlen macht, und von den Gelegenheiten desselben entfernt. Daher ist das Suchen eine Aufopferung, die nicht dauern soll, und wozu Wenige fähig, Wenige auch nur berufen sind. Die Lehrart der Philosophie mufs daher, ohne zwar den Weg der Forschung im mindesten zu beengen, doch dafür sorgen, dafs das Gelernte sich als ein selbst-*Nach*gedachtes leicht fassen, halten, und gebrauchen lasse.*

Die formelle Wirkung des Gefundenen soll seyn Ueberblick über das Ganze unserer Angelegenheiten und Studien; und Gefühl von der Wohlthat der Ordnung unter Begriffen, und der Kraft, diese Ordnung hervorzubringen. (Philosophie studirt Niemand für Andere, sondern für sich. Das Gegentheil zu bekennen wäre beschämend.)

Aber wer die Philosophie mit ganzer Seele auffafst, der begnügt sich nicht, ihre Lehrsätze in einer einzigen bestimmten Form festzuhalten, sie in einer vesten Reihe zu durchdenken. Sondern, nachdem die Regelmäfsigkeit der Form ihm den Dienst [136] geleistet hatte, der Richtigkeit des Systems sich leichter zu versichern: jetzt streift er die Hülle ab und sucht durch beständige Uebung in mannigfaltigen Verbindungen und Anwendungen alles in Einen Gedanken zu fassen, von welchem jeder Theil ihm zu jeder Zeit gleich unmittelbar gegenwärtig seyn mufs.

Hier kommt viel darauf an, dafs an diesem Einen Gedanken theoretische und praktische Philosophie gleich viel Antheil haben mögen. Denn es läfst sich kein Blick werfen auf den Menschen, kein Blick auf die Gesellschaft, kein Blick auf das Ganze des Weltalls, welcher nicht in gleichem Grade beiderlei Betrachtungsarten nach beiden Theilen der Philosophie erforderte. *Und da von unserer Ansicht des Menschen, der Gesellschaft und des Universums der Geist aller unserer Arbeit und Erholung, der Werth unserer einsamen und geselligen Stunden abhängt:* so ist es sehr nothwendig zum Leben, dafs man innerlich verbinde, was der Vortrag der Wissenschaft äufserlich trennt, und trennen mufs wegen der Art, wie die Sätze gefunden werden.

Philosophie ist Untersuchung der Begriffe.** — Was ist Begriff? Was ist Untersuchung? Was ist Untersuchung der Begriffe? — Ueber

---

* In der Philosophie mufs Einiges schulmäfsig gelernt werden, so gut wie in der Mathematik, ja so gut wie in der Grammatik. Hieher gehört nicht blofs die Logik, sondern die Aufzählung der Hauptprobleme, Hauptgegenstände, und selbst die Grundbegriffe der Systeme. Man mufs schulmäfsig die Ordnung der Begriffe in den Reihen behalten; wer nicht einmal *das* kann, der wird noch viel weniger die gewonnene Einsicht vesthalten. — So will Mathematik auch nicht *blofs* verstanden, sondern ganz förmlich gelernt seyn, was Manchem *viel schwerer* wird, als einen guten Vortrag für *eine Lehrstunde zu fassen.*

Täusche sich Niemand durch das üblich gewordene Gerede vom freien Denken, was zur *Willkühr* im Denken führt, die von wissenschaftlicher Nothwendigkeit das gerade Gegentheil ist. *Für den Flug des Denkens wachsen die Flügel sehr langsam.*

** Das Wort Philosophie ist eigentlich im wissenschaftlichen Gebrauche nur der Gesammtname für mehrere zum Theil weitläuftige und schwierige Wissenschaften. Es

Begriff erklärt sich die Logik. Was Untersuchung sey? darüber giebt die Logik *einige* Auskunft; sie spricht über das äufsere Ansehn der Zusammenfügungen mehrerer Begriffe. Aber was *Untersuchung der Begriffe in ihrem Innern* bedeute: darüber mufs man hauptsächlich die Metaphysik fragen. Metaphysik nämlich ist die Lehre von der Begreiflichkeit der Erfahrung, oder, wenn man will, Naturphilosophie. Die Natur giebt viel zu beobachten und zu experimentiren; daraus ent[137]stehen Physik und Chemie. Aber die Beobachtungen und Experimente geben viel zu denken; daraus entsteht Metaphysik. Wiederum, dies Denken geht so schwer von statten, dafs eine Menge von Versuchen, es so und anders anzufangen, gemacht sind und gemacht werden; das sind die verschiedenen philosophischen Systeme. Endlich, um sich über das blofse Versuchen und Rathen zu erheben, ist noch eine Methode dieses Denkens gesucht worden. Diese heifst uns Methode der Beziehungen. Was sind Beziehungen? Ohngefähı so viel, als nothwendige Voraussetzungen. Die Methode der Beziehungen steht an der Spitze der Metaphysik. Sie lehrt die Widersprüche auflösen, welche, wenn die nothwendigen Voraussetzungen verkannt werden, in dem Innern der Begriffe selbst entstehen müssen. Dadurch offenbart sich, worin das Räthselhafte der Erfahrung eigentlich liege.* Nämlich einer solchen Erfahrung, die als Factum nicht mehr zweifelhaft, sondern bekannt und bestimmt genug ist, um in bestimmte Begriffe gefafst werden zu können. Wo dies noch fehlt, da mufs die Physik weiter vorarbeiten (z. B. in den physiologischen Lehren). — Ist eine Metaphysik wenigstens in den Grundzügen vorhanden: so klärt sich auch dadurch das Verhältnifs der übrigen Systeme zu den Aufgaben sowohl, als eines Systems gegen die andern, hinreichend auf.

Es ist aber wohl zu bemerken, dafs es auch Begriffe giebt, die nicht aus der Erfahrung entstehen, sondern die wir selbstthätig erzeugen; dahin gehören die *sittlichen* Begriffe. Allgemein, die ästhetischen. Diese lassen sich nur in Rücksicht auf ihren Gegenstand untersuchen. Wenn uns etwas gefällt oder mifsfällt, so kommt es darauf an, genau zu wissen, wo eigentlich das Gefallende oder Mifsfallende liege. Es kann sich finden, dafs dessen eine mannigfaltige Mischung, auch mit Einmengung ganz gleichgültiger Nebensachen vorkommt. Sehr selten oder nie zeigt sich das ganz

---

ist schwer, dasjenige, was alle diese Wissenschaften gemein haben, ohne Führer aus dem Eigenthümlichen einer jeden herauszuheben, daher giebts verschiedene Definitionen der Philosophie.

Wenn Jemand fragte: was heifst integriren? So würde man dem Anfänger etwa sagen: Du beobachtest manchmal den Flug eines Vogels oder den Gang eines Menschen, und schliefsest daraus, wie weit derselbe mit dieser Geschwindigkeit wohl in mehr oder weniger Zeit gelangen möge. Du versuchst wohl auch, dies auf die wachsende Geschwindigkeit des fallenden Steines auszudehnen. Der Schlufs, den du machst, ist eine Integration. So macht man die Menschen aufmerksam auf ihr eignes Nachdenken, und sagt ihnen: was ihr da thut, ist Philosophiren. Natürlich wissen sie nun ungefähr eben so viel und *eben so wenig* vom Philosophiren, als jene Erklärung lehrt vom Integriren. Es kommt aber auf die ersten allgemeinen Definitionen weniger an, als auf die Erklärung der drei Wissenschaften, die zur Philosophie gehören.

* Die Physik zeigt die Natur überall sich selbst getreu: Die Metaphysik hebt die Einwürfe, welche die Natur selbst gegen den Glauben an diese Treue zu machen scheint.

Einfache für den Geschmack. Dies aufzufinden, zusammenzustellen und dem *künstlerischen* Gebrauche desselben die allgemeine Anleitung zu geben, ist die Sache der Aesthetik, und davon ist die sogenannte praktische Philosophie oder Moral und Naturrecht ein Theil. Die praktische Philosophie sagt nämlich, was der Mensch thun und lassen müsse, um nicht sich selbst zu mifsfallen; um mit sich zufrieden zu seyn. In Rücksicht dessen nun pflegt man sich zu fragen: was habe ich für Pflichten? Was habe ich für Rechte? Die einen sucht man [138] in der Moral, die andern vorzüglich im Naturrecht, (sofern sie nicht durch Satzungen bestimmt sind;) defswegen hat auch das Naturrecht mehr Liebhaber, als die Moral. Aber die ganze Unterscheidung ist falsch. Man bemerke nun: dafs Rechte andere verpflichten, und wir anderer Rechte zu respectiren verpflichtet sind. Hier hilft man sich mit dem Unterschiede zwischen Zwangspflichten und unvollkommenen Pflichten. Aber alle Pflicht ist vollkommen, oder gar keine; aller Zwang ist ein Zusatz zu dem, was schon vorher Recht oder Pflicht seyn mufs. Diese Fehler werden genauer aufgedeckt in der praktischen Philosophie.

Zweck der Philosophie; oder: wozu ist die Philosophie gut? Sie sucht das höchste Gut, und vermöge dessen einen Zustand höchster Befriedigung und Ruhe; oder doch die Annäherung dahin. Sie erhebt sich demnach über die geringeren Güter, über alles Wechselnde und Zeitliche; sie sucht das Ewige und Unveränderliche. — Hier mufs man nun wohl unterscheiden Philosophie als *Studium*, und die philosophische *Sinnesart*, welche letztere der Gewinn seyn soll von jenem; aber nicht blofs von jenem, sondern auch von der übrigen Ausbildung.

Alles Studium, alle Bemühung ist mühsam; ist oft ermüdend; und belohnt nicht immer auf der Stelle. Zuweilen jedoch erfreuen Momente des Gelingens; und es läfst sich begreifen, dafs eine gelingende Annäherung an die Erkenntnisse des höchsten Gutes doppelt erfreuen mufs; theils als Fortschritt überhaupt, theils durch ein Vorgefühl des Höchsten, was erreicht werden kann. — Das philosophische Studium beginnt mit *Ansichten*, geht fort durch *Speculation*, und endigt mit der *Wissenschaft*. Zu den Ansichten dienen verschiedene Systeme, in denen man sich versuchen mufs; in jedem so lange, bis man den Irrthum desselben einsieht. Erst nach solchen Vorübungen geht man zweckmäfsig zur Speculation fort; alles verständige Hören und Lesen über Philosophie aber ist Speculation. Denn es ist Fortschritt in fremden Gedanken, Versuch, ob man folgen könne; also schon darum, weil man noch in einer neuen Gedanken-Erzeugung begriffen ist, nicht Wissenschaft; welche letztere ein ruhiger Besitz seyn mufs, und ein Stehen auf einem vesten und durchaus eigenen Puncte.

Philosophische *Sinnesart* läfst sich natürlich *vor* der Wissenschaft nur ungefähr beschreiben. Sie ist *Ruhe*, welche jedoch *Beschäfftigung* verträgt, und selbst aufsucht, weil sie zum Theil in der steten Anerkennung unendlicher praktischer Aufgaben besteht. Die Beschäfftigungen mögen gelingen oder mifslingen; [139] beides bedeutet für unendliche Aufgaben nicht viel. Eine mäfsige Freude begleitet das eine, dem andern wird Geduld entgegengesetzt. Das Maafs aber für alle Gemüthsbewegungen ist dies: die

Besinnung an die Wissenschaft und die mit ihr zugleich anerkannten Aufgaben nicht zu verlieren.

Soll nun philosophisches Studium zur philosophischen Sinnesart *führen;* so gehört dazu 1. vielseitige Ausbildung; 2. wohlgeleitetes Studium. Ohne Anleitung und zwar sorgfältig abgemessene Anleitung sich tief in höhere Speculation einlassen, kann gefährlich werden. Man geht in ein Labyrinth, aus dem nicht jeder den Ausweg findet. — Es mufs dasjenige vermieden werden, was das Gemüth zu sehr beunruhigen und gefährlich aufreizen könnte; es mufs ferner dasjenige bald hervorgestellt werden, was dem Gemüth sichere Haltung giebt. — Hauptsächlich praktische Philosophie.

Je mehr einer gelernt hat, dem Zusammenhange des zuvor einzeln Gelernten nachzufragen, das Gewisse vom Ungewissen zu scheiden und sich mit Bescheidenheit in mancherlei Versuchen des Denkens zu üben, je mehr er von der möglichen Verschiedenheit der Meinungen, und von den Consequenzen solcher und anderer Meinungen erfahren hat, desto näher ist er der Philosophie gekommen. Diese durchdringt alle Wissenschaften, und es sind daher auch Spuren und Bruchstücke von ihr in jeder Wissenschaft zu finden, die mit rechtem Ernst getrieben wird. Folglich: je mehr verschiedene Wissenschaften Einer kennt, desto mehr Anfänge der Philosophie besitzt er. Nur sind die Anfänge und Bruchstücke nichts Ganzes. Es giebt in der Philosophie einen solchen Zusammenhang der Wahrheit, noch weit mehr aber des Irrthums, dafs einzelne Bruchstücke für sich wenig oder nichts bedeuten. Folglich: je mehr Einer seine Wissenschaft ausschliefsend als sein Fach betrachtet, je mehr er verschmäht, sich um andere Fächer zu bekümmern, desto mehr *Unphilosophie* liegt in seinem Thun. Diese Unphilosophie ist höchst schädlich, denn sie trennt die Wissenschaften und ihre Pfleger so sehr, dafs unrichtige Meinungen sich mehr und mehr einwurzeln, und ein Zusammenwirken in solchen Puncten, wo es nöthig ist, sehr erschweren.

Ueberzeugung. — Ueberzeugung ist willenloses Bejahen oder Verneinen dessen, was zweifelhaft seyn konnte. — Wie der Zweifel der Weisheit Anfang, so ist Ueberzeugung das Ziel der Philosophie.

[140] Werth der Ueberzeugung! — Nein, zuvor Werth des Zweifels! Die gemüthlich fortschlendernden Leute, denen kein Zweifel einkommt, sind ein schwaches Geschlecht, gemacht zum Geniefsen, aber unwürdig, dafs irgend eine ernste Wissenschaft sich ihnen mittheile, denn alle Wissenschaft hat sich emporringen müssen aus dem Zweifel.

Können Sie sich einen Mann denken, — einen wahren, ächten, männlichen Mann, — ohne ein scharfes, umschauendes, prüfendes Auge? Eine männliche Sinnesart, ohne Vorsicht, die immer wache, ohne Behutsamkeit, die, wo es nöthig ist, zu mifstrauen wisse? Wohl glücklich wären wir, wenn die Menschen umher uns nicht lehrten, zu mifstrauen! Aber, wie in der Welt der Menschen, so, ja noch schlimmer, ist's in der Welt der Meinungen. Hier darf kein Gedanke, kein Begriff uns begegnen, den wir nicht, als des Irrthums verdächtig, anhalten müfsten. Der lange Lauf der Zeiten hat Irrthum getragen in Alles, das viele Reden der Menschen

hat jedem Irrthume Sprache gegeben; die Pressen haben der Sprache des Irrthums eine endlose Vernehmlichkeit durch Räume und durch Zeiten zugesetzt; endlich der Eifer entgegengesetzter Irrthümer hat einen jeden ausgerüstet mit dem stärksten, glänzendsten, am leichtesten verführenden Ausdruck. Diese Masse des verstärkten und vervielfachten Irrthums kommt uns entgegen, wohin wir uns wenden im Reiche des Denkens. Sey es, dafs wir uns erkundigen nach dem, was ursprünglich *recht* sey und unrecht: — recht ist, rufen einige Stimmen, dafs der Stärkste an Leib und Seele der Herr sey, und dafs die andern ihm dienen, — und ARISTOTELES begünstigt diese Meinung. Recht ist, — so erschallt's von der andern Seite, — Freiheit und Gleichheit; Rechte sind angeboren einem jeden, Rechte auf Güter des Leibes und auf geistige Güter. ROUSSEAU steht für diesen Satz. Unsre deutschen Naturrechte wollten schlichten, vergleichen, verbessern; — sie sind verschwunden, und von ganz verschiedenen Seiten kommt man sich heut zu Tage entgegen in dem Satze: es giebt kein Naturrecht, es giebt nur eine Ethik oder praktische Philosophie. Mufs ich erinnern an ein noch gröfseres Uebel? An die Gegensätze religiöser Meinungen? Der Vorwurf des Irrthums erschallt hier von allen Puncten nach allen Seiten. Du irrst! ruft nicht nur dem Protestanten der Katholik, sondern sogar der Reformirte dem Lutheraner zu. Du irrst! rufen einander die Schulen zu, in deren einer man demonstriren will, was die andre als aller Demonstration unzugänglich demonstrirt, was eine dritte blofs geglaubt, und eine vierte unmittelbar angeschaut wissen will. Ich verweile nicht bei [141] den Streitigkeiten, welche unter den Aerzten, unter den Chemikern und Physikern über die Zulässigkeit der allerersten Grundbegriffe obwalten, sondern ich frage: dürfen wir uns der Untersuchung aller dieser Dinge gleichgültig entschlagen? Dürfen wir unvorsichtig unter allen diesen entgegengesetzten Meinungen die erste beste wählen, die etwa durch ein heiteres oder durch ein trübsinniges Ansehn uns besticht? Dürfen wir uns Preis geben der lächerlichen Einbildung, was der neueste, der jüngste Lehrer, der zuletzt aufgetretene Schriftsteller vortrage, das sey das Wahre, denn die Zeit sey in beständigem Fortschreiten! Wie? diese Zeit wäre im Fortschreiten, wohl gar in einem sichern Fortschreiten alles Wissens und Denkens nach allen Seiten; — diese Zeit, welche an allen Irrthümern der Vergangenheit leidet, welche matt und schwach geworden ist über dem Ungestüm, den früherhin die streitenden Meinungen haben ausbrechen lassen! — Oder wollen wir lieber gar Verzicht thun auf die Beantwortung, indem wir die Fragen vergessen? Verlangen wir nicht belehrt zu seyn über Recht und Gottheit, über die Welt und über uns selbst? Wer dies Verzichtleisten leicht findet, der sehe wenigstens zu, wie eng und immer enger und niedriger und dumpfer sich die Sphäre zusammenziehen wird, in welcher er nun sein geistiges Leben einschliefsen mufs. Wer es versucht, sich für die grofse Menge dessen, was er nicht zu wissen verlangt, zu trösten mit dieser oder jener voreiligen Annahme gewisser Sätze, die ihm unentbehrlich scheinen: der wird es erfahren, wie die angenommenen Sätze sich in ihren Folgerungen ausbreiten und wie auch diese Folgerungen die doppelte Unbequemlichkeit fühlen lassen: einmal, mit ihrer grundlosen Dreistigkeit anzulaufen gegen die besser überdachten Behauptungen der Andersdenkenden und da der

Beschämung entgegenzugehn, zweitens, das eigne Bewufstseyn wie mit der Stimme des bösen Gewissens zu plagen, eben darum, weil man selbst wohl weifs: es sind ungeprüfte, nur auf gut Glück angenommene Sätze.

Es giebt nur eine Wahl: man ist entweder muthig oder feige. Entweder, man ist stets bereit, alles zu prüfen, oder man ergiebt sich der Unsicherheit und dem schwankenden Meinen überall.

Das schwankende Meinen aber ist einem charakterlosen, ja einem nichtswürdigen Leben nur allzu nahe verwandt. So wie hingegen eine wohl gewonnene Ueberzeugung die Stütze des geistigen Daseyns und die stets ergiebige Quelle eines nachdruckvollen Handelns ist. — Es steht vest: man kann dem Zweifel nicht entgehen, und es ist ein unverständiges Unternehmen, ihn unterdrücken zu wollen. Nun aber denken Sie sich, es gebe [142] eine Kunst, sich aus dem Zweifel emporzuarbeiten, es gebe eine Möglichkeit, Ueberzeugung zu erlangen. Wir wollen nicht fragen, welches diese Kunst sey, welchen Namen sie führe. Gelingt es aber, sich innerlich in dem eignen Gemüth zu bevestigen, so dafs man nun wisse und sich bestimmt sagen könne, welches Urtheil man fällen müsse über die Gegenstände des Zweifels: so hat man die Freude des Wissens. — die Freude der gelungenen Arbeit, — die Zuversicht im Handeln. Doch wozu das Wissen loben, was jeder wünscht, was jeder sucht zu erlangen, auf allen Wegen, die dazu führen mögen? Mit einer oft unbegreiflichen Liebhaberei werden Pflanzen gesammelt und Lesarten verglichen, mit Gefahr des Lebens wird die Natur befragt in den Tiefen der Berge und in den obern Regionen einer zum Athmen schon nicht zureichenden Luft: aber freilich in die *Tiefe der Begriffe* hinabsteigen, das ist noch beschwerlicher und selbst mifslicher, als die gewagteste Luftreise. — Wollen wir uns dadurch abschrecken lassen? Die Menschheit im *Ganzen* läfst sich *gewifs* nicht schrecken! Und sie wird, ich sage es dreist, sie wird ihren Zweck erreichen. Die Nebel einer falschen Metaphysik werden so gewifs verschwinden, als die einer falschen Chemie und Astronomie haben weichen müssen.

Historische Ueberzeugung: „ich kann nicht anders *sehen!*“ Philosophische Ueberzeugung: „ich kann nicht anders *denken!*“ Subjectiv gültig: *ich* kann nicht anders; objestiv gültig: *der Gedanke selbst* führt auf eine innere Unmöglichkeit seines Gegentheils. Darauf beruht alle Metaphysik. — Wiefern kann speculative Ueberzeugung popularisirt werden? Sofern man Jemanden in die Einsicht der Unmöglichkeit des Gegentheils hineinzuversetzen im Stande ist. Und dies kommt darauf an, wie weit die Sammlung und Aufmerksamkeit reicht.

Ueberzeugung beruht auf der Durchdringung der Begriffe. Also auf der Einheit des Bewufstseyns, in welchem mehrere Begriffe einander begegnen. Darauf, dafs der eine nicht weiche, indem der andere hinzutritt; dafs beide nicht weichen, indem der dritte hinzutritt u. s. w. Das ist nur möglich bei grofser absoluter Stärke der einzelnen Begriffe, und bei einer vollkommenen Gegenwart derselben im Bewufstseyn.

Sofern Ueberzeugung zugleich Nothwendigkeit fühlbar macht, gehört dazu hinreichend freie Stellung des Geistes in der Mitte der Begriffe, um

einen jeden zu wenden, und des Widerstreits gewahr zu werden, worauf Behauptung des Gegentheils führen würde.

---

[143] *Wahrheit.* — In jedem Augenblicke seines geistigen Daseyns sucht der Mensch, er wolle es sich nun gestehn oder nicht, — sucht und strebt der Mensch nach Wahrheit. Es ist eine Redensart, ein wenig präciser Ausdruck, wenn jemand von *lieblichen Täuschungen* redet. Die Täuschung als solche kann nie geliebt werden; wenn aber nach dem gehässigsten Dinge unter der Sonne gefragt wird, dann nennen alle mit einem Munde die *Lüge!* — Der Betrogene, der Verblendete kann sich in einem süfsen Taumel befinden; er weifs aber während der Zeit nicht, dafs er verblendet ist, die Täuschung hält ihn gefangen. Entkömmt er dieser Gefangenschaft, gehn die Augen ihm auf, welcher Verdrufs alsdann, welche Scham! Es dünkt ihn, er vernehme das Hohngelächter des Betrugs.

So peinlich es nun ist, sich den Täuschungen Preis gegeben zu wissen: so giebt es nicht destoweniger Personen, welche sehr eilig sind im Namen der Menschheit, das eben so wunderliche, als demütigende Geständnifs abzulegen: das sey nun einmal das Mifsgeschick des Menschen, umherzuirren in Täuschungen aller Art. Und das sey Weisheit, sich geduldig zu ergeben in ein solches Geschick. Ich widerspreche diesen Personen und dieser Weisheit.

Es giebt Wahrheit. Es giebt zu allererst Wahrheit, innere Wahrheit in den Dingen selbst. *Was ist, kann sich nicht um sein eigenes Seyn betrügen.* Und auch der *Schein* — dieser täuscht zwar in dem, was er, als ob es wäre, vorbildet und vorspiegelt, aber *das Scheinen selbst ist nicht Schein*, sondern Wahrheit. (Die Sonne scheint wirklich — sich zu bewegen. Durch das Vergröfserungsglas scheinen wirklich die Dinge vergröfsert.) Schon diese Wahrheit des Scheins müfste demjenigen werth und theuer sein, der an aller Wahrheit zu verzweifeln sich in Gefahr fühlte.

Man mufs sich hüten, das was für den Moment gilt, als ein Allgemeines aufzufassen. Der Zeitschriftsteller hat *für den Moment* Recht oder Unrecht, darnach beschränkt sich Beistimmung und Tadel. Die Wandelbarkeit darf aber nicht das Nothwendig-Veste der Grundsätze mit sich fortreifsen. Es ist in sofern kein Ruhm, mit der Zeit fortzugehen.

Die Meisten urtheilen nach dem, was sie sehen. Ist die Philosophie ein paar Decennien lang idealistisch gestimmt, so halten sie den Idealismus für Philosophie überhaupt, und beurtheilen das *Wirken* der Philosophie nach dem Wirken des Idealismus.

---

[144] Man unterscheide die *Systeme* von der Wissenschaft, aber auch von den *Schulen.* Nicht alle Fehler der zankenden Schulen sind Fehler der Systeme.

Welches *System* ist vernünftig? Keins! Sondern die prüfende Ueberlegung aller Systeme ist vernünftig. Die Wahrheit des Systems ist *nicht* die Vernunft, so wenig als das Sittliche selbst die Vernunft ist.

Natur. — Was da ist, so, wie es sich giebt, nennen wir Natur. Wir unterscheiden davon alles Gemachte, alles Werk der Kunst und Freiheit; und alles Gedachte, alles Noumenon, sey es nun Einbildung, oder Begriff, oder Wahrheit. „Von Natur" heifst: „von selbst". Und zugleich ohne Trug und ohne Wunder.

Alles was sich giebt, als seyend, das giebt sich so voll von Widersprüchen, die der gemeine Verstand fühlt, der Metaphysiker aufdeckt, — dafs es kein Wunder ist, wenn es schwer wird, den Begriff der Natur zu fassen.

Mechanismus ist der Mittelpunct der Natur; aber sie ist *mehr*, und ist *weniger*, als dies. Die Natur eines Steins, die Natur des Lichts ist weniger als Mechanismus; *was* das Ding ist, das nennen wir die Natur des Dinges; und sagen von ihr, sie bringe dieses oder jenes so mit sich wenn wir die Erklärung eines Phänomens aus *äufsern* Ursachen nicht gestatten wollen.

Erst nachdem man sich besonnen hat, dafs Alles, was wir für das Innere der Dinge zu halten pflegen, auf Relativitäten und Aeufserlichkeiten hinausläuft: kommt man dahin, den Zusammenhang selbst, in welchem jedes Einzelne sich vielfach gefesselt findet, Natur zu nennen; und der Gedanke ist nahe, das *Band* als das Reelle anzusehen. Dann aber ist auch der Idealismus nahe, nach welchem das Einfache der Empfindung in uns verbunden ist, die Natur demnach nur in der productiven Phantasie existirt.

Lassen wir den Idealismus bei Seite: so erscheint ein System des Wirkens und Leidens, dem wir selbst mit angehören. In diesem System zeigt sich kein Anfang der gegenseitigen Bestimmungen. Sehr leicht wird der Beitrag, den jedes einzelne *selbst* zur allgemeinen Bestimmtheit hergiebt vergessen, über dessen unermefslich gröfserer Abhängigkeit von allem Uebrigen; und der Mechanismus erscheint ungeübten Augen als allgemeine Passivität. Diese wird in der Folge selbst zum Räthsel und giebt Veranlassung zur Aufnahme vieler verkehrter Vorstellungsarten.

(Passivität erfordert ein zwiefaches Positives, theils des [145] Verneinten, theils des Verneinenden, jenes im Leidenden, dieses im Thätigen. Die vom sogenannten *todten* Mechanismus reden, überlassen sich einem Eindruck, der beides hinter der *blofsen Verneinung* verstecken möchte; so wie der Ausdruck: Natur-*Nothwendigkeit* es vergessen macht, dafs die Selbstheit eines jeden Dinges eben das Zwingende in der Nothwendigkeit, der Zwang aber ein blofser Gedanke des Zuschauers ist.)

Mechanismus ist Nichtigkeit des Bandes und scheinbare Passivität der Dinge.

Aber der zweckmäfsige Organismus, zu welchem die Natur sich erhebt, seine Stetigkeit unter demselben Begriff, seine Assimilation, Reproduction und Zeugung, — dies scheint eine solche Verschmelzung des Vielen zu Einem anzudeuten, die von ursprünglich vielen und verschie-

denen Elementen nicht abzuleiten seyn dürfte. Lassen wir nun das Viele fallen, so giebt es keine Passivität, keine Unterwürfigkeit des einen unter das andere; das Band ist reell und der Mechanismus gestürzt. — Nur dafs alsdann, wie man sich auch stelle, das Eine, welches Alles ist, sich auf irgend eine Weise spalten, äufsern, — selbst verneinen und aufheben mufs.

Der Eindruck endlich, den die *gütige* Natur (ganz entgegengesetzt der rohen und todten Natur) macht, müfste über sie selbst hinaustreiben, wenn ihr der *dankbare* Mensch gegenüberstünde. Aber die gütige, die *schöne* und die zweckmäfsige, ja endlich die blofs regelmäfsige (gleichsam anständige) Natur, — dies Alles fliefst so zusammen, dafs nicht eher ein bestimmter Eindruck und eine reine Ueberzeugung hervorgehen kann, als bis man das *Wort:* Natur, ganz verläfst, — die Dinge selbst von der Form ihres Zusammenreihens sondert, und die Zweckmäfsigkeit und Güte in das Land ihres Ursprungs, in das Geisterreich, erhebt.

Die *Natur* der Dinge, Gegenstand der kalten Betrachtung; — das *Natürliche*, Sache des Geschmacks, des Herzens, der Liebhaberei. —

1) In der Natur läfst sich nichts abgesondert betrachten. Die Körper haben Cohäsion, Gravitation; das Imponderable hängt dem Ponderablen an, bei dem es aus und eingeht; — geistige Wesen kennen wir nur, sofern sie zu abhängigen Organismen verkörpert sind. Jede Begebenheit ist ein Centrum zusammenhängender Ursachen, und ausströmender Wirkungen; — nach beiden Seiten kein Ende! So ist alles Eins. Aber auch *nicht* Eins! Denn bei weitem nicht Alles ist schlechterdings durch Alles bestimmt, jedes geht seinen eigenen Weg neben dem meisten [146] Andern ungestört fort. Die Körper lassen sich zerstücken, jedes Stück gestattet willkührliche Experimente, von denen das andere nicht leidet. Die verschiedenen geistigen Wesen verfolgen jedes einen eigenen Weg der Ausbildung, und die Erziehung und Belehrung ist eben darum ein mühsames Geschäfft. So ist die Vielheit unendlich. — *Vieles*, das in Verhältnissen gegenseitiger Abhängigkeit steht, ohne in ein einziges Seyn zu schwinden, stellt einen *Mechanismus* dar. Der Mechanismus wird *Organismus*, wenn man auf die *innere Umbildung* eines jeden dabei Rücksicht nimmt, (Vitalität des Blutes u. s. w.) Doch braucht man das letztere Wort nur, wenn dabei zugleich eine veste Form des Mechanismus erhalten wird. Mifsbrauch des Worts organisiren für *einrichten.* Kein Mechanismus durch *blofse* Passivität; kein Organismus *ohne* innere Passivität. — Der Mechanismus bedarf des Anstofses, der Organismus des Reizes. Jener hat Beweglichkeit, dieser Erregbarkeit. Man sieht jenen an als Leiter einer ersten Bewegung, diesen als Erzeuger von mancherlei Bewegungen in allen seinen Theilen, — aber auf vorgängige Affection von aufsen. Die Affection selbst liegt im Dunkeln. In demselben Dunkel liegt auch die *chemische* Einwirkung. Erregt wird auch die elastische gespannte Saite, — und der Docht der Kerze. Jene würde man vielleicht eine mechanische Erregung, diese eine chemische nennen. Dort fehlt die innere Umbildung, hier wird auf die Bewegung nicht gesehen. Bei der organischen Erregung findet

ohne Zweifel beides zugleich Statt. — — Jenseits des Mechanismus, Chemismus und Organismus liegt auf einem Extrem die bloſse Materie, auf dem andern die Intelligenz. Materie ist das Theilbare im Raume. Das Theilbare, als solches, ist bildsam; daher der Gegensatz zwischen Materie und Form, welcher auch auſserhalb des Räumlichen vorkommt. Das Theilbare ist Vieles, das unendlich Theilbare würde Vieles ohne zum Grunde liegende Einheit seyn, — eine Materie, deren Wesen *Form* wäre, (denn Vielheit ist bloſs Zusammenfassung, also Form,) welches sich widerspricht. Ein anderes ist unsere Unfähigkeit, die Gränze der Theilung zu bestimmen. — Das Bildsame nun läſst sich äuſserlich und innerlich construiren; jenes giebt Mechanismus, dies Chemismus. Im Organismus findet sich beides; und zwar so, daſs die Erregung immer die Construction zugleich vernichtet und wieder ersetzt. Letzteres heiſst *Leben.* Auch die Pflanzen haben es. Davon aber ist das in den Thieren hinzukommende Princip der Intelligenz wohl zu unterscheiden. Dies ist absolut einfach. Es kann jedoch mehrfach angenommen werden in Einem lebenden Organismus; welches bei den untersten Thier[147]klassen der Fall zu seyn scheint. Hingegen ein einfaches Lebensprincip bedarf man gar nicht. Vielmehr kann das Leben aus der bloſsen Construction hervorgehen, und so bestätigen es die Beobachtungen der Erregbarkeit in abgetrennten organischen Theilen. — — In den Intelligenzen giebt es ein psychologisches Analogon sowohl des Mechanismus, als des Chemismus, folglich auch des Organismus. Ja sogar im Staate findet sich dergleichen.

2) Praktisches Moment der Naturkenntniſs. — a) *Determinismus ist Voraussetzung des Handelns.* Dem steht entgegen alles, was der Aberglaube liebt und fürchtet. Fatalismus im Groſsen, Zauberei und Dämonenglauben im Kleinen. Es giebt auch einen Glauben an einen innern Dämon, transscendentale Freiheit genannt. Davon künftig. „Die Natur erwartet den Menschen, seine Klugheit und Thätigkeit.“ Sich der Natur überlassen, ist Miſsverstand des Grundsatzes, man müsse sich nach der Natur richten. Der menschliche Organismus *giebt* uns das Gesetz, aber die Intelligenz kann keins geben, denn in ihr ist *ursprünglich* kein Organismus. Weder zum Guten noch zum Bösen. Erziehung. — b) Metaphysik, verwandt mit Religion. Was der Organismus *Mehr* ist, als irgend eine Composition aus Mechanismus und Chemismus, das schreiben wir der höchsten Weisheit zu. Andre nothwendig anders. Sehr übel bekommt es, wenn man unternimmt, von der Religion aus eine Metaphysik zu bestimmen. Da glaubt man erst die Gottheit so gut zu kennen, wie einen andern Bekannten, — hinterher kommt die Untersuchung der Begriffe, und die Naturerforschung, — und bringt gefährliche Zweifel. Dann kommt der Haſs und die Verfolgung. — c) *Natursinn,* in Verbindung und in Gegensatz mit Kunstsinn und Herzlichkeit. Wen erfreut nicht die Natur? Wer liebt sie nicht? Die natürliche Blume ist mir lieber als die schönste künstliche. So in Allem. — Die Natur erfreut uns wie ein Kind; durch ihr müheloses Seyn, das nichts seyn will; und, was es ist, zu genieſsen gestattet, ohne die Kritik aufzufordern. Alles Kunstwerk hingegen ist eins unter vielem andern, nach welchem es zu fragen veranlaſst, und über welches es den Vorrang verlangt. Daher zwingt uns das Kunstwerk zur

düstern Richtermiene, die Natur hingegen erläfst uns diese Anstrengung, sie gestattet ihrem Freunde, mit ihr zum Kinde zu werden.

Eben deshalb genügt auch die Natur nicht ganz, noch für immer. Der Künstler soll sie *nicht* nachahmen, denn ihre Kindlichkeit ist schlechterdings unnachahmlich; und in der Affectation unerträglich. Der Mensch ist Künstler, selbst mitten im Leben. [148] Immer mufs das Ideal ihn leiten im Handeln. Nur auszuruhen bei der Natur ist ihm gestattet.

Aber es giebt eine Natürlichkeit des Betragens, wiederum selbst mitten im künstlerischen Handeln, welche für keinen Preis darf geopfert werden. Nicht alle Theile der Natur, der Landschaft sollen rein ausgearbeitet werden. Vielweniger soll die gemeine Rede Fesseln der Rhetorik fühlen lassen. Am allerwenigsten können wir eine strenge Absichtlichkeit des Handelns in allen Kleinigkeiten leiden. So wenig, dafs, wer immer eine Rolle zu spielen scheint, die ungebundenen Personen in Lauscher verwandelt, welche horchen, was er hinter den Coulissen sagen möge. Wie weit die Kunst bei ihm gehe? und von wo sie ausgehe? das wollen sie wissen. Bei ihm erholen aber können sie sich nicht. Dazu bedürfen sie des ehrlichen Naturmenschen, des Anspruchlosen, der Niemanden spannt, noch beschämt.

Eben diese Natürlichkeit fürchten Manche zu verlieren, wenn sie sich zur höhern Wissenschaftlichkeit erhöben. Sie haben Unrecht; mehr noch als die, welche über dem strengen Studium der Abspannung vergessen, die sie ihren Kräften und ihrer Erscheinung schuldig sind.

Moralisten und Pädagogen pflegen immer in der *menschlichen Natur* 1) den Zug des Organismus, — welcher allgemein auf die geistige Ausbildung wirkt; 2) die psychologischen Gesetze, nach welchen die continuirlich angehäuften Vorstellungen fortwirken, und welche, mit den Eigenheiten des *einzelnen* Organismus zusammengenommen, allmählig eine Individualität festsetzen; 3) die Einrichtungen der Vorsehung, nach denen sich der Mensch überhaupt in der Mitte der Dinge und der Gesellschaft entwickeln kann, — zu verwechseln und zu vermengen. Ihre Regel: *folgt der Natur!* ist theils Zutrauen auf die Vorsehung, theils Nachgiebigkeit gegen die Nothwendigkeit. Dahinter aber versteckt sich die Schwäche, welche nicht sehen will, wie vieles durch 1 und 3 unbestimmt bleibt. Nicht weniger verwechseln sie in der *Freiheit* die *überlegte* Wahl mit der Wahl des *Bessern*, und besinnen sich nicht, dafs sie nothwendig mit jener auch diese in ihre Gewalt bringen müssen. Zuletzt gehört ihnen die ganze Freiheit mit zur Natur; und unnatürlich scheint ihnen nur das *Böse*, welches wohl durch Zauberei in die Welt gekommen!

Freiheit. — Freiheit! Wen hebt nicht das Wort? Wem löst es nicht, wie in einem angenehmen Traume, alle die Fes[149]seln, welche die mühsame Geschäftigkeit des täglichen Lebens vergeblich schüttelt? Wen reizt es nicht zu Plänen ohne Ende, die mit froher Kraft würden ergriffen werden, wenn dies und das und jenes Hindernifs nicht wäre?

Denn wie vielfach der Mensch sich gebunden fühlt: so vielfach strebt er nach Freiheit. Freiheit gegen äufsere Feinde, und gegen innere Mifs-

bräuche, wünscht der Bürger; Freiheit von Leidenschaften und wilden Begierden wünscht der edle Mensch, ja vom Druck der körperlichen Hülle frei zu seyn, begehrt nicht blofs der Kranke, dem die Schmerzlosigkeit des Todes Wohlthat wäre, sondern auch hie und da ein forschender Geist, der ein höheres Leben ahnet, jenseits der bedürftigen Erdenzeit.

Aber was ist Freiheit? Sie selbst ist Nichts. Sie ist — *Nicht* der Zustand der Gebundenheit. Nicht dieser Druck, unter dem wir leiden; nicht dieser Umstand, der uns im Wege steht, nicht diese Herrschaft, — dieser Trieb, — dieser Imperativ, — nicht dieser Mangel, nicht dieser Reichthum, nicht diese Gesellschaft, nicht diese Einsamkeit. Nehmt nun hinweg, was Euch drückt, und die Stelle bleibt leer. Die Leerheit würde Euch wiederum drücken, würde sie nicht ausgefüllt. Sie werde ausgefüllt; und zwar nach Eurem Willen. Bleibt dieser Euer Wille sich nicht gleich, oder öffnet das, was er vollbringt, ihm nicht immer neue Bahn für sein nächstes Streben, so ist die Freiheit wiederum hin!

Es giebt Augenblicke, da man sich frei *fühlt*. Es ist das Vorgefühl der Leichtigkeit, womit die mannigfaltige Thätigkeit, der man nun Raum geben könnte, gelingen würde.

Schon aus der *Nichtigkeit* der Freiheit folgt, dafs sie keinen andern Werth hat, als den eines richtigen *Gebrauchs*. So von der politischen bis zu der akademischen Freiheit, und von der Freiheit der Selbstbeherrschung bis zur künstlerischen Freiheit.

1. Weil Freiheit immer die Negation der Beschränkung ist: so folgt, dafs dieser Begriff *so oft* wiederkommen mufs, *wie vielfach* sich die Beschränkung in solchen und andern Formen wiederholt. — Ist der Unterthan eines monarchischen Staates nicht frei zu nennen? Er ist doch Herr in seinem Hause. Aber sein Gesinde? Auch dieses ist frei; man denke nur an die Leibeigenen und Sklaven. Wenn aber ein Epiktet sich unter den Sklaven findet: so behauptet auch dieser noch frei zu seyn. „Gedanken sind frei.“ Und durch die Gedanken ist das Gemüth frei, wofern nur die Gedanken zu herrschen verstehn über die Begierden und Affecten. Wir kommen hier auf die *moralische* Freiheit. Wir können ihr die Freiheit des *Denkens* zugesellen; welche den Launen und Einfällen gebietet zurückzuweichen, wo ein Problem [150] untersucht seyn will; — die Freiheit des Geschäftsmannes, der die Kraft hat, sich nach der Stunde zu richten; — die Freiheit des Studirenden, der an einer planmäfsig vorherbestimmten Folge seine Aufmerksamkeit umherwendet. Dies Alles kann man nennen die Freiheit des Gesunden im Gegensatze des Kranken, — die Freiheit des Nüchternen im Gegensatz des Taumelnden. Braucht auch die Gesundheit einer Empfehlung? — Aber man kann die Gesundheit verderben; man verdirbt die Freiheit für Geschäfte durch Gewöhnung an Zerstreuungen, die Freiheit des Denkens durch ungeordnete Lectüre und poetisch seyn sollende Phantastereien; man verdirbt eben so die moralische Freiheit durch schlechten Umgang und durch alle Beschäftigungen, welche den sittlichen Sinn abstumpfen. Durch alles dies geräth man in den Zustand der Krankheit und wird unfrei, wie ein Kranker. Dann bedarf man der Heilung. Man bedarf einer Anleitung und eines Antriebes zur regelmäfsigen Beschäftigung; man bedarf einer schulmäfsigen

Bearbeitung seiner Begriffe; man bedarf endlich eines tadelnden Freundes; vielleicht harter Schicksale. Bleibt diese Heilung aus, oder ist das Uebel zu arg, so greift es um sich, und alle Tugend, Stärke, Schönheit der Seele wird wie von einem fürchterlichen Krebsschaden verzehrt. — Kann ein menschliches Gemüth so unglücklich werden? Ertönt nicht immer noch eine Stimme der Wahrheit, der guten Ordnung, des Rechts auch in den verlorensten Menschen? O ja; sie ertönt, — auf Veranlassung, — sie verstummt wieder und schweigt. Oder sie spricht zwar, aber wird nicht befolgt. — Giebt es denn nicht eine Kraft sich aufzuraffen? Wird je ein Mensch unfähig sich zu bessern? Kann nicht ein mächtiger Entschlufs, ein Hervorbrechen der innersten Gewalt des Guten auch den Schlechtesten begeistern und auf den rechten Weg zurückführen? Man hat ja Beispiele davon! *Beispiele — wovon?* dafs der Leichtsinnige, der nie bös war, seinen Muthwillen bei zunehmenden Jahren ablegt, und mit dem Ernst auch seine Güte entwickelt! dafs der Unvorsichtige, der sich früher nicht die Mühe gab, den Schein zu beachten, klug wird und sich der äufsern Ordnung gemäfs beträgt! Sehr selten einmal auch davon, dafs den Uebermuth irgend eine sittliche Erscheinung heftig ergreift und ihn *bekehrt!* In allen diesen Fällen liegt ein natürlicher Gang der Dinge zu Tage. Aber auf Beispiele und Erfahrung wolle sich niemand berufen, der die Freiheit des menschlichen Willens als eine Kraft ansieht, die *sich selbst* errege, oder doch erregen könne, zum Guten, zum Bösen, in jedem Grade der Stärke, der nöthig seyn möchte, um entgegengesetzte Neigungen und Eindrücke zu über[151]wiegen. Wer so etwas behaupten will, der mufs eine ganz andere Art von Erkenntnis wenigstens vorgeben, als die, welche von Erfahrungen ausgeht. (Erste Begriffe von Rationalismus und Empirismus und von der Philosophie selbst, als ihrer gehörigen Verbindung.) Transscendentale Freiheit in einem todten Wesen. Transscendentale *Un*freiheit eines Willens, der, noch so selbstständig, durch *Motive* bestimmt wird. Unterschied zwischen Motiven und Ursachen. Natürlich mufs man, um diese ganze Untersuchung zu verstehen, immer das Bewufstseyn des eigenen Wollens festhalten.

2. Der Mensch als *Automat* gedacht. Unter einem Künstler. Oder gar unter dem Schicksal. Fatalismus. Aufhebung der Zurechnung durch den Fatalismus; in sofern entweder der Wille selbst für Einbildung erklärt, oder (leidlicher) die einzelnen Willensacte und Gesinnungen als zerbrochene Ereignisse angesehen würden, die, *ohne Zusammenhang unter einander*, auch nicht Einer Person zugeschrieben, (wenn gleich jedes für sich praktisch beurtheilt) werden könnten. Nämlich: die *Zurechnung* setzt zweierlei voraus: 1. *was* zugerechnet wird — Willensacte, sofern sie praktisch beurtheilt sind. 2. Eine Person, *welcher* zugerechnet wird. Das erste erfordert: a) *wirkliches Wollen* — unterschieden vom Traume, Mifsverständnifs und minder scharf von der Nachlässigkeit, Uebereilung, Laune u. s. w. b) *praktische Bedeutung* dieses Wollens, demnach: eine Autorität, welche ursprünglich in der Vernunft liegt, den Geschmack. Das zweite erfordert Einheit der Person, der Sinnesart, aus welcher verschiedene Willensacte fliefsen können. *Je mehr Charakter, desto stärker die Zurechnung.* Hier wird der Wille als sich selbst fortbildend angesehen, so, dafs Ein schlechtes Ent-

schlufs einen ganzen schlechten Stamm verrathe. Selten kann man Vergehungen des Knaben noch dem Manne zurechnen. Die Einheit ist zerbrochen; durch später erst zugeeignete Maximen. — Frage: wie vielfach ist eine böse Gesinnung unsre Schuld? Oder eine gute unser Verdienst? *So vielfach, als sie das Werk früherer guter oder schlechter Entschliefsungen ist.* — Diese Vervielfältigung der Zurechnung verschwindet bei der transscendentalen Freiheit, wo Alles nur Erscheinung Eines zeitlosen Actes ist. *Aber auch die Zurechnung selbst verschwindet hier durch einen Widerspruch,* der freilich schon die transscendentale Freiheit selbst aufhebt. Man müfste nämlich hier den intelligiblen Act, welcher einfach und für immer zwischen Gutem und Bösem hintritt, rechnen *zu* dem Vermögen, sowohl das eine als [152] das andere sich zuzueignen. Aber der absolute Act läfst sich zu nichts rechnen, und das Vermögen bleibt indifferent wie zuvor.

Aber warum *soll* die Zurechnung nicht aufgegeben werden? Warum scheut man so sehr jedes System, das dieselbe scheint zweideutig zu machen? — Ohne Zweifel um desjenigen Erfordernisses willen, was das Princip alles Werths und Unwerths aller und jeder Gesinnung ist, um des praktischen Urtheils willen. Dieses nun sind die Menschen so wenig gewöhnt rein zu denken, dafs sie es in der Beurtheilung einer ganzen Persönlichkeit — eben dies ist die Zurechnung — allein wahrzunehmen wissen. Indem sie nun die Zurechnung zu retten bemüht sind, ist es eigentlich jenes Urtheil, was sie nicht aufgeben wollen. Dasjenige also, woran uns in der Zurechnung eigentlich gelegen ist, macht den Gegenstand der praktischen Philosophie aus, und darf gar nicht verwickelt werden mit den theoretischen Schwierigkeiten, welche in der Frage nach der Freiheit des Willens stecken.

Der Determinismus, gleich unterschieden von Fatalismus und absoluter Freiheit, ist nothwendige Voraussetzung des zweckmäfsigen Handelns. Die Menschen werden, wie man sie macht, und wie sie selbst ihre Bildung veranstalten. So wird Erziehung und Selbstbildung und Besserung gerettet, ja die Zurechnung selbst.

---

[428] **Zur Aesthetik.**

Aesthetische Grundformen. Der *geraden* Linie und Ebene entspricht das Glatte, welches *störende* Auswüchse und Umschweife vermeidet. Auch die gerade fortgehende, ganz einfache Erzählung. Läfst sie Lücken, so müssen diese irgend eine Symmetrie zulassen; oder eine Steigerung. Der *Klimax* aber ist nicht *räumlich*, sondern *zeitlich.*

Getheilte Linie und *Ebene*, nebst *Parallele*, giebt schon *architektonische* Form. Desgleichen ist der Parallelismus Grundlage der Metrik; wobei die verschiedentlich getheilten Parallelen auf die verschiedenen Cäsuren hinweisen. Blofse Puncte lassen der Zusammenfassung mehr zu thun übrig. Je entfernter sie stehn, desto mehr Expansion und Contraction.

Das gleichseitige oder gleichschenklichte *Dreieck*, und das liegende oder stehende *Rechteck* führen weiter. Beim Rechteck ist schon eine *geringe* Abweichung vom Quadrat hülfreich zur Zusammenfassung, weil

zuerst die Breite dazu sich darbietet, und die Auffassung dann der Länge nachgeht. Verschwindet die Breite gegen die Länge, so geht die jener gebührende Zusammenfassung verloren.

Hat die Erzählung eine breite Basis, wegen vieler zugleich auftretender Personen, und weiter Verschiedenheit unter ihnen (wie in W. Scott's Ivanhoe), so ist es desto schwerer, ihr am Ende die rechte Spitze zu geben. Die Fäden müssen dann um desto vester gehalten werden, und das Ueberschüssige mufs sich früh allmählig absondern. Darin ist die Odysee trefflich angelegt. Wo blieben wohl die vielen Personen, wenn Odysseus nicht die meisten erzählend einführte. Dagegen laufen Erzählungen, die von den Erziehungsjahren des Helden beginnen, hintennach breit auseinander, und beschreiben eine lange Linie, so dafs aus doppeltem Grunde die Zusammenziehung schwerer fällt. —

Krümmungen sind Umwege, statt deren ein kürzerer Weg möglich. Vergebliche Strebungen sind entweder allmählige Umlenkungen oder Katastrophen. Jene mehr dem Roman eigen, [429] diese dramatisch. Diese letztern aber sind nicht Krümmungen, sondern winklichte Figuren.

Die *ganze Betrachtung der Form* tritt an die Stelle des unbestimmten Begriffs der *Einheit*. In gröfsern Werken ist die Einheit keine einfache Figur, sondern Figur in Figur. Dafs ein Gedanke vorhanden, der sich zu formen strebe, versteht sich im Voraus, ehe von der Form die Rede ist. Dieser Gedanke enthält schon ein Mannigfaltiges, sonst könnte er nicht nach Form streben. Soll er nun Form erlangen, so mufs er in Flufs kommen; wenn er auch diesen nicht, wie Homer, ausspricht, sondern wie Horaz (und Pindar?) grofsentheils nur errathen, und anderntheils *anschwellen* läfst.

Die eine Hauptklasse des Aesthetischen beruht auf *Durchdringung bestimmter Vorstellungen*, die andere auf *correspondirender Bewegung* (stehendes, fliefsendes und fortschreitendes Schöne sammt den Gegentheilen). Zum erstern gehört aufser dem Sittlichen noch das Harmonische, der Einklang der Farben; desgleichen wenigstens zum Theil die Gegenstellung der Charaktere in der Poesie, und der ähnlichen Verhältnisse unter den Naturkräften in der ästhetischen Weltauffassung; auch das Gefallende der Nachahmung, sofern sie wahr und treu ist und dadurch gefällt. Zum zweiten gehört erstlich das Architektonische, auch im figürlichen Sinne; dann im höhern Grade das Plastische, das Malerische der Natur und Kunst, die Melodie, der Rhythmus, die poetische Situation und noch mehr die Handlung.

Allein diese Abtheilung ist schwer zu verstehen ohne Psychologie. Obgleich nun auch die *Synthesis* der Künste hier zu früh kommt: so kann doch die *Analysis* derselben hier schon hülfreich seyn, um das Mannigfaltige, ja ganz Ungleichartige im Schönen leichter zu unterscheiden.

Poesie, die reichste der Künste, ist zwar in ihrer Vollständigkeit eine Kunst der mehr oder minder gebundenen Rede; wobei durch Rhythmus und Klang der Sprache (auch ohne Gesang) Ersatz gegeben wird für den Verlust, den die Form der Gedanken leiden mufs, indem sie sich in den Faden der Rede verwandelt. Allein auch ohne das Wort hat der Ge-

danke seine Schönheit, und diese ists, welche das Poetische über das blofs Malerische und Musikalische erhebt. Der Gegenstand der Poesie nun ist allemal der Mensch, oder das nach menschlicher Art Aufgefafste; auch in der poetischen Landschaftmalerei, oder in religiöser Poesie; (ginge sie tiefer, so würde sie *Forschung.*)

[430] Die Poesie soll nun entweder darstellen, für die Erkenntnifs, oder mittheilen, fürs Gefühl. Im ersten Falle ist sie dramatisch; oder episch, oder didaktisch; im zweiten lyrisch. Die lyrische Poesie ist die natürlichste, weil Jeder das Bedürfnifs hat, sein Gefühl ausbrechen zu lassen; aber das Schöne der lyrischen Poesie ist am schwersten bestimmt anzugeben. Soviel sieht man, dafs sie nur von Gleich-Empfindenden kann verstanden werden; die Apperception durch Sympathie giebt ihr das Daseyn. Dem Gleich-Empfindenden nun giebt sie das Gefühl in mannigfaltigem Ausdruck vervielfältigt, und daher schon ihr Reichthum an Metaphern, an Gegensätzen, das Klingende des Reims, das Schaukeln in der Wiege des Rhythmus, sowohl beim Liede, als künstlicher in der Ode; kurz, die Menge von aufgebotenen Hülfsmitteln, die hier *gesuchter* sind, als bei den andern Dichtungsarten.* Wichtig ist ferner die *Bewegung* des Gefühls, sein Uebergang in Sehnsucht, oder in bevorstehendes Handeln (man denke an Liebeslieder, an Kriegslieder, Tanzlieder u. s. w.).

Die dramatische Poesie, welche allein *direct* darstellt und *vergegenwärtigt*, findet ihre Verhältnisse in *Charakteren*, *Situationen*, und in der *Handlung.*

1. Die *Charaktere* können *innerlich* schön seyn, oder das Schöne liegt in ihrer *Zusammenstellung.* Die erstere Schönheit ist nie ganz durch die zweite zu ersetzen. Man vergleiche SCHILLER's Don Carlos mit dem Wallenstein. Die innere Schönheit der Charaktere giebt jenem einen Vorzug, während alles Andre in diesem letztern besser ist. Wallenstein läfst schmerzlich fühlen, dafs Thekla und Max nicht an ihrer rechten Stelle sind; im Carlos leisten sich die Bessern doch länger Gesellschaft, und sind die Hauptfiguren. — Sonst ist die Wahrheit der Charaktere, ihre scharfe Zeichnung, ihr Contrast, unübertrefflich im Wallenstein. — Die Haupt-Charaktere müssen aber Bewegung haben, sonst giebts französische Steifheit, bei welcher die Charaktere, was sie auch thun mögen, nur ihre Rolle aufsagen. Die Charaktere müssen in der Poesie Individuen seyn, nicht allgemeine Begriffe; und der Dichter mufs Psychologie genug besitzen, um deren innere Beweglichkeit zu kennen.

2. Durch die *Situation* ergiebt sich eine merkwürdige Aehnlichkeit der Poesie und Malerei, die auch die Gegenstände nur von *einer* Seite, in einer Lage zeigt. Die Plastik anders; sie [431] gleicht eher der Lyrik, welche das Gefühl dreht und wendet, es in allerlei Constrast bringt. Doch thut die dramatische Poesie etwas ähnliches mit den Charakteren; wiewohl nur fragmentarisch im Vergleich mit der poetischen Erzählung, besonders dem Roman, wenn man SCOTT's Meisterwerke mit solchen Namen be-

---

* Absichtliche Uebung in der Poesie sollte nie bei der Lyrik anfangen. Sie glückt nur, wenn die Wahrheit und Tiefe des Gefühls der schon vorhandenen Uebung in Versification und poetischer Darstellung begegnen.

zeichnen darf. Wie sind Elisabeth, Leicester, Ludwig XI., von *allen* Seiten gezeichnet! Dennoch ist SCOTT besonders grofs in der *Auswahl* der interessanten Situationen, ohne welche die Poesie in gröfseren Werken nothwendig prosaisch wird. An Situationen fehlts im Wallenstein, auch im Carlos, obgleich einige trefflich sind, wie der Schlufs der Piccolomini, und ganz besonders die erste Zusammenkunft der Eboli und des Carlos, desgleichen des Posa mit dem König.

3. Die *Handlung* ist das, was von der dramatischen Poesie als ihr Eigenthum erwartet wird. Daraus entsteht leicht die Ansicht, als wäre Handlung *allein* schon poetisch; ohne Charaktere. Aber gleichgültigen Menschen mag begegnen was will, ihr Leiden und ihr Thun bleibt gleichgültig. Hingegen bei bösen Charakteren mufs das Schöne durch die Handlung erreicht werden. Dies scheint SCHILLER im Wallenstein übersehen zu haben; den er im ganzen Stück eigentlich so weit als möglich entschuldigt, um ihn zur poetischen Person zu machen. Wallenstein dürfte viel böser seyn, wenn er nur etwas thäte, anstatt ins Verbrechen zu gleiten und ins Unglück zu stürzen. Darin ist Macbeth weit besser; er ist dramatisch, denn er handelt. Wallenstein wird geschoben von seiner Parthei, gereizt durch Feinde, verlockt durch die Gelegenheit, genöthigt, indem er zu spät noch umkehren möchte, verführt durch Aberglauben: aber das Stück handelt fast ohne ihn; und er ist gegen das Ende fast ganz zur leidenden Person herabgesunken; er wankt längst, ehe er fällt. — Die Braut von Messina dagegen hat Handlung, aber keine Charaktere, deren leere Stelle durch Lyrik so ziemlich bedeckt wird; daher man Theil nimmt am Unglück, nicht an den Menschen als Personen.

Wie wenig die Handlung allein, ohne anziehende Charaktere, vermag, das sieht man nicht blofs an den gemeinen Intriguenstücken, sondern ganz besonders an SCHILLER's Turandot; einem Werke, das, wenn es nicht auf grillenhaften Charakteren beruhte, wohl zu den musterhaftesten gehören würde; denn die Charaktere sind imposant, sie sind in Bewegung; die Situationen sind eigenthümlich; die Verwickelung schreitet immer fort, das Interesse an der Handlung bleibt stets gespannt. Das Stück sollte gefallen, aber es gefällt in Deutschland nicht, weil uns weiblicher [432] Stolz in der Liebe widrig, und in seiner kolossalen Gröfse bei der Turandot, (die doch einer Darstellung werth scheint,) unerträglich wird. Ueberdies ist das gewaltige Liebesfeuer des Jünglings, das durch ein blofses Portrait entzündet wird, auch undeutsch. Das Stück gehört nach Italien, woher es kommt. Auch hat es SCHILLER wohl etwas zu stark die komischen Farben aufgetragen, indem er das Mährchen in gehörige Ferne rücken wollte, was freilich erreicht ist. Ob die ältern SCHILLER'schen Stücke, wenn ihnen das Gemeine der Ausführung weggenommen würde, in Umarbeitung gefallen könnten, wäre eine interessante Frage. Die Räuber wecken bekanntlich viel Theilnahme, sowohl durch Charaktere, als durch Situation und Handlung; aber sowohl *dies* Stück, als das zu tief in gemeine Kleinlichkeiten versunkene, Kabale und Liebe, ist zu sehr zerreifsend; und in solchen Fällen bedarf die Tragödie der wahren Geschichte oder doch einer dafür geltenden Fabel zum Hintergrunde; sonst ist der Dichter nicht genug entschuldigt wegen des Schmerzes, den er verursacht. Wie viel

sanfter ist die Braut von Messina mit allen ihren Schrecken! Und wie viel lyrische Kunst ist dennoch aufgeboten, um das Gefühl zu mildern! — In Fiesco ist die Handlung Anfangs zu gedehnt, gegen das Ende verworren; wie im Don Carlos, wo man gar Mühe hat, den Posa zu begreifen, und erst seiner eignen Erläuterung bedarf. SCHILLER war früher zu dunkel, und gab sich später zuviel Mühe, klar zu werden; ein natürliches Schicksal jedes Schriftstellers.

Die Forderung an das Kunstwerk, es soll seyn *simplex et unum,* verlangt eigentlich: die Charaktere, Handlungen, Situationen, sollen als Anfang, Fortgang und Ergebnifs wirklich so genau als möglich (also am besten vermittelst des historischen Hintergrundes, welcher das Handeln aus den Charakteren hervorruft und die Situationen genauer bestimmt,) unter sich zusammenhängen. Die Handlung darf durchaus nicht auseinander fallen, nicht ein getrenntes Interesse erzeugen; wiewohl allerdings *Verhältnisse verschiedener* Interessen.

Alsdann weiter folgt der Hauptsatz: *alles Schöne existirt im Zuschauer.* Es ist das Object, worin der Zuschauer sich *vertieft,* folglich sich vergifst. Hier weiter von der Apperception, und der dadurch stark veränderten Perception.

Eine Art von Zeichensprache, (Kunst-Abkürzungen u. dgl.) ist unstreitig in allen Bildwerken so bemerklich, als in einem Zeitalter, dem die Hieroglyphenschrift noch nicht ganz fremd [433] geworden, natürlich. — Aber *was* wollten die alten Dichter andeuten? — HOMER zeigt deutlich genug, dafs er *den Geist* des Menschen aus ihm heraus setze, ihn und sein Wirken durch *inspirirende* Götter erklärte, dafs er eben so den Zufall in Absicht verwandelte und ihm das olympische *comité directeur,* eine geheime Gesellschaft, unterschob. So verherrlicht RAPHAEL die unbefleckte Empfängnifs. — Nicht aber das, *was* der Künstler seiner sehr befangenen, beschränkten, verkehrten *Meinung* gemäfs sagen will, macht ihn zum Künstler, sondern die Mittel, die er in der Gewalt hat. Man soll nicht im Künstler den *Philosophen* suchen, — das ist er nicht. Darum braucht man sich auch nicht über GOETHE's Leichtsinn zu ärgern, wie gewisse Theologen. Solcher Aerger ist übrigens die natürliche Reaction, welche auf Vergötterung der Künstler folgt. — Wahr ist übrigens, dafs der ächte Künstler vom Kunstdrang getrieben wird; und nicht von einem *ästhetischen kategorischen Imperativ,* der keinen Sinn haben würde.

Jedes Kunstwerk soll ein Ganzes seyn, in welchem kein Theil mehr hervortreten darf, als die Gesammtwirkung erlaubt. Daher Einheit der Handlung im Drama, und Zusammenhang im Epos, welches Episoden nur seiner Länge wegen erlaubt. Hat das Kunstwerk nicht Einheit, so *zerstreut* es, und das Urtheil wird gehemmt, indem es sich bilden will. Denn es zerfällt in mehrere Urtheile, und doch ist der Gegenstand zusammenhängend. Das Gesammturtheil enthält aber jedenfalls unzählige Partialurtheile. Diese zu verknüpfen ist die Hauptsache. Daher der Umrifs das Wichtigste. — Die Einheit ist zugleich *Ordnung.* Daher ordnet sich An-

muthiges, Erhabenes, Komisches, Seltsames, Interessantes, Häfsliches sogar, (nur nicht Triviales, aufser wo es durch die Form veredelt worden,) der Einheit im Kunstwerke unter.

Die *Erhebung zum Unendlichen* aber scheint der Einheit zuwider. Hierüber bemerke man, dafs die Ausfüllung des Gemüths durch das Schöne nothwendig mit einem unbestimmten Gefühl von Befreiung aus der Spannung des täglichen Lebens zusammenhängt. Schon die Erweichung des Gemüths, die *Freude der Trauer* bei Ossian, bei Homer, in der Tragödie, löset die Sorgen, entfesselt die Banden des Bedürfnisses, verhilft dem Menschen, dafs er zu sich selbst komme; daher nun auch der Aufschwung des Gemüths zu Ahnungen des Höheren, des durchgehends Besseren, was von bestimmten Hoffnungen sehr verschieden ist, weil diese immer auch bestimmte Sorgen zurückführen, die Menschen wieder einkerkern würden.

[434] Hiemit hängt die Vorstellung des *Spielens* zusammen, (das Spiel verräth den Affect, welcher sich senkt oder doch senken soll; eine ernste Kunst spielt nicht;) im Gegensatze gegen den Ernst der Arbeit; aber auch die Annahme einer harmonischen Thätigkeit aller Seelenkräfte, weil in jener Entfesselung eine mannigfaltige geistige Erregung sich von selbst einfindet, so dafs man nach dem Genusse des Schönen sich zu neuer Arbeit gestärkt fühlt. Man zeichnet in dieser Hinsicht die *Phantasie* unter den übrigen angenommenen Seelenkräften aus; weit weniger Gedächtnifs, Sinnlichkeit und Verstand; weil letztere durch das Gegebene gebunden sind.

Wesentlicher noch als die Ahnung eines Höhern ist die entschiedene Erhebung vom Gemeinen (dem Gemenge ohne Einheit) zum Idealen, worin, wie nach einem *Gesetze*, die sämmtlichen Theile des Kunstwerks sich zum Maximum der Wirkung vereinigen.

Geziertes, Raffinirtes, Unnatürliches, Verworrenes, Unerhörtes, ist oft genug die unwillkommene Beute dessen, der nach dem Schönen, Regelrechten, Seltenen, mannigfaltig Unterhaltenden, endlich dem Erhabenen jagte. Alles solches Verkehrte ist darin gleich, dafs es in die Einheit der Gesammtwirkung des Kunstwerks nicht aufgenommen, sondern gleichsam als überschüssig und darum störend empfunden wird.

Will also Jemand ein Kunstwerk hervorbringen, so mufs zuerst so einfach und so bestimmt als möglich der Hauptgedanke ihm vorschweben; dann mufs ihm das Werk im Geiste nach allen Seiten zugleich wachsen; endlich mufs es bis ins Kleinste ausgearbeitet werden. Nicht der Reihe nach kann ein Vers nach dem andern, ohne Plan, gedichtet werden. Musikalische Kunstwerke aber machen hier eine besondere Schwierigkeit. — Will Jemand Künstler werden: so mufs er zuvor die Elemente des Schönen kennen, und seiner Phantasie höchst geläufig machen; und dann bei den kleinsten Einheiten den Anfang machen. Darum sind die Odyssee und Ilias so unbegreiflich grofs, weil man die Vorarbeiten zu ihnen nicht kennt.

Ueber die Einheit hinaus scheint sich das *Romantische* zu bewegen, welches dem Classischen entgegensteht, „wie freier Rhythmus dem Verse" (Bouterweck). So auch die schöne Landschaft (Reisegeschichten in der Odyssee). Vernachlässigung im Einzelnen versteckt hier die Absicht. Der Roman scheint eine Geschichte des täglichen Lebens. Die grofsen Um-

risse und die Haupteindrücke müssen sich dennoch ästhetisch vereinigen. [435] Dadurch werden gröfsere Kunstwerke möglich, selbst wo die Eleganz, das Hervorglänzen des Einzelnen fehlt.

Ueber die Einheit hinaus strebt ferner der *Ausdruck;* wo das Werk *scheint* etwas sagen zu wollen, was, wenn es wirklich gesagt wird, das Werk zum Zeichen macht, dem es dadurch untergeordnet wird. So die ausdrucksvolle Musik; die eigentlich nur als Kirchenmusik ganz anspricht, wo die Hoheit des Gegenstandes so grofs ist, dafs die Kunst sich ihrer Unterordnung nicht schämen darf. Die Oper ist wenigstens glänzend, wenn auch nicht grofs. *Reiz* und *Rührung* gehört dahin. *Gränzen der Natürlichkeit!* Das Ideale darf nicht dem treffenden Ausdruck erliegen. Hier siegt die Regel der Schönheit über die Nachahmung und deren Interesse.

Grazie — flöfst Zuneigung ein. Das Gefällige steht im Gegensatz gegen das Harte und Strenge, welches oft im Classischen liegt. Grazie zeigt *bewegtes* Leben. Ihr Zerrbild ist das Süfsliche.

Die *Plastik* ist die edelste Kunst, weil ihre Ruhe den Zuschauer auf den Standpunct des ästhetischen Urtheils stellt. Daher bei den Alten das Classische! — Die *zeichnenden Künste* sind mehr andeutend, als die plastischen; (zwischen beiden steht das Relief.) Daher kann die Malerei mehr erzählen (historische Stücke), während die Plastik mehr charakterisirt. Bei der letzten ist einfache Gröfse die Hauptsache; heftige Bewegung und Spannung erträgt die Bildsäule gar nicht; *Ruhe* ohne *Steifheit* ist das gröfste Lob des Bildhauers. Nicht den Moment der eigentlichen Handlung, sondern den, welcher die *Absicht* kund thut, wählt er. Die Plastik hat alle schärferen Dissonanzen zu vermeiden, weil in der Ruhe keine Auflösung möglich. — Der Umfang der Malerei ist schon deshalb weit gröfser, weil sich bei ihr so vieles im Dunkel versteckt halten kann, was bei der Bildsäule der offensten Kritik entgegenginge.

Musik — zeichnet* Affecten, Leidenschaften, Stimmungen, — aber nicht Handlungen, nicht Gründe der Ueberlegung; — kaum Ironie und Satyre, obgleich ihr der Witz nicht ganz fremd ist. Dagegen schöne Sittlichkeit, Erhabenes, Wunderbares, Religiöses, Liebe, Grazie, Naives, Sentimentales, Komisches, Humor. — Oft nimmt sie die Poesie zu Hülfe, damit beide zusammen deutlicher sprechen.

Mimik ist Plastik mit Bewegung. — Declamation damit verbunden, giebt Schauspielkunst, eine Kunst der zweiten Potenz. [436] Die Masken der Griechen ersetzen und verhüten die falsche Repräsentation, die entsteht, wenn der Schauspieler einen Charakter *nur* im Allgemeinen auffafst.

Architektonik hat Ausdruck! Welchen denn wohl? Besser: sie drückt nichts aus, aber sie imponirt. Das Erhabene, Grofse, Reiche, Starke, — Zierliche, Liebliche, wird in der Umgebung, worin der Architekt ein *eigenthümliches* Schönes aufstellte, leichter unterschieden und empfunden. Kirchenmusik pafst nur in die Kirche; das Oratorium und vollends die Opernmusik widersteht in ihr.

* Warum *zeichnet?* Ihre Zeichnung ist ihre Form.

Die *schöne Gartenkunst* wird (mit Unrecht) als ein Anhang zu ihr betrachtet. Diese pafst nur nicht in die Schweiz, *oder* im gröfsten Maafsstabe.

Das Unterscheidende der *Poesie* ist, dafs durch sie jedes Schöne unter der Bedingung dargestellt wird: es müsse sich der Sprachform fügen. Strenger: der metrischen Form, dem Verse.

Der schöne Geist ist deshalb nicht von selbst Dichter. Er kann auch Bildhauer, Maler, Musiker seyn, — oder vielleicht auch dies nicht, wenn ihm die Bestimmtheit der Raum-Auffassung, oder die Bestimmtheit des musikalischen Scharfsinns fehlt. Umgekehrt wird durch Gelenkigkeit des Sprechens, und durch Uebung in Sprachen mancher *minder* schöne Geist doch zum Dichten aufgefordert; „für ihn dichtet und denkt die Sprache."

Die Sprache setzt sich meist aus vorhandenen Allgemeinbegriffen sammt deren Zeichen zusammen; und sie wendet sich an Zuhörer und Leser, die in der nämlichen Sphäre von Begriffen und Bezeichnungen schon einheimisch sind. Darin ist Poesie viel bedingter als die andern Künste.

Das ästhetische Urtheil in der Poesie ist kein so unmittelbares, geht nicht so ganz aus vollendetem Vorstellen, (wie es eigentlich soll,) hervor. Es streift mehr seine Gegenstände, und braucht daher gröfsere Umrisse. Dagegen hat die Poesie viel mehr Elemente der *innern* Wahrnehmung; Gemüthsregungen sind ihr eigentliches Feld, die der Maler nur andeutet, der Musiker von den Vorstellungen bestimmter Objecte losreifst.

In der *lyrischen Poesie* tritt die Sprache am meisten hervor: sie wirkt auf den Gedanken, den sie in der Ode eng zusammenprefst, so dafs er in ihr nicht Raum zu haben scheint, sondern keck angedeutet, sprungweise fortschreitend, den Hörer ins Nachsinnen versetzt, und ihn diesem überläfst. Daher kann eine Ode nicht lang seyn; sie würde sonst betäuben. Der gedrängte Stil eines TACITUS hat mit ihr viel Aehnlichkeit.

[437] Die Ode verträgt nicht wohl den Reim, der durch sein Wiederklingen den Gedanken vielmehr einschliefst, als in Spannung setzt. (Dasselbe gilt vom blofsen Hexameter.) Dagegen schmückt er das Lied, worin der Gedanke sich gerade so lang ausdehnt, als nöthig, um eine zierliche Form gleichmäfsig auszufüllen. So im Sonnett;* so auch in der sogenannten Anakreontischen Ode, die vielmehr nur Lied ist.

Die Ode hat eine unleugbare Aehnlichkeit mit dem Lehrgedicht; indem sie antreibt, ermahnt, befiehlt. Jedoch setzt die Ode ihren Gegenstand als bekannt voraus; durch rhetorische Exposition würde sie dem Gedanken die Spannung nehmen. Daher bekommt die Ode das Lyrische,

---

* HORAZ und OVID hätten ohne Zweifel manches im Sonnett oder überhaupt in Form des Liedes gesagt, wenn sie in neuen Sprachen geschrieben hätten. Will man das nicht einräumen: so entsteht für die deutschen Dichter die Aufgabe, sich auch der alten Oden-Verskunst auch nach KLOPSTOCK von neuem zu bemächtigen. Die deutsche Sprache ist bildsam genug für den Hexameter, also auch für andere schwerere Maafse. Es ist nur Gemächlichkeit, das zu verkennen, die zur Eintönigkeit, zur Knappheit und Steifheit führt und zur falschen Eleganz. Was die Sprache *war*, giebt *Hülfsmittel*, aber nicht *Gesetze* für das, was sie werden kann. Sprachkünstler müssen sich nicht mit dem Nächsten und Bequemsten begnügen; sie müssen der Lyrik ihren weitesten möglichen Umfang schaffen.

Subjective, als Ausbruch eines reichen Geistes, der sich nicht darum kümmert, ob er verstanden wird. Welche Sprache würde ein höherer Geist, der rasch vorüberführe, sonst reden, als die der Ode?

Aus bekannten Metaphern läfst sich die Ode durchaus nickt zusammensetzen. Jede Ode kann nur einmal da seyn; und sie mufs jedesmal aus einer neuen, eigenthümlichen Gedankenverbindung entspringen. Soll sie einen bekannten Gegenstand besingen, so bedarf sie dazu eines fremden, noch ungebrauchten Anknüpfungspunctes oder Bildes. Hat sie keinen eigenen Gedanken, so kann sie noch weniger die Gedanken spannen, sondern sie ist hohl und wird lächerlich und langweilig.

Vollendet in der Form, und sehr kunstreich in derselben, mufs sie seyn, um bei der Unvollendung des nur angeregten Gedankens dennoch ein Werk darzustellen.

Die Kunst, den Periodenbau in das Metrum einzuflechten, gehört zu denen, die dazu vorgeübt seyn wollen; daran scheint es den mifslungenen Versuchen sehr zu fehlen; denn mit dieser doppelten Sprachkunst allein ist schon viel auszurichten.

Das *Lehrgedicht* ist eine Art von Genre-Malerei. Es wäre Epos, wenn es eine bestimmte, einzelne Begebenheit erzählte; es schildert dagegen das Allgemeine oder auch Mannigfaltige [438] einer oft wiederkehrenden Thätigkeit, z. E. des Feldbaues, der Schafzucht, der Jagd u. s. w. Eben dahin gehört die *Satyre*, wenn sie einen grofsen Kreis auf einmal trifft, und das Einzelne in ihm rügt; die Epistel desgleichen, wenn sie Reflexionen zusammenknüpft. Vortheilhafter ist das *Spruchgedicht*, — weil es nur Einen Hauptgedanken hat; während die logische Verknüpfung unter einem Allgemeinbegriff nothwendig ein öfteres *Loslassen* des Gedankenfadens verursacht; welches der Einheit schadet.

Das Loslassen ist nun auch das Antipoetische, was vor allen andern Dichtungs-Arten das *Epos* zu vermeiden hat. Das Epos gleicht der Bildsäule. Wie sie, zeigt es durchaus nicht den *Künstler*, aber dagegen den *Gegenstand* von allen Seiten. Um nicht loszulassen, bindet es sich seiner ganzen Länge nach an einerlei Versart, die so klangreich und der inneren Abwechselung so fähig seyn muls, dafs sie nimmermehr ermüde. Dazu passen, wie es scheint, nur der Hexameter und die Stanze; in die sich der Periodenbau höchst mannigfaltig einflechten kann. Der Stil darf nicht gedrängt seyn. Das schadet der Aeneide einigermaafsen. Im Horazischen Stil würde man kein Epos lesen können. Selbst Herrmann und Dorothea hat eine bequeme Breite der Sprache, so kurz es ist. Der gedrängte Stil ist wie ein stark möblirter Raum. Einem solchen mag wohl die Geschichtserzählung gleichen.

Novellen, Mährchen, Romanzen und Balladen (letztre den Oden ähnlich im Zusammenpressen einer nur angedeuteten, springenden Erzählung) gehen dem Epos voran, wenn man sich von niedern Stufen zu höhern erheben will.

Epische Gröfse der Begebenheit an sich, ist eine gewöhnliche Forderung, die aber sehr zweifelhaft genannt werden mag. Die Odyssee hatte sie eigentlich nie; die Iliade hat sie für uns nicht; die Aeneide noch weniger. So käme die Messiade am höchsten zu stehn; die Befreiung Jeru-

salems stünde in der Mitte. — Epische *Magie* — durchs Schicksal und durch die Götter? dadurch wird für uns die Ilias zum Mährchen; und selbst anstöfsig. Also erklärt das nicht den heutigen fortdauernden Beifall an diesen Werken. — Historische *Beglaubigung* (nicht *Bedeutung*) fehlt dem Herrmann und der Dorothea; sie, wie SCOTT's Werke, haben nur den historischen Hintergrund, den jeder Roman haben sollte; denn er darf nicht in der Luft schweben, um nicht unbestimmt in der Zeichnung zu werden. — *Einheit des Helden?* Ist eigentlich eben so wenig in der Ilias als im Ivanhoe; sollen Diomed, Aiax, u. s. w. überflüssig genannt werden?

[439] Was aber braucht das Epos wirklich? — Es braucht höchste Genauigkeit in der Ausbildung und Verknüpfung. Die Charaktere müssen plastisch hervortreten; die Handlung mufs bis ins Kleinste am Tage liegen, (so weit irgend nach ihr gefragt wird;) die Situationen müssen in ihrem Entstehen und ihrer Entwickelung ganz deutlich vor Augen liegen.* Die Arbeit des Dichters mufs gleichförmig seyn; er soll nicht hie und da glänzen; er darf das Geringste so wenig vernachlässigen, wie das Gröfste; denn das Grofse wird eben grofs neben dem Kleinen; das Kleine aber mufs durch den Vers und die Diction gehoben oder wenigstens getragen werden. — Die Handlung mufs möglichst concentrirt seyn, damit sich des Kleinen nicht zu viel zwischen einschiebe, welches man geneigt wäre zu überspringen. — Die Charaktere müssen allerdings innerlich grofs seyn; aber das Grofse will durch das Zarte gehoben seyn. (Andromache neben Hektor.) Auch gemeine Charaktere müssen in die Handlung eingreifen; das Bild des Lebens darf nicht einseitig beschränkt werden; man mufs ganz hineinschauen. — (Gar mancher Roman hätte den Stoff einer Epopöe in sich, wenn seine Handlung concentrirt, seine Helden *am Ende* hinreichend thätig, und die Erzählung zusammenhängend genug wäre. Aber die meisten Romane sind rissige Bilder.)**

Dafs die Epopöe der Bildsäule gleicht, zeigt sich ganz besonders in der ersten Tugend ihrer Handlung: *Wahrheit* (im ästhetischen Sinne,) und *Klarheit*. Hier unterscheidet sich von ihr das *Drama*.

Das *Drama* liebt das Geheimnifs. Den dramatischen Perso[440]nen ist etwas verborgen. Sie gehen wie im Dunkeln. Unwissend, was sich

---

* Die Hauptbegebenheit soll *erklärt* werden. Die Frage: wie geschah das? ist zu beantworten. Darin unterscheidet sich der Roman vom Epos, der keinen grofsen und schon bekannten Erfolg zu erklären hat. Der Epiker interpolirt nur; da man die Hauptsache weifs. — Das Interesse des Drama ruht auf den *Personen*, die man selbst persönlich vor sich sieht. Im Drama ist mehr Contrapunct dessen, was *Verschiedene* an verschiedenen Orten thun, und zwar gleichzeitig. Solches taucht nicht fürs Epos, weil es den Faden der Erzählung zerreifst.

** Der Roman ändert eigentlich nur die *Bühne*. Wie das Drama sich an die Stelle des Epos setzte, weil der epische Dichter nicht leicht mehr die Zuhörer sammeln konnte, so will der Roman uns auf dem Sopha unterhalten. Seine Elemente sind dieselben, wie in aller Poesie; aber er verlangt weniger Anstrengung; daher seine *oratio pedestris*. Deshalb tritt bei ihm das Tragische und das Komische nicht so weit auseinander; er umfafst beides leichter, als ein Schauspiel von SHAKESPEARE. Der Roman in Briefen wäre mehr zu cultiviren; er nähert sich dem Drama durch Vergegenwärtigung der Personen: er ist aber schwer zu behandeln, weil er die Erzählungen nicht so leicht herbeiführt.

vorbereite, stürzen sie oder steigen empor. (Das ist weder Schicksal noch Zufall.)* Zweideutige Orakel, Verführung durch Hexen, Zauberer, durch den Satan selbst, finden Platz in der Tragödie; eine glücklich entdeckte Verwandtschaft löst den Knoten im Lustspiel. Der epische Held dagegen schafft sich selber Luft.

Von dieser Seite schliefst sich der Roman mehr dem Drama an als dem Epos. Das Epos spannt nicht; es unterhält, auch da, wo es Furcht und Hoffnung weckt. Es ist zu lang für unbefriedigte Erwartung. Seine Situationen sind schön oder erhaben, jede für sich betrachtet. Im Drama dagegen ist Alles gegenseitig durch einander bedingt. Daher ist das Drama tiefsinniger; und bedarf einer schärfern Psychologie. Es zeigt die Charaktere (besonders die unbekannten!) im Innern; enthüllt ihre verborgenen Falten, und stellt sie in Contrast gegen die glänzende Aufsenseite. Die sinnliche Gegenwart der Personen** auf der Bühne thut selbst das ihrige, um den Contrast des Offenbaren gegen das Verborgene zu erhöhen. Das Epos entbehrt dieser sinnlichen Gegenwart; bei ihm kann also auch die Offenbarung des Geheimen keinen solchen Contrast hervorbringen.

Das Epos antwortet auf die Frage: Wie geschah das? Durch welche Mittelglieder gelangte die bekannte, grofse Begebenheit, an ihr Ziel? Wie bereitete sich der Ursprung Roms durch Trojanische Flüchtlinge? Wie wurde Jerusalem erobert? — Nicht Geheimes, sondern Unbekanntes, soll erzählt werden, dem, der es noch nicht weifs. Im Drama stehn die Personen vor Augen. Die Begebenheit entsteht aus ihnen; die Charaktere sind hier die Hauptsache. *In den Personen selbst* geschieht das, was [441] geschieht; *sie* werden belehrt, bekehrt, glücklich oder unglücklich.

Der schöne Geist ist entweder ernst oder spielend. Letzteres ist verschieden nach den Affecten, von denen ausgehend er das ästhetische Urtheil zu gewinnen sucht.

Er ist ferner entweder activ oder passiv.

A. Der active ist	*B.* Der passive ist
a) nachahmend, oder	*a)* vergleichend (Original und Bild), oder
b) producirend, oder	*b)* sich hinein versetzend, oder
c) veredelnd und vortragend.	*c)* beurtheilend.

Beide *a)* entweder in grofsen Werken oder in kleinen Einzelheiten; *b)* rücksichtslos beschäfftigt mit dem Gegenstande, oder rücksichtsvoll, um auf

---

* Die alten Dramen, deren *Charaktere und Entwickelung man schon kannte*, weil der Mythus ein gegebener war, konnten diese Eigenheit des Drama nicht so sehr hervorheben. Daher war das Drama einer weitern Ausbildung fähig. Diese empfing es in der Komödie früher, als in der Tragödie. Das grofse historische Drama, dessen Ende man voraus weifs, ist, wie die Malerei, Versinnlichung einiger Hauptmomente. Der Schauspieler mufs für das Drama ebensoviel thun, wie der Dichter. — Wie, wenn sich extemporirende Schauspieler, *ohne Dichter*, den Stoff aus dem Epos oder Mythus selbst wählten? Das wäre das wahre *historische* Drama. Es gäbe aber unter gehöriger Verabredung auch das ganze Drama überhaupt. Einerlei Stoff könnte bei öfterer Einübung dadurch zu mancherlei Gestaltung gelangen.

** Auf die sinnliche Gegenwart der *Personen* ist desto mehr zu rechnen, je weniger Illusion die Bühne in Ansehung der Umgebung (der Gefechte, u. s. w.) hervorzubringen vermag. Der Epiker kann eine Schlacht und einen Seesturm darstellen, der Dramatiker nicht.

Andre zu wirken; *c)* zum Ausführen und zur Aeufserung geschickt, oder stockend und in sich gedrängt; *d)* besonderen Gemüthsstimmungen unterworfen (individuell), oder frei (universell).

Bei allen diesen Unterschieden ist das Kunstfach noch unbestimmt; und es kann Einer um Rath fragen, welches Fach er wählen solle?

a) Der Nachahmer und Vergleicher mufs in der Sphäre seiner klärsten Auffassungen bleiben. Wer viel Pferde gesehen hat, mag Pferde malen und gemalte Pferde beurteilen u. s. w. Aufserdem hängt der active Nachahmer ganz ab vom Geschick zur Ausführung. Mifslingt ihm diese auch nach eifriger Uebung, so beschränkt er sich auf passives Vergleichen.

b) Der Producirende, wenn er sich vom Reproducirenden, also dem ursprünglich-Nachahmenden, scharf unterscheidet, sucht einer vorhandenen Gemüthsstimmung Luft zu machen. Dieser nun kann fragen: will ich durch ein Gedicht, oder durch ein Bildwerk, oder durch Musik mir Luft machen? Hier kommen die Unterschiede der Künste am meisten in Betracht. Die Poesie bewegt sich am freiesten im Gebiete der Gedanken, Malerei ist am anschaulichsten, Musik giebt der Stimmung am schnellsten ihren Ausdruck.

Der Passive hat hier den Vorzug möglichster Vielseitigkeit, denn Einer kann sich in viel Mehreres hineinversetzen, als er Kunstübungen erreicht. Selten aber ist Vielseitigkeit in Kunst-Auffassungen frei von Abstumpfung. Diese mufs der Producirende sorgfältig meiden; also wird er sich an Eine Gemüthsstimmung halten; es lautet nicht fein, wenn Einer rühmt: im Winter schreibe ich Tragödien, im Sommer Komödien.

c) Der Veredelnde, Vortragende, wird, je weniger er producirt, um desto sorgfältiger feilen, üben, wiederholen; einzelne [442] Gemüthsstimmungen werden ihn weniger beherrschen; in sofern kann er viele und verschiedene Kunstfächer durchwandern; aber die gesuchte Genauigkeit und Sicherheit erreicht er doch nur in Einem.

Was die verschiedenen Gemüthsstimmungen anlangt: so ist überhaupt *a)* die reinste und entschiedenste auch am sichersten, ihren Zweck sich richtig im Kunstwerke darzustellen, in Wahrheit zu erreichen; *b)* jede Mengung des Hohen und Niedrigen, des Feinen und des Burlesken ist ein Wagestück, das leicht den Anfänger verdirbt. GÖTHE's Nachahmer, W. SCOTT's Nachahmer, SHAKESPEARE's Nachahmer mögen sich hüten! Insbesondere *c)* das Erhabene scheint zwar dem jugendlichen Enthusiasmus am nächsten, und leichter erreichbar als das Reich-Ausgestattete und Feine, was mehr Welt-Anschauung voraussetzt: aber auch die Gefahr des Rohen und Lächerlichen ist nahe, und das einfache Erhabene ist meist *erschöpft*, weil *selten*. *d)* Das Zierliche, Milde, Scherzhafte ist an sich weit mannigfaltiger, unterhaltender, für die grofse Mehrzahl lohnender; nur fordert es Feile. (HORAZ). *e)* Das Humoristische darf nie *gesucht* werden, oder es wird Caricatur.

Nationalbildung zeigt sich in der Gesammtheit der Künste. Daher ist die schöne Literatur vorzüglich charakteristisch für jede Zeit einer Nation. Von der Idee der Nationalbildung aus sollte man die Kunst als ein Ganzes construiren können; natürlich in Verbindung mit Kirche, Staat, Schule, als den Lebenszeichen der Nation.

Hiebei käme es auf Dauer der Kunstwerke nicht weiter an, als in wiefern die Nationalbildung selbst den Ideen gemäfs sich stets gleich bleiben soll. Damit besteht ein historischer Wechsel der zufälligen Form. In epischen Gedichten, Novellen, Dramen, beschaut die Nation ihre *Vergangenheit,* — wie in der Geschichtschreibung. In Bildsäulen, Monumenten, Bauwerken zeigt sie ihren Willen für die *Zukunft.* Diese stehen den *Gesetzen* zunächst. (Heutiges Marienburger Schlofs. — Ein Tempel der Musik. Eine Zeit, die SEBASTIAN BACH's und HÄNDEL's Kirchenmusik vergessen konnte, war unstreitig verstimmt, und hatte keine wahre *Lyrik.*)

Ueber Geschichte der Philosophie. — Die Geschichte der Philosophie belehrt uns hauptsächlich von folgenden Puncten:

1. Alle grofsen Denker haben sich genöthigt gesehen, sich in gewissem Sinne über die Erfahrung zu erheben; dann aber zu ihr zurückzukehren. Vom letztern machen nur die Eleaten eine Ausnahme, welche dem Mangel der Naturwissenschaft zu ihrer Zeit zuzuschreiben ist.

2. Die *Erhebung* über die Erfahrung geschieht im *logischen* Sinne durch allgemeine Begriffe und Lehrsätze, von denen die Mathematik das gröfste Beispiel liefert. — Sie geschieht im *ethischen* Sinne durch Entgegensetzung der praktischen Ideen gegen die im täglichen Leben vorkommenden Beispiele menschlicher Gesinnungen und Handlungen. — Sie geschieht im *metaphysischen* Sinne durch Aufdeckung der Widersprüche in den Formen der Erfahrung.

3. Die *Rückkehr* zur Erfahrung im *logischen* Sinne ist Anwendung der allgemeinen Begriffe, um Erfahrungsgegenstände zu ordnen, und um für die Naturforschung Fragen aufzustellen. Desgleichen Anwendung der allgemeinen Sätze, um mit Gewifs[153]heit oder Wahrscheinlichkeit darnach zu handeln. Letzteres kommt bei allen Inductionen vor. — Die Rückkehr zur Erfahrung im *ethischen* Sinne ist Anwendung praktischer Maximen aufs Leben und Handeln. Aber hier zeigt sich schon, dafs man der Kenntnifs des Menschen, also der Psychologie nicht entbehren kann. Denn die praktischen Ideen für sich allein bewirken leicht einen Enthusiasmus, der sein Ziel verfehlt, weil er die wirklichen Kräfte und Hindernisse nicht kennt. (So in der Kirche und im Staate.) — Etwas Aehnliches, wenn auch minder auffallend, begegnet schon bei der vorerwähnten Induction, z. B. der Aerzte, die sich dadurch in Streitigkeiten über die Grundbegriffe der Naturlehre verwickeln. — Diese beiden Puncte weisen hin auf das Bedürfnifs der Metaphysik. —

Im *metaphysischen* Sinne ist Rückkehr zur Erfahrung der Versuch, ob man mit Hülfe der gefundenen Theorie die Erfahrung besser verstehen werde. Nämlich die Metaphysik legt nur die allgemeinsten Erfahrungsformen zum Grunde; sie gewinnt aber bei richtigem Verfahren hiedurch nicht blofs die Auflösung der Widersprüche in dem allgemeinsten Problem, sondern auch Erklärung des Besondern, was in der Psychologie und in der Naturlehre vorkommt. Und hiedurch wird auch jene logische und ethische Rückkehr zur Erfahrung erst möglich.

Geschichte der Philosophie ist nicht blofs den Gelehrten nöthig, sondern in ihren Hauptpuncten auch dem Anfänger nützlich. Denn sie zeigt ihm die natürlichsten Stufen, auf denen sein Nachdenken sich erheben kann. Ausführliche Kenntnifs der Geschichte der Philosophie ist jedoch keineswegs für Anfänger. Sie wissen sich noch nicht in die Gesichtspuncte der Denker zu versetzen. Sehr Vieles in dieser Geschichte ist auch Verirrung und Wiederholung oder beides. Das Interesse der Geschichte der Philosophie ist daher ein sehr bedingtes, und kann mit dem Interesse der Philosophie selbst nicht verglichen werden.

Duldung der falschen Systeme. Nicht zum Bestehen, sondern zur Aufregung tauglich, sind sie National-Angelegenheit der Deutschen. *Darum* nicht die heftigste Polemik, welche sonst möglich wäre.

---

[154] Künftige Geschichte der Philosophie.

— So drang einst Gott
Oder so die bessere Natur
Ein ins alte Chaos,
Durch der Elemente zankenden Eifer
Hinein und herdurch,
Sonderte die Massen,
Lichtete die Finsternifs.
Es strahlte die Sonn' am Firmament,
Es strahlte der Ordnung Pracht und Schöne,
Herrlich erschollen erwachender Geister Morgenlieder,
Preisend des Guten Quell; dankend dem Schöpfer des Glücks.
— *So* dring' auch, Geist,
Oder bessern Versuches Glück!
In des alten Wissens,
Spähens, streitenden Meinens streitende Trümmer.
Dem Streite Recht!
Trümmern werd' Ergänzung!
Licht dem unbewufsten Grund
Von jeglicher Frage Drang' und Richtung,
Von jeglicher Antwort Trug und Wahrheit!
Ahnende Vorzeit erwach! zu hemmen des Dünkels Rückschritt.
Spornend zu richten den Muth; würdigern Dank zu empfahn!

Um in den verschiedenen philosophischen Systemen das Wahre aufzufinden, und es gehörig zu verbinden; bemerke man Folgendes.

1. Die *Logik* ist so evident, dafs sie gleich beim ersten Versuch nach den Vorbereitungen in den Schulen der Rhetoren und des SOKRATES, durch ARISTOTELES im Wesentlichen richtig gefunden wurde. Die Stoiker konnten nichts Bedeutendes hinzu thun, obschon es ihnen dazu an Thätigkeit nicht fehlte. KANT's transscendentale Logik ist etwas ganz anderes, nämlich ein Versuch, die Kategorien, als vermeinte Stammbegriffe des Ver-

standes, erschöpfend zu finden; das gehört in die Psychologie. HEGEL's Logik ist eine Antilogik, deren Grund in den metaphysischen Problemen liegt, welche er unaufgelöset hinstellt, in der Meinung, das Widersprechende sey das Wahre. —

2. Die *Ethik* wäre leichter vollständig gefunden, wenn man nicht wegen der nothwendigen Erhebung über die Erfahrung in Streit gerathen wäre. Daher verlor man über den Gesammtein[155]druck die Sonderung der Ideen aus dem Auge. Das Naturrecht ist ein halber Versuch der Sonderung.

3. Zur *Metaphysik* bemerke man: Die Erfahrung führt unser Nachdenken zwar nicht zu einer ἄποιος ὕλη, aber wohl zu dem Bekenntnifs: wir kennen das Was der Dinge aufser uns nicht. Dennoch läfst sich soviel einsehen: dafs, *wenn* Elemente von verschiedener Art vorhanden sind, es auf die Kunst ihrer Verknüpfung ankommt, welche Eigenschaften sie in der Sinnenwelt, für einander und für uns haben sollen. Obgleich wir also das Geheimnifs der Schöpfung zu durchdringen uns nicht vermessen, so sehen wir doch, dafs wir für den Standpunct eines erfahrungsgemäfsen Wissens uns der Ansicht des PLATO nicht ganz entziehen können, nach welcher Gott der noch unbestimmten Materie Eigenschaften gab, und dadurch ihre Bedeutung in der Sinnenwelt bestimmte. Nun können wir auch von LEUKIPP zwar nicht Atome, aber doch Vielheit und Verschiedenheit und Bewegung der Elemente annehmen; von den Eleaten die Beständigkeit der Qualität, entgegengesetzt der Veränderung; aber vom HERAKLIT Veränderlichkeit aller derjenigen Eigenschaften, welche die Dinge in sofern zeigen, als sie in die Sinnenwelt eingehen.

Blofse Mathematik ist dem Ernst des Lebens nicht angemessen. Sie ist rein hypothetisch: d. h. *wenn* Jemand eine solche und solche Construction macht, so gilt davon dies oder jenes. *Ob* er sich damit befassen wolle? Ob ihn Parabeln und Ellipsen, Logarithmen und Circular-Functionen etwas angehn? Das mag er wissen.

Es giebt Menschen, deren ganzes Wollen hypothetisch ist. Beliebig wählen sie einen Beruf, eine Wissenschaft oder Kunst; von da ausgehend schätzen sie, was ihnen nützlich oder schädlich sey; und auch für Andere halten sie allerlei Nützlichkeitem im Vorrathe. So erscheint denn auch oft die Mathematik zuerst als Sache einer Liebhaberei; dann empfiehlt sie sich den Kaufleuten hier und den Baukünstlern und Mechanikern dort, durch eine Summe von technischen Regeln, welche das bequemste, kürzeste und wohlfeilste Verfahren angeben.

So kann ein Mathematiker zeitlebens wirken, ohne sich nur je die Frage vorzulegen: ob sein Wirken denn auch nothwendig sey? und ob die Menschen nicht besser gethan hätten, alle die Bequemlichkeiten, die es ihnen darbietet, auf spartanische Weise zu entbehren?

Hieraus erkläre man sich die Abneigung und Geringschätzung mancher Philosophen gegen die Mathematik; und ihre Zuneigung [156] zur Geschichte, die, wie man weifs, vom Dichter das Weltgericht genannt wurde. Die Abneigung der Mathematiker gegen das Wichtigthun der Philosophen rührt eben daher. Sie selbst sind sich des strengsten *Denkens* bewufst;

dafs es auch ein strenges *Wollen* mitten in der Wissenschaft geben könne, neben welchem alle Technik verschwindet, fällt ihnen nicht ein.

Es giebt aber auch eine gegenseitige Abneigung der Historiker und Philosophen. Wie der Historiker neben sich den Mathematiker geringschätzt, der sich mit dem Lernen so viel zu thun macht, — oder ihn erst dann anfängt zu schätzen, wann er Finsternisse vorhersagt, und besonders, wann er Mondstafeln berechnet, nach denen der Schiffer die Meereslänge finden kann: so findet auch der Historiker in der Philosophie nur ein Spiel mit Begriffen, wodurch man von Allem, was wirklich geschehe, nichts lerne.

Und zur Vergeltung behauptet dann der Philosoph, die ganze Geschichte sey nur eine Zeitreihe von Erscheinungen, worin das, was wirklich geschehn, sich nur höchst kümmerlich und verstümmelt errathen lasse, *wenn* man erst das philosophische Auge dazu mitbringe.

Ars non habet osorem nisi ignorantem. Das mufs man den Philosophen sagen, welche Mathematik und Geschichte geringschätzen; es gilt aber auch in vollem Maafse gegen Alle, welche die Philosophie nicht ehren wie sichs gebührt.

---

[253] Anhang 2.

HERBART's handschriftliche Bemerkungen in seinem Handexemplar des Lehrbuchs zur Psychologie.

Text nach SW VII, S. 607—619.

Vorher bereits gedruckt KlSch III, S. 253—264.

---

[607] Es wäre eine Erschleichung, zu sagen: der Mensch *besteht* aus Leib und Seele. — Wir scheiden das Objective, was wir *Mensch* nennen, in zwei Klassen von Erscheinungen, und wir können uns die eine, die geistige, in Gedanken vesthalten, wenn wir auch von der andern abstrahiren; auch zeigt sich in der Erfahrung diese andere Klasse, die der leiblichen Erscheinungen, in vielen Puncten veränderlich, ohne dafs darum jene sich mit veränderte. Der Mensch kann Arm und Bein, ja er kann Theile des Gehirns verlieren, ohne darum sich selbst für einen Andern zu halten. — *Wie weit* aber diese Trennbarkeit von Geist und Leib in der Wirklichkeit gehe, darüber entscheidet die Erfahrung nicht; sie lehrt keine Selbstständigkeit der Seele; nicht einmal Untrennbarkeit der geistigen Erscheinungen, die vielmehr grofsentheils eben so zufällig beysammen zu seyn scheinen, wie Leib und Seele.

Poetische Charaktere gleichen, je vollkommner sie gezeichnet sind, desto mehr den geometrischen Figuren an Schärfe und Bestimmtheit, durch ihre Consequenz; doch ohne Bürgschaft für ihre innere Möglichkeit.

Die Sittenlehrer übersteigen die blofse Consequenz der Charaktere; sie zeichnen den Menschen, wie er seyn *soll.* Ferner suchen sie dem

wirklichen Menschen, in welchem sie die Beweglichkeit der *Freiheit* voraussetzen, alle seine einzelnen Differenzen von jenem Ideal-Menschen nachzuweisen. Jene Beweglichkeit wird aber nur in geringem Grade von der Erfahrung bestätigt; und die Vergleichung mit dem Ideal ist zufällig für die Auffassung des Wirklich-Vorhandenen.

Die Geschichtschreiber zeichnen Umrisse, in welchen sie das Auffallendste und am meisten Hervorragende der Erscheinung eines Menschen zusammenstellen.

[608] Die philosophische, zunächst logische Anordnung erleichtert die Uebersicht, verändert aber das Material nicht, und dringt nicht tiefer in die wahre Natur des Gegenstandes.

Selbstbeobachtung ist die erste Bedingung des psychologischen Studiums. Allein nur der, in dessen Geiste sich vieles ereignet, kann vieles in sich beobachten. Ohne Reizbarkeit von Natur und ohne mannigfaltige Berührung mit der Aufsenwelt und der Gesellschaft würde Niemand, auch nicht bei anhaltender Aufmerksamkeit auf sich selbst, in der empirischen Psychologie weit kommen. Vergeblich beschreibt man demjenigen das innere Leben der Phantasie, die Anstrengung des Denkens, die Gewalt der Leidenschaften, die edlern Gefühle des Wohlwollens und der Freundschaft, der dies alles nicht innerlich erfuhr, oder sich die Erfahrung nicht merkte.

Allein dies Merken auf die innere Erfahrung, das Zusammenfassen und die Vergegenwärtigung derselben, wird durch empirische Psychologie allerdings unterstützt; besonders dann, wann der Zuhörer dieselbe nicht blofs *lernen* will, — sich verlassend auf den Lehrer, — sondern wenn er sich selbst bemüht, *seine* innere Erfahrung zusammenzufassen. — Allein hiebei wird eigentlich die *Stärke* der psychologischen Auffassungen schon vorausgesetzt; und diese mufs zuvor durch poetische, historische, moralische Darstellungen erreicht seyn. Dem Zuhörer schon der *empirischen* Psychologie wird zugemuthet, dafs er das Nächste und das Entfernteste verbinde. Selbstbeobachtung so *fein* als möglich, Naturkenntnifs und Geschichte so *reich* als möglich. Auch bei den abstractesten Begriffen soll er sich auf solche Weise das Einzelne als Beleg dazu vergegenwärtigen.

Im Kreise der gewöhnlichen psychologischen Erfahrung liegt Mann, Weib, Kind, Greis, Vornehmer, Geringer u. s. w.; *aufser* dem Kreise liegt das Thier, der Mensch in anomalen Zuständen, die Geschichte. Man soll nun den Erfahrungskreis theils innerlich durchsuchen, theils äufserlich ergänzen, um nicht in flacher Allgemeinheit hängen zu bleiben.

---

*Reine Empirie ist Erfahrung ohne Vermischung mit dem Hinzugedachten.** Sie ist immer das erste, wonach jede Erfahrungs[609]wissenschaft streben mufs. Erst mufs man wissen, was geschehn ist, dann kann man darüber nachdenken. So müssen erst die Geschwornen beurtheilen, ob eine That-

* Es giebt eigentlich keine *rein* empirische Wissenschaft, denn in jeder entwickelt sich sogleich der Antrieb zu metaphysischen Begriffen, als Formen der Erfahrung.

sache Statt gefunden, und für wie gewifs sie anzunehmen ist; dann erst wendet der Richter das Gesetz an. — Es ist schwer, unbefangen zu beobachten; schwer, bei blofser Beobachtung zu verweilen, und sich der zudringenden Empfindungen und Meinungen zu erwehren. Besonders schwer, bei der Menschen-Beobachtung unbefangen zu bleiben. Höchst gewöhnlich erscheinen uns die Menschen besser und schlechter wie sie sind. Noch öfter beobachten wir die Menschen blofs in Hinsicht der Frage: wie gut, wie schlecht sie seyen, — wie nützlich für uns, wie gefährlich; als ob sonst nichts an ihnen zu bemerken wäre. Aber der Psychologie mufs ein ächt physikalisches Interesse entgegen kommen. Wer nun ein solches Interesse mitbringt: dem wird es auffallen, wie wenig die empirischen Auffassungen der Psychologie ihm genügen können.

Man kann keine Affecten, Leidenschaften, keine Momente des Erfindens, des Wählens, des Entschlusses, der Selbstbeherrschung u. dgl. so aufbewahren, dafs ein Vorrath, gleich einem Naturaliencabinette, vor *Augen* läge, und in dem Augenblicke, wo man in der Psychologie davon redet, besichtigt würde. Sondern Jedermann mufs sich hier mit Erinnerungen behelfen. Man kann auch nicht gleich den Astronomen, die Zeit einer interessanten Beobachtung vorausberechnen, und sich dazu anschicken; man kann nicht Beobachter einladen, damit ihrer Mehrere das gleiche Phänomen beschauen möchten. Hat man beobachtet, so weifs man nicht, welche Umstände wesentlich, welche zufällig waren. So läuft man Gefahr, das nothwendig-Verbundene in der Auffassung zu trennen. So unvollkommene Beobachtungen würden aber im physikalischen Wissen für beinahe Nichts gerechnet werden.

Wie man das ursprüngliche Seyn in *Substanzen*, so sucht man den Ursprung des Geschehens in *Kräften*. (Beides schon in der Physik, welche *ganz rein* empirisch sich kaum vortragen läfst, indem die erwähnten Begriffe die unvermeidlichen For[610]men der Erfahrung abgeben, wiewohl hier schon die Erfahrung in metaphysisches Denken übergeht.) Nun sind sämmtliche psychologische Erfahrungen die Andeutungen eines Geschehens. Also fragt sich sogleich, was für Kräfte sind in diesem Geschehen thätig? Diese Kräfte sucht nun die gemeine Psychologie, ächt mythologisch, in den *allgemeinen Begriffen* dieses Geschehens. Aber man betrachte es vorläufig als Hypothese, dafs sie wohl in den Vorstellungen selbst liegen könnten.

Vermögen verhält sich zu *Kraft*, wie Möglichkeit zu Wirklichkeit. Dem Magneten schreibt man nicht ein Vermögen, sondern Kraft zu, Eisen zu ziehen, sich nach Norden zu richten; die Schwere nennt man nicht Vermögen, sondern Kraft, weil man den Erfolg als *unausbleiblich* unter den gehörigen Bedingungen ansieht. Gäbe es eine Einbildungs*kraft*, Denk*kraft*, Urtheils*kraft* u. s. w., so würden unter gehörigen Umständen *immer* Einbildungen, Gedanken, Urtheile u. s. w. vorhanden seyn. Nun wagt man nicht, weder *dies*, noch das *Gegentheil* zu behaupten. Man wagt nicht die Umstände zu bestimmen, unter denen jederzeit Einbildungen, Gedanken, Urtheile hervorgehn; man weifs nicht, giebt es solche Umstände, oder ist es unter allen Umständen noch immer zufällig — ein Ungefähr, — *ob* der Mensch denken werde u. s. w. So unbestimmt sind die psychologischen

Erfahrungen! Das Bekenntnifs hievon liegt in dem Worte *Vermögen*. Hätten wir aber in der That *nur* Vermögen, und wäre unser Geist nichts anderes als die Summe solcher Vermögen: so wäre unser Selbst nur ein Mögliches, nichts Wirkliches. Gleichwohl wacht der Mensch und schläft in regelmäfsig abwechselnden Perioden; dergestalt, dafs jenes die Regel, dieses die Ausnahme zu seyn scheint, welches letztere durch körperliche Ermüdung herbei geführt wird. Wann er nun wacht: dann ist es wiederum nicht Zufall, sondern unausbleiblich, dafs irgend welche Vorstellungen — seyen es Erinnerungen, Einbildungen, Begriffe, oder neue Sinnes-Eindrücke — in ihm rege sind. Also kommt man mit dem Begriffe von blofsen Seelen*vermögen* nicht aus; es müfste sonst möglich sein, dafs von diesen, selbst wenn der Mensch nicht schläft, zuweilen gar keins wirkte. Der wachende Mensch hat Vorstellungen, und irgend eine Abwechselung derselben, eben so gewifs, als die Schwere beständig niederzieht, der Magnet sich beständig nach Norden zu richten sucht u. s. w. Dem gemäfs wird man [611] Seelen*kräfte* annehmen müssen. Aber warum wirken nun nicht immer alle diese Kräfte zugleich? und gleich stark? Darauf weifs die empirische Psychologie nichts zu antworten. Und doch mufs es darauf eine Antwort geben, wenn Psychologie wahre Wissenschaft seyn soll.

Um dieser Antwort näher zu kommen: suche Jeder vorläufig, sofern er es in seiner Selbst-Beobachtung erreichen kann, sich Rechenschaft zu geben über die Umstände, unter denen er das in sich findet und fühlt, was man Gedächtnifs, Einbildungskraft, und wie die Seelenvermögen weiter heifsen, nennt. Jeder Einzelne wird sich hier einseitig finden; *seine* Vermögen werden nicht gerade so, nicht in denselben Fällen wirken, wie die gleichnamigen Vermögen bei andern Menschen. Je bekannter gewisse Gegenstände, desto mehr werden in allen Vorstellungen, welche *diese* Gegenstände betreffen, die sämmtlichen Vermögen regsam und thätig zu seyn scheinen. Wer für mathematische Dinge Einbildungskraft hat, der hat *eben dafür* auch Gedächtnifs und Verstand, — eben so bei poetischen, militärischen Gegenständen u. s. w. Keineswegs aber kann man mit Sicherheit alle die sogenannten Arten des Gedächtnisses u. s. w. verbunden zu finden erwarten. Es ist sehr unsicher von jemandem zu rühmen: er habe viel Verstand, viel Phantasie, ein grofses Gedächtnifs u. s. w. Man sollte hinzusetzen: *wofür?* ob für Musik? oder für abstracte Begriffe? oder für kaufmännische Geschäffte? u. s. w.

Was ist *Stoff* in der Hand des Arbeiters? Ohne Zweifel etwas, dafs auch recht füglich aufser dieser Hand seyn könnte, so gut wie die Hand leer seyn, oder einen andern Stoff halten und bearbeiten könnte.

Wie denkt man sich denn aber das Verhältnifs des geistigen Stoffs zu den, ihn bearbeitenden, Geistes-Vermögen? Die letztern allerdings sollen vorhanden seyn auch ohne diesen Stoff, (wiewohl sie dann blofse Vermögen, d. h. Möglichkeiten, also nur Gedankendinge seyn würden.) Aber höchst bedenklich ist offenbar die andre Frage: was ist hier der Stoff ohne den Bearbeiter? Was ist unser Vorgestelltes und Gefühltes ohne und aufser dem Vorstellungs- und Gefühlvermögen? Wenn alle die Geistesvermögen

den Stoff weglegten, wo würde er bleiben? Was würde er seyn? Was war er, bevor er aufgefafst wurde? [612] Was sind Farben, Töne — Schmerzen und Lustgefühle, wenn Niemand sieht und hört, wenn das Gefühl oder Fühlbare für keinen Fühlenden vorhanden ist?

Mit einem Worte: der psychologische Stoff ist keine selbstständige Masse, keine Materie, die früher als der Künstler, die ohne ihn und aufser ihm existiren, und ihn erwarten könnte; etwa so, wie der Thon den Töpfer erwartet. Sondern hier ist Stoff und Kraft Eins. Also auch die Kraft nichts ohne den Stoff. Und damit fallen die Seelenvermögen, die in der Seele schon prädisponirt seyn sollen, um den Stoff zu erwarten, gänzlich hinweg. Wir haben keine Sinnlichkeit (obgleich körperliche Sinnesorgane) *vor* den sinnlichen Empfindungen; kein Gedächtnifs *vor* dem Vorrathe, den es aufbewahrt, keinen Verstand vor den Begriffen, kein Gefühl- und Begehrungs-Vermögen vor den wirklichen Gefühlen und Begehrungen. Das in uns, was als Kraft wirkt, sind die Vorstellungen selbst. Und kein Mensch hat mehr Geisteskräfte, als er Vorstellungen hat.

Von rationaler Empirie pflegen am meisten die Aerzte zu reden. Sie sind in sofern mit den Psychologen in einer ähnlichen Lage, weil sie ebenfalls auf dem Boden einer äufserst schlüpfrigen Erfahrung bauen müssen. Doch ist mir nicht bekannt, dafs sie von *Vermögen* des Organismus zu reden gewohnt wären: vielmehr schreiben sie demselben *Gesetze* zu, nach denen die Lebensäufserungen entweder geschehen oder ausbleiben. In sofern sind sie der Wahrheit schon näher.

Die Menschenkenner suchen die innere Nothwendigkeit und Stetigkeit in dem Geistigen wenigstens zu errathen. Sie setzen also gleichfalls, — und, wie es bei wahren Menschenkennern der Erfolg bestätigt, mit Recht — voraus, dafs eine solche Stetigkeit und Gesetzmäfsigkeit im Geistigen allerdings Statt finde. Es kommt dabei darauf an, sich selbst in das *Ganze* der Gemüthslage Anderer hinein zu denken, — in den ganzen, oft schnellen Verlauf von Gedanken, Gefühlen, Urtheilen, Entschliefsungen, die sich in einem gewissen Falle bei einem Andern ereignen werden. Aber kein Menschenkenner fragt sich, was wohl erst die Sinnlichkeit, dann das Gedächtnifs, dann die Vernunft u. s. w. *jedes einzeln* und eins nach dem andern thun werden? Warum nicht? Weil diese sogenannten Vermögen [613] eben nicht einzeln wirken, und überhaupt kein Vieles neben einander sind.

Je schwerer es ist, die psychologische Erfahrung so zu benutzen, dafs sie eine ächte Erkenntnifs ergebe: desto mehr Kunst mufs man aufbieten; nicht aber sich abschrecken lassen; nicht sich mit einem blofsen Registriren der Thatsachen begnügen. Der Naturhistoriker und Physiker glaubt etwas zu wissen, auch wenn er nicht nachdenkt über das, was den Erscheinungen zum Grunde liege. Dem Psychologen liegt es näher, sich an das Ungenügende blofser Erfahrung zu erinnern, denn *seine* Erfahrungen sind als rohe Waare nicht geeignet, auch nur den Schein des Wissens zu gewähren.

Gerade den verkehrten Weg aber nehmen diejenigen, welche, anstatt die innere Erfahrung als ein Object des Denkens sich gegenüber zu stellen — und sich in dieses Denken als in einen, von der Erfahrung unabhängigen Zustand zu versetzen, — vielmehr sich in irgend welche Gefühle und Vorstellungsarten, die selbst nur einen Theil jener Erfahrung ausmachen konnten, dergestalt versenken und vertiefen, dafs sie zum Nachdenken *darüber* nicht mehr kommen. Diese streben freilich auch heraus aus dem Schwankenden und Unbestimmten des gewöhnlichen Gemüthszustandes; sie wollen durch Innigkeit und Lebhaftigkeit von Gefühlen und innern Anschauungen das Ungenügende der gemeinen innern Erfahrung verbessern. Aber sie entziehen sich ganz der Kritik, welche über jede Erfahrung, äufsere oder innere, ergehen kann und mufs, und welche aus der Einleitung in die Metaphysik bekannt ist. — Ueber lebhafte Gefühle und Lieblingsmeinungen ist der Fühlende und Meinende immer ein partheiischer Richter. Ueberzeugung ist nur da vorhanden, wo man sich bereit weifs, anch das Gegentheil für wahr gelten zu lassen, wenn es bewiesen würde; aber unwillkürlich das Resultat der Untersuchung so nimmt, wie es sich findet, und wie man nicht umhin kann es anzuerkennen. Daher mufs man, um überzeugt zu werden, sich erst losmachen von der Erfahrung, um die Denkbarkeit der Begriffe, die sie giebt, zu prüfen. Dafs diese Denkbarkeit sich nicht etwa von selbst verstehe, soll den Zuhörern der Psychologie nichts Neues mehr seyn.

Kein anderer zeitlicher Wechsel erscheint so bunt, so unregelmäfsig, als der Wechsel unserer Gedanken und Empfin[614]dungen. In uns selbst finden wir die höchste Mannigfaltigkeit relativer Bestimmungen; die gröfste Ungleichartigkeit des Niedrigsten und des Höchsten. Und je mehr im Organismus die Materie selbst ihre, dem Geiste entgegengesetzte Natur, zu überschreiten scheint, je mehr man bei der Betrachtung des ganzen Menschen auf die Meinung gerathen kann, dafs ein unbekanntes Eins sich nur nach zwei verschiedenen Richtungen hin zur Erscheinung entwickele: desto ungereimter ist der Begriff eben dieser Einheit, und desto nothwendiger die Kritik, die ihn zerstört, um eine denkbare Vorstellungsart an die Stelle zu setzen.

Dafs alle psychologischen Erscheinungen sich als Quanta zeigen, sowohl in Ansehung dessen, *was* erscheint, als der Geschwindigkeit, womit es kommt und verschwindet: dieser Umstand hätte längst bemerklich machen sollen, dafs man hier mit einem mathematischen Gegenstande zu thun habe. Und mit solchen ist ohne Mathematik nie etwas anzufangen.

Die allgemeinste Beschreibung dessen, was wir in uns wahrnehmen, liegt in den vier Ausdrücken: Ruhe, Reizbarkeit, gegenseitige Bestimmung der Vorstellungen durch einander, und Sammlung; nebst den Gegentheilen von diesem allen.

In Ruhe finden wir uns nie vollkommen; die Begebenheiten in uns sind immer schon im Gange, wenn wir anfangen uns zu beobachten; und die frühern Ereignisse sind noch nicht vollkommen zu Ende, indem schon etwas Neues beginnt. Indessen wollen wir uns einen Zustand der Ruhe wenigstens denken, als denjenigen, dem wir *unbestimmt nahe* seyn

können; um in ihn den Anfangspunct eines neuen Ereignisses setzen zu können.

Dieses Neue beginnt nun mit einem Reize; oder dergestalt, dafs, indem etwas Geringfügiges gegeben wird, eine oft unvergleichbar gröfsere Menge von Erfolgen in uns entsteht. Ein Wort setzt ganze Gedankenreihen in Bewegung, und weckt die mannigfaltigsten Gefühle u. s. w.

Die erwachten Vorstellungen u. s. w. bestimmen sich gegenseitig; indem sie neue Producte (Begriffe, Urtheile, Gefühle u. s. w.) erzeugen.

Beides nun, sowohl die Reizung, als die gegenseitige Bestimmung der Vorstellungen, ist mehr oder weniger vollständig; [615] der innere Vorrath scheint mehr oder weniger *beisammen* zu seyn, um dazu beizutragen; daher der Ausdruck *Sammlung*.

Die Gegentheile: Tobsucht, Blödsinn, Wahnsinn, Narrheit, bezeichnen die Unmöglichkeit, dafs das vorerwähnte in uns geschehen könne, daher geben sie einen Ueberblick über die Geisteskrankheiten.

Die Thiere zeigen eine weit beschränktere Reizbarkeit und gegenseitige Bestimmung ihrer Vorstellungen durcheinander. Den Kindern fehlt es an Sammlung. Die Psychologen würden sagen: jenen *fehlen* die obigen Vermögen, diese haben sie nicht *entwickelt*. — Bei dem höher gebildeten Menschen ist Reizbarkeit, gegenseitige Bestimmung der Vorstellungen, und Sammlung, stets im Wachsen begriffen; aber die Ruhe kann verloren gehn; so haben wir den Zustand der Ueberbildung. — Alle diese Mängel werfen ein Licht auf die Hauptsache.

Der Anfang der Reizbarkeit kann Sinnlichkeit heifsen, und das Letzte der gegenseitigen Bestimmung der Vorstellungen kann der Vernunft zugeschrieben werden. Die Fortwirkung der geistigen Reize zeigt sich in dem, was man Gedächtnifs und Einbildungskraft nennt. Die gegenseitige Bestimmung der Vorstellungen durch einander zeigt deutliche Anfänge in den Urtheilen. Derjenige, der seine Gedanken u. s. w. immer beisammen hat, der nichts nachzuholen und zu bereuen hat, der sich gleichförmig reizbar, nicht aber zu Zeiten stumpf und abwesend zeigt: heifst vorzugsweise verständig; daher man den Verstand in der Sammlung suchen mag.

Die Affecten sind das Gegentheil der Ruhe. Sie scheinen zwar die Reizbarkeit zu erhöhen; allein eigentlich machen sie dieselbe höchst einseitig, sie beschränken sie auf solche Gegenstände, die zu ihnen passen; also vermindern sie dieselbe im Ganzen.

Die drei Mängel unserer psychologischen Erfahrungserkenntnifs, — dafs wir nur ein Aggregat (eine zufällige Anhäufung) erblicken, wo ohne Zweifel ein System ist (in welchem kein Theil den übrigen fehlen kann, jeder der andern bedarf); dafs wir die Verbindungsglieder nicht gewahr werden; und die Zusammenwirkung des unterschiedenen Mannigfaltigen nicht begreifen: — eben diese Mängel werden sich in jeder rohen Erfahrungs-Kenntnifs finden. Man zeige dem Unkundigen eine künst[616]liche Maschine. — Man erinnere sich an die physiologische Auffassung der Organismen.

Ohne Zweifel müssen alle drei Mängel zugleich verschwinden. Wüfsten wir erst, wie das gereizte Gemüth sich zur Ruhe neigen, wie es aus der

erlangten Ruhe wieder aufgereizt werden könne; wie es zugehe, dafs die Reizung mehr oder minder vollständig erfolgen könne; worin die gegenseitigen Bestimmungen der Vorstellungen durch einander ursprünglich bestehen: dann wäre ein Anfang von Kenntnifs der Zusammenwirkung des Mannigfaltigen in uns vorhanden; wir würden dieselbe auch in ihren Durchgängen aus einem Zustande in den andern verfolgen können, und dadurch die Verbindungsglieder der Phänomene entdecken; alsdann würde auch eine wesentliche Verknüpfung derselben unter einander die Stelle der scheinbaren zufälligen Anhäufung einnehmen.

Man denke sich aus einem und demselben Puncte, in der gleichen Richtung, aber mit verschiedener Geschwindigkeit, zwei schwere Körper in die Höhe geworfen; ein Zuschauer soll sie erst dann erblicken, wenn sie im Niederfallen schon beinahe den Boden erreicht haben. Diesem wird es nicht einfallen, dafs sie von demselben Puncte ausgingen und dafs ihre Wege sich nur allmählig entfernt haben; und vielleicht wenn man es ihm sagt, wird er es nicht glauben. Eben so wollen die Menschen nicht glauben, dafs blofs eine tiefere Ruhe (Abwesenheit *organischer* Reize,) eine weit mehr ausgebreitete Reizbarkeit (reichere Erfahrung und älter werdende Vorstellungen mit allgemeinen Begriffen und Wollungen) und eine vollkommene Sammlung (wegen der gröfsern Nachgiebigkeit des Organismus bei geistiger Anspannung) die grofse Verschiedenheit der Producte bewirken, die sich aus der gegenseitigen Bestimmung der Vorstellungen unter einander ergeben.

Darum wird nach einer Gränzlinie gesucht, die nicht vorhanden ist.

Zieht man dennoch die bezeichnete Gränzlinie so:

Einbildungskraft,	Verstand,
Sinnenlust,	ästhetisches Gefühl,
Leidenschaften.	überlegte Wahl,

so entspricht sie dem Unterschiede zwischen Thier und Mensch höchstens bei den Gefühlen; denn wirklich möchte es schwer [617] seyn, bei Thieren etwas zu finden, das man ästhetisches Gefühl nennen könnte.* Allein was sind diese bei dem ungebildeten Menschen? Wie vielen Gebildeten fehlen ganze Klassen der ästhetischen Auffassungen? Und etwas von sittlicher *Beurtheilung* könnte vielleicht auch bei den edlern Thieren vorkommen; wenigstens reicht die Erfahrung nicht zu, um das Gegentheil zu behaupten.

Hingegen im Vorstellungsvermögen hat die Gränze die gröfsten möglichen Fehler. Die Anfänge des Verstandes und der Wahl finden sich deutlich genug bei den edlern Thieren; und hingegen wer die Einbildungskraft und die Leidenschaften als etwas Gemeinschaftliches der Menschen und Thiere betrachten wollte, der würde sich gewaltig irren. Von den Leidenschaften findet sich bei den Thieren nur die zum Grunde liegende habituelle Begierde; das Klügeln der Leidenschaften fehlt ganz.

---

* Angenehmes und Widriges im strengen Sinne empfinden die Thiere gewifs. Es scheint also nur eine gewisse Thätigkeit der Reflexion zu fehlen, welche bei ästhetischen Urtheilen hinzukommen mufs, um Verhältnisse zusammenzufassen und zu sondern.

Was bleibt nun übrig? Dies, dafs in Ansehung der Einbildungskraft, der Sinnenlust und der heftigen, habituellen Begierde die Aehnlichkeit zwischen Mensch und Thier weit gröfser ist, als in Hinsicht des Verstandes, des ästhetischen Gefühls und der überlegten Wahl.

Daher mufs immer noch nachgesehn werden, ob etwa diese drei und jene drei durch irgend ein durchgreifendes Unterscheidungsmerkmal getrennt seyen? Ein solches kann nur ein *sehr allgemeiner* Begriff seyn; denn auch Verstand, ästhetisches Gefühl und Wahl sind unter sich sehr verschieden, sowohl wie Einbildungskraft, Sinnenlust und Leidenschaften.

Dieses Merkmal nun ist 1. *nicht* das der Activität und Passivität, am wenigsten wenn von Arten der Spontaneität die Rede seyn soll; 2. *nicht* das der Aufmerksamkeit. Sondern *Selbstständigkeit im Einzelnen und Hingebung im Ganzen*, dies scheint am besten das Eigenthümlich-Menschliche zu bezeichnen. Die Voraussetzung hievon ist: bei weitem mehr umfassende Verbindung aller Vorstellungen unter einander; und ein viel gröfserer Reichthum derselben. Und dann kommt alles zurück auf das Obige: gröfsere Reizbarkeit, Sammlung, und Bestimmbarkeit.

[618] Um aber dies mit den Seelenvermögen zu vergleichen, noch folgendes:

Der Verstand widersteht oftmals den Einbildungen, das ästhetische Gefühl der Sinnenlust, die überlegte Wahl den Leidenschaften. Es widersteht das Menschliche dem Thierischen. Was heifst nun das? Nichts anderes als dies: nachdem aus den gröfsten Verbindungen der Vorstellungen sich reife Resultate ihrer gegenseitigen Bestimmbarkeit ergeben haben, fahren die neuen Vorstellungen, welche einzeln hinzukommen, noch fort, in ihren kleinern Verknüpfungen zu wirken. In diesem jungen Anwuchs liegt das, was auch bei dem schon reiferen Menschen sich noch als Einbildung, Sinnenlust, Leidenschaft zeigt und regt. (Wenigstens zum Theil. Denn etwas Analoges wird auch in den älteren Vorstellungsmassen sich entweder erneuern, oder in Verbindung mit dem neuhinzugekommenen erzeugen.) Nun aber pafst dies nicht zu jenen reiferen Producten, und daher entsteht ein innerer Streit, worin man zwei entgegengesetzte Naturen, die thierische und eigentlich menschliche zu erblicken glaubt.

Will man nun zwischen diesen verschiedenen Vorstellungs-Massen die Gränzlinie ziehn? Da würde man zuweilen gar keine, zuweilen mehr als eine Gränze finden. Auch wirken die obersten Vorstellungsmassen oft genug als Einbildungskraft, und manchmal als Leidenschaften.

Die auffallendsten Erscheinungen, um derenwillen ein oberes Vermögen angenommen wird, sind gleichwohl die, welche auf dem Zusammenwirken mehrerer Vorstellungsmassen beruhen. Dahin gehört die willkührliche Aufmerksamkeit; die logische Politur der Begriffe, die Entgegensetzungen des Abstracten gegen das Concrete, der Substanz gegen die Accidenzen, der Kraft gegen die Wirkung, — endlich alle Imperative, sowohl der Klugheit, als die ästhetischen und moralischen.

Man unterscheide die Reihenformen selbst von den Objecten, die wir *in sie* setzen; und wiederum die für real gehaltenen Objecte von denen,

die wir uns beliebig einbilden, ohne sie für real zu halten, z. E. geometrische Körper, Wurzeln, Logarithmen, — auch Töne, die um viele Octaven höher oder tiefer seyn würden, als die bekannten und hörbaren Töne.

(Man erinnere sich aus der Einleitung in die Philosophie an [619] die Frage: wie kommen die Objecte in die Reihenformen? und an die Nachweisung, dafs die Objecte auch in Hinsicht ihrer Verhältnisse in den Reihenformen *gegeben* sind.)

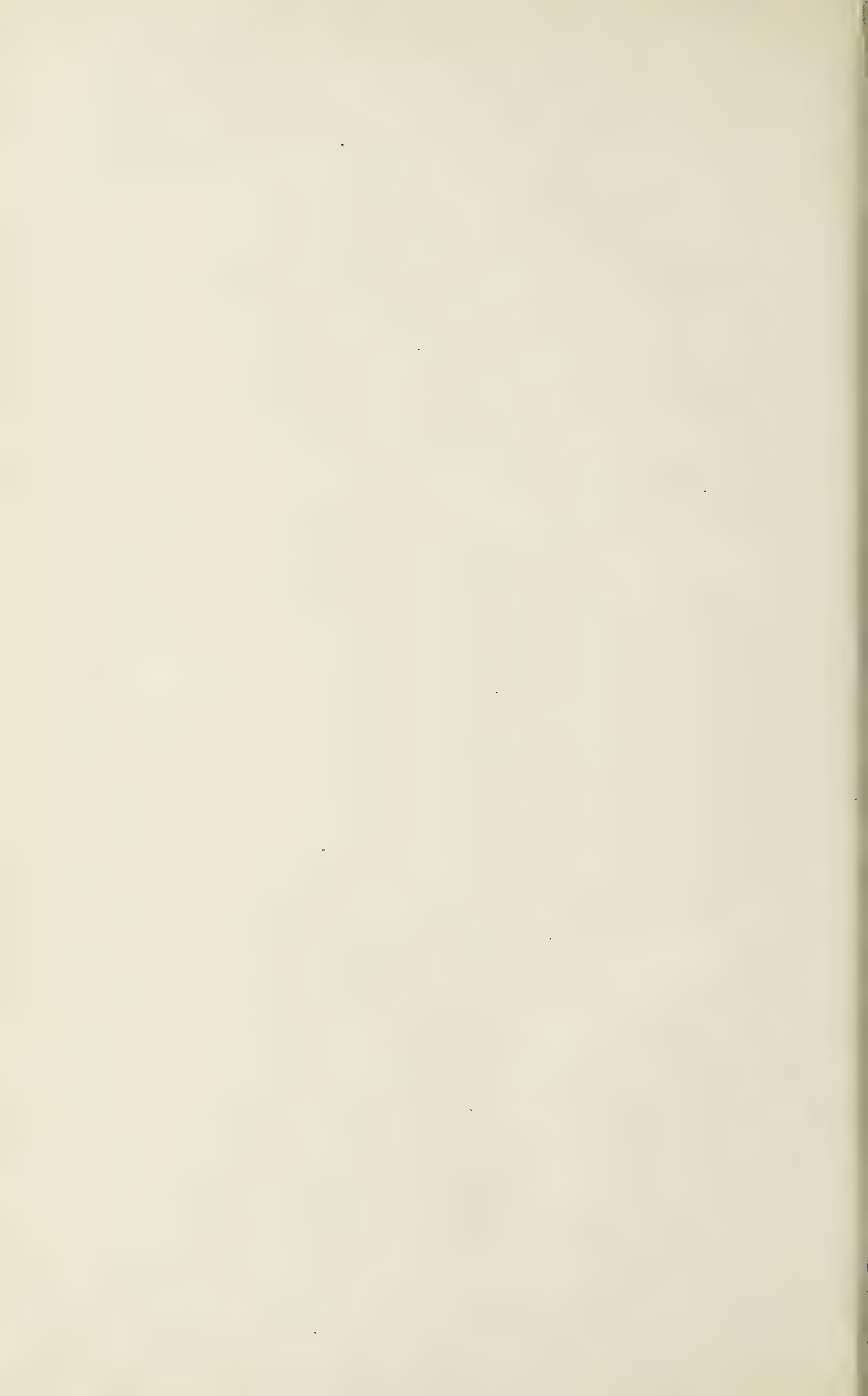
Gegenseitige Bestimmung der Vorstellungen unter einander, ist in den Reihenformen offenbar vorhanden. Was in denselben seinen *Ort* hat, das steht eben in sofern *andern* gegenüber. Ein Einfaches für sich allein könnte in keiner Reihenform seyn. Die Mehrern darin sind zugleich *zusammengefafst* und *auseinandergesetzt*. Aber nur das Vorgestellte ist auseinandergesetzt, das Vorstellen selbst ist *in uns*, und da wird man ihm kein Auseinander beilegen wollen. Das Auseinander-*Setzen* ist die psychologische Thatsache, auf die es hier ankommt.

Wüfsten wir erst, *wie* die Vorstellungen sich gegenseitig bestimmen, so würden wir nachsehen können, ob nicht darin der Ursprung der Reihenformen sich darbiete? Vermuthen können wir, dafs dieser Ursprung einen sehr allgemeinen Grund haben müsse, da die Reihenformen bei so mancherlei verschiedenartigen Gegenständen vorkommen.

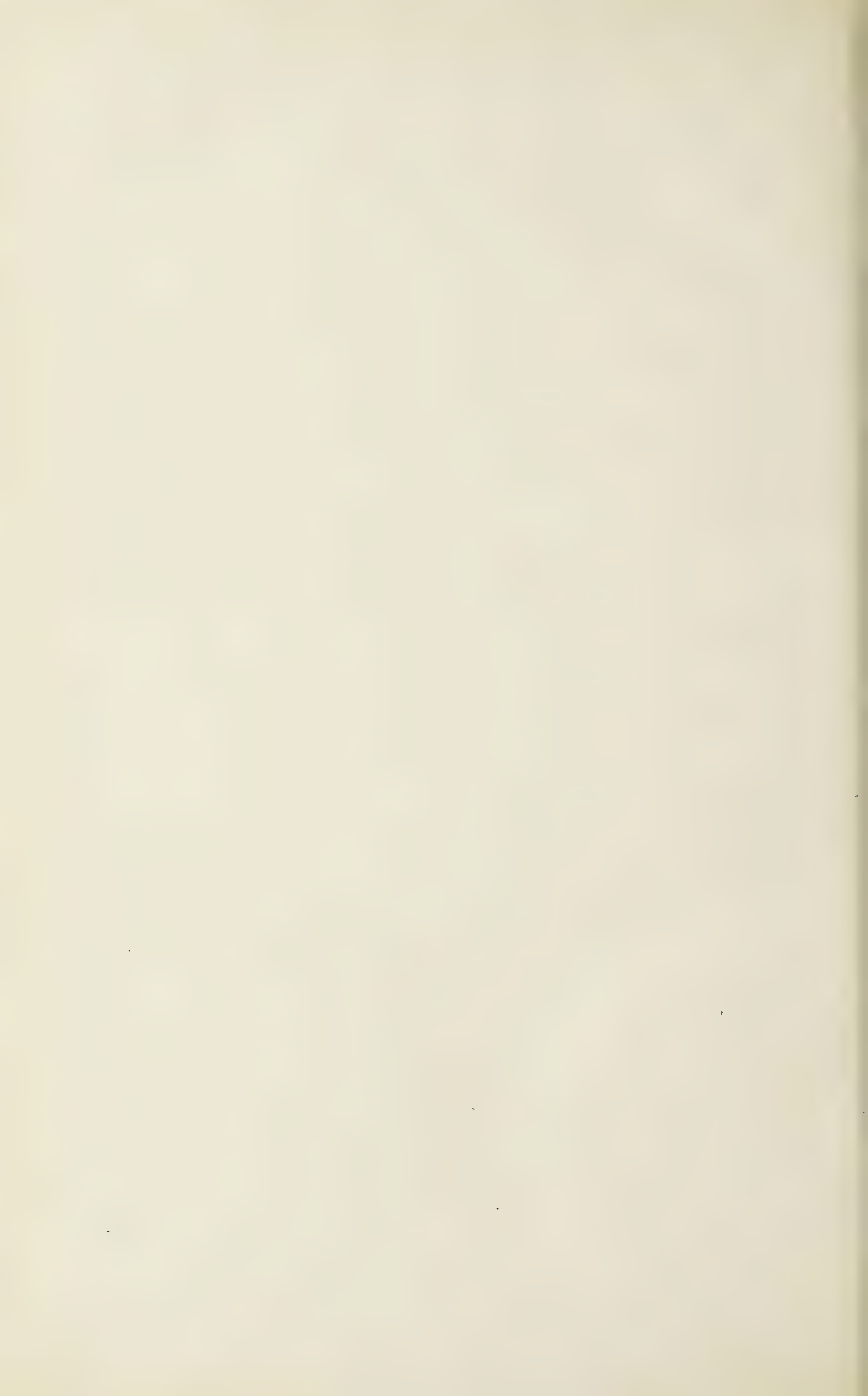
Dafs die Reihenformen producirt werden, also nur in soweit fertig sind, wie weit sie eben producirt worden, ist besonders darum höchst wahrscheinlich, weil sie nichts weniger als fertig, sondern immer sowohl der Theilung, als der Erweiterung nach unvollendet sind.

Die Einbildung des fertigen Raumes und der fertigen Zeit (doch die letztre hat wohl Niemand!) hängt zusammen mit dem Vergessen der *Leerheit* und *Nichtigkeit* dieser Formen.

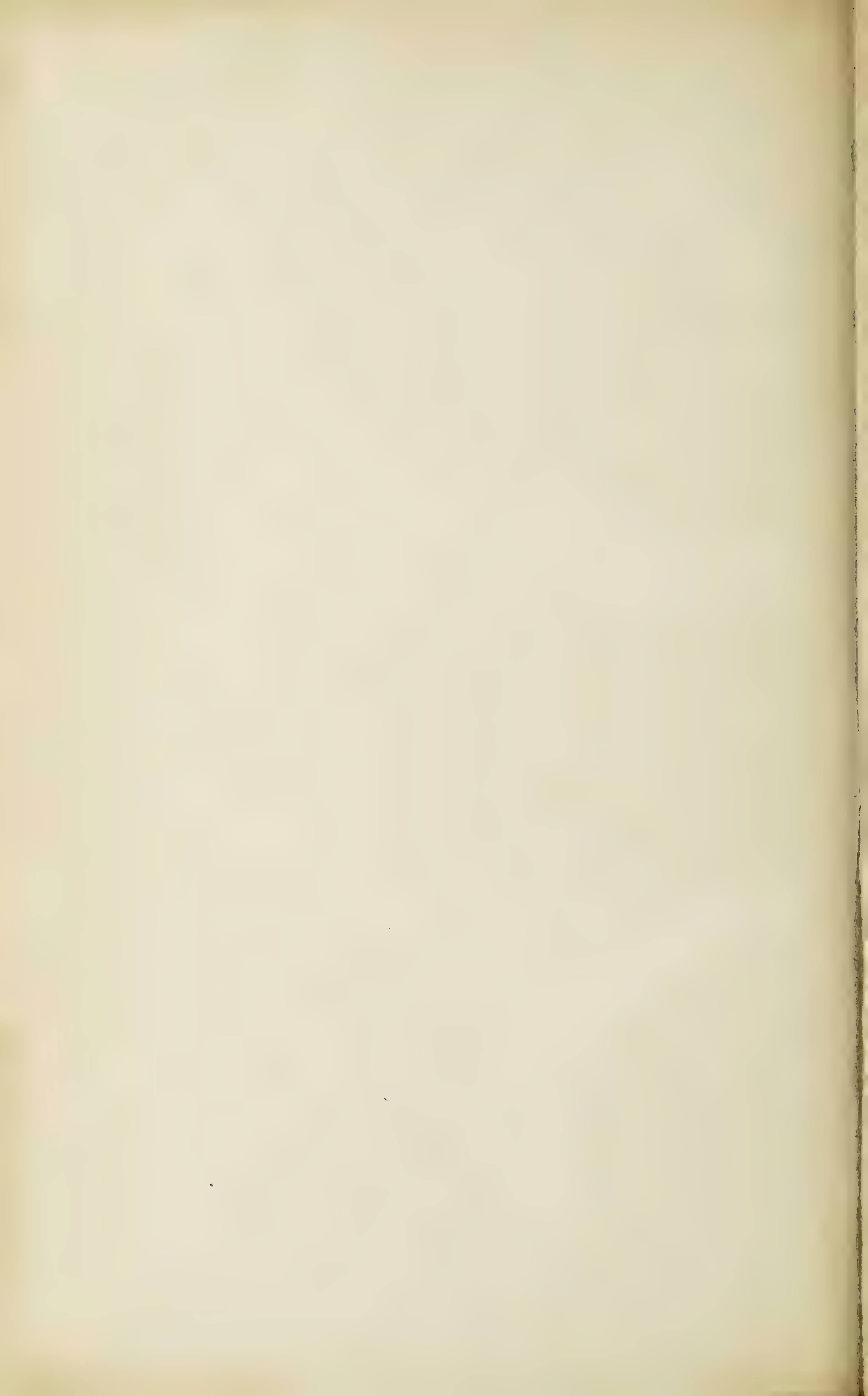


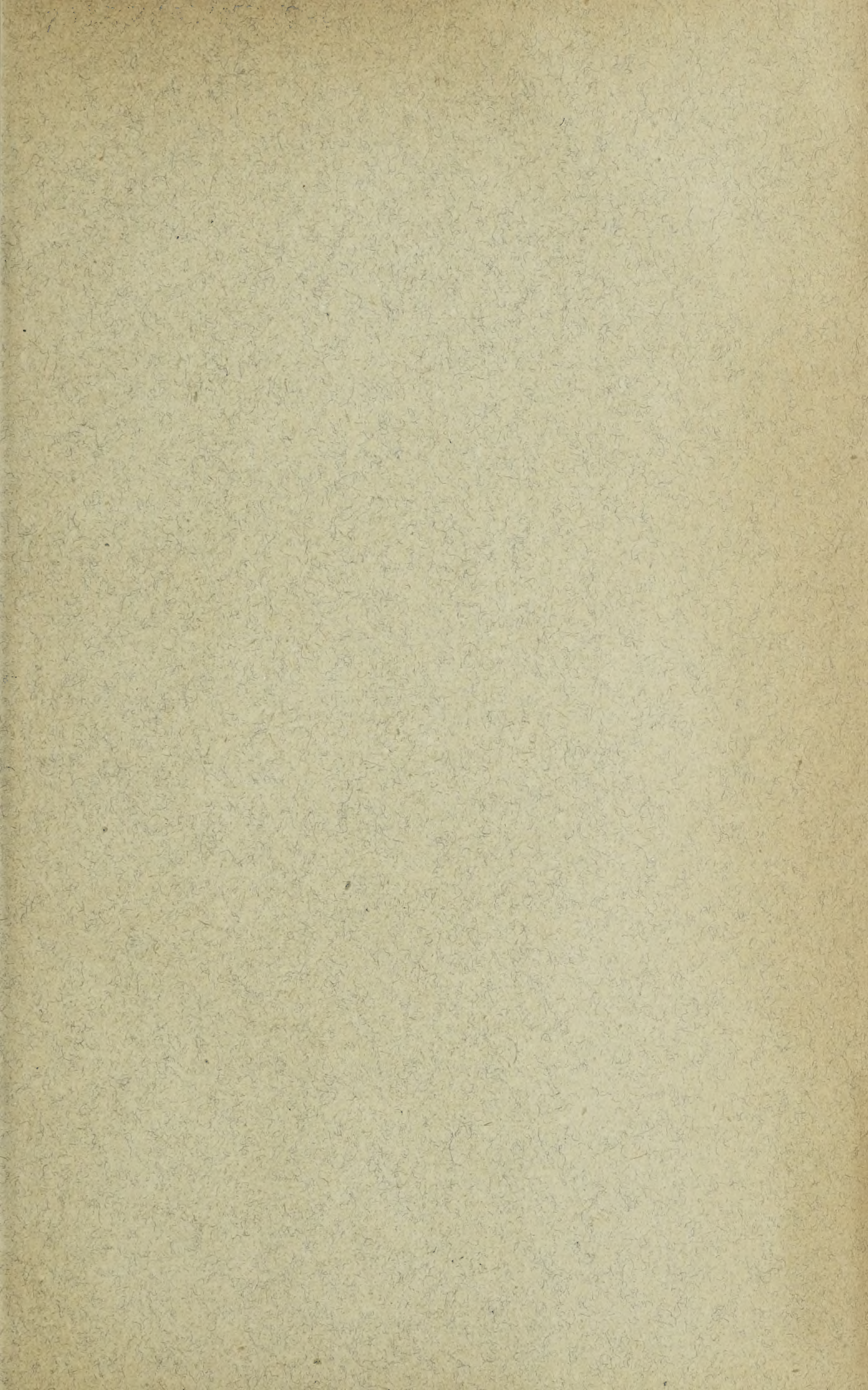




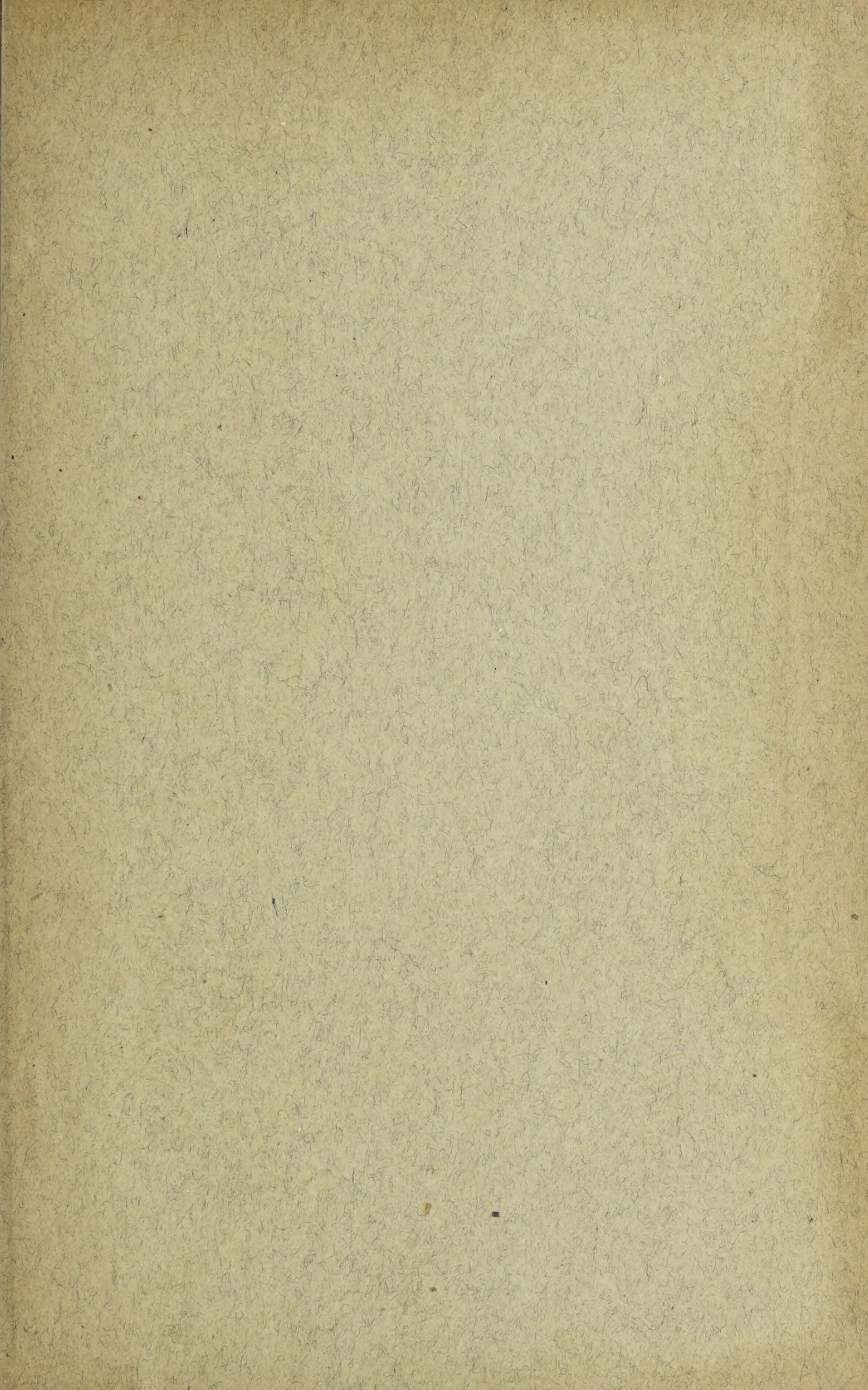


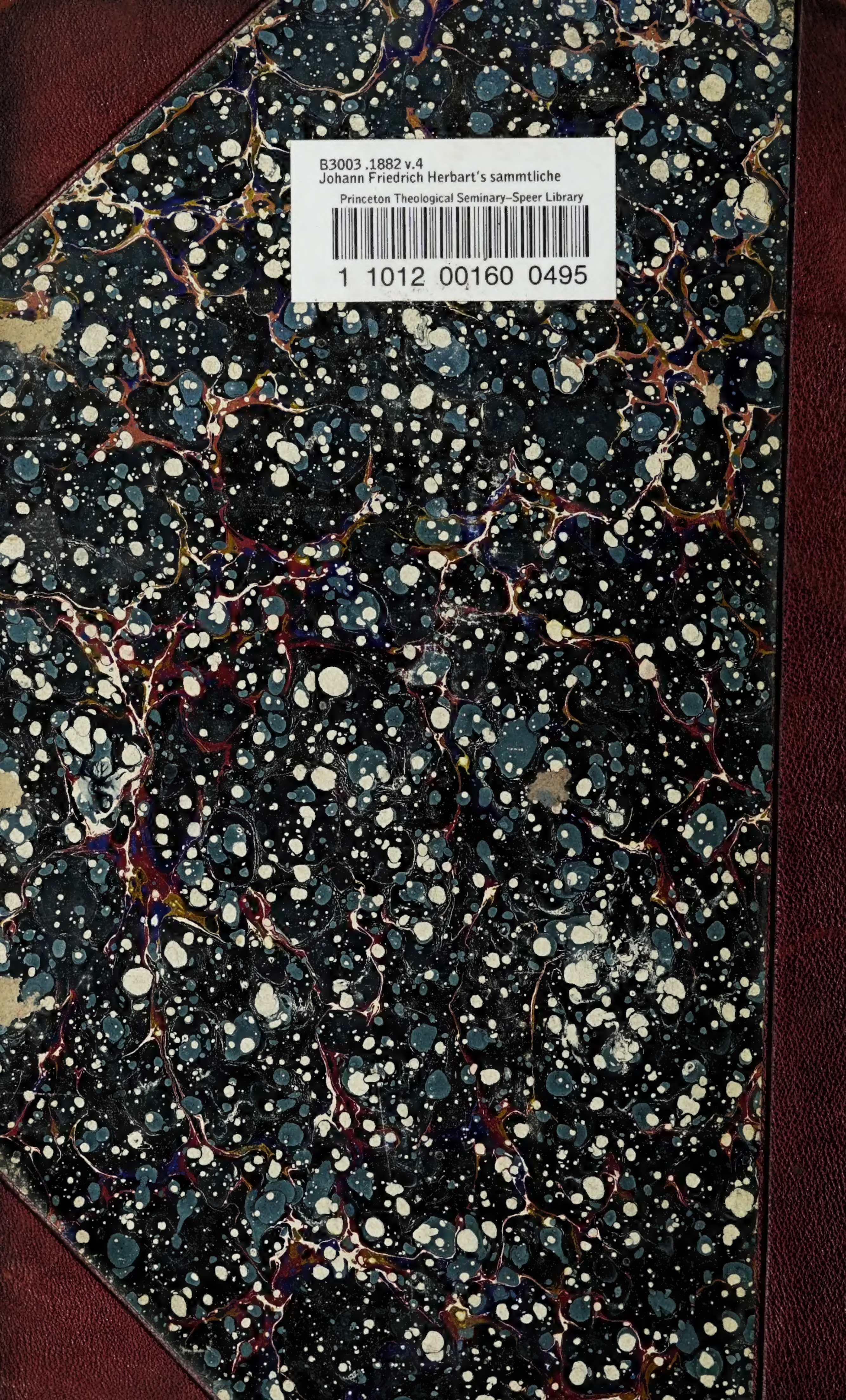












B3003 .1882 v.4
Johann Friedrich Herbart's sammtliche
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00160 0495